Zeitschrift: Beiträge zur Aargauergeschichte
Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau
Band: 11 (2002)

Artikel: Geschichte der politischen Presse im Aargau : das 20. Jahrhundert
Autor: Müller, Andreas
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-110824

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

CoQ 1254 : 11 Exp. 1

Andreas Müller

Geschichte der politischen Presse im Aargau

Das 20. Jahrhundert

Herausgegeben von der Historischen
Gesellschaft des Kantons Aargau

Aargauische
Kantonsbibliothek
CH-5000 Aarau

2002
Verlag Sauerländer Aarau

Herausgeber und Autor danken folgenden Institutionen für namhafte Beiträge an die Druckkosten:

Kanton Aargau
Aargauer Zeitung
Migros Kulturprozent

Copyright © 2002 Text, Illustrationen und Ausstattung by Verlag Sauerländer, Aarau

Printed in Germany

ISBN 3-0345-0003-3

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf deshalb der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Müller, Andreas:
Geschichte der politischen Presse im Aargau. Das 20. Jahrhundert / Andreas Müller.
– Aarau: Sauerländer, 2002
(Beiträge zur Aargauergeschichte; Bd. 11)
ISBN 3-0345-0003-3

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 11

Die politische Presse 13
Das Anzeigewesen 16
Begrenzungsprobleme 17
Zusammenfassung: Presse und Partei im 20. Jahrhundert 20

Die Situation nach der Jahrhundertwende 23

Übersicht 25
Aarau: Der Setzerstreik und seine Folgen 26
Das Ende der «Aargauer Nachrichten» 29
Baden: Stadtammann Jäger und seine Zeitungen 33
Die «Brieffälscher-Affäre»: Abspaltung der Jäger-Partei 41
Der kalte Friede 45

Die exklusive Partei-Tagespresse (1914–1945) 47

Die Blätter der freisinnigen Grossfamilie 49

Das «Aargauer Tagblatt» 49
Das «Aargauer Tagblatt» vor 1914 und seine ständigen Gegner 49
Der Erste Weltkrieg: Sympathie aufgrund der kulturellen Verknüpfung 60
Krisenjahre 66
Unsere Demokratie – ein Luxus? Der Frontenfrühling und das «Aargauer Tagblatt» 72
Die Kriegsjahre 1939–1945 81

Das «Badener Tagblatt» 88
Der Erste Weltkrieg in der Badener Presse 88
Die Nachkriegsjahre im BT 93
Die Pflege der lokalen Nachrichten 98
Frontenfrühling im Tagblatt? 102
Kriegs- und Zensurjahre 114

Das «Zofinger Tagblatt» 120
Allgemeines 120
Was zählte man damals zur Linkspolitik? 122
Die Ära Maurer 123
Der Feind steht links – oder halblinks 127
Das Verhältnis zum Dritten Reich 130
Hitlerianismus im Nachbarstaat 132
Hitlerianismus im Inland 135
Die Kriegsjahre 137

Das «Brugger Tagblatt» 139
Klein und lokal – aber beständig 139
Der unpassende Krieg 141
Krise der freisinnigen Partei – Schweiz in kritischer Lage 143
Brauner Einfluss? 146
Das Brugger-Blättli zwischen den Fronten 149

Die «Neue Aargauer Zeitung» 152
Weder rechts noch links: vorwärts! 152
Goldene 20er-Jahre? 158
Hitler, eine Witzfigur – Stalin, ein Irrer? 164
Der Fronten-Frühling in der NAZ 166
Organ der Jungliberalen 169

Die Arbeiterpresse 171

Der «Freie Aargauer» 171
Die parteieigene Zeitung 171
Die Tageszeitung 178
Das Werkzeug der nahen, kommenden Revolution 182
Arbeiterzeitung und bürgerliche Presse 187
Die Ära Arthur Schmid beginnt 193
Der Kampf gegen den Faschismus 198
Gretchenfrage der Bürgerlichen: Landesverteidigung? 202
Dem Weltkrieg entgegen 210
Die Nachkriegszeit 214
Die Thürig-Ära 221
Der AZ-Ring 228
Die Endphase 238

Das katholisch-konservative Leitorgan 244

Das «Aargauer Volksblatt» 244
Das «Aargauer Volksblatt»:
eine katholisch-konservative Zeitung unter anderen? 244
Bärlochers Panik vor Freimaurern und Juden 253
Ständestaatliche Ideen und Anleihen 259
Die späte Erkenntnis:
Nationalsozialismus und Christentum sind unvereinbar 264
Kriegsjahre und Nachkriegszeit 267

Die bäuerliche Parteipresse 271

Die «Schweizer Freie Presse» als Bauern-Tageszeitung 271
Übersicht: Brugg und Presse 271
Gründung der Bauernpartei und «Aargauischer Hausfreund» 277
Die «Schweizer Freie Presse» als Bauernzeitung 281
Die Bauernpartei-Presse und Nazideutschland 287
Vertrauen in Hitler? 290
Endphase: «Sein oder Nichtsein» 293

Die Lokalpresse: Blau, schwarz oder neutral 297

Der Bezirk Aarau 299

Der «General-Anzeiger» 299
Der «Landanzeiger» 304

Der Bezirk Brugg 309

Die Anzeiger-Schlacht im Bezirk Brugg 309

Der Bezirk Lenzburg 316

Vom «Wochenblatt» zur «Lenzburger Zeitung» 316
«Christian Ebners Wissenschaft» (30er-Jahre und Kriegszeit) 319
Der Rettungsakt (Die Ära Müller) 324
«Der Seetaler» 326
«Der Lindenberg» 335
«Lenzburger Bezirks-Anzeiger» und weitere Kromer-Zeitungen 342

Der Bezirk Kulm 348

«Wynentaler Blatt»: Ergänzungen zum 19. Jahrhundert 348
August Baumann, der Erfinder der wahren Lokalzeitung 351
Erster Weltkrieg und Krisenjahre 356
Auf Samtpfoten hin zur Bauernpartei 359
Das Auslandsgeschehen aus Wynentaler Sicht 361
Begünstigte Baumann die bäuerliche Sezession? 365
Kriegsjahre 366
Das «Wynentaler Blatt» im Aufwind der Nachkriegszeit 367
«Echo vom Homberg»: In eigener Sache 371
Von Form und Inhalt 373
Der typische Deutschschweizer 376
Autoritäre Staatsformen und Demokratie 379
Der aufgedrängte Auslandteil 1934–1945 382
Nachkriegszeit und Ende 386
«Anzeiger von Kulm» 387
Suhrentaler Presseorgane 393
Ergänzungen zum «Suhrentaler Boten» im 19. Jahrhundert 393
Das Suhrental: Ein unsicheres Pflaster 396
«Euses Blättli» / «Nachrichtenblatt» 398

Der Bezirk Zofingen 402

Der Sonderfall Aarburg:
Die Genossenschaftszeitung «Allgemeiner Anzeiger» 402

Der Bezirk Baden 408

«Der Reussbote» 408
«Badener Anzeiger» (1912–1973) 420
«Wettinger Nachrichten» («Die Grüne») (1957–1962) 422
«Rundschau» 424

Der Bezirk Zurzach 426

«Die Botschaft» 426
Das «Zurzacher Volksblatt» 438
«Der Eiserne Besen» 449

Der Bezirk Bremgarten 453

«Freiämterstimmen» / «Freiämter Zeitung» / «Freiämter Tagblatt» 453
«Wohler Anzeiger» («Dieses Apostolat der Presse tut uns heute vor allem not», Walter Meyer, 1936) 461
Die Weissenbach'sche Presse: Vom «Bremgarter Wochenblatt» zum «Bremgarter Bezirks-Anzeiger» 470
Eine liberale Alternativzeitung in Bremgarten? Vom «Bremgarter Volksblatt» über die «Bremgarter Nachrichten» zum «Anzeiger für das Freiamt» 481
«Generalanzeiger» 486
«Die kleinste Zeitung der Schweiz» («Echo vom Maiengrün») 494
«Der Bünztaler» / «Freiämter Nachrichten» 500

Der Bezirk Muri 512

«Der Freischütz» 512
«Der Bote» / «Geschäftsblatt» 523
«Katholisches Volksblatt für das Freiamt» 531
Der «Anzeiger für das Oberfreiamt» / das «Seiser Blättli» 539

Der Bezirk Laufenburg 548

«Der Fricktaler» 548
«Fricktal-Bote» / «Fricktaler Bote» 553

Der Bezirk Rheinfelden 565

«Volksstimme aus dem Fricktal» / «Fricktaler Zeitung» 565
«Anzeiger für das Möhlin- und untere Fricktal» / «Möhliner Zeitung» / «Fricktaler Zeitung» 577
Vom «Schweizerboten aus dem Frickthal» zur «Neuen Rheinfelder Zeitung» 583

Der Kampf der zwei Grossen nach 1950 oder:
Die ökonomischen Zwänge im Pressewesen der Nachkriegszeit 595

Übersicht 597
Das «Aargauer Tagblatt» nach dem Kriege:
Expansion durch Kauf und Eingliederung 599
Das «Badener Tagblatt» nach 1945:
Expansion einer Zeitungsredaktion 606
«Zofinger Tagblatt»: Opfer oder lachender Dritter bei der Fusion? 616
Die Fusion: Aargau contra Zürcher Grenzenlosigkeit 620

Epilog 625

Abkürzungsverzeichnis 629

Literatur 630

Personenregister 631

Einleitung

Die politische Presse

Im 19. Jahrhundert kannte die Geschichte der politischen Presse im Aargau keine Parteien im heutigen Sinne. Umso mehr spielten Parteiungen, Gefolgschaften und religiöse Verbände eine Rolle. Die wenig gestaltete politische Landschaft des jungen Kantons zog trotzdem scharfe Grenzen zwischen den Lagern, hob scharfe Konturen heraus und provozierte Gegensätze. Den rohen Strukturen entsprachen die ungeschlachten Streitereien und das persönlich eingefärbte Gezänk zwischen Presseorganen. Dem Chronisten eröffnete sich die reizvolle Aufgabe, diesem oft chaotisch anmutenden Gerangel nachzugehen, die unterschwellige Ordnung zu entdecken, ähnliche Gegebenheiten aufzuspüren und an den verschiedenen Fronten die Zweikämpfe oder politischen Turniere darzustellen.

Um die Jahrhundertwende kristallisierten sich die Parteien als politische Vereine heraus, die Streitformationen waren nun dauerhaft gegeben, das kleinliche Gezänk verzog sich ins Dunkel der Parteigremien. Die Lager präsentierten sich äusserlich geeint, die Auseinandersetzungen in der Öffentlichkeit vollzogen sich organisiert, und die Presse übte sich in dienender Funktion: Repräsentation nach innen und aussen. Oft ist es schwer auszumachen, ob der Historiker nunmehr die Geschichte der Zeitungen oder diejenige der politischen Organisationen darstellt. Bis zum Zweiten Weltkrieg gehörte es fast zur Pflicht eines bekennenden Zeitungsverlegers, interne Richtungskämpfe bei den andern zwar zu vermuten, nicht aber die eigenen in seinem Organ austragen zu lassen. Welch gefundenes Fressen wäre es für die politische Konkurrenz gewesen, des andern Differenzen schwarz auf weiss vorzufinden und in der eigenen Presse zitieren zu können! Parteiorgane präsentierten daher Meinungen uniform und bildeten kantonsweit – wenn immer möglich – monolithische Blöcke.

Zur Uniformierung trugen nicht wenig die Agenturen bei. Nicht nur die offiziellen Parteipressedienste normierten den politischen Gehalt; auch die Artikeldienste, die im weitesten Sinne Kommentare lieferten, waren mindestens bürgerlich-mittelständisch, bürgerlich-bäurisch oder sozialistisch ausgerichtet oder angehaucht. Während die ersteren als schweizerische Dienste die Politik meist auf die nationalen Gegebenheiten reduzierten, waren Beispiele aus Arbeiter- und Sozialpressediensten grösstenteils deutschen Quellen entnommen. So wirkten Kommentare bürgerlicher Blätter direkt oder indirekt – das heisst eingekauft oder selbstverfasst – nationalistisch, während die Arbeiterpresse im gleichen Masse internationalistisch ausgerichtet schien. Anders formuliert heisst dies, dass die bürgerliche Presse ebenso den vaterländischen Standpunkt, als die rote Presse die «vaterlandslosen Gesellen» in ihrem Denken und Gehabe vertrat.

Im Laufe des Ersten Weltkrieges verhärteten sich diese Fronten. Beim Generalstreik konnte keine gemeinsame Sprache zwischen parteilichen

Pressorganen mehr gefunden werden. In der Aargauer Presse 1918/19 stand – wie anderswo auch – einerseits die Rettung der Demokratie dem revolutionären Umsturzversuch nach ausländischen Vorbild gegenüber, während anderseits plutokratische Rücksichtslosigkeit die humanistischen Ideale einer wahrhaft egalitären Gesellschaft verhindern wollte.

Diese Planierungsarbeit der politischen Presseagenturen bestimmte auch die Stimmung hüben und drüben in den Jahren 1933–1939. Die Bauern- und Bürgerpartei, die 1919 aus diesem Geiste heraus geboren wurde und kein aufklärerisch-liberales oder christliches Fundament aufwies (sie galt damals als reine Wirtschaftspartei!), war gegenüber dem frontistischen Getue weniger immun als die freisinnig-demokratische oder die katholisch-konservative Partei. Die Presse der altbürgerlichen Parteien zeigte sich standhafter gegenüber diktatorischen Gelüsten von rechts und links, verteidigte die Menschenrechte, wobei die Sorgepflicht des Bürgers nur bis zur Landesgrenze reichte. Die international ausgerichtete Sozialdemokratie, ideologisch festgelegt und empfindlich reagierend auf gegensätzliche Wertsysteme, wo immer auch solche auftauchten, nahm sich heraus, Verhältnisse ennet der Landesgrenze wortreich zu kritisieren. Direkt betroffen durch faschistische Kriegserklärungen, war die Solidarisierung mit Bedrohten anderer Art (Juden!) selbstverständlich.

Es war eine Weile lang Mode, in populärwissenschaftlicher Manier den Aargau und seine Presse als frontenfreundlich zu deklarieren, wobei die Herausgabe des «Eisernen Besens» in Zurzach und die Tagungen in Brugg (Rüegsegger) als Wegmarken dienten. Die Sondierungen in den Jahren 1933–1939 gehörten daher zu den selbstgestellten Aufgaben dieser Pressegeschichte. Wir durften feststellen, dass die Aktivitäten der wenigen lokalen Sektionen im Aargau weitgehend auf 1933 beschränkt blieben, die Frontzeitung «Eiserner Besen» bereits nach einem Jahr unter dem Namen «Nationale Front» dorthin verlegt wurde, wo die meisten Mitglieder wohnten, nach Zürich. Der Versammlungsort Brugg hat nur deshalb Bedeutung erlangt, weil seit 1918 die antikommunistischen Vindonissa-Tagungen der militant Bürgerlichen Tradition hatten. In der bürgerlichen Presse hingegen stellten wir jene Haltung fest, die im vorigen Abschnitt skizziert worden ist: eigenständig, demokratisch, isolationistisch, verteidigungsbereit.

Entgegen landläufigen Vermutungen erbrachte eine nähere Abklärung der Presseinhalte in den Kriegsjahren nichts zutage, was aufschlussreich, bezeichnend oder belastend gewesen wäre. Nicht die Zensur hatte solche Textstellen direkt eliminiert oder mittels Richtlinien indirekt unterbunden, vielmehr war es die vorsichtige Selbstzensur der Redaktoren, die zur Gleichförmigkeit beigetragen hat. Man überbot sich in geistiger Landesverteidigung und taktischer Zurückhaltung. Der Aargau als eidgenössischer Musterknabe handelte bewusst nicht gegen das Politische Departement, torpedierte keine schweizerische Aussenpolitik. Als Musteraargauer zeigte sich zum Beispiel

der Sozialist Arthur Schmid, Zensor und Zensurierter in gleicher Person. Der «Freie Aargauer» zeichnete sich 1939–1945 bezüglich Aufmüpfigkeit gegenüber Bundesrat oder fremden Machthabern keineswegs aus. Diese Erkenntnis, gewonnen aus eifriger Lektüre der Kriegstexte, veranlasste uns, auf die sich wiederholenden Angaben weitgehend zu verzichten. Wie sehr Zensur und Selbstzensur sich auswirkt, wenn wir die Zeit vor 1939 und nach Frühjahr 1945 mit den Kriegsjahren vergleichen, das hingegen kann als eigentliche pressegeschichtliche Erkenntnis verbucht werden.

Gegen Ende des Krieges, also vor Aufhebung der Zensur, wagten manche Journalisten schon schärfere Kritik; ja, Entsetzen und Anprangerung gehörte zu vielen Kommentaren: das Aufdecken der Gräuel in den befreiten Lagern als Schandtaten einer Ideologie und irregeleiteter, zu Monstern gewordener Menschen. Das zweite, halb innenpolitische Thema bildeten die unmotivierten Anprangerungen der Schweiz als Kriegshelfer der Achse durch Washington, die – eingedenk der verflossenen schwierigen Kriegsjahre – Presse und Leserschaft gleichermassen empörte. Direkt nach dem Kriege beherrschte die Diskussionen um Ausweisungen und Säuberungen die Spalten der Presse, parallel zu den entsprechenden Debatten im Grossen Rat.

Die bald einsetzende Hochkonjunktur ermöglichte der aargauischen Presse, sich rasch zu erholen und – ohne Bruchstelle – in parteipolitischer Manier der Vorkriegszeit weiterzuwirken. Während in den Nachbarstaaten ringsum ein Neuanfang nötig wurde, waren die Veränderungen hierzulande durch wirtschaftliche Gegebenheiten provoziert. Der Abbau der parteipolitischen Färbung in den 60er-Jahren hatte mehr mit dem Inseratenmarkt zu tun, als mit ideeller Veränderung. Der Kalte Krieg, die Angst vor der Expansion des sowjetischen Einflussbereiches in Europa, begünstigte generell die bürgerliche Ausrichtung der Presseorgane und zwang schon früh die sozialdemokratischen Zeitungen zu Restrukturierungsmassnahmen. Die eigentlichen Parteizeitungen verschwanden zugunsten der parteiinternen Publikationen, Zeitschriften und Zirkulare. Radio und Femsehen übernahmen die Erstinformation, umgekehrt erfolgte die Anzeige der Programme und die Nachbearbeitung der Sendungen in den Zeitungen. Kaum ein Lokalblatt, geschweige denn eine Tageszeitung, konnte die elektronischen Medien ignorieren.

Was bei der ganzen Presse-Entwicklung nach 1950 am meisten ins Auge sticht, ist der Gleichschritt der aargauischen mit den schweizerischen Gegebenheiten. Nicht nur die Medien-Ringe oder der Artikel-Austausch, sondern auch die Lieferung ganzer Mantelteile von Presseorganen kannte keine kantonalen Grenzen mehr. Nur die Auswirkungen auf die Aargauer Zeitungen bleiben Ereignisse der kantonalen Pressegeschichte. Sie finden sich in den Schlussabschnitten der Geschichte aller Lokalorgane und, hinsichtlich der Tageszeitungen, im letzten Kapitel dieses Buches.

Das Anzeigewesen

Die politische Presse war fast von Anfang an auf die Einnahmen aus den Inseraten angewiesen. Je aufwendiger der Textteil wurde, einerseits durch die redaktionelle Arbeit und die treffliche Stellung und Entlöhnung des Druckereipersonals (höchstorganisierte Berufsgruppe), anderseits durch steigende Papierpreise und immer raffiniertere Apparaturen, desto dringender waren die Zeitungen auf Inserate angewiesen. Die Kleinbetriebe, die zu den Pressestrukturen unseres Kantons gehörten und teilweise noch heute bestehen, reagierten besonders sensibel auf Wirtschaftsflauten, militärische Aktivdienste und gewerkschaftliche Kampfmassnahmen. Da viele kleine Blätter praktisch ohne Gewinn arbeiteten, hatten sie vor allem dem Renommee der Akzidenzdruckerei zu dienen. Versagten die gewichtigen Einnahmequellen aus der Akquisition, dann musste man als erstes die Zeitung reduzieren oder aufgeben.

Dazu kam ein zweites: Seit Beginn des Jahrhunderts tauchte ein neues Presseprodukt auf, der Inseraten-Anzeiger, im Aargau erstmals lanciert 1901 durch die Firma Kromer in Lenzburg. Immer trug sich das reine Inseratenblatt selber, konnte auf den teuren redigierten Text verzichten und wurde gratis auf die Haushalte des Einzugsgebietes verteilt. In Bern und Solothurn waren schon früher Drucker auf den Geschmack gekommen und machten aus diesem Presseprodukt einen wichtigen Erwerbszweig.

Die Inseraten-Anzeiger galten in ordentlichen Pressekreisen als Parasiten, die den aufwendigen Organen die materielle Substanz entzogen. Lieferten sie zudem unterhaltenden Text, spesenfreie Fortsetzungsromane und zugelieferte Informationen mit Reklamecharakter, galt eine Gratiszeitung als besonders anrüchig. Dass das Anzeigegeschäft in der Zeitungsverpackung besonders attraktiv war, hätte eigentlich der Meinungspresse schmeicheln müssen. Zerstörungsabsichten waren bei den Anzeiger-Leuten sicher nicht vorhanden. Dass zum Beispiel nach Erledigung der politischen «Lenzburger Zeitung» der Kromer'sche Anzeiger nun für die Lokalinformationen in die Lücke sprang, war logisch und bewies den Spürsinn des Verlegers. Im historischen Kontext beurteilt und mit dem Moralkodex der Meinungspresse gemessen, galt die Abfolge des Geschehens in Lenzburg als besonders hinterhältiges Spiel. Ähnliches vollzog sich aber in Baden, in Brugg, in Aarau, Rheinfelden und Sins lange vor dem eigentlichen Zeitungssterben. Die Anzeiger hielten sich dort neben der Meinungspresse. Dass diese Misere nicht früher einsetzte, verdankten die schmalbrüstigen Verlagsunternehmen im Aargau der Hochkonjunktur nach dem Zweiten Weltkrieg. Was die Anzeiger wegfrassen, wurde laufend durch das grössere Inseratenvolumen wettgemacht. Das einzige Opfer der Kriegszeit war die täglich erscheinende «Neue Aargauer Zeitung». Alle übrigen Organe erholten sich nach 1945 rasch und zeigten innerlich und äusserlich kaum Reform-

bedarf. Die gute Wirtschaftslage stärkte das innere Beharrungsvermögen der aargauischen Zeitungen und sicherte die bestehende Struktur der Presselandschaft noch auf Jahre hinaus.

Was sich nach dem Zweiten Weltkrieg verstärkte, das war das Gewicht der Akquisitionsfirmen. Die Werbeagenturen kümmerten sich wenig um die Qualität der redigierten Texte; einzige Kriterien waren Auflagen und Streudichte. Anzeiger arbeiteten vorzüglich mit Agenturen zusammen. Auch die kleinste Lokalzeitung musste deren Dienste in Anspruch nehmen, wollte sie werbemässig bestehen. Die Chance, die wirtschaftliche Prosperität der 50er- und 60er-Jahre zu nutzen und der Werbewirtschaft immer bessere Bedingungen anzubieten, ergab sich in den neuen Agglomerationen Aarau und Baden. Sich den aufstrebenden Vorortsgemeinden durch Lokalberichterstattung anzudienen, gleichzeitig die Parteifarbe langsam verblassen zu lassen, das war das Rezept des «Aargauer»- und «Badener Tagblatts».

Daher drängte sich für die diese beiden Blätter und das «Zofinger Tagblatt» eine andere Darstellungsweise auf. Bis etwa um 1950 zeichnete sich bei keiner aargauischen Tageszeitung eine besondere Geschäftsstrategie und eine daraus resultierende Expansion ab. Alle besassen etwa dieselbe Grösse. Dann brachen die zwei obgenannten Organe aus und auf. Die Geschichte der beiden Tageszeitungen geht in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts einen eigenen Weg, geprägt von wirtschaftlichen Zwängen der ausserkantonalen Grosspresse. Den Weg diktierte weitgehend die Werbewirtschaft, respektive die Annoncenfirmen. Das «Zofinger Tagblatt» war mehr Opfer als Täter im grossen kantonalen Zweikampf.

Im Schlusskapitel wird dies alles als Vorgeschichte der Fusion von 1996 unter den genannten Gesichtspunkten skizziert. Wobei die Blätter der Lokalpresse, welche die Auswirkungen zu tragen hatten, deren Expansionspotential naturgemäss beschränkt blieb, die von den Grossen im Geschäft sogar eingeschränkt wurden, die jüngste Pressegeschichte von «Aargauer»- und «Badener Tagblatt» teilweise vorwegnehmen.

Begrenzungsprobleme

Die Bearbeitung der politischen Presse des Kantons Aargau musste auf zwei Seiten begrenzt werden. Einerseits entfallen Gemeindeorgane, die als Orientierungshilfen durchaus politische Aufgaben wahrnehmen, oft auch den Namen Zeitung tragen, aber eigentlich Behörden-Informationsschriften sind. Wir bewerten ihren Wirkungsraum als zu eng. Anderseits werden an zwei Standorten im Aargau im grossen Stil politische Zeitungen und Zeitschriften hergestellt oder verlegt, die auf den schweizerischen Markt ausgerichtet sind und deren Wirken auf den Aargau nicht anders ausfällt, als für jeden andern Kanton der Schweiz: der Verlag Effingerhof im Dienste

des Bauernverbandes und seinen Publikationen, die Firma Ringier in Zofingen im Dienste der illustrierten Zeitschriften stehend. Beide Pressezentren gehören als Unternehmen zur Pressegeschichte des Aargaus, aber ihre Presseprodukte wollen und sollen nicht Gestaltungsmittel der aargauischen Politik sein.

Betrachten wir zuerst den Lokalbereich! Wir stellen fest, dass die Landblätter im Aargau zunehmend die grössere Politik ausblenden und sich der Gemeindepolitik und dem öffentlichen und privaten Gesellschaftsleben des Einzugsgebietes widmen. Das ist zum ersten ein Resultat des allgemeinen Wohlstandes, da sich jede Haushaltung eine Tageszeitung leisten kann, zum andern ein Zeichen für die Tendenz, der Globalisierung mit der Hinwendung zur kleinen Welt zu begegnen. Nicht nur die offiziellen Gemeindeblätter aller Orten sorgen für Detailinformationen aus Verwaltung und Privatbereich, auch Kommissionen können dem Drang nach periodischen Presse-Dienstleistungen nicht widerstehen: Gemeinde-Schul-Zeitungen oder lokale Kultur-Spiegel flattern in alle Briefkästen der Wohngemeinde. Quartiervereine sorgen für ein eigenständiges Journal. Die Atomisierung kennt fast keine Grenzen mehr. Die Leichtigkeit, ansprechende Periodika mit moderner Computer- und Vervielfältigungstechnik herzustellen, verführt allerorten zu neuen Versuchen. Doch wie bei Studenten- und Mittelschul-Zeitungen hängt die Dauer eines Unternehmens oft von initiativen Laien-Journalisten ab. Und die Organe kommen und vergehen. Dass allemal der traditionellen Lokalzeitung mit Sonderblättern Substanz entzogen wird, diese Einsicht ist kaum vorhanden (meist Nachrichten und Inserate!).

Dass gewisse Gemeinden – aus Sorge um Aushöhlung des Lokalorgans – dem Verlag Subventionen oder Defizit-Garantien zukommen lassen, um im Gegenrecht die offiziellen Verlautbarungen im Textteil kostenlos unterbringen zu können, kann als Korrektiv zum allgemeinen Trend nur begrüsst werden. Diese Zeitungen sind aber fast zu Gemeindeblätten geworden. Für unsere Arbeit wurde die Abgrenzung immer schwieriger. Zuletzt galt meist das historische Kriterium: wurde aus einem traditionellen Lokalblatt eine Art Gemeindezeitung, so blieb es Teil unserer Darstellung; bekam ein Gemeinde-Orientierungsblatt durch Ausweitung des redaktionellen Teils mehr Zeitungs-Charakter, so wurde trotzdem auf die Behandlung verzichtet. Ein Grund war auch die Periodizität: eine wöchentliche Erscheinungsweise gilt als Minimum für ein Organ, das den Namen Zeitung verdient.

Damit rückte zum Beispiel der «Küttiger Anzeiger» des Gewerbeverbandes ganz in die Nähe eines Lokalblattes: 50 Jahre Tradition (1999) und dabei vom 14-täglichen Erscheinen zum wöchentlichen Allerwelts-Dorforgan geworden, das ist eine Leistung, die sich sehen lassen kann. Zudem ging hier die Initiative nicht von den Behörden aus; die Trägerschaft kann durchaus der Genossenschaft des Aarburger «Allgemeinen Anzeigers» gleichgestellt werden. Trotz einer Auflage von rund 3000 Stück – dabei einige auswärtige

Heimweh-Abonnenten –, ist die Wirksamkeit auf das eigene Dorf beschränkt. Dass die Begrenzung, was noch Zeitung im Sinne unserer Darstellung ist, willkürlich anmutet, kann als Kritik durchaus akzeptiert werden. Dem «Küttiger Anzeiger» wäre mit obiger Notiz eine kurze Würdigung dargebracht.

Umgekehrt beeinflussen aargauische Perodika im höchsten Masse die kantonale Politik, die in dieser Geschichte nicht berücksichtigt sind: die Verbands- und Vereinsblätter. Auch jene Zeitschriften, die relativ häufig erscheinen (das Schulblatt zum Beispiel 14-täglich), sind an einen begrenzten, festen Personenkreis gerichtet und kommen trotz hoher Auflage einem Vereins-Bulletin näher als einer politischen Zeitung. Es ist aber eine Tatsache, dass die heutigen Menschen mehr durch die Verbandspresse politisiert werden, als durch gewisse Lokalblätter. Ein Zeichen mehr für die heute grassierende Betroffenheitsdemokatie!

Damit wenden wir uns der landwirtschaftlichen Fachpresse aus Brugg zu. Sie kann durchaus der Verbandspresse gleichgestellt werden. In der Frühzeit des Jahrhunderts, als noch geschlossene Räume von rein agrarisch ausgerichteter Bevölkerung bestanden und die Abdeckung dort fast 100 Prozent ausmachte, war die Ausrichtung auf das ganze Gebiet der Schweiz der Grund zur Ausklammerung. Heute kommt dazu, dass der Personenkreis, der sich über diese Blätter politisch orientiert, sehr stark geschrumpft ist. Die Ausstrahlung über die Grenzen der bäuerlichen Berufsverbände hinaus ist rückläufig. Selbst auf dem Anzeigenmarkt verlieren diese Organe ständig an Einfluss. Die Bauernpresse aus Brugg, einst schweizerischer Machtfaktor, ordnet sich in die normale Fachpresse ein.

Das Verlagshaus Ringier in Zofingen war einst ein rein aargauisches Unternehmen. Heute gehört es zu den multinationalen Firmen. Schon früh hatte sich Ringier offiziell aus dem aargauischen Zeitungsgeschäft abgemeldet und mit der roten Zofinger «Allgemeinen Zeitung» den helvetischen Markt bedient. Selbst diese Wochenzeitung erhielt immer mehr Zeitschriften-Charakter. Alle übrigen Organe aus diesem Verlagshaus waren illustrierte Zeitschriften, die zwar im Aargau hergestellt wurden, aber inhaltlich keinen Schwerpunkt im Kanton setzten. Noch mehr gilt dies für den «Blick». Dieses Boulevard-Blatt, das auf den Kioskverkauf ausgerichtet ist, wird in den schweizerischen Grossstädten hergestellt und im luzernischen Adligenwil gedruckt.

Bliebe noch der Sonderfall «Abendland». Sein Gründer Herbert Meier war mit der Aargauer Politik insofem verbunden, als er zuerst als Republikaner, dann als SVP-Politiker im Grossrat mitwirkte. Seine Zeitschrift wurde als Gegenkraft zur 68er-Bewegung 1968 lanciert, vertrat und vertritt noch heute wertkonservatives Gedankengut. Dass das Blatt eines Einzelnen heute über 30 Jahre Bestand hat, ist schon eine Auszeichnung. Doch das Organ hat eindeutig Zeitschriften-Charakter, das heisst es ist der sekundären

Aktualität und dem Kommentar aus gewisser Distanz gewidmet. Zudem hat es gerade deshalb seinen Abnehmerkreis behalten können, weil es auf das schweizerische Verbreitungsgebiet ausgerichtet blieb.

Zusammenfassung: Presse und Partei im 20. Jahrhundert

Im 19. Jahrhundert wurden die Zeitungen gezielt zum politischen Dialog verwendet. Massenversammlungen waren schon aus verkehrstechnischen Gründen kaum möglich – mindestens nicht für so alltägliche Dinge wie die politische Willens- und Meinungsbildung. Dazu hatte man schliesslich Lesen gelernt. Redaktoren und Verleger waren Meinungsbildner, nicht nur Übermittler von Botschaften. Sie vertraten ganz bestimmte Schattierungen der politischen Ideen, die zumeist noch nicht parteipolitisch, das heisst vereinsmässig festgelegt und verbreitet wurden. Nur selten ragten noch Journalisten-Persönlichkeiten dieser Art ins 20. Jahrhundert. Die Agenturen lieferten jetzt nicht nur die Informationen, sondem zum Teil auch die Kommentare pfannenfertig ins Haus. Somit wurden je länger je mehr die Artikeldienste politisiert. Sie waren es, die die liberal-bürgerlichen, die katholisch-konservativen oder die arbeitnehmerfreundlichen Organe bis zu einem gewissen Grad konfektionierten.

Zeitungen halfen um die Jahrhundertwende, Parteien zu formieren und sie zu institutionalisieren. Umgekehrt begannen diese Vereine nachher die Presseorgane zu besetzen, für ihre Ziele zu instrumentalisieren. Dies war bei anonymen Trägerschaften einfacher als bei Familienunternehmen. Hier wachte entweder die Haus-Tradition oder eine versierte Persönlichkeit über allem Geschehen und Geschreibe. Erst in der Phase des Ersten Weltkrieges kam es immer häufiger zu einer Art geistiger Übernahme durch die Parteien. Eine Figur wie Johann Baptist Rusch war nicht mehr tragbar, weil zu wenig pfleglich. Es gab jetzt eine Parteipresse, parteiliche oder parteinahe Zeitungen. Neutrale Anzeiger waren nicht nur aus ökonomischen und staatspolitischen, sondem auch aus moralischen Gründen suspekt. Zur Zeitung gehörte ein politisches Credo, basta. Die Zwiesprache zwischen Parteifreunden und ihrem Meinungsorgan ersetzte die einstige Zwiesprache, respekt. das Gezänk, zwischen den aargauischen Blättern, wie es im 19. Jahrhundert noch üblich war. Man verbreitete Schuldsprüche, keine Anklagereden; sie verlangten nicht nach Verteidigung oder Rechtfertigung. Der Dialog war abgebrochen, ehe er nur eingeleitet war.

Daher drängte sich für die Pressegeschichte des 20. Jahrhunderts ein ganz anderes Konzept auf, als beim ersten Band. Bis 1945 zelebrierte jedes Blatt sein eigenes Dasein; damit verlangte auch jede Zeitung nach ihrer eigenen Historie. So wurde die aargauische Zeitungsgeschichte zu einem Flickenteppich, zum Patchwork: Eine Zeitungsgeschichte reiht sich an die nächste.

Höchstens unter Lokalzeitungen wogte in den Regionen noch gelegentlich so etwas wie Meinungsaustausch, vor allem, wenn sich ein Organ der Gegenrede verschloss. Diesem Umstand wurde in besonderen Kapiteln Rechnung getragen.

Dass die Sondierung in den 30er-Jahren bei Tages- wie bei Lokalblättern besonders sorgfältig erfolgte, kann nicht erstaunen. Zum ersten ist die Verunsicherung schweizerischer Politik vorher und nachher nie mehr so eklatant gewesen wie damals. Zum andern spürten die Zeitungen zum erstenmal die harte Konkurrenz der radiotechnisch übertragenen Rede und wurde bald selber zum Lager- und Sammelplatz der weltweit durch den Äther verbreiteten Worte und Parolen. Wie der Verleger und Redaktor damit umzugehen wusste, interessiert den heutigen Menschen, angesichts der Vergangenheits-Bewältigungs-Manie, in hohem Masse.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts änderte sich dank Wiederaufbau und Hochkonjunktur vorerst wenig. Pressemässig verlief im Aargau alles in vorgeprägten Bahnen. In der Inkubationszeit des Fernsehens verhalf der wirtschaftliche Aufschwung vielen Zeitungen mindestens zur Behauptung des Erreichten. Dann aber drängte die Konkurrenz der elektronischen Medien und die Aufteilung des Werbekuchens die Druckerpresse zu einer sorgfältigen Geschäftsführung und zur Umstellung der Konzeption. Die Nachbereitung der Fakten wurde zur zentralen Aufgabe; die Erstmeldung war längst vor Redaktionsschluss erfolgt. Im lokalen Bereich versuchte bald auch das Radio seinen Teil an der schnellen Übermittlung zu leisten. Dem Fernsehen widmete die einstige Leserschaft der Zeitungen durchschnittlich doppelt so viel Zeit als der Lektüre. Die Kurzfutter-Information der Boulevard-Presse, vorwiegend auf dem morgendlichen Arbeitsweg vorweggenommen, dämpfte das Interesse an der detaillierten Information samt tiefgründigem Kommentar; man hatte alles schon schwarz auf weiss konsumiert. Die Partei-Versammlungen schliesslich wurden je länger je mehr zum Zirkel der Auserwählten, der Partei-Eliten; die Massen blieben weg. Podiums-Gespräche mit berühmten Teilnehmern im Fernsehen erübrigten die Teilnahme an einem Rundtisch-Gespräch der örtlichen Parteiprominenz im Dorfgasthaus. Somit lauerte auch niemand mehr auf den nachträglichen Bericht.

Damit begann der Kampf der Zeitungen ums wirtschaftliche Überleben – im Aargau nicht anders als sonstwo in der Schweiz und im Ausland. Die wirtschaftlichen Zwänge und konzeptionellen Anpassungen wurden zum Selektionsverfahren: die einen überlebten, die andern fusionierten oder liefen langsam und klagvoll aus. Die Parteipresse im engeren Sinne hatte jede Chance verloren; ihr ursprüngliches Feld war abgedeckt durch die elektronischen Medien und die sprachregional wirkenden Zeitschriften, die gar die Landesgrenze nicht mehr achteten, geschweige denn kantonale Gemarkungen.

Eine gewisse Boulevardisierung der Tagespresse nahm die Lesegewohnheiten der Mehrheit auf und versuchte nun mit Bildern, Titeln und Zwischentexten von Abschnitt zu Abschnitt den Konsumenten zum Weiterlesen zu animieren. Zudem: je häufiger der Arbeitsort nicht mehr im Aargau, sondern in den umliegenden Städten gefunden wird, umso eher wendet sich das kulturelle Interesse auch diesen Zentren zu. Damit standen und stehen die aargauischen Tageszeitungen in harter Konkurrenz mit auflagestarken Print-Medien, die zugleich das Odium der urbanen Weltoffenheit pflegen, ob zu Recht oder zu Unrecht, bleibe dahingestellt. Damit ist die grosse Tagblatt-Fusion im November 1996 zu erklären und verständlich. Ihr gingen Fusionen von Landblättern voraus, die wirtschaftlich und konzeptionell die Mittel nicht hatten, als blosse, bescheidenen Lokalblätter Grosses zu leisten. Dennoch, der Aargau behält auch am Ende des 20. Jahrhunderts einen vielfältigen, vor allem aber reich bestückten Pressewald. Das Dickicht ist ausgelichtet; umso besser gedeihen die Stämme und Kronen der währschaften Bäume in Licht und Luft der aargauischen Landschaft.

Die Situation nach der Jahrhundertwende

Übersicht

Das «Badener Volksblatt», im Dezember 1894 als zusätzliches katholisch-konservatives Lokalblatt gegründet, entwickelte sich immer deutlicher zum Leitorgan der Partei. Schon seit 1908 führte der sogenannte Schwarze Stamm im Gambrinus in Baden Gespräche um dessen Ausbau. Ab dem 16. Dezember 1911 nannte es sich «Aargauer Volksblatt», wurde zur Tageszeitung und zum Sprachrohr der Partei.

Im gleichen Zeitraum klärten sich die Verhältnisse bei der Arbeiterbewegung. Nach einem ersten kurzlebigen Versuch im Juni 1893 mit dem «Aargauer Arbeiterfreund» in Zofingen (Franke), erschien in Aarau als Resultat des Setzerstreikes ab 1. Mai 1906 der «Freie Aargauer», zuerst zweimal wöchentlich, ab 1908 dreimal und wurde 1912 zur Tageszeitung. Damit sprachen auch die verschiedenen Arbeitervereine und die Grütlibewegung mit einer Stimme.

Während sich die Parteien rechts und links des liberalen Bürgertums pressemässig konsolidierten, verlor sich die politische Mitte immer häufiger in Flügelkämpfen, was sich nicht nur in der Vielfalt von Lokalorganen ausdrückte, sondern in Aarau zu fast selbstmörderischen Pressekämpfen führte. Die «Aargauer Nachrichten» des Verlegers Wirz markierten als Tageszeitung die radikaldemokratische Richtung, ihr stand das liberale «Aargauer Tagblatt» gegenüber. Dazwischen suchte der «Aargauische Anzeiger» sich als möglichst unabhängig zu profilieren, machte dabei Keller'sche Familienpolitik und erschien bis 1911 zweimal, nachher dreimal pro Woche.

Nicht in Aarau, aber in Brugg, entwickelten sich damals eine Reihe von landwirtschaftlich ausgerichteten Fach- und Interessenorganen, und in Baden brachte Nationalrat Jäger, der sich gleichzeitig bei der Grütlibewegung wie bei der Bauernsame beliebt machen wollte, seit 1893 die «Aargauische Bauernzeitung» heraus. In den Kreisen der Handel- und Gewerbetreibenden machten sich ähnliche Bewegungen geltend und die Berufsklasse der Fixbesoldeten suchte ebenfalls auf dem Wege der Organisation eine wirksamere Vertretung ihrer Interessen. Alle diese Gruppierungen trennten sich erfreulicherweise nicht los von den bisherigen historischen Parteien, meinte 1918 noch das «Aargauer Tagblatt» voller Zuversicht. Diesem Anspruch konnte die innerlich zerrissene freisinnig-demokratische Partei niemals gerecht werden.

Seit 1895 war zwar der Zusammenschluss der Demokraten und Liberalen Tatsache. «Dem Zusammenschluss der Parteigruppen hätte gegebenerweise auch die Verschmelzung der Parteiorgane folgen sollen. Es war gerade die freisinnige Presse, die den Plan der politischen Führer zu einem geeinten, geschlossenen Vorgehen beider Parteigruppen oft durchkreuzte; es setzten neue Parteifehden mit persönlichen Kämpfen ein und den Schaden hatte die Gesamtpartei zu tragen.»[1]

---

[1] AT, 9. Juni 1918.

Am 23. Januar 1905 wurde erneut die Fusion des liberalen und freisinnigen (demokratischen) Flügels der Partei bekräftigt. An der Schattierung der Presseprodukte änderte aber der Parteivortrag IV nichts. Hinter den Zeitungen standen Redaktoren mit Ecken und Kanten, die von keinem Programm gebändigt werden konnten. Und neue Kräfte meldeten sich zum Wort, die nicht unbedingt zur Einigkeit beitrugen: die Jungfreisinnigen. «Mit der Vereinigung der beiden Fraktionen kam zwar der Gottesfriede noch nicht über dieselbe, aber von Jahr zu Jahr nahm der Streit, der noch hinüber und herüber seine Fünklein gab, mildere Akcente an...» «Wir sind gewiss die letzten, die das bedauern und die früheren, ganz besonders für die Zeitungsschreiber aufregenden Zeiten wieder herbeiwünschen möchten.» Allein, eine Jugendbewegung tue einer Partei gut.[2] Und so wurde die jungfreisinnige Bewegung im Aargau vom «Aargauer Tagblatt» 1905 relativ gelassen willkommen geheissen. Widmann von den «Nachrichten» und Weder vom «Tagblatt» sassen im selben Bezirkskomitee der Partei und Gottfried Keller vom «Anzeiger» überwachte bärbeissig , was sich da tat: «Die Jungradikalen waren ihm zu realpolitisch und zu oppositionell gegen das Regierungsgebäude, das ihm immer ein Heiligtum schien. Die Liberalen deuchten ihm zu lax und mild.»[3] In diesem Umfeld schlitterten die Aarauer Presseorgane in den Setzerstreik vom Dezember 1905 hinein, der für alle drei bürgerlichen Presseorgane zur Frage von Sein oder Nichtsein wurde.

Aarau: Der Setzerstreik und seine Folgen

Am 2. Dezember 1905 versammelten sich die Typographen von Aarau, im ganzen 70 Mann, und protestierten, weil ihren Lohnforderungen nicht entsprochen wurde. Mit «allen gegen 1 Stimme wurde beschlossen, in sämtlichen Druckereien heute zu künden und in 14 Tagen also auszutreten.»[4] Am 11. Dezember wurde der Beschluss korrigiert: bereits morgen früh würden sie in Ausstand treten. Die Prinzipale erklärten, dass sie sich diese Terrorisierung nicht gefallen liessen. Sie würden kurzerhand neue Arbeitskräfte einstellen. Unterschriften: Emil Wirz, Aarg. Tagblatt, Sauerländer, Trüb u. Cie, G. Keller. Am 11. und 12. Dezember erschienen die «Nachrichten» nur als Einzelblatt, am 13. überhaupt nicht mehr. Am 14. hingegen tauchten sie in der üblichen Form wieder auf. Die wichtigste Mitteilung: «Da verschiedene Blätter von der Ente des Zof. Tagbl., es sei eine Verschmelzung der Aarg. Nachrichten mit dem Aarg. Tagbl. im Gang, Notiz genommen haben, stellen auch wir fest, – nachdem das Aarg. Tagbl. bereits dementierte – dass an jener Nachricht kein wahres Wort ist. Es haben keine diesbezüglichen Verhand-

[2] AT, 6. Januar 1905.
[3] Rusch im AV, 1916.
[4] AN, 2. Dezember 1905.

lungen stattgefunden und es besteht auf keiner Seite die Absicht, solche anzuknüpfen.»[5] Ein Spur Wahrheit verbarg sich dennoch in diesem Gerücht. Tatsächlich suchte Herr Wirz in diesen schwierigen Zeiten mit der Konkurrenz zusammenzuspannen, um bis zum Ende des Streikes ein gemeinsames Produkt herzustellen, wie er später selber zugab. Aber das Tagblatt habe abgelehnt. Das andere tägliche Blatt von Aarau sei in reduziertem Umfang weiter erschienen, klagte er. Damit war die Solidarität der Prinzipalschaft gebrochen – und der Verleger der «Aargauer Nachrichten» genötigt, seine eigenen Wege zu geben.[6] Das ganze wurde nun zusätzlich überschattet von dem tragischen Tod eines Betroffenen. Rudolf Wehrli von Küttigen hatte 42 Jahre als Maschinenmeister in der Druckerei Keller gearbeitet. Der Streikbeschluss stürzte ihn derart in einen Loyalitätskonflikt, dass er keinen Ausweg mehr sah und sich das Leben nahm.[7]

Am 22. Dezember verkündete die Typographia, dass vor weiteren Verhandlungen die sogenannt Arbeitswilligen zu entlassen seien. Ein Einsender im «Aargauer Tagblatt» nenne diese Forderung unmoralisch. Die Typographia hingegen finde das Verhalten dieser so genannten Kameraden unmoralisch.[8] Wirz, noch immer mehr der Typ Buchverleger als Typ Politiker, zog sich von der Front zurück, überliess den Kampf den übrigen und meldete sich krank. Am 24. Dezember wies dann der Verlag Wirz den Vorwurf des «Aargauer Tagblattes» zurück, er sei wortbrüchig geworden. Dem Tagblatt seien Streikbrecher-Setzer verblieben, den Nachrichten hingegen nicht. Also mussten die Nachrichten ausbleiben, während das Tagblatt die Monopolstellung ausnutzen konnte. Dem Verlag Wirz sei daher nur noch der Weg über Einzelverhandlungen geblieben.[9] Die übrigen Prinzipale, vor allem Keller, frozzelten Wirz aus, der sich solchem Druck nicht gewachsen zeige. Drei Tage später schrieb Wirz, dass die Erklärung der vier hiesigen Buchdruckereibesitzer eine so rücksichtslose, unsachliche, persönliche Anrempelung gegen ihn sei, dass er sich jeder Antwort enthalte. «Ich habe so gehandelt, wie ich im Interesse meines Geschäftes und mit Rücksicht auf die Haltung eines Konkurrenten handeln musste!»[10]

So zeichnete sich schon damals ab, dass Wirz keinen sehr langen Atem hatte, und sein Unternehmen nicht auf gutem Boden stand. Obwohl Widmann alle Handänderungen überdauert hatte und als Redaktor dem Blatt Kontinuität verleihen konnte, bröckelte doch auf der linken Seite die Anhängerschaft der Nachrichten ab. Als Nebenprodukt des Streikes entstand nämlich neue Konkurrenz. Die ausgesperrten Mitglieder der Typo-

[5] AN, 14. Dezember 1905.
[6] AN, 16. Dezember 1905.
[7] AN, 20. Dezember 1905.
[8] AN, 22. Dezember 1905.
[9] AN, 24. Dezember 1905.
[10] AN, 27. Dezember 1905.

graphia gründeten in der Folge als Genossenschaft eine bescheidenen Druckerei, um auf eigene Rechnung zu arbeiten. Ihr Ziel war die Herausgabe einer Arbeiterzeitung. Am 22. April 1906 ratifizierte eine Delegiertenversammlung der aargauischen Arbeitervereine in Baden den Vertrag, wonach die Aarauer Druckereigenossenschaft Herstellung und Vertrieb eines eigenen Parteiblattes übernahm. Am 1. Mai 1906 erschien unter dem Titel «Der Freie Aargauer» die erste Nummer einer sozialdemokratischen Zeitung.»[11]

Der «Freie Aargauer» entzog dem altgedienten, linksfreisinnigen Organ so viel Substanz, dass sich eine Fusion im demokratischen Presseangebot auf dem Platz Aarau fast aufdrängte. Am 31.Januar 1911 meldeten die Nachrichten den Handwechsel von Emil Wirz auf Gottfried Keller und Sohn. Widmann, schon 16 Jahre im Dienste des Blattes, wurde übernommen. Wirz beschränkte sich wieder auf seine angestammte Tätigkeit als Buchverleger und Buchhändler. Er hatte das Zeitungsunternehmen nur sechs Jahre geführt.

Wirz war offenbar ohne Begeisterung in diesen Zweig des Druckereiwesens eingetreten. Nur aus Familientradition, aus Pietät gegenüber Franz Gabriel Martin († 1891), seinem Onkel, der die «Aargauischen Nachrichten» gegründet hatte, übernahm er damals den Zeitungsverlag. Das ist sein eigenes Bekenntnis.[12] Gleich im ersten Betriebsjahr stellte der Streik den Neuling in diesem Gewerbe auf eine harte Probe. Die Nachrichten zeichneten sich schon vorher durch eine wechselvolle Geschichte aus. Das ursprünglich neutrale Geschäftsblatt war im Vorfeld der Verfassungsrevision von 1885 zum ausgesprochenen Parteiblatt geworden. 1887 wurde das Unternehmen an J. J. Spühler verkauft. «Die Nachrichten galten lange Zeit als das Hauptorgan der radikalen oder linksfreisinnigen Partei des Kantons Aargau, deren Führer, die Herren Künzli, Kurz, Zschokke, Müri und Schulthess das Blatt vorübergehend erwarben und auf eigene Rechnung betrieben.»[13] Diese Aktiengesellschaft von 1893 hatte auf den Jahreswechsel 1904/05 das Blatt an Emil Wirz verkauft und sich aufgelöst. Dennoch blieb das Blatt der politischen Linie treu. «Dem Freisinnig-demokratischen Pressverein, der in Verbindung mit Herrn Wirz das Blatt von nun an herausgab, gehören dieselben Politiker an, welche schon bisher der Leitung des Blattes, die seit nunmehr zehn Jahren in der Hand des Schreibers dieser Zeilen liegt, nahestanden.»[14] Das Element der Kontinuität war Dr. Max Widmann als verantwortlicher Redaktor, der schliesslich 16 Jahre lang, also von der Zeit der Aktiengesellschaft über Wirz und Keller, dieser Zeitung Inhalt und sprachliche Form vermittelte. Die Fusion der beiden Parteiflügel im Jahre 1907 zur sogenannten freisinnigen Fusionspartei des Kantons Aargau

[11] Gautschi, KA, Bd. 3, S. 81 und A. Schmid, 50 Jahre Freier Aargauer 1956.
[12] AN, 31. Dezember 1904.
[13] Redaktor Widmann, AN, 31. Dezember 1904.
[14] AN, 1. Dezember 1904.

war für die Nachrichten «nichts weniger als förderlich».[15] Die Frontmauer zum «Aargauer Tagblatt» war brüchig geworden.

Das Ende der «Aargauer Nachrichten»

Kurz vor dem Verkauf hatte Redaktor Widmann das 50jährige Bestehen der Zeitung feiern können. Da der einstige Verleger Martin 1861 sein damalig einjähriges Tagblatt «Aarauer Nachrichten» (sic) als 8. Jahrgang des bis 1859 erschienen «Aarauer Anzeigers» bezeichnete, wurde Widmann dazu verführt, in seiner Laudatio «Heute vor 50 Jahren» fälschlicherweise zu verkünden, damals, anfangs Dezember, seien die Nachrichten erstmals erschienen. Nachlässigkeit oder willkürliche Beschönigung? In diesem Beitrag nannte er auch die früheren Redaktoren, die das Blatt vor der Ära Spühler (1887–1891) betreut und gestaltet hätten: neben Redaktor Salomon Bleuler (später «Landbote», Winterthur), Bundesrat Welti, zusammen mit den Kantonsschulprofessoren Hunziker und Rochholz. Diese waren wohl ab 1859 für dieses Blatt freisinniger Tendenz tätig, das heisst im Sinne des demokratischen Ausbaues der staatlichen Institutionen. Dieser Hinweis – sofern er nicht hochstaplerisch ausgeweitet ist – ersetzt unsere Mutmassungen, wer wohl die Politisierung des harmlosen Anzeigers damals zu verantworten hatte.

Wirz besass wohl nicht jene Kämpfernatur, wie sie von einem politischen Verleger der damaligen Zeit erwartet und gefordert wurde. Das Abstossen des streitbaren Organs war folgerichtig. Ebenso plausibel scheint uns die Übernahme durch Keller und Sohn 1911. Die Verbindung vom «Aargauischen Anzeiger» und den «Aargauer Nachrichten» drängte sich fast auf und stärkte die Presse des demokratischen Flügels des Bürgertums, das heisst die Zeitung des kleinen Mannes, gegenüber dem vornehmeren «Aargauer Tagblatt» – aber auch die Macht der Familie Keller in der aargauischen Politik.

Während Sohn Eugen sich vor allem mit der technischen Fertigung der diversen Presseprodukte befasste, blieb der Vater Gottfried der allzeit streitbare Federfuchser, der Regisseur am Redaktionspult. Bei diesem Neuanfang als Tagesjournalist zählte er bereits 64 Jahre, und er blieb in seiner Kritiklust den Formen und Inhalten der Politik des 19. Jahrhunderts treu. Dies hatte dem Blatt schliesslich mehr geschadet als Erfolg gebracht, denn die neue Zeit, die Auseinandersetzung mit der Industriegesellschaft, drängte nach neuer Thematik.

Seinerzeit, beim Verkauf 1904 an Wirz, änderte sich bezüglich technischer Herstellung fast nichts: Die Zeitungsdruckerei verblieb in der Hin-

[15] AN, 8. Juni 1918, «Zum Abschied».

tern Vorstadt Nr. 377, während die Verlagsdruckerei Wirz wie bis anhin in der Rathausgasse angesiedelt war. Nun, 1911, erfolgte eine Konzentration. Die Nachrichten wurden in der Keller'schen Druckerei am Rain 452 hergestellt, erhielten ein etwas moderneres Gesicht, wechselten von der vierspaltigen zur dreispaltigen Darstellung, bekannten sich aber weiterhin zur kantonalen und schweizerischen freisinnig-demokratischen Partei. Persönliche Streitigkeiten würden gemieden, der Kampf gegen die Knechtung des Geistes aber müsse fortgeführt werden – so das alt-neue Credo des Verlages – ebenso bedürfe die Partei der dauernden Aufrüttelung, um nicht Gefahr zu laufen, auf den Lorbeeren auszuruhen. Gottfried Keller empfand sich als Erbe Augustin Kellers; an Kulturkampf und Aufklärungsglaube hielt er unerschütterlich fest. Damit wollte er sich vom etablierten Tagblatt abgrenzen. Neben Widmann wollte Keller mitredigieren. Schon am 15. März 1911 nahm Widmann seinen Abschied und rief der neuen Verlegerschaft ein Glückauf zu. Seinen Platz neben dem Seniorchef nahm ab 2. August H. Allemann ein.

Aber schon nach wenigen Monaten wehte im Redaktionsbüro der Nachrichten ein steifer Wind. Gottfried Keller trieb seine eigene Politik. «Sein Ehestand war mit intelligenten Söhnen gesegnet und ein Politiker hat mit seinen Söhnen die gleiche Sorge wie ein anderer Papa mit seinen Töchtern, er muss sie entsprechend unterbringen. Das ist Herrn Keller gelungen. Ein Sohn ist Ständerat und Grossrat, der andere Nationalrat und Regierungsrat, der dritte einer der ersten Anwälte des Kantons und der vierte Mitredaktor der Nachrichten.» So skizzierte Johann Baptist Rusch, der Redaktor des «Aargauer Volksblattes», 1916 die so genannte Unterkellerung der Aargauer Politik. Die Nachrichten aber waren das Mittel, diese Familien-Politik zu inszenieren. 1912 waren Ständeratswahlen. Gottfried Keller junior wurde von dieser Zeitung als wilder Kandidat der offiziellen Parteinomination (Attenhofer, Zurzach) entgegengestellt und gewählt. Redaktor Allemann, parteitreu und – im Gegensatz zu Keller – Befürworter der Totalrevision der Staatsverfassung, konnte die Eigenwilligkeiten des Blattes nicht mehr mittragen. Dadurch entstand die Palastrevolution bei den Nachrichten.

Die radikal-fortschrittliche Vereinigung in Aarau hatte in einer Versammlung nach dem Referat des Herrn Redaktor Allemann beschlossen, in Aarau eine neue wirklich freisinnige Tageszeitung herauszugeben. Diese Vereinigung gelangte brieflich mit dem Ansinnen an Keller heran, er möchte die «Aargauer Nachrichten», eventuell auch den «Aargauischen Anzeiger» abtreten, zwecks Umgestaltung in ein wirklich freisinniges Organ, widrigenfalls eine neue Zeitung lanciert würde. Unterzeichnet war dieser Brief auch von Aktuar Allemann, der in diesem Moment noch Angestellter von Keller und Sohn war. Somit kam es anderntags zum Bruch, zur sofortigen Entlassung Allemanns und zum Eklat im aargauischen Blätterwald.

Das «Aargauer Tagblatt» verhielt sich während dieser Palastrevolution äusserst diskret. Unter dem Titel «Hört, hört!» zitierte das AT die «Freiämter Zeitung», dass am 28. September die neugegründete Vereinigung ihre erste Hauptversammlung abgehalten habe und Allemann gegen jede Kompromisspolitik und für eine wirklich freisinnige Zeitung in der Kapitale geworben habe.[16] Zum Beschluss, eine neue Zeitung zu begründen, wurde die «Freie Presse», Baden, zitiert: «Der Einsender der Fr. Pr. vermutet, wohl mit Recht, dass das neue vom Geschäftsfreisinn der Hauptstadt unbevormundete Organ keinen leichten Stand haben werde.» Der Streit selber wurde möglichst neutral am 9. Oktober im Sinne von Keller und am folgenden Tage in der Version von Allemann der Leserschaft mitgeteilt. Die Hoffnung, dass damit keine zusätzliche Druckerei in Aarau entstehe, wurde immerhin ausgesprochen. Dann folgte das grosse Schweigen. Selbst das erste Erscheinen der «Neuen Aargauer Zeitung» entlockte dem Tagblatt kein Sterbenswörtchen.

Der Präsident der Kantonalpartei, Nationalrat Hunziker aus Zofingen, hatte sich schon am Wahltag von Ständerat Keller beklagt, dass die «Aargauer Nachrichten» – früher einmal sein eigenes Blatt – eigene Wege eingeschlagen und den offiziellen Kandidaten bekämpft habe.[17] Allemann kommentierte in der ihm wohlgesonnenen Freien Presse des Herrn Jäger in Baden: «Die beiden gegenwärtigen Tagblätter in Aarau stimmten darin überein, dass sie den Personenkult und die Wahrung der Interessen ihrer Hintermänner als Hauptaufgabe betrachten.» Die «zeitweilige Divergenz» zwischen AT und AN läge nur in den massgebenden Herren, die hinter den beiden Zeitungen stünden. Daher zeige sich die Notwendigkeit eines «unbevormundeten hauptstädtischen Tagblattes».[18] Keller erklärte indessen, «dass wir von jeher und bevor diese Vereinigung existierte, alle radikalen und fortschrittlichen Bestrebungen fördern halfen und es als unabhängiges Blatt auch in alle Zukunft tun werden.»[19]

Die Verteidigung der Nachrichten richtete sich aber vor allem gegen die Herren Hunziker und Jäger, die den Nominationsparteitag in Brugg beherrscht hätten. Die Nachrichten erklärten die Nichtwahl des offiziellen Kandidaten Attenhofer als Protest «gegen den Versuch einer Bevormundung und Bevogtung des aargauischen Volkes, wie es von Baden und Zofingen aus unternommen wurde.»[20]

Noch deutlicher sprach sich der Kommentar der «Basler Nachrichten» aus, der selbstverständlich von Keller genüsslich als unparteiische Stimme von aussen abgedruckt wurde: Das Resultat sei «eine politische Ohrfeige»

[16] AT, 2. Oktober 1912.
[17] AN, 1. September 1912.
[18] SFP, 8. Oktober 1912.
[19] AN, 8. Oktober 1912.
[20] AN, 1. September 1912.

an den Rheinkreisfreisinn. «Herrn Jägers Freie Presse und das zu seinem politischen Kostgänger emporgestiegene Badener Tagblatt und das Zofinger Tagblatt und das Zurzacher Volksblatt haben sich vom Schlage noch nicht erholt und schreiben wutschnaubende Artikel, in denen sie vom prinzipiellen und vom persönlichen Standpunkt aus über alles herfallen, was vor und nach der Wahl nicht ihre Auffassung teilte.»[21]

Am 21. Dezember 1912 erschien die «Neue Aargauer Zeitung» mit dem «unverkennbaren Relief einer sozialfortschrittlichen Tendenz des linksradikalen Flügels der Partei».[22] Damit erhielt das Städtchen Aarau mit damals knapp 10 000 Seelen seine vierte Tageszeitung. 18 Monate später brach der Weltkrieg aus und bescherte zusätzliche Schwierigkeiten für die ökonomische Lage der Presseorgane. Das Tagblatt schrumpfte auf vier Seiten. Die Rubrik Ausland, vorab des Kriegsgeschehens wegen, brauchte mehr als die Hälfte des Textteiles. Während der Aargau, nach Bezirken geordnet, noch ausgiebig zur Darstellung gelangte, fand sich in den damaligen Nummern fast nichts an Lokalem. 1918 zeichneten Karl Zimmerlin und Josef Niggli als politische Redaktoren, Arthur Frey betreute das Feuilleton. Auffällig selten profilierte sich das Tagblatt als Meinungsmacher.

Die Nachrichten wurden – laut eigenen Angaben – in der Kriegszeit mit Verlust herausgegeben. 1916 war Altmeister Gottfried Keller gestorben. 1913 noch zeichnete er zusammen mit Albert von Fellenberg als Redaktion. 1918 wurde Rudolf Riesenmey als Verantwortlicher genannt. Ganz offensichtlich nahm man in den Nachrichten die Bestrebungen zur Gründung einer Bauernpartei, als Korrektiv zur Klassenpolitik in den eidgenössischen Räten, mit Wohlwollen auf. Die freisinnig-demokratische Partei trage selber die Schuld; im Einvernehmen mit der Parteileitung gerate sie vor allem in Aarau und Brugg immer deutlicher in linkes Fahrwasser. Diese Position wurde unentwegt wiederholt. Die Lage für politische Blätter wurde immer prekärer. Da keine «Aussicht auf baldige Besserung des Unternehmens» bestand, wurde der Verleger Eugen Keller veranlasst, «einen ihm seitens der Aktiengesellschaft Aargauer Tagblatt angebotenen Kaufsantrag für das Verlagsrecht anzunehmen».[23]

Damit wechselten die «Aargauer Nachrichten», der «Aargauische Anzeiger» und der «Suhrentaler Bote» die Hand; in Wahrheit gingen die Nachrichten im Tagblatt auf, während die beiden kleineren Blätter in den «Aargauer Volksfreund» einflossen und verschwanden. Das «Aargauer Tagblatt» verkündete den Zusammenschluss emotionslos am 8. Juni 1918 in einem Fenster an der Spitze der Titelseite: «Die politischen Verhältnisse in unserem Kanton haben schon lange einen Zusammenschluss wünschenswert erscheinen lassen. (...) Aus diesen Erwägungen haben die politischen

[21] AN, 11. September 1912.
[22] NAZ, Rückblick, 8. August 1946.
[23] AN, 8. Juni 1918

Gruppen, die bisher um das Aargauer Tagblatt und um die Aargauer Nachrichten sich scharten, ihre Vereinigung vollzogen zum Zwecke gemeinsamer politischer Betätigung. (...) Als äusseres Zeichen ist auch die Verschmelzung der Presse der beiden Gruppen erfolgt...» Hier wurde eindeutig idealisiert: erst die schwindende ökonomische Basis hatte die Firma Keller veranlasst, das politische Kampfmittel auszuhändigen. Vater Gottfried Keller († 1916) war im Alter zusehends staatstreuer geworden, loyaler war daher auch die Familienpolitik. Das Tagblatt wurde von den Nachrichten rechts überholt. Die neue Bauernpartei drohte mit eigener Meinungspresse aufzutreten. Die Feinde standen links, vorerst bei der «Neuen Aargauer Zeitung», die voll die frühere Rolle der Nachrichten übernommen hatte, und um den «Freien Aargauer», der zu Ende des Weltkrieges alle Kritik am Staate in sich vereinigte. Eugen Keller zog sich übrigens nicht aus dem Zeitungsgeschäft zurück; es war ihm nur das politische Kampfspiel – das hier zum Selbstzweck geworden war – im Innersten zuwider. In der letzten Nummer der Nachrichten warb er mit einem Rieseninserat für den «General-Anzeiger», «der jeder Haushaltung der Stadt Aarau und den umliegenden Gemeinden zugestellt wird».

Zu den sogenannten Jungfreisinnigen im Aargau, die sich um die «Neue Aargauer Zeitung» geschart hatten, ging nun die Mutterpartei auf Distanz, weil sie die eigenwilligen Parolen und Kursänderungen nicht mehr mittragen wollte. Doppelmitgliedschaften wurden aufgehoben. Gleiches geschah damals im Kanton Bern. Damit konnten die drei verbleibenden Tageszeitungen des Kantonshauptortes drei Parteien zugeordnet werden, die im politischen Kampf kaum mehr zu Bündnissen oder Kompromissen bereit waren.

Baden: Stadtammann Jäger und seine Zeitungen

Ohne die 1883 gegründete «Schweizer Freie Presse» lässt sich das Politikerleben Josef Jägers nicht denken; die Zeitung war sein Sprachrohr, bahnte ihm den Weg zu den Ämtern, und das Sachwissen und die Einsichten, die er dort empfing, wirkten in die Zeitung zurück und gaben dem Blatt Profil und Dauer. Seine politische Lehrzeit machte er als Verfassungsrat 1884/85, das heisst noch weitgehend vor seiner selbständigen Journalistentätigkeit. 1885 erfolgte seine Wahl in den Grossen Rat, dem er bis 1920 angehörte und den er 1914/15 präsidierte. Parallel dazu, nämlich 1896–1905, dann wieder 1911–1925, gehörte er dem Nationalrat an. 1910 bis zu seinem Tode 1927 war er Stadtammann zu Baden, nachdem er schon 1889–1909 Mitglied der städtischen Exekutive gewesen war. Die Kämpfernatur und das Streben, seine Bildung und seine Erkenntnisse in geschliffener Sprache – in Rede oder Schreibe einem möglichst breiten Publikum mitzuteilen, trugen ihn

über sein grosses Vorbild, den Zeitungsmann und Politiker Josef Zehnder, hinaus.

Seiner Zielsetzung gemäss, als Volksführer zu wirken, war er gezwungen, seine Tageszeitung «Schweizer Freie Presse» von preiswerteren Blättern begleiten zu lassen. Zeit und Geld fehlten vielerorts, sich ein tägliches Nachrichtenorgan zu halten. Angepasst an die Konkurrenz, das heisst das Wanner'sche Sortiment, musste ein Wochenblatt und ein zweimal die Woche erscheinendes Blatt her, um die Bedürfnisse abzudecken. In beiden Fällen wurde nichts Zusätzliches eingekauft, redigiert oder gesetzt. Bestehende Blöcke wurden umgestellt, also in der Reihenfolge variiert und weniger Aktuelles weggelassen. Insofern ist es nur bedingt richtig, von Kopfblättern zu sprechen. «Der Neue Aargau» und das «Badener Wochenblatt» lieferten zwar dieselbe Inseratenseite wie die gleichentags erscheinende Freie Presse; hinter den Textteilen stand aber ein Auswahlverfahren, das durch die Reduktion bedingt war. «Der Neue Aargau»[24] begann 1885 seine Laufbahn, erschien am Mittwoch und Samstag als zweimalige Ausgabe der «Schweizer Freie Presse», wie der Untertitel damals lautete, und beendete sein Dasein 1895. Meist erwies sich der Raum von vier Seiten als genügend, selten einmal – meist samstags – wurde das Blatt ergänzt mit einer Beilage von wieder vier Seiten, angepasst an das Angebot an Inseraten.

Das «Badener Wochenblatt» ergänzte das Sortiment, und zwar ebenfalls von 1885 an.[25] Eine Anzeige in der Freien Presse vom Januar 1885 warb sowohl für den «Neuen Aargau» wie für das «Badener Wochenblatt». Ab 1905 kam das letztere, seinem Namen zum Trotz, zweimal die Woche heraus und ersetzte gleichsam damit das 1895 eingegangene Bruderblatt.

Seit 1893 erschien im selben Verlag zudem die «Aargauische Bauernzeitung» und wirkte bis 1905. Bei Wochenblatt und Bauernzeitung kann man von eigentlichem Kopfblatt-System sprechen, weil selbst die Leitartikel mit bäuerlicher Thematik im Wochenblatt enthalten sind und Verlautbarungen von bäuerlichen Organisationen ebenfalls beiderorts erscheinen. Der Verleger geht offenbar von der Meinung aus, dass die kleinen Leute im ländlichen Umfeld dieselben Interessen hätten. Die Variation im Titel kam daher nur einer persönlicheren Anrede gleich. Die Parallelführung der beiden Titel fand 1907 ein Ende: das Presseprodukt für beide Abonnentenkreise nannte sich von da an «Badener Wochenblatt und Aarg. Bauernzeitung», erscheinend am Mittwoch und Samstag. Dieses Organ wurde noch bis 1912 neben der Freien Presse hergeführt und dann aufgegeben.[26]

Diese Ansammlung von Titeln – ab 1908 kommt dann noch «Der Reusstaler» dazu – wirkt verwirrend, entspricht aber ziemlich genau der

---

[24] Nicht «Der Neue Aargauer» (in: 150 Jahre, 363–372).
[25] Nicht erst ab 1886.
[26] Angaben in: 150 Jahre und Blaser. Die Stadtbibliothek Baden führt Bände bis 1912.

Jäger'schen Strategie in Presse und Politik. Die persönlichen Ambitionen und Erfahrungen dieses Mannes gründen Titel und Blätter; die geschaffenen Leserkreise wiederum bildeten die politische Gefolgschaft, verkörpert in der Rheinkreispartei und sicherten ihm die Wahl in die angestrebten Positionen. Dabei ist ihm zugute zu halten, dass er zeitig zwei typisch aargauische Stände hinter sich zu sammeln wusste. Das waren zum ersten die patriotisch eingestellten Industriearbeiter unserer Bauerndörfer, meist schon im Grütliverein organisiert; zum anderen die Kleinbauern, die sich kaum durch «Bern» vertreten fühlten. Im Rucksack-Bauerntum fielen diese Bevölkerungsgruppen gar zusammen. Mit ihrer Hilfe stieg Jäger die politische Leiter hoch; einmal oben angelangt, gehörte er seiner Stadt Baden und vertrat eher altliberale Gewerbe- und Industriepolitik. In der ersten Phase wurde ihm «Sozialist» nachgerufen; in der zweiten Lebenshälfte verkörperte er den wertkonservativen Liberalen. Industriearbeiterschaft und Bauerntum begannen sich genau in den 90er-Jahren straffer zu organisieren. Bei den Grütlianern stellte sich in andern Kantonen die Frage des Verbleibs bei der freisinnigen Partei, während im Aargau nicht zuletzt der journalistischen und politischen Tätigkeit Jägers wegen diese Frage erst später aktuell wurde.

Komplizierter entwickelte sich die Sachlage bei der Bauernschaft. Am 3. Dezember 1890 meldete die Freie Presse unter der Schlagzeile «Schweiz. Bauernpartei?», dass am 28. November die erste Nummer einer Standeszeitung, des Wochenblattes «Der Genossenschafter» (Red. Herr C. Schenkel, Räterschen), erscheine. Der reisserische Titel erwies sich bald als voreiliger Kurzschluss: es entstand deswegen keine neue Wirtschaftspartei. Dennoch gründete Jäger in der Folge den Aargauischen Bauernbund und stellte sich von Anfang an als Leiter der Organisation zur Verfügung, oder war es umgekehrt?[27]

Am 3. Juli 1891 rügte die Freie Presse, dass leider gewisse Bauern ihre Interessen am falschen Orte anmeldeten, nämlich im fernen Bern, statt hier im Aargau. Tatsächlich vermochte Jäger im Grossen Rat gewisse bäuerlichen Anliegen zur Sprache zu bringen und erstrebte zum Beispiel Verbesserungen im Hypothekarrecht an. Obwohl weder durch Herkunft (Vater Textilfabrikant) noch durch Ausbildung mit dem Bauernstand verbunden, versuchte er sich in der Rolle des aargauischen Bauernführers. Zu diesem Zwecke formte er – wenigstens im Titel – seine Wochenzeitung zu einer Bauernzeitung um und versuchte über dieses Medium seine Politik beliebt zu machen und die Bauernschaft in seinem Sinne zu lenken. Er glaubte und hoffte, die kleinen Leute aus den Dörfern über seine Region hinaus zu seinen treuesten Anhängern zu machen. Daher wurde die verantwortliche Redaktion der Bauernzeitung wie folgt angezeigt: «der engere Vorstand des

[27] BLA, S. 397.

Bezirksbauernbundes Baden».[28] Welche Funktion dieser engere Vorstand tatsächlich hatte, ist aus dem Presseorgan nicht ersichtlich; gemessen am Wochenblatt fehlen nämlich zusätzliche Angebote aus der bäuerlichen Welt. Bestand gar der engere Vorstand aus dem Leiter Josef Jäger allein? Der Untertitel ab 1893 «Offizielles Organ des Bauernbundes im Kanton Aargau» und «Organ für die politischen Interessen des Bauernstandes», kommt also in jeder Hinsicht zu grossspurig daher. Leider finden sich heute keine Anhaltspunkte zur Abonnentenzahl und zum effektiven Verteilradius: es fehlen damit auch die Mittel, die Wirkung abzuschätzen. Einziger Anhaltspunkt: Jäger wurde 1896 als Nationalrat gewählt.

Als 1897 der Schweizerische Bauernverband gegründet wurde und in Bern ein Sekretariat einrichtete, hatte sich Jäger zu entscheiden: entweder musste er sich dort einfügen oder er erhielt im Aargau Konkurrenz. Dr. Laur, der erste Sekretär, sorgte über seine Freundschaft zu Bundesrat Schulthess dafür, dass die Zentrale des Verbandes nach Brugg verlegt wurde, mit andern Worten, der schweizerische Verband vermochte im schlimmsten Falle die Kreise Josef Jägers zu stören. Am 25. Septenber 1900 wurde im «Aargauischen Hausfreund», mitgeteilt, dass das Bauernsekretariat in Brugg am 15. Oktober 1900 eröffnet würde.[29]

Offenbar gehörte Jäger als Führer des aargauischen Bauernbundes ebenfalls zu den Gründern des Zentralvorstandes. Am 24. Oktober 1901 meldete das feindlich gesonnene «Badener Tagblatt»: «Bekanntlich hat sich Herr Jäger bei der Gründung des schweizerischen Bauernverbandes in dessen Vorstand hineingedrängt. Er benutzte diese Stellung aber nur, um die Bestrebungen des Bauernverbandes zu untergraben.» Geheime Akten seien veröffentlicht worden, die die Unzuverlässigkeit Jägers dokumentierten. Der Angegriffene deklarierte solche Vorwürfe als Wahlmanöver. Gewisse Unstimmigkeiten zwischen Dr. Laur und Jäger müssen immerhin vermutet werden. 1901 wurde Jäger trotz dieser Kampagne als Nationalrat knapp wiedergewählt.

Tatsächlich wurde die Macht von Brugg immer mehr ausgebaut. Ab 1901 wurde im Effingerhof in Brugg die «Schweizerische Bauernzeitung» gedruckt, und sie versorgte, in einer Auflage von 50 000 Exemplaren für die Deutschschweiz, die Bauernschaft monatlich mit einschlägigen Informationen und Verbandsmitteilungen.[30] Für die Redaktion zeichnete Dr. Roman Abt aus Bünzen, der damit zum politischen Konkurrenten von Jäger wurde. 1902 kam auch der Druck und Verlag des «Genossenschafters» und der übrigen landwirtschaftlichen Fachblätter an den Effingerhof. Gegenüber so viel journalistischer Fachkompetenz konnte das Presseprodukt aus Baden nicht mehr aufkommen. Der Stadt-, Gross- und Nationalrat vermochte

[28] Z. B. Zeitungskopf 1894.
[29] Angaben bei Gautschi, KA, S. 27, sind ungenau.
[30] BT, 5. Juli 1901.

auch kaum soviel freie Zeit zu erübrigen, dass er ein spezifisches aargauisches Fachorgan hätte verfassen können. So wurde er von Brugg aus überwacht und vor allem an seinen politischen Voten und Entscheidungen gemessen. Jäger konnte, seinem ganzen Wesen gemäss, kein engstirniger Standesvertreter sein. So trat Entfremdung zwischen Brugg und Baden ein. 1905 wurde Jäger als Nationalrat nicht wiedergewählt.

Im Dezember 1905 meldeten die Jäger-Blätter: «Die Matadoren des Bauernverbandes berühmen sich in der Schweiz. Bauernzeitung mit vollen Backen, bei der jüngsten Nationalratswahl im Rheinkreis den Ausschlag für die Abmurxung von Nationalrat Jäger und bei den Ständeratswahlen den Ausschlag für die Nichtwahl des Herrn Dr. Siegrist gegeben zu haben. Es wird gut sein, sich dieses breitmauligen Matadorenspruchs bei gegebenem Anlass zu erinnern!» Das «Brugger Tagblatt» habe richtigerweise zu solchem Verhalten bemerkt: Mit der schönen Sage von der unpolitischen Natur des Bauernverbandes sei es für immer vorbei. «Wir werden beweisen, dass die Bauern im Rheinkreis einigen Matadoren nicht Dank wissen», schloss Jäger selbstbewusst seine Abrechnung.[31] Aber bei seiner nächsten Kandidatur 1907 sollte der Bauernverband wieder nicht für Jäger einstehen und erliess die Parole Stimmfreigabe, was letztlich Parteinahme für Renold, Dättwil, bedeutete.[32] Damit fiel Jäger auch damals – nach zwei Wahlgängen – knapp durch. Diese Erlebnisse liessen wohl bei ihm den Entschluss reifen, auf das Bauernführertum zu verzichten und damit auch auf das entsprechende Presseorgan. Mehr als Reminiszenz denn als Programm folgte ab 1907 dem «Badener Wochenblatt» als Untertitel «und Aarg. Bauernzeitung».

Wenn ab 1908 «Der Reussthaler» auftaucht, der in grossartiger Weise Mellingen als Erscheinungsort anführt, obwohl weder Redaktion noch Druck dort beheimatet waren, so müssten wir eigentlich bei diesem Organ vom Nachfolger der Bauernzeitung aus dem Jäger'schen Hause sprechen. Das gilt zwar nicht für die zweimalige Erscheinungsweise, wohl aber für die Art des Inhaltes; vor allem aber für die persönlich-politische Zielsetzung. Der Aufbau der Gefolgschaft wurde einfach umgepolt; die Abdeckung des ganzen Bezirks Baden dürfte stimmenmässig ergiebiger gewesen sein, als die verführte, unsichere Bauernschaft. So liess sich das polyvalente Presseorgan mit wenig Mühe von einem Standesorgan in ein Lokalblatt umformen: einzige Änderung ist die Rubrik «Reusstal und Umgebung» mit den offiziellen Mitteilungen über Geburten, Todesfälle und Ehen, dann Anzeigen und Nachrichten von Mellingen und Rohrdorferberg. Man war öfters froh um eine einzige lokale Meldung, ansonsten entfiel die Rubrik, wie das oft der Fall war. Der «Reussthaler» versuchte, dem «Reussboten», der tat-

[31] SFP, 9. Dezember 1905.
[32] BT, 14. Februar 1907, Inserat.

sächlich in Mellingen seit 1898 fabriziert wurde, am Orte eine wirklich freisinnige Meinung gegenüberzustellen. «Das politische Amphibium, genannt Reussbote, ein Blatt in Mellingen, das nach berühmten Mustern, freisinnig-liberal-ultramontan-sozialistisch ist, lobe sogar die katholische Volksmission, sofern sie im näheren Umkreis stattfinde.»[33]

Was allen diesen Trabanten der «Schweizer Freien Presse» gemeinsam ist: sie lassen sich am Samstage vom achtseitigen «Badener Sonntagsblatt» begleiten, dem Freizeitangebot des Jäger'schen Verlages. Und nicht wenige werden sich das politische Blatt dieser Zugabe wegen gehalten haben.

Auch wenn Josef Jäger offiziell seinen Verlag 1910, nach seiner Wahl zum Stadtammann, an den ältesten Sohn Manfred weitergegeben hatte, konnte er doch nicht auf das Zeitungsschreiben verzichten. Bis zum Verkauf des Unternehmens 1923 blieben seine Beiträge und Reaktionen wichtige Elemente des Organs. Selbst in der Folge, das heisst 1924 bis zu Jägers Tod, bemühte sich die Redaktion, zuerst Dr. Wüest, dann A. F. Billo, witzige Reden und literarische Perlen aus dem Schaffen des Gründers abzudrucken. Sein Name bürgte alleweil für Qualität, und er wurde so schon zu Lebzeiten zum Denkmal. Seines Todes wurde am 20./21. und 26. Juli 1927 in der «Schweizer Freien Presse» in solcher Breite gedacht, als wenn er immer noch dem Unternehmen vorstehen würde. Er galt als Vater dieser Zeitung, auch wenn sie seit 1923 weitgehend im Dienste der neuen Bauern- und Bürgerpartei stand, die dann 1925 schliesslich das Blatt zum Hauptorgan der Partei auserkoren hatte. Ironie des Schicksals: Jäger hatte sich 1919/20 mit aller Kraft gegen die Sezession der Bauern gestemmt und hoffte noch lange auf die Wiedervereinigung. Aber die Einführung des Proporzsystems auf eidgenössischer und kantonaler Ebene vereitelten solche Pläne. An seiner Totenfeier hielt Ständerat Gottfried Keller die Abschiedsrede, jener Mann, der 1912 gegen den Willen des Verstorbenen von der Mehrheit des Aargauervolkes gewählt worden war. Aber «der ungestüme Kämpfer war nicht nur ein grimmer und furchtloser Recke im Angriff, er war ritterlich, und im Innersten seiner Seele edel, hilfreich und gut, er konnte nicht nur streiten und hassen, er konnte als wirklich Starker auch vergeben und verzeihen und die Hand zum Frieden reichen.»[34] So charakterisierte Keller seinen einstigen Widersacher Jäger.

Sicher hat Josef Jäger noch während des Ersten Weltkrieges die Redaktion des Blattes geführt, auch wenn ab 1914 der Name des Redaktors entfällt. Ein Schlüsselerlebnis für den politisierenden Vater wie für den Sohn, Inhaber des Unternehmens, war der Generalstreik. Was noch an Sympathie für den Sozialismus aus der Grütlianerzeit verblieben war, verflüchtigte sich. Das vaterlandslose Gehabe der – seiner Meinung nach – von Bolsche-

[33] SFP, 3. Januar 1906.
[34] Abschiedsrede, SFP, 26. Juli 1927.

wiken Verführten, warf den arrivierten Politiker ans rechte Ufer. Bürgerliche Zeitungen sollten sich auch entsprechend präsentieren und nicht Schrittmacherdienste für die Linke besorgen. Ausgedehnte Berichte über Gewerkschaftskongresse, Voten von Sozialdemokraten füllten nach Jägers Meinung die Spalten und besorgten die Propaganda für den Gegner. Die Linkspresse halte keineswegs Gegenrecht und nähme nur polemisierend Notiz vom Treiben der politischen Feinde. Ein Bulletin einer Privat-Versicherung nimmt auch kein Inserat der staatlichen Konkurrenz auf. Also![35] Andererseits sollten die internen Zwiste unter den Bürgerlichen durchaus in der Presse ausgetragen werden. Die Sonderzüglein der Bauern seien zwar verständlich; aber deren Isolation sei auch gefährlich.[36] Das Erlebnis des Generalstreiks sollte doch alle Bürgerlichen zusammenrücken lassen. Der Appell des «Aargauer Tagblattes», in die bürgerliche Presse nur noch das vorzubringen, was der Einheit dient, wird von der Freien Presse unwirsch abgetan. Dies Blatt solle zuerst einmal Toleranz gegenüber linksstehenden Freisinnigen üben, bevor es solche Rezepte verschreibe.[37]

Eher überraschend bekannte die Freie Presse, dass in jüngster Zeit die Qualität der kleineren Zeitungen verbessert werde, durch die Anstellung vollamtlicher Redaktoren. Früher, da hätten selbst Regierungsräte Lokalblätter bedient; dies sei ausser Kurs gekommen und hätte die bescheideneren Blätter ausbluten lassen. Heute, da drehe der Wind wieder, dank kompetenter Redaktoren.[38] Soll das indirekt heissen, dass ab 1919 die Jäger'schen Blätter einen hauptberuflichen Redaktor erhalten haben?

Das ganze Jahr über häuften sich die Meldungen über Sezessionsgelüste in der freisinnigen Partei, einmal seitens des Gewerbeverbandes, dann wieder seitens der Bauern. Am unfreundlichsten zeigte sich die Radikaldemokratische Vereinigung um Redaktor Allemann von der «Neuen Aargauer Zeitung». Sie wünschte in der Partei den Ton anzugeben, ansonsten dränge sich ein Alleingang der radikalen Freisinnigen auf. Sie wollten – aus taktischen Gründen – den fünften Regierungssitz den Sozialdemokraten überlassen und den liberalen Bauernvertreter nicht unterstützen. Die Freie Presse wurde als reaktionär verschrieen, weil sie die höhnischen Kommentare über den freiwilligen Proporz aus dem «Freien Aargauer» den servilen Radikalen um die Nase strich und den Bürgerlichen zur heilsamen Kur als Lektüre empfahl. Da auch Jäger gegen Killer votierte, wurde er als böser Geist hinter der Freien Presse angeprangert. Nach dem Wahltag (11. Juli) verfasste Jäger eine persönliche Erklärung: Er wirke nicht als Censor der Freien Presse; Verleger und Redaktor seien verantwortlich für ihr Tun und Lassen. Aber er habe persönlich gesagt und wiederhole es hier: «Ein bürger-

[35] SFP, 2. Januar 1919.
[36] SFP, 13. Januar 1919.
[37] SFP, 17. Januar 1919.
[38] SFP, 11. Juli 1919.

liches Blatt besorgt nicht die Geschäfte der Sozialdemokraten.»[39] Mit diesen Bemerkungen verabschieden sich gleichsam Nationalrat Jäger und sein Zeitungswerk vom linken Flügel des Freisinns.

Am 2. Juli 1920 stand zum letztenmal im Zeitungskopf: Buchdruckerei Jäger. Zum Jahresschluss, eine Woche nach der Gründung der Bauern- und Bürgerpartei in Brugg, am 18. Dezember 1920, und der Ernennung des «Aarg. Hausfreundes» und des «Wynentaler Blattes» als Parteiblätter, erliess die Freie Presse einen Aufruf an die Freisinnige Presse, bei der Stange zu bleiben; sie sei nun notwendiger denn je. Zwei Jahre noch dauerte das Wirken dieser Zeitung als «Freisinniges Organ», als «Täglicher Anzeiger der Stadt Baden». «Verantwortlich für die Redaktion: Der Verleger», so lautete der einzige Hinweis auf die Autorenschaft. Es herrschte totale Anonymität. 1922, im Dezember, wurde offenbar die Firma bestreikt. Am 9. Dezember finden wir die Bemerkung: «Die Unterhaltungsbeilage fällt zufolge des Streikes aus; sie wird nachgeliefert werden.» In den nächsten Tagen werden laufend Meldungen über den Typographenstreik geliefert, aber nichts über die eigene Lage. In den andern Presseorganen von Baden erfahren wir Näheres über die Umstände. Nachdem alle Druckereien Ende November bestreikt worden waren, hatte der Aarg. Buchdruckerverein das «Aargauer Volksblatt» und das «Badener Tagblatt» gedruckt, so dass die Erpressung weitgehend wirkungslos blieb. Die Buchdruckerei Jäger habe am 21. November das Vorgehen der Streikenden kritisiert, ja als Anarchie tituliert. Dennoch hätte der Verleger am 22. November alle Bedingungen des Typographenverbandes unterschrieben. Manfred Jäger sei eben ein Outsider im Gewerbe. Dennoch hätte der Verband auch den Druck seines Blattes übernommen, wenn er sich darum bemüht hätte. Bereits werde nämlich das Einlenken der Druckerei Jäger als erster Teilerfolg gefeiert.[40] Die Freie Presse fiel einzig am 21. November aus, als der Streik im Baden ausgebrochen war. Wir stellen im Monat Dezember lediglich fest, dass der Inhalt dieser Zeitung immer dürftiger, die Zwischenräume immer ausgedehnter werden. Am 18. Dezember wird der Titel gesetzt: «Zur Arbeit zurück!», und damit das Ende des Streikes bekanntgegeben. Am 19. Dezember meldete das gleiche Blatt, dass Druck und Verlag durch eine Aktiengesellschaft übernommen worden sei. Als Präsident des Verwaltungsrates zeichne Dr. Roman Abt. Eine neue Leitung wurde angekündigt; die Zeitung werde «unabhängig bürgerlich» sein.

[39] SFP, 11. Juli 1919.
[40] AV, 24. November 1922.

Die «Brieffälscher-Affäre»: Abspaltung der Jäger-Partei

Die Fusion zwischen Liberalen und Demokraten zur freisinnig-demokratischen Partei hatte in Baden nur einen Waffenstillstand gebracht. Zwei Tageszeitungen rangen um die Ehre, eigentliches Partei-Sprachrohr zu sein; dahinter stand einerseits Otto Wanner, der stolz auf die Familientradition war und im Zeitungskopf bis zum 4. April 1902 hinter seinem Namen «vorm. J. Zehnder» aufführte, anderseits der hochfahrende Josef Jäger, der als Nationalrat und Stadtrat Gewicht besass und dies auf sein Blatt übertragen wollte. Die Abonnenten beider Blätter bildeten weiterhin den gemässigten und den radikalen Flügel der Freisinnigen.

Der Waffenstillstand wurde gebrochen, als 1900 Jäger in seiner Zeitung die Bemerkung machte, Verleger Zehnder hätte ihm seinerzeit eine Beteiligung an seinem Unternehmen angeboten, sei aber dann wortbrüchig geworden. Dessen Enkel liess diesen Vorwurf an seinem Vorgänger nicht hängen und konterte, ein solches Angebot sei, nach allem Wissen und der Quellenlage, nie erfolgt. Darauf veröffentlichte Jäger Bruchstücke aus einem angeblichen Brief Zehnders, der zwar nicht im Original, wohl aber in einer Abschrift vorliege. Otto Wanner bezichtigte darauf seinen Konkurrenten der Brieffälscherei, worauf jener wegen Verleumdung klagte.

Am 7. Februar 1901 veröffentlichte Wanner das Urteil des Bezirksgerichtes Baden samt Begründung als eineinhalbseitigen Leitartikel. Das Gericht folgerte aus der Untersuchung: «Der Inzichtenbeweis des Beklagten bezüglich Nichtexistenz des fraglichen Briefes ist daher als gelungen zu betrachten»; landläufig würde ein solches Machwerk als Fälschung bezeichnet. Wanner wurde freigesprochen, Jäger mit 50 Franken Busse oder 12 1/2 Tage Gefangenschaft und den Kosten bestraft. (Dass die Briefkopie sorgfältig aufbewahrt wurde, nicht aber das Original, erschien dem Gericht unglaubwürdig. Die notarielle Beglaubigung wies nur einen einzigen Zeugen auf: Jägers Ehefrau. Alle Originalbriefe aus Wanners Archiv vor und nach dem fraglichen Termin standen dem angeblichen Angebot diametral gegenüber.)

In der Freien Presse erschien nur die kurze Notiz, dass Jäger als schuldig erklärt worden sei. Er selber hätte ja eine gerechte Behandlung vom Badener Gericht nicht erwarten können. Das Obergericht werde urteilen müssen. Otto Wanner konnte also das Kriegsbeil auch nicht begraben. Bei jeder Nennung seines Gegners musste ein Hinweis auf seine ruchlose Tat angehängt werden. Adressiert an die Freie Presse polterte das Tagblatt: «Bis hierher und nicht weiter.» Dass Jäger nach gesprochenem Urteil nicht fähig sei, sich vorübergehend etwas zu mässigen, der andern Seite Ausdrücke wie «Buben» und «Narren» nachrufe, müsste doch die Demokraten einmal nötigen, sich von solchen Elementen zu distanzieren. Aber der Begriff der Ehre sei bei jenem Teil der Partei noch im «Naturzustand».

Als die Freie Presse am 12. August 1901 veröffentlichen musste, dass der Rekurs beim Obergericht abgewiesen worden sei, gab Jäger nicht klein bei, sondern bezichtigte die kantonalen Richter ebenfalls der Parteilichkeit und rekurrierte ans Bundesgericht. Wanner reagierte nur noch auf des Nationalrates Ausfälligkeiten: «Es ist für den Centralvorstand der freisinnig-demokratische Partei, der aus ehrenwerten Persönlichkeiten besteht und deren Politik wir uns im Allgemeinen zur Richtschnur genommen haben, höchst fatal, dass er und seine Partei von einem Pressorgan beschützt wird, das im Bezirk Baden wie auf einer Insel umhertreibt.» Die Partei genösse auch wieder grösseres Ansehen, «wenn richterlich als unmoralisch festgestellte Elemente entfernt» würden. Während Jäger zu solchen Äusserungen nur mehr «Pfui!» rufen wollte, liess er gleichzeitig in der Freien Presse von seinen Trabanten Wanner mit Kot bewerfen. Vor allem Viktor Schmid zur Schönegg gefiel sich in dieser Rolle: Jäger und er selber jagten nicht nach Entschädigungen aus dem Hause Wanner, sie hätten alles Geld verdient, das sie besässen, und es nicht einfach geerbt. «Wenn Sie aber übriges Geld haben, so wäre es nobel, wenn Sie es Ihren Geschwistern geben würden; denn wie ich schon hörte, sollen dieselben als Erben des Herrn alt Stadtammann Zehnder sehr zu Nachteil gekommen sein.» Zitate aus andern Blättern erleichterten die gegenseitige Rufschädigung, ohne Injurienklagen zu gewärtigen. Jäger pflegte – auch dies wurde gerichtlich festgestellt – andere Blätter mit entsprechenden Artikeln zu beliefern, um sie anschliessend in seiner Presse als unparteiische Zeugen zu zitieren. Auf solchem Niveau schleppten sich die Anödereien dahin. Als im Oktober 1901 die Stadtratswahlen heranrückten, versuchten die Freunde Jägers plötzlich den Frieden einzuläuten, man wolle nicht, dass ein persönlicher Streit die Wahlen belaste. Wanner konterte sec: «Es wächst eben der Mensch mit seinen Zwecken!» und stellte Herrn Frey zur Schadenmühle als Sprengkandidaten auf. Jäger erreichte 499 Stimmen, Frey 469, alle übrigen um 800 Stimmen. Jäger blieb also im Sattel. Schon im November war ein neuer Injurienprozess Jäger gegen Wanner beim Bezirksgericht Kulm angesagt. Das Gericht Baden galt als befangen, weil es selbst einen Prozess gegen Jäger führte. Die Parteilichkeit nahmen die Richter nicht gelassen hin, zumal die Bezichtigung von einem Nationalrat stammte. Am 3. Januar 1902 hatte schliesslich auch das Bundesgericht den Jägerischen Rekurs abgewiesen. Otto Wanner atmete auf: «Damit Schluss!» Aber am 20. Januar meinte Jäger in seinem Blatte: «Ein Lumpenhund, der da glaubt, Mannesehre könne von Gerichten gegeben oder genommen werden!» «Stimmt», antwortete Wanner, «denn das Geben ist unmöglich, und nehmen kann man ja nur da, wo etwas vorhanden ist!» Mit dem Ende der Affäre verschwand auch der Zusatz bei der Firmenbezeichnung «vorm. J. Zehnder».

Obwohl auch der Bauernverband von Jäger abrückte, ihn als unzuverlässig anprangernd, gelang ihm doch eine knappe Wiederwahl in den Nationalrat im Oktober. Dieses Resultat, verbunden mit der Erbitterung über die

Entlarvungen des Tagblattes, veranlassten ihn, am 1. Dezember in Baden eine neue freisinnige Partei zu begründen. Wohl als Reaktion darauf versah Wanner sein Blatt mit dem Untertitel «Freisinniges Organ»; die Freie Presse sollte sich ihre Parteibezeichnung selber suchen.

Der Auslandteil des Tagblattes stand 1904 ganz im Zeichen des russisch-japanischen Krieges. Das Geschehen wurde ausführlich und aus verschiedener Sicht dargestellt, Kartenbilder ergänzten den Text, Schemazeichnungen über Minen und Torpedos wurden publiziert. Erstmals erkennen wir das ganze Jahr über den Kampf der Agenturen. Die Sympathien des Blattes standen eher auf der Seite des Zaren: 1153 Zeitungskorrespondenten, meist Engländer und Amerikaner (und nur fünf Franzosen und zwei Deutsche), «darunter die glaubwürdigsten Aufschneider beider Nationen, haben von den Japanern die Erlaubnis, den Landfeldzug mitzumachen». Die Revolution von 1905 in Russland, als Nebenwirkung des endlosen Krieges, fand im Redaktor des Tagblattes einen mitfühlenden Verteidiger, mit dem Tenor: das einfache Volk rebelliert nicht gegen den Zaren, sondern sucht Hilfe bei ihm zur Beseitigung eines korrupten Systems. Der Demokratisierungsprozess ist unaufhaltsam. Die Sticheleien zwischen den konkurrierenden Presseorganen verebbten; die Nationalratswahlen 1905 standen vor der Türe, und nach dem knappen Misserfolgen bei früheren Urnengängen versuchte es Otto Wanner diesmal mit eifrigem Ignorieren seines alten Gegners. Tatsächlich hatte Jäger bei seinen früheren Freunden soviel Geschirr zerschlagen, dass ihm bei den Einflussreichen kaum mehr Gefolgschaft erwuchs. Wenige Tage vor der Wahl wurde ihm von der freisinnigen Partei Stadtammann Brunner von Rheinfelden als weiterer Kandidat vor die Nase gesetzt. Damals fanden auch erstmals Ständerats-Volkswahlen statt. Jäger verfehlte das absolute Mehr, und Brunner wurde knapp gewählt. Während sich das Tagblatt in stiller Genugtuung über alles ausschwieg, begannen nun in der Freien Presse ständige Frozzeleien über den rechten Freisinn, den «Wendekreis des Krebses», die «Fusionisten», die «Bücklinge» vor der katholisch-konservativen Partei machten. Die Augustin-Keller-Feierlichkeiten würden vor lauter Rücksichtnahme nur leisetreterisch begannen, selbst vom «freisinnig sein wollenden Badener Tagblatt». «Der Alte von Sarmenstorf würde diesen Freisinn zum Affenschmalz zählen.»

Immer deutlicher zeichnete sich eine neuerliche Trennung des links-liberalen Lagers im Rheinkreis ab, das heisst im Raume Grafschaft Baden und Fricktal. Der Zorn der gemässigten Fusionisten, dass wegen einer einzigen Person der Einigungsprozess in der freisinnigen Partei immer wieder hintertrieben würde, guckte aus allen Berichten der übrigen liberalen Aargauer Zeitungen heraus. Nur die «Aargauer Nachrichten», das heisst Redaktor Widmann, hielt unentwegt zum demokatischen Flügel.

Als 1907 eine Nachwahl in den Nationalrat angesetzt werden musste (Tod von Nationalrat Baldinger), Jäger kandidierte, aber Oberst Renold

von Dättwil offizieller Kandidat war, erfolgte durch die Zersplitterung die Wahl des katholisch-konservativen Kandidaten Wyrsch. Darauf löste sich die Rheinkreispartei Jägers in wildem Zorn völlig von der aargauischen Partei und betrachtete sich nur noch dem schweizerischen Freisinn verpflichtet. Die Rheinkreisler formierten sich mit 16 Mitgliedern zur eigenen Grossrats-Fraktion. Es war vor allem das «Badener Tagblatt», das die Getreuen im Bezirk wieder sammelte und neu organisierte. Otto Wanner zeichnete daher auch als Mitglied des neuen Vorstandes. Am 31. Dezember, zur Abonnentenwerbung, meldete sich der Verleger vollmundig zum Wort: «Der erfreuliche Aufschwung, den das Badener Tagblatt gerade in diesem Jahre genommen, ist uns ein Ansporn, auf dem bisherigen Wege – in völliger Unabhängigkeit – weiter zu wandeln und unentwegt für einen reicheren Ausbau des Blattes zu sorgen.» Und wie alle Jahre wurde darauf verwiesen, dass man die «billigste tägliche Zeitung hierzulande» abonnieren sollte. In Tat und Wahrheit kämpften die beiden freisinnigen Parteien in Baden um jedes Mitglied. Die zwei Blätter feilschten um die Anzahl der Teilnehmer an ihren Versammlungen und korrigierten sich gegenseitig die Berichterstattung. Die Sezessionisten nutzten den Anti-Aarau-Effekt aus; die Fusionisten hatten den Makel der Bravheit zu tragen. Die Rheinkreispartei versuchte 1908 mit einer Unterschriftensammlung die Totalrevision der Staatsverfassung zu erzwingen, um gleichzeitig sich selber zu profilieren. Umso entschiedener, ja gar höhnisch, reagierten die echten freisinnigen Blätter auf die überflüssige Betriebsamkeit, zumal bisher alle nötigen Revisionen ein- und untergebracht werden konnten. Erfolge und Misserfolge wechselten ab. Ein stolzer Dreier-Vorschlag der Neuerer für die Nationalratswahlen 1908, mit Jäger an der Spitze, wurde zum Schlag ins Wasser. Keiner erreichte das absolute Mehr. Als im folgenden Jahr in einer Kampfwahl Jäger zum Stadtammann wurde, die Jäger-Partei auf der ganzen Linie siegte und weder ein Arbeitervertreter noch ein Konservativer die Hürde schaffte, erwuchs daraus nur der Wille, von Baden aus die katholische Parteipresse zu verstärken. Wanner hatte sich im Vorfeld für einen freiwilligen Proporz im Stadtrat stark gemacht, wohl ahnend, dass sonst das Klima nur vergiftet würde. Am 29. Dezember wurde im Handelsregister der «Katholisch-konservative Pressverein Baden» eingetragen, angeführt von den Pfarrherren von Baden und Wettingen. Es ging vorerst um die Stärkung des «Badener Volksblattes». Das eigentliche Resultat wird aber die Tageszeitung «Aargauer Volksblatt» 1911 sein, von langer Hand vorbereitet vom Schwarzen Stamm im Gambrinus in Baden. Dies Blatt wird schliesslich zum Leitorgan der Partei aufrücken.

Es ist wohl der umsichtigen Geschäftsführung Wanners zu verdanken, dass das Tagblatt trotz harter Konkurrenz auf dem Platze Baden den weiteren Ausbau der Druckerei und der Zeitung wagen konnte. Im November 1908 wurden die Leser darüber informiert, dass mit dem Neubau die «Accidenzbuchdruckerei» bereichert und ausgedehnt würde, die Setzmaschinen Einzug halten, dazu eine Doppelanlage für den Druck, die statt 1400, 4000 Exemplare in der Stunde «fix und fertig, gedruckt und gefalzt» herstellen werde. Aber statt im Frühjahr wie geplant, erschien erst am 12. Juli 1909 das Tagblatt im neuen Gewand. Das grössere Format mit vierspaltiger statt dreispaltiger Darstellung, der neue Kopf mit fetterem Titel und markanterem Badener Wappen im Zentrum, gaben dem Blatt das Aussehen einer achtbaren Regionalzeitung. «Trotz der enormen Auslagen, die uns aus der Neuordnung der Dinge erwachsen, haben wir den Abonnementspreis in kaum bemerkbarer Weise erhöht.» Die «neuen und tüchtigen Kräfte» als Mitarbeiter wurden erstmals genannt: Dr. Zoller, F. Farner, E. Gubler und Hanna Fröhlich. «Die gewandte Feder unseres geschätzten A.-Mitarbeiters, der sich gegenwärtig zu Studienzwecken im Auslande aufhält, wird dem Tagblatt erhalten bleiben.»

Jäger begann sich als Stadtammann einer etwas geziemenderen Sprache gegenüber Regierung und Gerichten zu bedienen. Gleiches konnte auch in seiner Zeitung festgestellt werden. Otto Wanner war noch so gerne bereit, gewisse Fähigkeiten seines Konkurrenten, wie Rednertalent und Beharrungsvermögen, zu anerkennen. Er akzeptierte, dass er im Rheinkreis, und vor allem in Baden selber, einen beachtlichen Anhang besass und begrüsste daher die Annäherung der verfeindeten Parteiflügel. Die Wahlen im Oktober 1911 standen im Zeichen der Verständigung. Jäger konnte auf die Unterstützung der Gesamtpartei zählen und wurde prompt wieder in den Nationalrat gewählt. Die Kommentare des «Badener Tagblattes» zeugen von Grossmut und Friedfertigkeit. Bis zum Frühjahr 1912 war die Fusion der Partei auch bei den Delegiertenversammlungen beschlossen. Weniger Verständnis zeigte Wanner im Sommer 1912 für den Sonderzug der Aarauer Freisinnigen gegenüber dem offiziellen Ständeratskandidaten (Attenhofer, Zurzach). Als am 2. September der Sprengkandidat Gottfried Keller gewählt wurde, erklärte das Tagblatt dies als Affront gegenüber dem Freisinn des Ostaargaus, der den Kampf mit den Konservativen alleine zu tragen habe. Mit 12 zu 11 Stimmen, darunter «Wanner-Baden», verurteilte das Zentralkomitee das Verhalten seines bisherigen Mitgliedes Keller und betrachtete es «als Ehrensache für den Gewählten, daraus die Konsequenzen zu ziehen». Nicht überraschend zeigte sich die Freie Presse bezüglich Eigenwilligkeiten viel nachsichtiger als das Tagblatt. «Jäger, der alte Feuerkopf, konnte sich zuerst mit Keller als Ständerat anfreunden und rief zur

Einheit der Partei auf», kommentierte Rusch im «Aargauer Volksblatt». Als Redaktor Allemann in Aarau die radikale «Neue Aargauer Zeitung» begründete und sich von der offiziellen Partei absetzte, da empfing er wieder die Sympathiekundgebung der Freien Presse, obwohl er die Wahl Kellers als Hauptgrund für seinen Sonderzug anführte. Während Wanner dem Tagblatt beflissen jene Loyalität zur Aargauer Freisinn vermittelte, die er selber verkörperte, kannte damals die Toleranz Jägers für jugendliche Eskapaden keine Grenzen. Einige Jahre später, 1918, wird derselbe Badener Nationalrat Referate gegen die Einführung des Proporzes halten, die Bauern vor ihren Sezessionsbestrebungen warnen und die Zersplitterung des Bürgertums tief bedauern. So zeigten sich damals in hohem Masse die Zeitungen als Spiegelbild ihrer Eigner; diese waren als verantworliche Redaktoren eben gleichzeitig die Verkörperung des Geistes, der durch die Spalten wehte.

Die exklusive Partei-Tagespresse (1919–1945)

Die Blätter der freisinnigen Grossfamilie

Das «Aargauer Tagblatt»

Das «Aargauer Tagblatt» vor 1914 und seine ständigen Gegner

Die Fusionspartei, seit 1896 im Aargau freisinnig-demokratische geheissen, zierte als Untertitel den Grossteil der Zeitungsköpfe. Der Aargau zählte 37 engagierte Zeitungen, übertroffen nur noch von Zürich, 48, und Waadt, 50.[41] Selbst das vielgestaltige Bern brachte es nur auf 34 Blätter. 18 bekannten sich im Aargau offen zur Partei.[42] Dennoch lieferten sich diese Blätter nach 1896 immer noch Flügelkämpfe, je nach politischer Situation, leidenschaftlich akzentuiert oder gedämpft gewährend. Häufig trugen die Leitzeitungen, oft sogar deren Redaktoren persönlich, die Streitigkeiten in die Parteiversammlungen hinein. Die radikalen Organe, «Aargauer Nachrichten», «Schweizer Freie Presse», «Aargauischer Anzeiger», «Zofinger Tagblatt» und das Lenzburger «Aargauer Wochenblatt» meinten, laut singen, gelegentlich gar gröhlen zu müssen, um im Chor der freisinnigen Blätter wahrgenommen zu werden. Solches liess sich nur feststellen, wenn deren Inhalt sorgfältig gelesen wurde; die Aufmachung, die Verpackung, war überall gediegen-vornehm. Es galt die Regel: Eine Zeitungsseite wird nur dann ernst genommen, wenn sie im Massanzug daherkommt. Selbst der gröbste Angriff, die saftigste Entgegnung, war dezent in der Titelgrösse und ohne Spielereien mit Schrifttypen; es fehlte jeder drucktechnische Schnickschnack. Der Typograph, der Metteur, fühlten sich als Jünger Gutenbergs, als hochgeachtete Druckkünstler. Diese technischen Fachleute liessen sich kaum vor den Karren eines redaktionellen Streites spannen. Eine Zeitung war für sie geistig näher beim Buch als beim Flugblatt. Auch ein Zeitungsdrucker war eben ein Buch-Drucker.

So war das liberale «Aargauer Tagblatt», genauso wie seine radikalen Kontrahenten, vor dem Ersten Weltkrieg von unglaublicher Gleichförmigkeit. Nicht nur die Reihenfolge der Rubriken war vorgegeben, auch die Abfolge der schweizerischen Kantone oder der aargauischen Gemeinden gehorchte einer Rangordnung nach Prinzip, nicht nach Grösse der Sensation oder der Aktualität. Noch 1908 hatte Staatsschreiber Ludwig Schulthess das «Aargauer Tagblatt» als langweilige Zeitung bezeichnet; die selbstbewusste Redaktion aber stopfte dem Kritiker in einer Glosse das Maul.[43] Die unfreundliche Bemerkung von Schulthess bezog sich zudem keineswegs auf das Erscheinungsbild, sondern auf die Gediegenheit von Stil

[41] AT, 14. Januar 1901.
[42] AT, 8. Januar 1907.
[43] AT, 23. Oktober 1908.

und Sprache. Nun, hier setzten die radikalen Blätter Kontrapunkte und luden zu Vergleichen ein. Dass man bezüglich Aufmachung auch ganz anders hätte erscheinen können, bezeugen die Inseratenseiten: sie waren marktschreierisch aufgemacht und mit allem drucktechnischen Firlefanz durchsetzt. Ein richtiger Tummelplatz für die Setzer.

In diesen Zusammenhang ist pressegeschichtlich interessant, dass anfangs 1902 Fürsprech Strähl, Zofingen, im Grossen Rat eine Motion für ein aargauisches Pressgesetz einreichte. Dass es dabei eindeutig um eine Bändigung allzu aggressiver Journalisten der radikalen Seite ging, beweisen die Stellungnahmen der verschiedenen Zeitungen zu diesem Ansinnen. Den Nachrichten und dem Wynentaler erschien die Pressfreiheit bedroht, während das Tagblatt verharmloste: Die Pressfreiheit sei in der Verfassung ja garantiert, ergo handle es sich nur um den Ausbau einer Spezialgesetzgebung. Dieser Vorstoss wurde übrigens wegen Abwesenheit des Motionärs nicht behandelt und später auch nie mehr traktandiert.[44] Ein Sturm im Wasserglas!

Das «Aargauer Tagblatt», «Täglicher Anzeiger für den Aargau und die Mittelschweiz», erschien bis zum Weltkrieg siebenmal in der Woche, das heisst am Samstagnachmittag wurde jeweilen eine Sonntagsnummer ausgeliefert. Eigentlich nur als Notmassnahme angekündigt, verschwand die Sonntagsausgabe am 8. August 1914 für immer aus dem Repertoire des Verlages. Das Sonntagsblatt, nicht zu verwechseln mit der Wochenendbeilage «Illustrierte Sonntagspost», war im Aussehen eine normale Zeitung, wies aber bedeutend mehr Feuilletonistisches auf, wohl in Ermangelung genügender Neuigkeiten und zur Entlastung des Personals. Der Inhalt konnte grossenteils schon im Laufe der Woche druckreif vorbereitet werden. Die normale Zeitung umfasste vier Seiten, wovon die letzte mit Inseraten bestückt war. Die Samstagsnummer, oft noch eine weitere Zeitung pro Woche, umfasste acht Seiten, entsprechend dem Anzeigenanfall. Die Frontseite trug unter dem Strich einen Fortsetzungsroman, war vierspaltig – wie der ganze Textteil – und wurde angeführt von einem Leitartikel. Dieser war gelegentlich von einer Agentur oder einer befreundeten Zeitung eingekauft, häufig von einem Mitarbeiter (oft auch Politiker) geliefert oder als Tagesbericht vom Redaktor als Übersicht zum Weltgeschehen eigenhändig zubereitet. Die Rubriken hiessen Schweiz, Aargau, Kantone, Ausland, Buntes Feuilleton. Das Lokale führte ein Schattendasein oder wurde im Aargau eingegliedert.

Die politischen Nachrichten aus dem Aargau umfassten Stellungnahmen zum Geschehen im Grossen Rat und Regierungsrat, wobei die Kommentare ausschliesslich die Meinungen des liberal-konservativen Flügels spie-

[44] Verhandlungen des GR 1901–1905. Text: S. 6, Nr. 21, Behandlung: 21. Mai 1902, S. 210, Nr. 215 und S. 227, Nr. 233, 21. Mai 1902.

gelten, so dass augenblicklich die Kontroverse mit den Radikalen einsetzte und damit das nachträgliche Streitgespräch vorprogrammiert war. Das interne Geschehen der Fusionspartei, die Flügelkämpfe und Beruhigungsmassnahmen, die personellen Fragen und persönlichen Anrempelungen gehörten daher zum wichtigsten Teil der aargauischen Kantonspolitik.

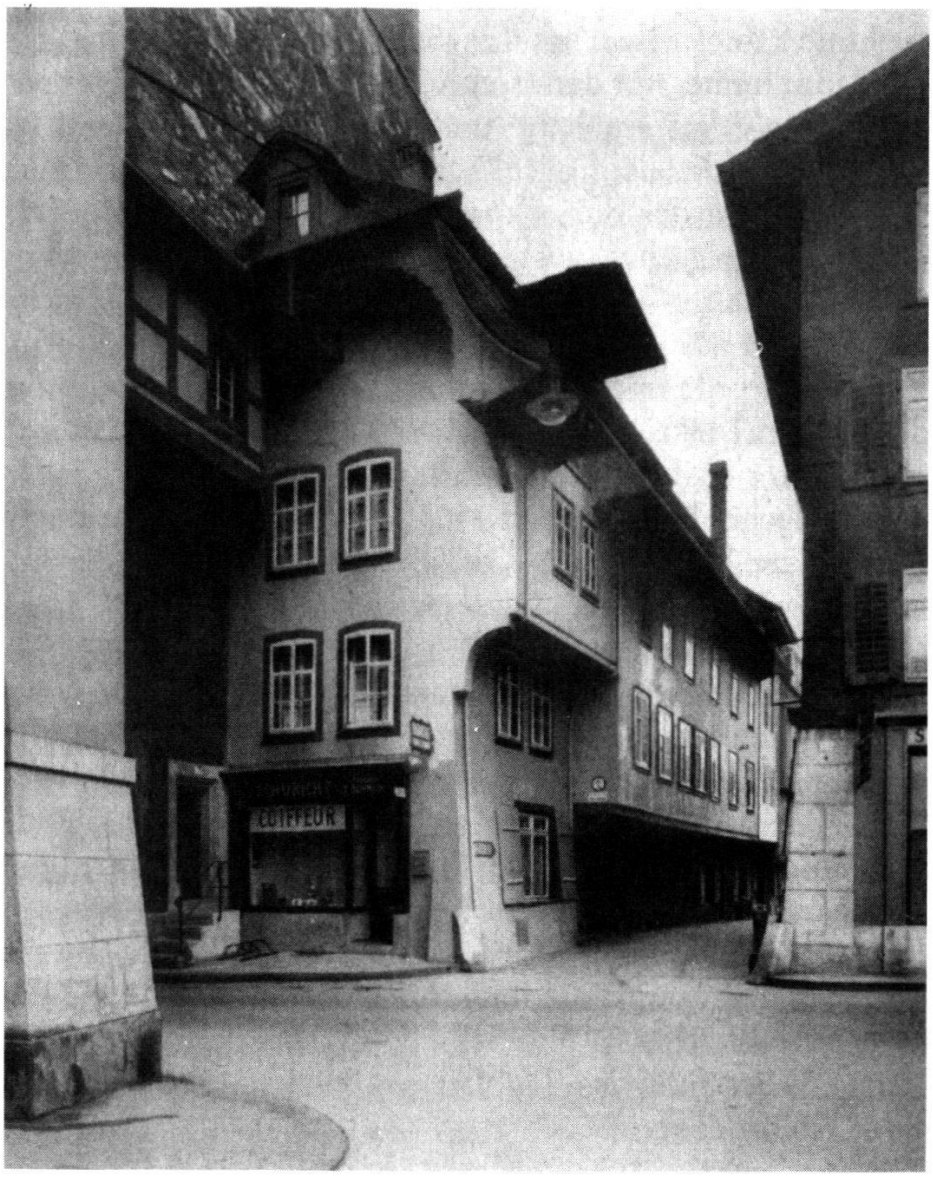
Dabei spielten die regionalen Eigenmächtigkeiten und kommunalen Wahlen der Zentrumsgemeinden mächtig hinein. Die Fortsetzung oder Wiederbelebung des aargauischen Regionalismus aus der Gründerzeit des Kantons wurde im Rahmen des freisinnig-demokratischen Flügelkämpfe mehr gesichert, als bei den Katholisch-Konservativen oder der Arbeiterpartei. Dass dabei der lokale Konkurrent «Aargauer Nachrichten» als Gegner im Vordergrund war, versteht sich von selbst. Da in Aarau die Radikalen in der Minderheit waren, diente dieses Blatt nach Meinung des Tagblattes ausschliesslich einer Clique und vergass, für die Öffentlichkeit einzustehen.[45] In zweiter Linie kämpfte man mit der «Schweizer Freien Presse» aus Baden und wollte damit immer nur den streitlustigen Nationalrat Jäger persönlich treffen, der dieses Blatt innehatte und gleichsam verkörperte. In dritter Linie traf das AT auf das «Zofinger Tagblatt», hinter dem Nationalrat Hunziker stand, Präsident der Fusionspartei und Gerichtspräsident. Ihm und seiner Zofinger Gefolgschaft wurden weniger offene Eigenmächtigkeiten, als stille Machenschaften und Ränkespiele zugetraut. Deren Sprachrohr aus dem wilden Westen war daher grösstes Misstrauen entgegenzubringen.

Und das alles wurde von einem einzige Manne inszeniert, von Dr. A. Weder, dem Alleinredaktor des «Aargauer Tagblatts». Seit 1891 im Dienste des Blattes, war er sich des lokalen Streites mit Dr. Widmann gewohnt, dem Redaktor der Nachrichten, die seit 1905 in den Händen von Buchhändler und Verleger Wirz lagen. Am 1. Oktober 1905 erhielt Weder in Eduard Gubler erstmals einen Kollegen. Dieser wirkte bloss bis zum 1. Juli 1907 am Tagblatt, um dann als Bundesgerichtskorrespondent der «Basler Nachrichten» in Lausanne tätig zu sein.[46] Sein Nachfolger war Otto Husy aus Olten, der am 1. Juli seine Arbeit aufgenommen hatte, aber erst 1908 offiziell als verantwortlich zeichnen durfte. Dieses Zwiegespann wurde 1913 durch Karl Zimmerlin erweitert. Weder wirkte nun als Bundeshaus-Redaktor in Bern, bis zu seinem Austritt nach 25jähriger Tätigkeit im Dienst des AT im Jahre 1916. Seine neue Berner Adresse erfuhr nur einen vorübergehenden Unterbruch 1914, als Zimmerlin laufend durch Aktivdienste abwesend war. Sein Berner Domizil veranlasste ihn schliesslich auch 1916, die Redaktion des «Emmentaler-Blattes» zu übernehmen. Als redaktionelle Troika, Zimmerlin-Husy-Weder fuhr das Tagblatt im August 1914 in die unsichere Zukunft des Weltkrieges.

---

[45] AT, 30. September 1905.
[46] AT, 1. Juli 1905.

In den ersten Jahren wurde das Tagblatt noch immer in den engen Verhältnissen beim Obertor, Nr. 228, hergestellt; Redaktion, Expedition und Druckerei waren – grob gesehen – immer noch dort domiziliert, wo 1847 das Werk seinen Anfang genommen hatte. 1912 erst, am 1. Juli, konnte alles ins neue Gebäude an der Bahnhofstrasse, gegenüber dem städtischen Schulhaus, überführt werden. Gleichzeitig erfolgte die Vergrösserung des Formats, die Erweiterung auf sechs bis acht Seiten täglich und damit verbunden, die Ergänzung der Redaktion. Der Umzug war eine grosse Sache, und man war stolz darauf, dies ohne grosse «Unzukömmlichkeiten» bewerkstelligt zu haben. Die erst nachmittägliche Auslieferung der Zeitung am 2. Juli 1912 wurde gerne entschuldigt, als die frühzeitige Expedition ab neuem Standort in Bahnhof- und Postnähe in Zukunft nun garantiert war.



Vom alten (am Obertor) zum neuen (an der Bahnhofstrasse) Tagblatt-Haus (100 Jahre Aargauer Tagblatt, 6. Mai 1947).



Welche aargauische Themen beschäftigten zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Presse des Hauptortes? Da war einmal die Kantonalbank-Frage, frühes Anliegen des späteren Bundesrates Schulthess. Die Staatsbank-Vorlage scheiterte 1900 bei der Volksabstimmung und fand 1912 dann Gnade vor dem Souverän. Das «Aargauer Tagblatt» bot Ständerat Isler, Präsident der halbstaatlich organisierten Aargauischen Bank, über mehrere Nummern ein Podium für den gegnerischen Standpunkt. Diesem prominenten Leitartikler, der als Experte galt und als Präsident der diesbezüglichen Spezialkommission im Grossen Rat zeichnete, mussten die Nachrichten eine eigentliche Kanonade entgegensetzen. Die Nachrichten seien in dieser Frage «keiner ruhigen Überlegung fähig», meinte die AT-Redaktion, und regten sich mächtig auf über die «Freimütigen Glossen eines aargauischen Schuldenbauers», die im Tagblatt ebenfalls über mehrere Nummern hinweg in leichtverständlicher Sprache Islers fachmännische Ausführungen sekundierten.[47] Ob das Lehrerseminar mit der Kantonsschule verschmolzen werden sollte, war ebenfalls ein Dauerbrenner und entzweite wieder die beiden freisinnigen Lager und deren Presseorgane in Aarau, wobei auch hier das AT den bewahrenden Standpunkt vertrat, das heisst das Internat im ehemaligen Kloster Wettingen als unabhängige Fachschule erhalten wollte, während die Radikalen die Kombi-Mittelschulen von Chur, Solothurn und Genf als Vorbilder anpriesen.

Diese zwei Beispiele stehen stellvertretend für alle politischen Fragen, in denen Monopolisierung und Staatsintervention mitspielten. Die Wasser-

[47] AT, anfangs Januar 1900.

zinsen der turbinengetriebenen Fabriken oder Elektrizitätswerke, die Handhabung der Regale bezüglich Bodenschätze (Salinen) sind weitere Themen, die im gleichen Sinne die Gemüter erhitzten. Darüber stellte sich die Frage: Totalrevision der kantonalen Verfassung, ja oder nein, was in Wahrheit Stärkung des Staates, ja oder nein, bedeutete. Dazu gesellten sich die personellen Präferenzen auf allen Ebenen; vielleicht nahmen sie gesamthaft in der Presse mehr Raum ein als die politischen Sachfragen. Die Flügelkämpfe gründeten oft mehr im Stil und Auftreten der Leitfiguren, Ausdruck des Temperaments und der Charaktere der Politiker. Die wichtigsten Ereignisse dieser Art waren die Wegwahl Nationalrat Jägers 1905, seine erfolglosen Versuche 1907 und 1908 als radikaler Kandidat ein Comeback zu erreichen, und der glorreiche Wiedereintritt in die grosse Kammer 1911, Resultat eines neuerlichen, nun dauerhafteren Bündnisses innerhalb der freisinnigen Partei. Das andere Grossereignis war die Ständeratswahl 1912, als der offizielle Kandidat der Partei, Attenhofer, durchfiel und Gottfried Keller junior gewählt wurde, und dies kurz nach dem feierlich beschworenen «Gottesfrieden».

Da praktisch in allen Bezirken zwei freisinnige Zeitungen die beiden Flügel markierten, spielten sich auch auf unterer Ebene ähnliche personell bestimmte Wahlmanöver ab, vielleicht noch heftiger und pointierter als in höheren Gefilden. Was sich bezüglich Aarauer Stadtrats- und Kommissionswahlen ergab, schlug sich bis 1912 im Tagblatt und in den Nachrichten nieder, ab 1912 folgte dann noch die dritte im Bunde: die «Neue Aargauer Zeitung» des freisinnigen Dissidenten Allemann. Einzig die Centenarfeier des Kantons 1903 schuf vorübergehend ein milderes Klima im bürgerlichen Pressewald Aaraus. Schon am 30. Dezember 1902 kündigte das Tagblatt zögerlich einen vorübergehenden «Gottesfrieden» an, wie ihn im alten Hellas die Zeit der olympischen Spiele verlangt hatten. Man habe die Gründung einer liberalen Gegenpartei im abtrünnigen Rheinkreise extra verschoben, um die Stimmung nicht aufzureizen. «So viel scheint man annehmen zu dürfen, dass die Centenarfeier, wenn sie auch die Scheidelinie der beiden Flügel der Fusionspartei nicht zu verwischen vermag, doch insofern von nicht zu unterschätzender Wirkung und Bedeutung sein wird, als sie im allgemeinen das Zusammengehörigkeitsgefühl der Aargauer stärken und dem aargauischen Staatsgedanken dienlich sein wird.» So die zuversichtliche Prognose Redaktor Weders. Gar zu feierlich ging es im Laufe des Jahres aber nicht zu und her. Zwischen Jäger und Laur, das heisst dem Bauernsekretariate, fand eine «Mohrenwäsche» statt, die zum endgültigen Bruch zwischen den beiden führte;[48] in Brugg tobte der Zeitungskrieg und erbrachte den Bruch zwischen Effingerhof und dem Brugger Zeitungsverein und in Baden hielt man Presseprozesse ab, in denen Jäger mehrmals ver-

[48] AT, 8. Januar 1903.

urteilt wurde und das Tagblatt die Meldung nicht verkneifen konnte, dass eine knappe Minderheit den ungebärdigen Politiker und Journalisten gar mit Gefangenschaft bestrafen wollte. Der Gerichtsbericht war entlarvend für die stillen Hoffnungen der AT-Redaktion. Am 3. bis 6. und am 12. Juli fanden dann die Festlichkeiten statt. Das Tagblatt brachte sämtliche staatsmännischen Reden in extenso,[49] langfädige Kommentare zu Festspiel und Umzügen, dazu eine ausgedehnte Presseschau, die die Wirkung auf andere Kantone ausloten wollte.[50] Zur staatserhaltenden Sorge des AT gehörte nämlich auch die dauernde Kümmernis, in der Eidgenossenschaft nicht angemessen beachtet zu werden.

Die Hässeleien zwischen Tagblatt und Nachrichten haben für uns Nachfahren wenigstens den Effekt, über die Akzeptanz und die wirtschaftliche Lage der Blätter einigen Aufschluss zu erhalten. Die Angriffe des Tagblattes auf die radikale Politik trügen weitgehend die Schuld an der parteilichen Spaltung, behaupteten die Nachrichten zum Jahresende 1901. «Worin liegt dieses Vergehen?» echote es aus der Redaktion der Konkurrenz rhetorisch. «Wir kritisierten die Wasserzinspolitik des Regierungsrates; die Gerichte haben unsere Einwände bestätigt. Wir kritisierten Nationalrat Jäger wegen der Brieffälscherei; die Gerichte haben uns Recht gegeben, usw. usw. Kein radikaler Politiker hatte im Laufe des Jahres einen Anlass gefunden, gegen das Tagblatt Klage zu erheben, obwohl die radikalen Hitzköpfe keine Hemmungen zu diesem Schritt kennen.»

1905 verkündeten die Nachrichten, dass sie neu einen Lokalanzeiger in alle Haushaltungen liefern würden, dass aber auch Inserate in den Nachrichten, die «in jeder Familie» gehalten werden, eine Erfolgsgarantie hätten. Dies brachte das Tagblatt in Harnisch: «Da unser Blatt nachweisbar die doppelte Auflage der Aarg. Nachr. hat», müsste ja das AT in jeder Familie doppelt gehalten werden.[51] «Im Irrtum befindet sich auch der Verleger der Aarg. Nachrichten, wenn er glaubte, unser Artikelchen In eigener Sache sei aus Konkurrenzneid geschrieben worden.» Wir könnten dessen Neuerungen ja einfach nachahmen. Aber wir wissen: die Neuerungen des Nachrichten-Verlages sind meist nach kurzem kleinlaut wieder aufgegeben worden. Die Kontroverse führte endlich zu einer Offenlegung des Tagblatt-Verlages, die uns Heutigen einigen Aufschluss über die Aarauer Verhältnisse vermitteln kann:

«Wir lassen Zahlen sprechen:

Die Lokalauflage des Tagblattes ist	2540 Exemplare
Die Postauflage des Tagblattes ist	2360 Exemplare
Total Tagblatt	4900 Exemplare

[49] Bundespräsident, Ständerat Kellenberger, Regierungsrat Fahrländer, Dr. Müri und Rektor Tuchschmid von der Kantonsschule.
[50] AT, 8. Juli 1903.
[51] AT, 28. September 1905.

Die Auflage des «Volksfreund» (dreimal per Woche aus dem Tagblatt zusammengestellt)	3300 Exemplare
Totalauflage Tagblatt und Volksfreund	8200 Exemplare

Diese Auflage werden wir auf Verlangen jeder Zeit notariell beglaubigen lassen. Wir fordern nun den Verleger der Aarg. Nachrichten auf, die Auflagen seines Blattes ebenfalls ziffernmässig mitzuteilen.»[52]

Eine Reaktion darauf blieb aus. Damit dürfte eine Auflage der Nachrichten um 4000 Exemplare etwa der Wahrheit entsprechen. Schon früher hatte die Tagblatt-Redaktion Widmann mehr oder weniger die Schuld an der misslichen Lage der Nachrichten zugeschoben. «Der Niedergang eines Blattes erfolgt nicht ohne Schuld. Unser Leserpublikum ist zwar über die Massen langmütig. Aber wenn ein Blatt so unverhüllt in seiner politischen Tätigkeit allein dem politischen Ehrgeiz einer oder zweier Persönlichkeiten dient, und so rücksichtslos und ausschliesslich die Interessen einer Clique, statt der Öffentlichkeit verficht, dann dämmert es schliesslich auch dem Frömmsten seiner Leser. Die Aarg. Nachr. haben schon Gewaltakte eingeleitet, einen Ton und eine Haltung angenommen, dass man versucht war zu glauben, sie sei auf dem Standpunkt des après nous le déluge angelangt.»[53] Tatsächlich musste bald darauf das Unternehmen in einer Rettungsaktion von Buchhändler Wirz übernommen werden. Die Handänderung verwandelte Stil und Charakter des Blattes wenig; Widmann blieb die Seele der Zeitung. Dem Tagblatt wurden die Nachrichten erst gefährlich, als 1911 der Vollblut-Journalist Gottfried Keller die Tageszeitung seinen bisherigen Blättern anfügen konnte, und die Unterkellerung der Aargauer Politik damit publizistisch noch stärker abgestützt wurde.

Selbst die Streitereien mit dem Badener Politiker Jäger wurden über Kontroversen mit den Nachrichten ausgetragen, da dessen Freie Presse von Widmann laufend Schützenhilfe erhielt. Die Argumentationen überschritten zeitweise die Grenzen der Lächerlichkeit. So kommentierte Widmann die Abstimmung über ein neues Schulhaus in Baden (600 Ja gegen 10 Nein), als blosses Votum gegen Jäger, weil er in seinem Blatte den Standort auf dem Festplatz östlich der Altstadt bekämpft hatte. Das Tagblatt fand diese These fast absurd, zumal der Anhang Jägers in Baden viel grösser sei; es ginge doch um eine Sache, nicht um eine Person. Übrigens: «Reden an das Volk» des wortgewaltigen Politikers hätten auf dem verkleinerten Festplatz grössere Resonanz, wenn das neue Schulhaus die Abschussszenerie bilde. Ironie oder Groteske?

Der Typographenstreit im Dezember 1905 erhitzte einerseits die Gemüter der Druckereiarbeiter und der Leserschaft, andererseits schlossen sich die Reihen der sonst zerstrittenen Verleger in Aarau. Hätte Wirz die Krise

---

[52] AT, 2. Oktober 1905.
[53] AT, 30. September 1905.

durchgehalten, liesse sich gar von einer Einheitsfront sprechen. Die Ereignisse führten zur Gründung einer Genossenschaftsdruckerei und der Arbeiterzeitung «Freier Aargauer». Die Details zu diesen Geschehnissen werden eingehend in der Gründungsgeschichte der sozialdemokratischen Parteizeitung behandelt. Die Idee, im Aargau ein solches Organ zu schaffen, war nicht neu. Ende des Jahrhunderts (1893) war in Zofingen schon kurzfristig der «Aargauer Arbeiterfreund» als Wochenzeitung erschienen.[54] 1905 referierte Dr. med. Kraft in Nussbaumen an einer Arbeiterversammlung und regte dabei die Gründung eines eigenen Blattes an. Der Bericht über diese Veranstaltung im Tagblatt bewies eher Verachtung als Furcht vor einer neuen Konkurrenz.[55] Eine Tellersammlung am Ende der Tagung habe das Startkapital von ganzen zwölf Franken ergeben. Während der Streik am Ende des Jahres abgebrochen wurde, dauerte der Wortwechsel zwischen Maschinenmeister Kälin und dem Tagblatt fort. Alle acht streikenden Gesellen waren beim AT wiedereingestellt worden, Kälin aber nicht. Er sei aus andern Gründen entlassen worden; mutwillig hätte er schon vorher den Arbeitsplatz verlassen. Kälin reagierte darauf mit einer Erklärung im Tagblatt und drohte mit einer Verleumdungsklage.[56] Die Arbeiterunion Aarau solidarisierte sich mit ihm mittels einer Resolution, die aber nur im «Volksrecht» Aufnahme gefunden hatte.[57] Darin erfolgte ein Boykott-Aufruf gegenüber dem Tagblatt, den Keller-Blättern und deren Inserenten. Die Antwort von Redaktor Weder, Aktuar des Verwaltungsrates des AT-Verlages, kritisierte die praktizierte Verführung zum Streik: «Unsere Arbeiter waren zufrieden; aber nach Ideologie darf der Arbeiter nicht zufrieden sein.» Repliken und Dupliken zogen sich noch weit in den Januar hinein und beförderten die Vorbereitung eines eigenen Zeitungsprojektes. Obwohl erst zum Tag der Arbeit die erste Nummer erschien, begrüsste das Tagblatt schon zum Jahresanfang das angesagte Organ: Bis jetzt habe das AT die Verlautbarungen der Arbeiterpartei grosszügig aufgenommen. Dies würde dannzumal ein Ende haben. Sie seien aller moralischer Pflichten enthoben. «Es wird dasselbe viel dazu beitragen, die Parteien zu scheiden und zu sammeln.»[58] Der offenbarte Zweckoptimismus des Tagblattes dürfte damals auch Drohung und Verhinderungstaktik gewesen sein.

Am 3. Mai 1906 aber musste die Redaktion das neue sozialdemokratische Organ als Neuling im aargauischen Pressewald willkommen heissen: «Der Freie Aargauer (...) bedient sich in seinen verschiedenen Einführungsartikeln folgender gewählter Sprache: Kapitalistische Sippe – Grössenwahn der Fabrikbarone – Schlotjunker – die Arbeiter aufs Blut aussaugen – die Fami-

[54] Nur im Juni 1893.
[55] AT, 11. Dezember 1905.
[56] AT, 5. Januar 1906.
[57] Volksrecht, 30. Dezember 1905; AT, 6. Januar 1906.
[58] AT, 6. Januar 1906.

lien zu Lohnsklaven herabwürdigen – die Töchter des Volkes entehren – zügellose Orgien feiern aus dem Gelde der verachteten Arbeiter – fluchwürdiges Ausbeutungssystem – moralischer Bankrott des aargauischen Freisinns – Gesellschaft der Erbarmungslosen – menschenmordende Zwangsarbeit bei Tag und Nacht – usw. Der Titel des Blattes ist wie aus obiger Blumenlese hervorgeht, offenbar unrichtig. Es sollte wohl heissen: Der freche Aargauer.» Diese erste Schlussfolgerung des Tagblattes machte Zeitungsgeschichte: der verballhornte Name wurde von den Trägern mit Stolz dauernd wiederholt und – zu Recht oder Unrecht – getragen bis zur letzten Nummer 1987. Nach der schnöden Begrüssung des Neulings auf dem Platze Aarau liess man ihn gewähren, strafte ihn meist mit demonstrativem Übersehen, obwohl die Lektüre ab dato zum Pflichtpensum der bürgerlichen Redaktoren gehörte.

Der wahre Feind stand viel näher und verlangte dauernde Aufmerksamkeit: die radikalen Brüder in Zofingen und Baden. Obwohl sich Streitigkeiten an Äusserungen des «Zofinger Tagblattes» entzündeten, blieben zumeist die dauernden Querelen und Quengeleien an Nationalrat Jäger und seiner Zeitung hängen, da er sich immer in die Kontroversen «Zofinger Tagblatt» – «Aargauer Tagblatt» einmischen musste. Der streitlustige Redaktor aus Baden betitelte alle angestellten Schriftleiter als Diener und Lohnschreiber, während er alleine eigene Einsichten verbreite.[59] So dürfte er eigentlich nicht erstaunt oder überrascht gewesen sein, als das AT seine misslungene Wiederwahl in den Nationalrat 1907 mit höhnischen Kommentaren versah, die ihm persönlich die ganze Schuld an der Wahl des konservativen Konkurrenten Wyrsch zuschoben. Vorher hätte die Freie Presse immer behauptet, das unbedeutende AT wäre kein Faktor in der politischen Auseinandersetzung; nun aber wurde dasselbe Organ von Herrn Jäger zum Sündenbock gemacht. Wo bleibe da die Konsequenz?[60]

Die beiden bürgerlichen Tageszeitungen von Aarau trugen den Schimpfnamen Residenzblätter mit Fassung und einigem Stolz. Schliesslich empfanden sie sich beide aus ihrer Gründungsphase als lichtspendende Sonne für den Gesamtkanton. Den Monden, die in der aargauischen Provinz ihre Kreise zogen, spendete man gerne etwas Licht, das heisst erteilte gute Ratschläge, Ermahnungen oder Zensuren. Die freisinnige Pressefehde im Freiamt zwischen dem «Boten» von Muri und der «Freiämterstimme» (später «Freiämter Zeitung») in Wohlen, brachte erstmals den jungen Politiker Roman Abt ins Gerede, und die Parteinahme der beiden Kontrahenten in Aarau demonstrierte einmal mehr die zwei Sonnensysteme im Kanton. Dass die Spaltung der Partei durch die Residenzblätter erfolgt sei, wie Abt behauptet hatte, entspreche nicht der Wahrheit, versuchte das Tagblatt zu

[59] Z. B. AT, 14. Mai 1906.
[60] AT, 20. Februar 1907.

beweisen.[61] Das «Zofinger Tagblatt» hatte sich schon früher bei der aargauischen Verwaltung über die «Bevorzugung der Residenzblätter» beklagt, obschon die frühere Berichterstattung in Aarau ein rein postalisches Problem war. Das AT dementierte, dass besondere Relationen zwischen Verwaltung und ihrer Redaktion bestünden.

Das Jahr 1911 – ein Schicksalsjahr in der neueren aargauischen Pressegeschichte – lieferte Stoff für Lob und Tadel der Aarauer Moniteure. Am 12. Januar 1911 berichtete Redaktor Fürsprech Beyli aus Wohlen über seine Erfahrungen in der kürzlich neu begründeten «Freiämter Zeitung» und Aarau ergänzte mit weisen Ratschlägen.[62] Johann Bapist Rusch, einst Redaktor des «Sarganserländers», übernahm die Redaktion des «Badener Volksblattes» und wurde damit Gründerfigur der katholischen Tageszeitung «Aargauer Volksblatt». Der neuerwählte Redaktor des «Brugger Tagblattes», Hermann Aellen, wollte – laut Einführungswort – den Freisinn im Aargau zusammenführen. Als wenn dies nicht schon andere versucht hätten! Die «Aargauer Nachrichten» waren am 1. Februar von Wirz an Keller käuflich abgetreten worden, und am Jahresende wurde vom selben Verlag der Übergang von der zweimaligen zur dreimaligen Erscheinungsweise des altehrwürdigen «Aargauischen Anzeigers» angekündigt. Am 26. Februar 1911 beschloss man die Verschmelzung des «Freien Aargauers» mit der Oltner «Neuen Freien Zeitung» und hatte damit die Umwandlung zur Tageszeitung eingeleitet.[63]

All diese Presseereignisse behinderten eine Entfaltung des «Aargauer Tagblattes» und verbannte es in die Aarauer Region, beziehungsweise verurteilte es zum weiteren Ringen um die bürgerliche Alleinherrschaft im Hauptort. Die Gründung der radikal-fortschrittlichen Vereinigung in Aarau[64] und die Ankündigung des vierten Zeitungsblattes, der «Neuen Aargauer Zeitung», schränkte noch einmal den Einfluss des Tagblattes ein. Dennoch durfte es im Dezember 1913 im Inserat für die Abonnentenwerbung verkünden: «Das Aargauer Tagblatt ist die verbreitetste Tageszeitung des Kantons mit der höchsten Abonnentenzahl», und seit dem 1. Oktober würden sich drei Redaktoren um gute Information kümmern. Als der «Grütlianer» zum Kopfblatt des «Volksrechtes» wurde, was durch die Fusion mit der Sozialdemokratischen Partei in Zürich nur folgerichtig war, verstieg sich die AT-Redaktion zum Kommentar: «Also nach und nach ein sozialistischer Zeitungstrust!» Die marxistische Konzentrationstheorie sei also nur Praxis bei deren Apostel, wurde damit suggeriert.

Aber ein Trust ist nicht notwendig, wenn kartellartige Absprachen das wirtschaftliche Überleben trotz ideeller Differenzen garantieren. Am

---

[61] AT, 27. Dezember 1910.
[62] AT, 12. Januar 1991.
[63] Ab 1. März 1912.
[64] 2. April 1912.

19. Dezember 1906 zum Beispiel hatten die aargauischen Zeitungsverleger bürgerlicher Provenienz eine gemeinsame Preiserhöhung für Abonnements- und Inserationspreise festgelegt. Gleichzeitig wurde die Option nach Gründung eines Verbandes im Aargau laut. Am 12. Januar 1907 kündeten «Aargauer Nachrichten», «Aargauischer Anzeiger» und «Aargauer Tagblatt» gemeinsam dieselbe Preispolitik an: Man erhöhe die Inseratenpreise nicht, «wie das anderweitig bereits geschehen» sei, sondern werde nur die Rabattsätze einer Revision unterziehen.[65] Das Beispiel zeigt, wozu ein Verband vorab zu dienen hatte: Preisabsprachen bis zu den letzten Details waren das Ziel. Anderseits beweist diese gemeinsame Erklärung, dass der Markt der Ideen damals alles, die wirtschaftliche Konkurrenz hingegen wenig bis nichts bedeutete.

Der Erste Weltkrieg: Sympathie aufgrund der kulturellen Verknüpfung

Das AT als brave gediegene Zeitung lechzte nicht nach Sensationen; Erscheinung und Stil dokumentierten, dass man an der Vermittlung des Alltäglichen eigentlich Genüge empfand. Der Ausbruch des Krieges liess die Redaktion nur sachte, gleichsam durch die Hintertür, ins Blatt einrücken. Der Weg von der dritten Seite an die Front der Zeitung brauchte Tage, gar Wochen, und die Schlagzeilen wagten sich in Grösse und Schwarzwert kaum über das Mittelmass hinaus.

Die «schmachvolle Schandtat» in Sarajewo wurde zwar als schreckliche Provokation gewertet, nicht aber als Anlass zu kriegerischen Handlungen. «Nicht als ob der Gang der österreichischen Politik unmittelbar in ein anderes Geleise gelenkt oder als ob die Tat des Sarajewoer Mörders der Festigkeit des Reiches gefährlich werden könnte.» Immerhin könnten für Serbien «ausländische Einwirkungen» nicht ausgeschlossen werden; eine Politik der «starken Hand» dürfte beginnen.[66] Erst das Ultimatum an Serbien liess eine Kriegsahnung aufkommen. «Die Note ist hart, kategorisch...». «Es wäre ein Spiel mit Worten, wenn man beweisen wollte, dass durch diese Forderungen die nationale Unabhängigkeit Serbiens und seine Souveränität nicht angetastet sei.» Die Nummer vom 27. Juli brachte die Wende. Während im ersten Teil, beim Tagesbericht, noch zaudernd gefragt wurde: «Also Krieg?» und angenommen wurde, dass «Gefahr über dem ganzen Kontinent» lauere, finden wir im später redigierten und gedruckten Teil derselben Zeitung: «So weit ist es also. Serbien erwartet den Feind, Österreich-Ungarns Armee ist auf dem Marsche.» – «Das ist der Krieg. Sollte Russland sich dareinmischen, dann wird unbedingt kommen, was Bismarck schon zu

[65] AT, 1. Juli 1914.
[66] AT, 26. Juli 1914.

vermeiden gesucht hat: Europa wird vom Ural bis zu den Pyrenäen und von Jütland bis zur Südspitze Siziliens in Flammen stehen und ein Krieg wird entbrennen, wie ihn die Welt noch nie gesehen hat.» Tags darauf erschien in der Rubrik Telegramme auf der vierten Seite fettgedruckt der Titel: «Der österreichisch-serbische Krieg». Bereits wurde in derselben Nummer versprochen, dass das AT «einen speziellen Kriegsberichterstatter nach dem Osten entsandt habe», denn «die ersten Schüsse sind gefallen».

In den nächsten Tagen brannte den Redaktoren zwei Fragen auf den Nägeln: zum ersten, ob der Krieg lokalisiert werden könne und zum andern, ob das Schweizervolk trotz Eskalationen ruhig Blut bewahren würde. Die Aufrufe zur Besonnenheit, gegen den Geldrückzug, die Anprangerung der Hamsterei, füllten beim AT genauso die Spalten wie bei den andern aargauischen Organen auch. Als sich in den ersten Augusttagen die Ereignisse überstürzten, rückten die Nachbarstaaten Inserate in allen Sprachen ein, die unsere Gastarbeiter und fremden Touristen zur Heimkehr und zum Heeresdienst aufriefen. Die schweizerische Mobilmachung und die Wahl des Generals entlockte dem eingefleischten Republikaner am Redaktionspult den Seufzer: «Das Schicksal des Schweizerlandes steht heute bei unserer Armee.» Dazu passte das Lob auf Ulrich Wille: «Ein Mann mit Ecken und Kanten, ein Mann mit fester Faust ist es. (...) Nicht ein allgemeinbeliebter, aber ein ganzer und starker Mann.»[67]

Der Aktivdienst riss von nun an immer wieder Lücken in die Redaktion. Zimmerlin, Offizier, wurde schon zu Anfang abwesend gemeldet. Gleiches geschah im Büro, im technischen Betrieb und der Expedition. «Infolge der starken Reduktion unseres Personals sehen wir uns genötigt, das Sonntagsblatt, das jeweilen am Samstag Nachmittag erschien, bis auf weiteres nicht mehr herauszugeben.» Noch glaubte man an einen kurzfristigen Krieg und betrachtete solche Massnahmen als Intermezzi. Doch nach vier Jahren Krieges gedachte niemand mehr der Sonntagsausgabe; das siebenmalige Erscheinen wurde stillschweigend begraben.

Wohin die Sympathien der AT-Redaktion segelten, konnte kein Geheimnis sein. 1912, beim Kaiserbesuch in der Schweiz, hatte das Tagblatt Wilhelm II. als Friedensfürst gefeiert und war allemal des Lobes voll. Wie hätten die damaligen Lobspender nun Enttäuschung mimen können! Der ganze Briefwechsel zwischen dem Kaiser und dem Zaren im Vorfeld des Krieges wurde in extenso veröffentlicht. «Aus diesen Dokumenten geht deutlich hervor, wie Wilhelm II. bis zur äussersten Grenze ging, um der Welt den Frieden zu erhalten, wie aber alle seine Bemühungen an der beispiellosen Unaufrichtigkeit und Frivolität des russischen Herrschers sich zerschlugen.»[68]

---

[67] AT, 5. August 1914.
[68] AT, 8. August 1914.

Gegen das Jahresende nahm Zimmerlin wieder seinen Platz ein. In der Zwischenzeit musste alt Redaktor Weder, Korrespondent im Bundeshaus, die Schriftleitung wieder übernehmen, denn auch der andere Redaktor, Otto Husy, nahm Ende Oktober den Hut, um den «Thurgauer Volksfreund» in Kreuzlingen zu betreuen. Zimmerlin zollte dem Jahreswechsel mit eingehenden Betrachtungen Tribut. Im Zentrum stand selbstverständlich die Friedenshoffnung; ein Vertrag, «der keines der Völker so sehr demütigt, dass es auf neuen Kampf sinnen muss».[69] Dies bot auch Gelegenheit, den eigenen Standort zu fixieren: «Es kann sein, dass dieses Verlangen sich da und dort einseitig bekundet, als besondere seelische Anteilnahme für das eine oder andere der kriegführenden Völker. Diese Neigung wird neuerdings in Wort und Schrift nachdrücklich bekämpft. Man fürchtet von ihr eine Gefährdung unserer Neutralität und staatlichen Geschlossenheit.» «Wir haben in den fünf Monaten des Krieges so viele Beispiele unerhörter Verleumdung ganzer Nationen erlebt, dass wir es uns als Feigheit anrechnen müssten, wenn wir nicht dagegen aufzutreten wagten.» «Das hat uns mehr als einmal dazu geführt, einzutreten für ein Nachbarvolk, mit dem wir durch die Gemeinschaft der Kultur verknüpft sind, und Angriffe zurückzuweisen, die gegen diese Kultur gerichtet waren und uns in unsern ureigensten Gefühlen verletzten.» «Es mögen Sympathien zu Tage getreten sein, doch sicherlich nie Antipathien.»[70]

Gewiss: Viel häufiger als Kommentare finden wir im AT nüchterne Analysen der Kriegslage, Aufrechnung der Kräfteverhältnisse beider Parteien, Operationskarten und gegensätzliche Agenturberichte, die den Leser zum Vergleich und zum selbständigen Urteil einluden. Zu diesem Zweck der Objektivierung wurde am 21. Dezember 1914 das Publikum sogar auf die Agenturnamen aufmerksam gemacht und damit etwas Zeitungskunde betrieben. Doch: Wer über einen möglichen Frieden mutmasste – und welche aargauische Zeitung hätte dies versäumt – bekannte auch Farbe. Nach fünf Monaten Krieg könne ein Friede nur noch mit einem Vergleich geschlossen werden. «Es kann keine endgültigen Sieger mehr geben. England und Frankreich wollen Belgien wiederherstellen; Deutschland hat Belgien als Pfand in der Hand. England möchte den preussischen Militarismus niederkämpfen; dass dies je gelänge, dafür gibt es keine Anzeichen. Es kann kein Friede aufgezwungen werden: Deutschland ist zu stark; aber es ist nicht so stark, wie es sich anfangs des Krieges wähnte.» Diese Haltung, die sich wie ein roter Faden durch die Kriegsberichterstattung zieht, scheint distanziert und parteilos. Doch eingekaufte Kommentare beweisen, dass das Herz des verantwortlichen Redaktors für Deutschland und die Mittelmächte schlug und zwar pausenlos, ungeachtet der Erfolge oder Miss-

[69] AT, 31. Dezember 1914.
[70] AT, 31. Dezember 1914.

erfolge im Laufe des Krieges. Ein Leitartikel, Deutsche Wehrmachtspolitik, von Wolfgang Heine aus Frankfurt, möge für andere stehen: Frankreich wird durch ein altes geschichtliches Verhängnis getrieben. Es betrauert den Verlust einer Vergangenheit, in der es auf dem Kontinent allein den Ton angab. Darin gründe die Feindschaft zum Reich. Dazu geselle sich der Interessengegensatz Russland-Deutschland als Ursache des Krieges. «Soll das deutsche Volk sich die Stellung, die ihm der Krieg hoffentlich verschaffen wird, als zentrale Weltmacht Europas erhalten, so muss es die innere Zerrissenheit überwinden.»[71]

Die Meinung hakte sich fest, dass kein baldige Entscheidung mehr möglich sei. Die Entente-Mächte hielten den Zentralmächten solche Bedingungen vor Augen, dass unmöglich baldiger Friede werden könnte. Die deutschen Truppen im Westen würden noch lange unbesiegt bleiben, meinte das AT Mitte des Jahres 1916, die Katastrophe, die vorausgesagt worden, sei trotz der Überlegenheit des Gegners nicht eingetroffen. «Eine Truppe die Titanenhaftes leistet, steht nicht dem Zusammenbruch nahe.»[72] Die Operationen in Rumänien 1916 gaben zudem keinen Anlass, am Durchhaltevermögen der Mittelmächte zu zweifeln. Der Rückblick auf das Jahr bezeichnete 1916 für die Entente als vollständiges Fehljahr,[73] und wieder ein Jahr später, nach unbeschränktem U-Bootkrieg und russischer Revolution, schrieb die Redaktion vom schweren Verlustposten der Entente, Russland, und vom nicht liquiden Guthaben, Amerika. Noch bestehe die Hoffnung auf den Sieg der Vernunft zu einem Frieden ohne Entscheidung. Selbst im Rückblick auf das Waffenstillstandsjahr 1918 behauptete das AT, dass im Januar der «höchste Gipfel der Macht des alten deutschen Reiches» erreicht war und niemand das drohende Ende vorausahnen konnte. Damals lautete die Analyse wie folgt: Lloyd Georges Kriegsziel ist die Zerschmetterung Deutschlands; Italien, Frankreich und England wollten gleicherweise Annexionspolitik betreiben und Russland zerstöre sich selber. «Tragisch ist es, wie die demokratischen Schwärmer, die gegenwärtig die russische Regierung bilden, (Bolschewiki unter Lenin!) die Erfahrung machen müssen, dass die Theorien, die sie aufstellen, nur gegen sie selber angewandt werden.» Gemeint war das Selbstbestimmungsrecht der Völker, das zur Zerbröckelung Russlands führte und – endlich einmal ein kritischer Gedanke – von Deutschland schamlos ausgenutzt wurde.

Wie bei den meisten aargauischen Zeitungen lauteten die Kommentare zur russischen Revolution 1917 positiv: ein Resultat der Deutschfreundlichkeit! Der Sieg der Arbeiterrevolution im November, das heisst der Sieg der Maximalisten in St. Petersburg, ergab zwar nur kleine Meldungen: von einem Nebenschauplatz. Dennoch flackerte mit der Aussicht auf Brest-

[71] AT, 14. Januar 1915.
[72] AT, 5. August 1916.
[73] AT, 4. Januar 1917.

Litowsk die Friedenshoffnungen nochmals auf. Russland bringe Opfer um der Idee willen, lobte das Tagblatt.[74] Die Furcht vor dem Bolschewismus tauchte erst mit dem Jahrestag der Revolution auf: nun war man mit dem Generalstreik direkt betroffen, die Verteidigungsbereitschaft bröckelte im Laufe des Jahres auch in der Schweiz bedenklich ab und die Staatsordnung schien in Gefahr zu sein. Es war die Innenpolitik allein, die bei den bürgerlichen Parteien Moskau zum Todfeind formte und eine neue politische Frontenbildung auslöste. Niemand sprach mehr von Idealisten und Schwärmern. Der «Freie Aargauer» wurde zum Feind, der hautnah wirkte und zustach. «Die schärfere Tonart», lautete der Titel eines Leitartikels im Tagblatt. «Dem bisherigen Redaktor, Herrn Pfarrer Büchi, wurde zur Last gelegt, heute in der Leitung des Blattes eine zu gemässigte Richtung eingenommen und die Bürgerlichen viel zu glimpflich behandelt» zu haben. Gewisse Leute wollen ein radikales Hetzorgan. Der neue Redaktor, Otto Schmassmann, früher Lehrer in Unterkulm, sei nach deren Wunsch, pflege den richtigen Sprachjargon und halte die Hetztiraden, die zur Politik «sei nie zufrieden!» führten.[75]Auch das neue Verhältnis zur Linkspresse gehörte zum Programm des «Aargauer Tagblattes», etwa nach der These: «Die Liquidierung des Weltkrieges ist dem neuen Jahre überlassen.» Dass damit viel zu kurz gegriffen war, sollte erst die Zukunft zeigen.

Das Tagblatt hatte den Krieg leidlich überstanden. Zwar schrumpfte der Umfang einer Tagesnummer meist auf vier Seiten zusammen, wovon nur die Rückseite mit Inseraten versehen war. Aber die Ausgangslage war bedeutend besser als bei der örtlichen Konkurrenz. Zu Anfang des Krieges behauptete der Tagblatt-Verlag: «Das AT ist die verbreitetste Tageszeitung des Kantons.» «Das AT hat gegenwärtig annähernd die doppelte Auflage der beiden andern, in Aarau erscheinenden Tageszeitungen und zeigt erfreulicherweise seit Jahren eine stete Zunahme an Abonnenten.»[76] Und im Dezember 1916 warb das Tagblatt mit seinen Beilagen, dem «Illustrierten Sonntagsblatt» und «In Haus und Hof» und behauptete, «weitaus die gediegenste und daher auch die billigste Tageszeitung unseres Kantons» zu sein. Zum Abschluss des 70. Jahrganges 1916 machte die Redaktion eine Standortbestimmung: «Über 200 Mitarbeiter und Korrespondenten, sowie die ersten Nachrichtenbüros haben Anteil an dem Erfolg des letzten Jahres. Besonderen Wert legten wir neben dem aargauischen Dienst immer auf die Berichterstattung aus dem Bundeshaus...» Man verachte das systematische Herunterreissen – nur um als Retter des Vaterlandes vor dem Volke dazustehen. Aber man sei auch dagegen, dass Rücksicht auf das Zeitungsgeschäft oder «krankhafter Ehrgeiz politischer Führer bestimmend auf die Leitung

[74] AT, 9. Januar 1918.
[75] AT, 3. Juni 1918.
[76] AT, 15. Dezember 1914. «Freier Aargauer» wurde damals in Olten gedruckt, daher nur drei.

des Geschäfte unseres Landes einwirken können...»[77] Solche Bemerkungen waren klar adressiert an die aargauischen Konkurrenten und die damalige Leserschaft merkte auf und verstand. Zum Beispiel Richtung links: Das Tagblatt hatte während des ganzen Krieges die Wehrhaftigkeit der Schweiz über alles gestellt. Refraktäre sollten nicht nur von der Mitgliedschaft im Nationalrat ausgeschlossen werden, sondern auch von allen kantonalen oder kommunalen Behörden. Das AT wünschte die rascheste Verwirklichung dieses Prinzips – da es um Sein oder Nichtsein des Staates geht, mittels einer Teilrevision der Verfassung.[78] Im gleichen Sinne galt Kritik am Offizierskorps als Schwächung der Landesverteidigung, die bis an den Rand des Verrates reichte. Schlimmer als die sozialdemokratische Grundhaltung seit Kiental und Zimmerwald waren die bürgerlichen Blätter, die in obigem Hinweis gemeint waren, vorab die «Neue Aargauer Zeitung», die «Schweizer Freie Presse» und das «Aargauer Volksblatt». Offiziersaffären – in diesen Blättern ausgewalzt und breitgetreten – waren im AT nur Gegenstand zur Beschwichtigung und Anprangerung dieser hyperkritischen Journalistik.

Eine besondere Lektion erhielt Redaktor Rusch vom «Aargauer Volksblatt», als er General Wille verhöhnte. Wer sich immer so vaterländisch gebe, zeige damit eine unwürdige Gesinnung. Rusch – militäruntauglich – musste sich auch andernorts wehren, da er als Dauerzivilist bei gewissen Fragen kaum ernst genommen wurde. Zimmerlin, als Oberstleutnant, galt damals als Chefredaktor, auch wenn dies im Impressum nicht hervorgehoben wurde.

Am 31. Juli 1916 verabschiedete sich auch der langjährige Bundeshausredaktor des AT in Bern, Dr. A. Weder, und wechselte zum «Emmentaler-Blatt». Der Berner Sitz wurde nicht mehr hauptberuflich besetzt; ein Vertrags-Korrespondent bediente wohl das AT, zusammen mit weiteren bürgerlichen Blättern. Vom 1. August 1916 an «wird unser bisheriger Hilfsredaktor Herr Josef Niggli als verantwortlicher Redaktor zeichnen.» Überraschenderweise stellte man damals zudem Herrn Arthur Frey, den späteren Seminardirektor in Wettingen, als Feuilletonredaktor ein: Verstärkung des kulturellen Auftrages in harter Zeit![79] Zimmerlin – Niggli – Frey, dieses Trio führte die Zeitung durch die weiteren Kriegsjahre, wobei Frey sich vorab um die Beilagen kümmerte. Diese erstaunliche Konstanz bei einer Zeitung in den Händen einer Aktiengesellschaft hat sicher nicht wenig dazu beigetragen, dass das AT die Kriegszeit in ideeller und finanzieller Hinsicht unbeschadet und geradlinig überstehen konnte.

---

[77] AT, 30. Dezember 1916.
[78] AT, 15. Januar 1915.
[79] Tätig bis zum 1. Oktober 1920.

Krisenjahre

Die Nachkriegszeit brachte vorerst keine Besserung. Knappheit und Notmassnahmen beherrschten das Leben im In- und Ausland und begleiteten auch die Presseorgane, bestimmten den Inhalt und den Umfang der Zeitungen. Die Unzufriedenheit der Bauern und des mittelständischen Gewerbes schuf neue Zwiste in der freisinng-demokratischen Partei des Kantons Aargau, füllte die Spalten der hiesigen Blätter und sorgte für Spannungen zwischen den bürgerlichen Organen. Selbst die Fixbesoldeten drohten vorübergehend mit einer separaten politischen Organisation. Verteidigungsbereitschaft wurde von der sozialdemokratischen Presse als Militarismus bezeichnet und diffamiert. Der Generalstreik mit dem Einsatz der Armee als Ordnungstruppe hatte das Klima vergiftet und einen Keil zwischen Offiziere und Arbeiterschaft getrieben. Das Tagblatt hielt mit aller Vehemenz an der Einheit zwischen Volk und Milizarmee fest. In Bern zeigte man Mühe, die eingespielte Vollmachtenpolitik abzustreifen und auf Friede umzuschalten. Dies bildete den Stoff in den inländischen und vor allem kantonalen Spalten des «Aargauer Tagblattes». Und hinter all diesen offenen Auseinandersetzungen lauerte als wahre Ursache die Angst vor Not und Verelendung: die Wirtschaftskrise.

Und die Sorge um Deutschland setzte sich fort. Aufrufe für Hilfsaktionen für die Notleidenden[80] im nördlichen Nachbarlande waren kaum vereinbar mit der offiziellen Politik. «Was sollte diese Geheimdiplomatie des Bundespräsidenten? Da wurden Bankettreden pro Völkerbund gehalten, ohne dass das Volk konsultiert worden wäre. Soll die Schweiz gar am Wirtschaftskrieg gegen Deutschland teilnehmen, um die Reichsregierung zur Unterzeichnung aller Bedingungen zu zwingen? Wir vom Tagblatt verlangen eine volksnahe Politik.[81]Wir wollen einen Beitritt zum Völkerbund ruhig überlegen; vieles spricht dafür – die Neutralitätspolitik eher dagegen.»[82] Das Tagblatt bot dem jungen Dr. Hans Oehler mehrmals Gastrecht, einen klar deutschfreundlichen Kurs anzupreisen.[83] Am 17. Januar 1919 kritisierte er die schweizerische Neutralität. Er verlangte ein klares Bekenntnis zur deutschen Sache. Dies schuldeten wir schon unserer Geistesverwandtschaft. Die Redaktion setzte sich von ihm ab. Wir müssten uns die Staatsgrundsätze selber schaffen. Vielleicht treffen sie gelegentlich mit denen des Reiches zusammen. Aber dies sei nicht zwingend.[84] Im November desselben Jahres ritt der gleiche Autor eine scharfe Attacke gegen den Völkerbund

[80] Noch Mitte des Jahres 1912!
[81] AT, 23. Mai 1919.
[82] AT, 12. und 13. Juni 1919.
[83] Später Exponent der Nationalen Front.
[84] AT, 21. November 1919.

und den Beitritt der Schweiz, dies gar in Form eines Leitartikels.[85] Kurze Zeit später trat die Redaktion für die Aufnahme Vorarlbergs in den Bund der Eidgenossenschaft ein, und Oehler wandte sich strikte dagegen.[86]

Ganz allgemein traten in dieser Zeit die ausländischen Belange im Tagblatt wieder in den Hintergrund. Aktuelle Nachrichten erschienen zu Anfang jeder Nummer bei den Tagesneuigkeiten in Kleindruck oder am Schluss bei den Neuesten Nachrichten. Ansonsten bildeten diese Meldungen die Grundlage für die allgemeinen Betrachtungen in Leitartikeln, eingekauft oder vom AT redigiert. Der aufkommende Faschismus in Italien war ein neuartiges Thema und wird im folgenden Kapitel näher betrachtet. Die Rheinlandbesetzung 1923 ergab erstmals wieder grössere Schlagzeilen und kurzfristig eine Verlagerung der Interessen Richtung Ausland. Ansonsten wurde die Versailler Politik von Tagblatt sehr reserviert behandelt und entsprechend auch die Praxis des Völkerbundes. Noch 1926 schrieb die Redaktion im Jahresrückblick: Die Versailler Politik stehe der Versöhnung entgegen. Frankreich sei Initiant dieser Politik und schaffe sich die Vorherrschaft in Europa mittels Vasallenstaaten in Ost- und Südeuropa. Das Italien Mussolinis versuche eine Bresche in Frankreichs Balkan-Politik zu schlagen. Kurz, die Völkerbunds-Praxis wurde aus deutschem Blickwinkel kritisiert. Dazu wurde sie vor und nach 1920 vor allem innenpolitisch abgewandelt, das heisst als schweizerische Neutralitätspolitik, und was an Massnahmen oder Sanktionen dort beschlossen wurde, diskutierte man vor diesem Hintergrund.

Die Querelen und Abspaltungstendenzen beim Freisinn begleiteten die allgemeine Krise und erzeugten endlose Polemiken. Eine Regierungsrats-Kandidatur der Sozialdemokraten, Lehrer Karl Killer aus Baden, sorgte für Aufregung. Der Regierungsrat der freisinnigen Bauern erhielt die Unterstützung des liberalen Flügels, also des Tagblatts, während die «Neue Aargauer Zeitung» der Radikalen für Killer und damit für eine sozialdemokratische Regierungsverantwortung im Kanton eintrat. Welche Groteske für das AT! Der «Generalstreikführer Killer», der laut eigenen Aussagen eine Schule wünschte, welche die aargauische Jugend zur sozialistischen Revolution vorbereiten müsse, wurde am Ziegelrain (NAZ-Redaktion) als zukünftiger Erziehungsdirektor geadelt und angepriesen. Da die Bauernschaft sowieso dem Freisinn misstraute und mit einer Parteigründung liebäugelte, verschrieb sich das AT voll und ganz dem bäuerlichen Kandidaten. Dies wiederum führte zur Frage, ob sich der linke Parteiflügel endgültig von der Tagblatt-Partei trennen sollte. Die Nichtwahl Killers liess einen Graben zwischen AT und NAZ zurück, aber auch die Tendenz der Bauern, als Wirtschaftspartei selbständige Politik im Aargau zu treiben. Bern war

[85] AT, 4. Dezember 1919.
[86] AT, 4. Dezember 1919.

vorausgegangen. 1920 folgte die Gründung einer Bauernpartei im Bezirk Brugg, bald auch andernorts, und am 9. Dezember 1920 wurde das Parteiprogramm der Aargauischen Bauern- und Bürgerpartei zum Leitartikel des Tagblattes. Der Wunsch, in gleicher Weise wie in Bern, das Gewerbe zum Übertritt in die neue Partei zu bewegen, führte zu einem Seilziehen zwischen den Zeitungen und zu grossem Entgegenkommen an die mittelständische Politik. In der politischen Altjahresbetrachtung 1920 feierte die Redaktion des Tagblatts den Sieg über den «Aargauischen Hausfreund», Leitblatt der Bauernpartei. Die Jahresversammlung des Gewerbeverbandes hatte beschlossen, weiterhin bei den historischen Parteien zu politisieren.[87] Dennoch kam es Mitte 1922 zur Gründung einer Mittelstandspartei; diese aber versprach, im Rahmen der freisinnig-demokratischen Partei der Schweiz zu verbleiben.[88] Im Dezember 1922 entstand auf Betreiben von Dr. med. Hans Siegrist, Brugg, die Freisinnige Bürgerpartei des Kantons Aargau. Ein Grossaufruf auf der Frontseite des «Aargauer Tagblattes» machte klar, dass es sich hier um eine Dachorganisation aller liberalen Bezirks- und Ortsgruppen handelte. Fürsprech Dr. O. Meyer, Aarau, hatte den Aufruf mitunterzeichnet. Die im Sommer inszenierte Mittelstandspartei wurde integriert.[89] Die «Schweizer Freie Presse» von Manfred Jäger, Sohn des Nationalrates, wechselte die Hand: Sie wurde von einer Aktiengesellschaft übernommen und sollte, laut ersten Nummern, die neu gegründete Partei, die wegen Versagen der Parteileitung sich hatte absetzen müssen, gegen links abzugrenzen.[90] Zum Verwaltungsrat gehörte auch Dr. Roman Abt; er wird dann – nach dem neuerlichen Zusammenschluss der beiden Flügel,[91] das Badener Presseorgan der Bauern- und Bürgerpartei in die Hände spielen und das Blatt zur offiziellen Tageszeitung dieser aufstrebenden Gruppierung machen. Das frühere Leitorgan, «Der Aargauische Hausfreund» von Brugg, sank zum redaktionell alliierten, dreimal die Woche erscheinenden Nebenblatt herab. Die Aktivitäten von Roman Abt beim Kauf der Freien Presse machen deutlich, dass die Hoffnung auf eine Fusion der Freisinnigen Bürgerpartei mit der Aargauischen Bauernpartei von deren Führer noch nicht abgeschrieben war.

Zu Anfang des Jahres 1923 folgten sich im Tagblatt fast täglich Kommentare zur Parteispaltung und Gehässigkeiten gegenüber dem Präsidenten Hunziker, der auch vom «Badener Tagblatt» und selbstverständlich von der umgepolten Freien Presse als Hauptschuldiger angeklagt wurde. Auch das «Brugger Tagblatt» verfiel der Exkommunikation der «Neuen Aargauer

[87] AT, 31. Dezember 1920.
[88] AT, 24. Juli 1922.
[89] AT, 20. Dezember 1922.
[90] AT, 26. Dezember 1922.
[91] AT, 19. Januar 1925.

Zeitung».[92] Die ganze Schweiz schaute dem Treiben im Aargau, je nach Parteifarbe, bald belustigt, bald verärgert zu. In der liberalen Luzerner Presse, zitierte das AT, würde die Situation wie folgt abgewandelt: «Politisches aus dem Aargau. Vom Freisinn ist wenig Erfreuliches zu berichten. Die radikale Parteileitung und Presse macht alles, dass der letzte Bauer sich abwendet und nun auch Handwerker flüchtig werden.»[93]

Als im Sommer 1923 endlich das Kesseltreiben eingestellt wurde, war dies tatsächlich das Resultat des Wechsels im Parteipräsidium. Mit Oberst Traugott Bruggisser an der Spitze hoffte man auf Versöhnung.[94] Im Rückblick auf das vergangene Jahr wurde damals Zensuren erteilt: «Die freisinnige Presse erhält diesmal vom Parteisekretär keine gute Note», meinte das Tagblatt, und entschuldigte die scharfe Form der Pressetexte in dieser Sache damit, dass Zeitungen eben nur das Echo der Verhältnisse sein könnten.[95] Das langsame Zusammenwachsen der beiden Flügel, das 1925 schliesslich zum Wiedereintritt der Freisinnigen Vereinigungen von Aarau und Brugg führte, liess – gerade wegen der Konkurrenz der Presseorgane an diesen Orten – die Gruppierungen intern weiter bestehen, so dass noch 1927 Redaktor Allemann seine Leserschaft belehren musste, dass eine Verlautbarung der Freisinnigen Vereinigung Aarau nichts mit seinem Blatt zu tun habe; er spreche im Namen der Freisinnig-demokratischen Volkspartei Aarau, der fortschrittlichen Gruppierung der Freisinnigen. Er betonte, dass schon mehr als ein Jahrzehnt in Aarau die beiden Vereine separat politisierten.

Die Kriegs- und Krisenjahre hatten den Spielraum des Tagblattes eingeengt und setzten auch dem Ausbau der Redaktion Grenzen. Ein bedeutendes Ereignis für den Zeitungsbetrieb in der Zwischenkriegszeit war der Buchdruckerstreit zum Jahresende 1922. Nachdem in Baden schon vom 24. bis zum 29. November die Arbeit niedergelegt worden war,[96] meldete das Tagblatt am 28. November, dass auch Sauerländer und Trüb, zwei Tage später auch die Druckerei Keller betroffen seien. Ab Samstag, 2. Dezember, wurden alle Betriebe der graphischen Branche in Aarau bestreikt. Das AT wurde am 4. Dezember notdürftig im Umfange von vier Seiten herausgebracht, desgleichen am folgenden Tag. Am 6. Dezember wurde nach Verhandlungen die Arbeit wieder aufgenommen. Solche hautnahe Arbeitskämpfe verhinderten auch, dass die AT-Redaktion die Linke ignorieren oder sich selbst überlassen konnte. Dies zeigte sich vor allem in Wahlzeiten. Aber auch dazwischen fand man gelegentlich Attacken nötig, Reaktionen auf Texte im «Freien Aargauer», nicht selten auch persönliche Anfeindun-

[92] AT, 11. Januar 1923.
[93] AT, 6. Dezember 1922.
[94] AT, 4. Juni 1923.
[95] AT, 8. Juni 1923.
[96] 29. November 1922, von Zürich aus gesteuert.

gen gegenüber Arthur Schmid, der als Nationalrat, Redaktor und Parteisekretär Angriffsflächen in Fülle darbot. Immerhin, weniger als zu erwarten wäre! Der Gegner im eigenen Hause berührte tiefgründiger als das Fernstehende. Neben der Kampagne gegen den Regierungskandidaten Killer 1919 war es der sogenannten Hauskonflikt im «Neuen Freien Aargauer», gemeint ist die Ablösung von Redaktor Schmassmann durch Arthur Schmid, der den Wortwechsel zwischen dem Tagblatt und dem sozialdemokratischen Parteisekretariat anfachte. Da Schmassmann entgegen der offiziellen Parteidoktrin für den Völkerbund eintrat, verlangte der Bezirksvorstand Aarau dessen Ausschluss. Unter dem Titel «Hosianna – Kreuzige!» blies das Tagblatt in die feindliche Glut, wohl in der Absicht, ein lohendes Feuer zu entfachen. Das linke Aareufer trete für Schmassmann, das rechte hingegen für Schmid ein; unter solchen Voraussetzungen sei das Parteiblatt wohl nicht mehr finanzierbar, monierte das AT. Dem «Leninapostel Schmid» wurde merkwürdige Logik vorgehalten, als dieser behauptete, Schmassmann sei freiwillig zurückgetreten. Ob er schliesslich seine ganze grosse Organisation in den Dienst des Auslandes stellen wolle?[97] «Die bolschewistische Agitation zur Zerrüttung unserer Armee» war für das Tagblatt ein Synonym für diese angebliche Hörigkeit.[98] Schmid forderte Redaktor Niggli dann zu einem Rededuell in der Öffentlichkeit heraus, da die einseitig gehaltenen Texte in den konkurrierenden Blättern immer nur den entsprechenden Teil der Bevölkerung erreichten. Niggli machte sich über die Herausforderung von Schmid lustig: Solche Scherze könnten nur einem Demagogen einfallen; der Fechtboden der Presse sei der Austragungsort für Duelle von Journalisten. Nie würde er sich «vor ein sozialdemokratisches Parteigericht» aufbieten lassen. Niggli konnte damals umso freigebiger austeilen, als er sich bereits zu einem Stellenwechsel nach Bern entschlossen hatte.[99] Einige Tage später kommentierte die AT-Redaktion, dass der Abgang Schmassmanns das SP-Sekretariat und die Zeitung in den gleichen Händen liege und damit die aargauische Partei voll im Fahrwasser der Bolschewisten dahintreibe. Das Einleitungswort der neuen Redaktion der Arbeiterpresse, ernannt ab Januar 1921, bestärkte das Tagblatt in seiner Meinung, denn es sollten nun die «Illusionen der kleinen Spiessbürger zerstört» und «die Arbeiter zum revolutionären Marxismus erzogen werden».[100] Als die Sozialisten im Grossen Rat zum Eid oder Gelöbnis eine Klassenkampf-Erklärung einbringen wollten, verschlug es der AT-Redaktion fast die Sprache: damit sei eine politische Zusammenarbeit mit dieser Partei im Aargau ausgeschlossen.

---

[97] AT, 12. Juni 1920.
[98] AT, 5. Juni 1920, Titel des Leitartikels.
[99] AT, 18. Juni 1920.
[100] AT, 5. Januar 1921.

Seit November 1922 versuchte die Tagblatt-Redaktion mit den «Neuen Briefen des Gätterlimachers» die kantonale Politik volkstümlich darzustellen.[101] Aber schon nach wenigen Nummern glitt diese Reihe in die Polemik ab. Der einfache Mann antwortete einem Leserbrief-Autoren, gekränkt und bissig. «Dir ist beim Schreiben die Hand geführt worden und ich kenne ihn, Deinen Schriftsteller. Es ist Arthur, der Selbstherrscher über alle Proletarier.» Dieser würde, statt zu argumentieren, sich über seine Kurzsichtigkeit lustig machen. «Er lacht mich aus wegen meines Glarner Namens.» «Das zieht, meint Arthur.» Der neue AT-Redaktor Friedrich Witz, der sich hier beleidigt zeigte, war sich noch nicht gewohnt, dass im Aargau die Zeitungen mit deren Schreiber gleichgestellt wurden.[102] Mit Friedrich Witz hatte das Tagblatt einen tüchtigen Kulturredaktor engagiert, der als Historiker auch die Kommentare zum Auslandsgeschehen verfasste. Mit dem Augenmass des liberalen Bildungsbürgers wertete er das schamlose Treiben im südlichen und nördlichen Anrainerstaat. Die Schriftleitung der Beilage «Welt und Leben» war ihm alleine anvertraut.[103] Am 30. September 1927 richtete er ein Abschiedswort an seine Leser, nach nur 6 1/2 Jahren Tätigkeit beim AT. Ein eher ungewöhnliches Vorgehen! Aus Zürich kommend, hatte er im Aargau so schnell Fuss gefasst, dass ihm 1925 aufgetragen wurde, eine kurzgefasste Pressegeschichte des Kantons zu verfassen. Dafür sei ihm an dieser Stelle ganz besonders gedankt.[104]

Redaktionell machte das Tagblatt eine Krise durch. Seit 1922 lieferte von Arx die Berichte aus Bern. Im Oktober entschwand auch dessen Name aus dem Impressum: Zimmerlin war allein. Auf den 1. November 1927 wurde Dr. Eduard Lauchenauer, bisher Journalist in St. Gallen, als Chefredaktor gewählt. Mit seinem Leitartikel Redaktions-Antritt stellte er sich dem Publikum vor.[105] Zum Jahresende lancierte das Blatt einen Wettbewerb: «Was wünschen Sie in Ihrer Zeitung zu lesen?», dessen Ergebnisse zwar nach längerer Zeit prämiert, im Detail aber nie ausposaunt wurden. Man zeigte sich erneuerungswillig, liess wohl die eine oder andere Anregung ins Konzept einfliessen, ohne sich die Hände zu binden oder in die Karten schauen zu lassen.[106] Der neue Chef organisierte die Redaktion offiziell nach Ressorts, betreute selbst das Inland und das Feuilleton, und stellte ab Juli 1928 Hans Baer für das Auslandsgeschehen und den Nachrichtendienst an.[107] Karl Zimmerlin figurierte weiterhin im Impressum bis zum Juni 1929, ohne speziellen Aufgabenbereich. Seine Stelle wurde auch in der Folge nicht

---

[101] AT, 1. November 1922. Der Gätterlimacher von 1852 sei wiederauferstanden. Ohne Hinweis auf Augustin Keller oder die Schweizer Volkszeitung, Vorgängerin des Badener Tagblatts.
[102] AT, 30. Oktober 1922.
[103] AT, Dezember 1926.
[104] Aufsatz für Schweiz. Zeitungsverlegerverband.
[105] AT, 1. November 1927.
[106] AT, 24. März 1928.
[107] AT, 2. Juni 1928. Eigentlich: Wahl durch den Verwaltungsrat.

mehr mit einem zeichnungberechtigten Journalisten besetzt. Das Team Lauchenauer-Baer führte das Blatt durch die Klippen des Frontenfrühlings, bis in der zweiten Hälfte 1936 Baer durch Dr. Helmut Suter ersetzt wurde, der schon seit Mitte Mai beim AT arbeitete und am 1. November zeichnender Redaktor wurde.[108] Baer hatte sich am 16. Mai 1936 verabschiedet, um in ein ihm nahestehendes industrielles Unternehmen einzutreten.[109]

Erst im Laufe des Krieges trat eine neue Veränderung ein: Dr. Lauchenauer wechselte in ein verwandtes Metier: er wurde Sekretär der aargauischen Handelskammer; dies zum Jahresanfang 1943.[110] Sein Platz nahm ab Juli 1943 Dr. W. Gisiger ein. Er übernahm damals das Ressort Ausland, während Suter sich nun dem Inland widmete. Erst 1956, also mehr als ein Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg, erhielt eine Nummer drei Einsitz in die Redaktion, Dr. Kurt Lareida, der 1969 als Nachfolger von Gisiger Chefredaktor und später dann Regierungsrat wurde. Die Expansion der Zeitung in den 60er- und 70er-Jahren dokumentiert sich im sprunghaften Anstieg der Redaktionsmitglieder und der immer feingliedriger aufgefächerten Ressort-Struktur.

Unsere Demokratie – ein Luxus?[111]
Der Frontenfrühling und das «Aargauer Tagblatt»

Es ist bezeichnend, dass beim Tagblatt für die Bearbeitung der Auslandsnachrichten vor 1939 immer der zweite Redaktor zuständig war. Der Chef wollte Politik mitgestalten, nicht vom sichern Port aus kommentieren. Doch hatte das AT 1922 das Glück, an dieser Stelle einen weitsichtige und sattelfeste Persönlichkeit zu haben, die kommendes Unheil im südlichen, dann im nördlichen Nachbarlande zu erahnen vermochte und unentwegt die Fahne des echten Liberalismus hochhielt. Friedrich Witz verlangte am 30. Oktober 1922 kategorisch bei seiner Leserschaft mehr Aufmerksamkeit für das Geschehen in Italien. Was sich nach den Wahlen und dem Sieg Mussolinis abspiele, käme einem Staatsstreich gleich. Zwar führe der neue Ministerpräsident momentan laue Reden. Doch angesichts des aggressiven Nationalismus seiner Partei müssten wir ans Tessin denken. «Der Rest ist Schweigen (Shakespeare)».[112]

Nach dem AT vom 7. November forderte Mussolini die Schweiz indirekt auf, ihm zu seiner Wahl zu gratulieren, was Bundesrat Motta im Namen des ganzen Gremiums flugs besorgte. Während die Linkspresse das Regime Ita-

[108] AT, 31. Oktober 1936.
[109] AT, 16. Mai 1936.
[110] AT, 31. Oktober 1942.
[111] AT, 7. April 1933, Zitat aus der «Ostschweiz».
[112] AT, 30. Oktober 1922.

liens, das die Bekämpfung des Marxismus zum Hauptprogramm entwickelt hatte, selbstverständlich permanent kritisierte, wirkten die Mitteilungen aus Rom oder Mailand in der bürgerlichen Presse reserviert, aber objektiv. Am 11. Juni 1923 brachte es eine Rede Mussolinis im Senat immerhin zum Leitartikel im Tagblatt. Während zum Jahresanfang 1924 die Meldung, dass «La Squilla Italia», die faschistische Zeitung von Lugano seit 1923, in vergrössertem Umfange erscheine, ohne Nebenbemerkung erscheinen konnte,[113] brachten Grenzzwischenfälle im Tessin nun die Redaktion in Alarmstimmung. Faschisten aus Verona und Mailand versuchten, Gesinnungsfreunden ennet der Grenze zu Hilfe zu eilen, was immerhin eine bundesrätliche Intervention auslöste.[114] Die Ermordung Matteottis am 12. Juni 1924 wurde zwar im Tagblatt in gemesseren Worten verurteilt, als dies der «Freie Aargauer» tun musste. Dennoch verfolgte von nun an Redaktor Witz das Treiben der Staatspartei und der Regierung mit Argusaugen.

Zum Jahreswechsel zog er in einem Leitartikel Bilanz: Mussolini habe 1924 viel an Kredit verspielt. Die «hirnlosen Kerle» in seiner Partei hätten den Herrschsüchtigen in eine Krise hineingeritten. Was nütze es, dass der Führer gescheiter sei als die Trabanten? Dem kometenhaften Aufstieg «würde wohl bald auch der kometenhafte Abstieg» folgen. Was die Regierung halte, das sei nicht Geist, sondern System. Der Diktator zeige «den brutalen Willen und andere Tugenden eines grosszügigen Bandenführers».[115] Und am 4. April titelte das Tagblatt: «Mussolini als Kriegsprophet», als er seine militärischen Rüstungsziele bekanntgab. Dass auf Jahresende 1925 die Presse gleichgeschaltet wurde, indem alle Direktoren regierungsfreundlich sein mussten, stiess dem eingefleischten Journalisten besonders sauer auf.[116]

Was an Mussolini-Sympathien noch selten aufgetaucht war, weil man einer Frankreich-kritischen Politik Sinn abgewinnen konnte, musste sich schliesslich ganz verflüchtigen.[117] Mit dem Eintritt Dr. Lauchenauers in die Redaktion erhielt die Haltung zu den diktatorischen Tendenzen in Europa etwas Grundsätzliches. «Wir glauben nicht, dass die deutsche Demokratie als solche krank ist.» Was sich zeigt, ist eine Wachstumskrisis. Der Ausbau ist erreicht. Nun muss jene schöpferische Arbeit folgen, die nicht mehr spektakulär ist. Demokratie ist mühsam. Italien war ausser im lokalen Bereich im Norden nie demokratisch gewesen. Eher wirkte die katholische Kirche als Ordnungsfaktor beispielgebend. Die faschistische Bilanz im sechsten Jahr der Revolution mag negativ sein, Mussolini aber «gehört der

[113] AT, 14. Januar 1922.
[114] AT, 14. April 1924.
[115] AT, 6. Januar 1925.
[116] AT, 23. Dezember 1925.
[117] AT, 30. Dezember 1926.

Geschichte an, auch wenn er nichts mehr als eine Episode in der künftigen europäischen Geschichte bedeuten sollte».

Um 1930, als die Jugend hierzulande von der Unruhe erfasst wurde, da musste sich auch das Tagblatt der Kritik stellen. Die liberale Jugend fand – zusammen mit der Neuen Front – dass die «überlieferte Staatsform unzeitgemäss geworden» sei. Sozialdemokratie und Freisinn müssten sich innerlich wandeln; sie seien zu Klassenparteien geworden. Der Verfasser des Leitartikels (P. S.) kritisierte diese Vertreter: «Ihr Blick ist deutlich auf den Faschismus gerichtet.» Immerhin: die Jungen haben den Glauben nicht verloren. Ihre Unruhe entstamme der Verantwortung.[118] Die Meldung, dass sich die liberale Jugend auch im Aargau separat organisieren wolle, wurde als Zeichen der um sich greifenden Unruhe gewertet.[119] Lauchenauer und Baer stellten sich umso deutlicher zu Demokratie und Pluralität, als 1931/32 auch in Deutschland die Radikalen zur Rechten und zur Linken dem Staat liberalen Zuschnittes den Kampf ansagten.

Im ausländischen Jahresrückblick 1932 meinte Baer: «Die Nationalsozialisten waren nahe daran, die Macht zu ergreifen. Dass dies nicht geschehen ist, war in erster Linie Hindenburg und dann Hitlers staatsmännischer Unfähigkeit zuzuschreiben.» «Hitlers demagogisches Blendwerk gelangte nicht zum Siege.» «Für einige Zeit, vielleicht für immer, ist der Nationalsozialismus in Deutschland von der radikalen doktrinären Richtung eines Hitler befreit.»[120] Am gleichen Tag schrieb der Inlandredaktor einen vaterländischen Jahresrückblick. Lauchenauer behandelte die Unruhen in Zürich und Genf, die «Strassenschlachten nach dem Dienstreglement der 3. Internationalen». «Am blutigen 9. November, dem ominösen Revolutionsdatum der Weltgeschichte, zahlten 13 Menschen in der Völkerbundsstadt diese anhaltenden Revolutionsübungen mit dem Tode.» Daraus resultierte bei den Linksparteien «ein demokratisch verbrämtes Bekenntnis zu ihrer Politik und ihrer revolutionären Taktik, und die Erkenntnis der bürgerlichen Mehrheit des Schweizervolkes, dass wir in dieser Kette der blutigen Ereignisse vom Januar bis zum November die klaren Zeichen der planmässigen Vorbereitung der Revolution in der Schweiz vor uns haben, gewissermassen die Wiederholungskurse des Bürgerkrieges.»[121]

Die Verbindung der beiden Texte erbringt die klare Haltung des schweizerischen Bürgertums im Vorfeld der Machtergreifung in Deutschland. Die «üble und traurige Heuchelei» der Linkspresse,[122] einen Kampf gegen den Faschismus im Dienste von Freiheit und Demokratie zu führen, müsste entlarvt werden. Die Gefahr für die Innenpolitik komme von links, die Gefahr

[118] AT, 26. Dezember 1930.
[119] AT, 31. Dezember 1930.
[120] AT, 31. Dezember 1932.
[121] AT, 31. Dezember 1932.
[122] AT, 28. Dezember 1932.

für die staatliche Unabhängigkeit aber komme von rechts. Der Kampf zwischen zwei totalitären Systemen ist in jedem Falle kein Engagement für Menschenrechte und Demokratie. Dies könne nur aus der Position des wahren Liberalismus wachsen. Wenn der Freisinn sich im Kampf gegen den unmenschlichen Bolschewismus mit dem Nationalsozialismus treffe, so heisse dies nicht, dass dessen Unmenschlichkeit verkannt würde. In der politischen Praxis gelte aber für die Schweiz: die Gefahr von aussen, die unser Staatswesen direkt bedroht und innerlich erschüttern könnte – sie heisst Faschismus, die Bedrohung durch den Bolschewismus ist schon da, steckt im heutigen Alltag und hat daher unbedingte Priorität. Wenn Bruno Grimm, «volkswirtschaftlicher Mitarbeiter am Freien Aargauer» und Redaktor vom «Volk» in Olten, die Reaktion in Deutschland und in der Schweiz gleichsetzt, so sei dies eine «schwindelhafte Konstruktion».[123]

Chefredaktor Lauchenauer hatte schon einen Monat zuvor bei einem Vortrag in Aarau zum Thema «Abschaffung des Liberalismus» angezeigt, wie dies von aussen rechts und von aussen links verstanden und praktiziert würde. Beide Gegner wollten den Interventionismus, entweder in Form des Korporationenstaates oder in Form der Räterepublik. «Die sogenannte Krisis der liberalen Wirtschaft ist in Tat und Wahrheit der Zusammenbruch einer wirtschaftlichen Interventionspolitik, die das Gegenteil des wirtschaftlichen Liberalismus darstellt.» Aber auch die Zerreissung unseres Volkes in Interessengruppen sei eine Bedrohung unseres Staates: am Ende stehe die Auflösung unserer Volksgemeinschaft.[124] Diese These wurde vom AT unentwegt wiederholt. «Mit der wirtschaftlichen hängt die politische Probe zusammen.»[125] Es ist eine Modetorheit, den «hemmungslosen wirtschaftlichen Egoismus» als ein wesentliches Merkmal des Liberalismus zu bezeichnen. Es wird «das Wohlergehen des Einzelnen von der Wohlfahrt des Ganzen bestimmt». Der leider antiquierte Begriff der Gemeinnützigkeit wird einen neuen, umfassenderen Gehalt bekommen.[126] Solche Zitate, isoliert vorgetragen, liessen sich durchaus als anpasserisch anführen, sie werden im AT aber stets im Gegensatz zu korporativen Modellen verwendet. Noch kurz vor der überraschenden «Machtübernahme» der NSDAP berichtete das AT in einem Aufsatz «Der Diktator über die Schweiz», dass Radek, der 1919 von Lenin ausersehen war, Diktator der «eidgenössischen Sowjetrepublik» zu werden – das Oltener Komitee sollte ihn dazu ausrufen – nun mit Nationalrat Nicole unter einer Decke stecke. Trotz Protesten musste der Bundesrat diesem Sowjetvertreter beim Völkerbund die Einreise in die Schweiz gestatten. Solche Meldungen bewiesen der Leserschaft, was in erster, und was in zweiter Linie zu fürchten und daher zu bekämpfen

[123] AT, 20. Dezember 1932.
[124] AT, 6. Dezember 1932.
[125] AT, 5. Januar 1933.
[126] AT, 7. Januar 1933, Aufsatz im AT von Theodor Gut von der Zürichsee Zeitung.

war. Nach der Überraschung, dass Hindenburg der Harzburger Front vertraute und Hitler als Kanzler akzeptierte, verlegte sich die Hoffnung des Tagblatts auf die Aufpasser, die nötigen Koalitionspartner. Doch – «Wetterleuchten in Deutschland» – das Zentrum lehnte die Zusammenarbeit ab und Neuwahlen drängten sich auf. Das offene Misstrauen Lauchenauers gegenüber Hitler wurde in der Wahlkampfphase gerechtfertigt: in «Hagelwetter über Deutschland» prangerte er das rücksichtslose Vorgehen gegenüber einer kritischen Presse und Beamtenschaft an, ebenso die Aversion Hitlers gegenüber der parlamentarischen Demokratie, ohne Respekt vor Verfassung und Parlament.[127] Wird Hitler zurücktreten, wenn er keine Mehrheit findet? Offen deklarierte damals das AT die Putschgefahr in Deutschland.[128] Die Meinung der NS-Regierung, der Reichstagsbrand sei als «Verzweiflungstat der Kommunisten» zu werten, wurde vorerst akzeptiert, dennoch sickerte Misstrauen an der offiziellen Anklage durch. War der Brand auf Bestellung erfolgt? Der Terror zwang die Vorahnung auf, Deutschland werde entweder dem Kommunismus oder dem Nationalsozialismus verfallen. Am Samstag vor der Wahl prognostizierte die Redaktion: «Deutschland hat die Diktatur, wahrscheinlich jahrelang». Zwei Tage später wurde getitelt: «Hitler Diktator durch den Willen des Volkes». Die «Weimarer Verfassung (...) hat zu existieren aufgehört» und dies nach einem Wahlkampf, «der in Ausmass, Aktivität und Rücksichtslosigkeit alles Bisherige in den Schatten stellt».[129] Aussenpolitisch drohe nun der Schweiz eine Diktatur im Süden wie im Norden. Es sei daher notwendig, der «schweizerischen Wehrhaftigkeit und Landesverteidigung alle wünschbare Aufmerksamkeit» zu schenken. Innenpolitisch werde daraus eine Radikalisierung des Marxismus in der Schweiz resultieren, sofern dies überhaupt noch möglich sei. Die Schweiz als Asyl für Verfolgte werde diese Tendenz weiter vorantreiben. Andererseits könnte der deutsche Rundfunk unsere Kleinbürger beeinflussen. Diese Kreise hätten Hitler zur Macht verholfen. Die «volkstümlichen und primitiven Reden könnten ein Echo auch hierzulande ausüben. Wir müssen geistig Stellung beziehen. Dass die Deutschen einem Führer folgen, dessen Reden einen Eklektizismus primitivster Art verraten, darf nicht auf uns abfärben.»[130] Ein warnender Artikel eines Einsenders Or. «Kleines Erlebnis im neuen Deutschland» mit abschreckenden Beispielen geistiger Verwirrung kommt zum Schluss: «der Funke ist schon über den Rhein gesprungen».[131] Am Tag darauf meldete die Zeitung die Krawalle in Brugg. Die örtlichen Sozialisten versuchten die Versammlung der Nationalen Front, Herausgeberin des «Eisernen Besens», mittels einer

[127] AT, 20. Februar 1933.
[128] AT, 21. Februar 1933.
[129] AT, 6. März 1933.
[130] AT, 11. März 1933.
[131] AT, 31. März 1933.

Saalbesetzung zu verhindern. Für die bürgerlichen Blätter war dies der Anfang der terroristischen Methoden, die in Deutschland zur Eskalation und schliesslich zur Diktatur geführt hatten. Dass dies der «Freie Aargauer» ganz anders wertete, versteht sich von selbst: das Wehret den Anfängen! rechtfertigte auch die Verletzung der Versammlungsfreiheit. Obwohl das Tagblatt am 29. März mit Schlagzeile auf der Frontseite «Der Judenboykott in Deutschland» gemeldet hatte und damit den Protest kundtat, versuchte Lauchenauer den Antisemitismus in Deutschland eine Woche später sachlich zu ergründen. «Hier ist zu sagen, dass die Auseinandersetzungen der Deutschen im Reich mit den reichsdeutschen Israeliten als eine durchaus in den Bereich der inneren Politik fallende Angelegenheit von den Nationalsozialisten und der Regierung betrachtet wird. Die Einmischung des Auslandes musste deshalb auf schärfste Opposition stossen.» Der Antisemitismus sei «wegen Greuelberichten ausländischer Blätter» gewaltig angewachsen. Dabei war dieser längst latent vorhanden, schon zur Zeit Bismarcks. Ein Anwachsen gründete zum Teil in ausländischen Ereignissen: jüdische Intellektuelle waren führend beteiligt an der russischen Revolution und beim blutigen Terror in Ungarn. Dann auch in inländischen Phänomenen: viele Kriegsgewinnler seien Juden gewesen, ihnen gehörten zum Teil die Riesenwarenhäuser, dann nehme ihr Einfluss in der Ärzteschaft und bei den Advokaten laufend zu. Dies möge den Antisemitismus im Reich verständlich machen.

Im übrigen sei es nicht die Reichsregierung, sondern die NS-Partei, die den Boykott lanciert habe, die Regierung habe die Aktion nur toleriert. «Der Boykott wurde nach einem Tage eingestellt.» Diese Darstellung, die sich deutlich von den empörten und emotional gefärbten Kommentaren im «Freien Aargauer» abheben wollte, war sophistisch und schönfärberisch zugleich. Die Judendiskriminierung und damit auch die Verfolgung waren seit 1924 im NS-Parteiprogramm, ideologisch in der NS-Rassenlehre und in Hitlers «Mein Kampf» klar programmiert und damit der Redaktion bekannt. Es brauchte daher keines Propheten, um vorauszusehen, wie sich alles weiterentwickeln und wo es schliesslich enden würde.[132] Geradezu absurd fand Lauchenauer die Meinung Redaktor Rodels, dass der «Freie Aargauer» ein «Kämpfer für Licht und Freiheit» sei, obwohl er mit seinen aufreizenden Kommentaren nur eine Angstpsychose auslöse. Die Gefahren für die Demokratie in unserem Lande wolle das «Aargauer Tagblatt» schon aufzeigen. Diese sybyllinische Bemerkung fasste Redaktor Rodel vom «Freien Aargauer» als klare Drohung an die Adresse seiner Partei auf. Tatsächlich brachte das «Aargauer Tagblatt» am 18. März 1933 das Demokratieverständnis der Sozialdemokraten auf die kurze Formel: «Mit dem Stimmzettel, soweit es geht und der Rest heisst – je nach dem!» Zwar wurde

[132] AT, 7. April 1933.

am SP-Parteitag in Biel Verhandeln und Paktieren mit den Kommunisten abgelehnt und die AT-Redaktion vernahm mit Genugtuung, dass die Anwendung demokratischer Mittel versprochen wurde. Man könnte daher von einem bedingten Bekenntnis zur Demokratie sprechen.[133] Was aber auch zur Demokratie gehören würde, wurde in Brugg vorgeführt, und zwar nicht von den Sozialdemokraten. Unter dem Schutz der bürgerlichen Parteien konnte die Nationale Front ihren seinerzeit von der SP verhinderten Vortragsabend durchführen. Erst jetzt vermochte die Redaktion des AT zum Geist dieser Veranstaltung tatsächlich Stellung nehmen. «Nur ca. 500 Personen» fanden sich ein. Öfters spendete man Applaus auf «reine Anklagen ohne aufbauende Kritik». Zur Sammlung gegen die Interessen- und Bonzen-Politik hätten die bürgerlichen Parteien aufgerufen, längst bevor die Nationale Front geboren war. Die Diskussion bewegte sich auf tiefem Niveau. Vor allem war von der SP nur die dritte und vierte Garnitur anwesend. Die «Grosstuer vom 31. März waren nirgends zu sehen». Die Entfelderpolitik sei eben eine schlechte Grundlage für die wirkliche Auseinandersetzung. Die Behauptung, die Schweiz sei die Zentrale des internationalen Judentums und unser Staat von Sozialisten unterwandert, wurde nur mit Gegenbehauptungen bestritten. Das deutschtümelnde Gehabe, die Harus-Rufe usw. seien abstossend, andererseits sei ein Patriotismus unverkennbar.[134] Die sozialistische Presse habe sich in der Kommentierung des Anlasses total verrannt. Sie möchte nun das Bürgertum zu Faschisten machen. Sie möchte als «einzig zuverlässiger Verteidiger der Freiheitsrechte» dastehen. «Wir haben die Redefreiheit wiederhergestellt und haben mit ihnen diskutiert und nicht bloss ihre Aussagen niedergeschrieen.[135] Das Wesensmerkmal des Faschismus ist die Diktatur, die im konkreten Fall sozusagen das sittliche Gewissen des Einzelnen ersetzt! Das alles ist für uns Schweizer nicht geeignet. Uns kann nur die Freiheit helfen.» Die Forderungen «Ausmerzung alles Ungesunden und Erstarrten», die «Erneuerung der Volksgemeinschaft», der Ersatz der «Proporzerei» durch den «Gemeinschaftsgedanken», enthielten wahre Anliegen. Die Erneuerungsbewegung dürfe nicht bagatellisiert werden.[136] Meldungen von weiteren Frontengründungen wurden kommentarlos eingerückt, zum Teil mit höhnischem Unterton, etwa unter dem Titel: «Ein Fröntchen mehr!», oder die «Ponokratische Front» von Handelslehrer Junker «gegen die Überfremdung und Entartung der arischen Völkerzweige romanischen und germanischen Blutes auf dem Boden der Eidgenossenschaft», was dann am 2. Mai in demselben Blatte als Witz bezeichnet wurde. Die «Neue Helvetische Gesellschaft» kritisierte, dass diese Regeneration durch die «offensichtliche Nachahmung ausländi-

[133] AT, 10. April 1933.
[134] AT, 13. April 1933.
[135] AT, 15. April 1933.
[136] AT, 22. April 1933.

scher Vorgänge kurzsichtige Formen annimmt»: Das Anprangern von Sündenböcken und die Uniformierung gehörten zu dieser Praxis. Der «Schweizerische Vaterländische Verband», der die Bekämpfung des Marxismus, die Wehrhaftigkeit und das Bekenntnis zur Demokratie zum Programm erhoben hatte, musste nach eigenen Angaben auch dafür sorgen, dass die «schweizerische Eigenart rein erhalten bleibe». Am klarsten drückte sich die liberale Jugend in ihrem Aufruf, sich in Flüelen zu treffen, aus: «Gegen die Irreführung der Arbeiterschaft» – aber auch gegen die «Sekretären- und Günstlingswirtschaft eines Korporationenstaates, engstirnigen Antisemitismus und blöde Nachäffung ausländischer Formen.»[137]

Alle diese Verlautbarungen im Tagblatt bewiesen, dass man sich im Bürgertum ernsthaft mit den Kritiken auseinandersetzen wollte, die im Kreise der studentischen Jugend, vorab in Zürich, mehr laut ausgerufen als vorgetragen wurden. Am weitesten kamen die Äusserungen Eugen Birchers im AT den Fronten entgegen. Deutschland habe uns ein «gutes Vorbild gegeben und den Marxismus niedergeschmettert». Die Einzelaktionen der Fronten seien falsch. «Erst wenn die lebensfähigen unter diesen neuen Gebilden sich zur grossen Einheitsfront zusammenschliessen, werden sie siegen. Marschieren sie getrennt, so wird sie der Gegner einzeln erledigen.»[138] Am folgenden Tag konzentrierte sich die Kritik Birchers auf die Geheimorden. «Gelingt es uns, mit diesen Landplagen aufzuräumen, dann braucht uns um die Zukunft unseres Volkes und Staates, selbst wenn sich ringsum Diktaturen erheben sollten, nicht bange sein.»[139] Drei Tage später fusionierte die Nationale und die Neue Front als Partei. Solche Übereinstimmungen mussten die angesprochenen Feinde und möglichen Opfer hellhörig machen und gaben zu Spekulationen Anlass. Lauchenauer war bei einer geschlossenen Versammlung der Nationalen Front in Aarau mit dabei, hörte sich das Referat von Tobler an und berichtete kleingedruckt darüber im AT. Einiges aus früheren Reden sei relativiert worden: die Kritik an den Juden richte sich nicht gegen Einzelne, sondern gegen die Überfremdung. Boykott und Fremdenrecht seien keine Lösungen. Bei Wahlen reiche es nicht, von unten gewählt zu werden, dazu gehöre auch die Bestätigung von oben. Lauchenauer erkannte dem Referenten durchaus Idealismus zu. Aber: die Schweiz sei kein Parteienstaat wie die Weimarer Republik, das Volk hat das letzte Wort. Die Bestätigung von oben hat in unserm Staate keinen Raum – das Volk ist oben. Die bewährte schweizerische Selbstverwaltung stehe einer ständischen Gliederung im Wege. Eine Autarkie sei in unserem Lande nicht machbar. Einer Erneuerung stehe man durchaus offen, wenn es aber um die Zerstörung der wertvollsten Güter gehe, so wer-

[137] AT, 10. Mai 1933.
[138] AT, 12. Mai 1933.
[139] AT, 13. Mai 1933.

den diese Jungen auf Felsengrund stossen. In diesem Bereiche könnten Traditionen nur weitergebildet werden.

Wie weit, respektive wie wenig, die Tagblatt-Redaktion den Fronten entgegenkommen wollte oder konnte, war längst vor der grossen Tagung und Kundgebung in Brugg klar. Der kurze Bericht, in dem aus der Rede Sondereggers hervorgehoben wurde, dass er der Meinung sei, die Nationale Front verfolge rein revisionistische Züge und nur die böse Presse verleumde die Inhalte und Ziele der Bewegung, war bezüglich Umfang und Plazierung einer Versammlung von immerhin 2500 Personen angemessen. Die Kommentare über die Abstimmung zum Besoldungsabbau und der Nicole-Prozess standen gleichentags im Zentrum des Interesses. Nach den ersten Wahlerfolgen der Fronten im Sommer 1933 kommentierte das Tagblatt: «Hans im Glück waren die Fronten, bis dahin wenig beachtet, jetzt aber plötzlich dadurch überrascht, dass der Same, den der Wind verweht hatte, unversehens aufging. Heute stehen wir in einer Hochkonjunktur dieser neuen politischen Gebilde und bereits drängen sich ihnen nicht bloss die Erweckten und Überzeugten, sondern auch jene zu, die immer bei den Herren der Situation sind, wie der Schatten beim Licht. Heute gibt es Auguren und – Angsthasen, welche die Dritte Schweiz sozusagen schon für die fertige Tatsache von morgen halten.» Aber wer gut zuhört, merkt, dass Skepsis bereits wächst. Die Radikalisierung in Deutschland macht hellhörig. Der Rechtsbolschewismus wächst. Die Sozialdemokraten antworten mit einer bemerkenswerten Sammlung. Auch wenn die Gegensätze die Bürgerlichen spalte, so seien sie sich einig gegenüber sogenannt faschistischern Strömungen. Leider herrsche links immer noch Revolutionsromantik. Eine Einigung aller demokratischen Organisationen wäre wünschbar, einschliesslich der Sozialdemokraten. «Eine Einigung über die marxistischen Grundsätze und einen Kompromiss mit ihnen gibt es dagegen nicht.»[140]

Zum Jahresende zeigte der traditionelle vaterländische Jahresrückblick, dass sich die Redaktion unverrückbar an ihre Linie hielt: Die Linke erliess ein «mehr als problematisches Bekenntnis zur Landesverteidigung». «Die Fronten, obgleich sie erst seit neun Monaten eine wirkliche politische Rolle spielen, gehören bereits zum eisernen Bestand unserer täglichen Parteipolitik. Es hat sich gezeigt: Die Nüchternheit der Schweizer herrscht nicht im erwarteten Masse. Illusionen spielen eine gewaltige Rolle, aber die Desillusionierung kommt von selber.» Im Jahre 1934 sorgten die Schlagzeilen über den Röhm-Putsch und die Meuchelmorde für bessere Einsichten. Das offen geübte Prinzip der Gewalt führte endlich zur Aufforderung der Redaktion an die Leserschaft, Hitlers Buch «Mein Kampf» zu lesen und ernst zu nehmen. 1935, bei den Nationalratswahlen, prellte Gottlieb Duttweiler die Fronten um den Erfolg, indem er die wirklichen patriotischen Unzufriede-

[140] AT, 1. Juli 1933.

nen und Erneuerer hinter sich zu scharen wusste und den Fronten nur noch die deutschhörigen Eiferer überliess, die sich mit einem einzigen Sitz in der grossen Kammer begnügen mussten. Und 1936 finden wir im gleichnamigen Rückblick: Die Nationale Front ging nach dem Nürnberger Parteitag in Brugg «offen zum faschistisch-nationalsozialistischen Bekenntnis über».[141]

Nach den Ereignissen in Österreich 1937/38 waren die Anhänger dieser Bewegung gebrandmarkt und galten als gefährlich. Sie selber wirkten nun als Elemente der Überfremdung. Je isolierter die Schweiz wurde, dreiseitig von faschistischen Diktaturen umgeben, erwuchs aus dem Flüchtlingsproblem und der Asylpraxis eine neue Angst vor der Überfremdung der Schweiz. Sie entstammte nicht irgendwelchen rassistischen Ideologien oder Theorien, sondern dem nackten Egoismus oder der Furcht, von Extremisten der undemokratischen Linken unterwandert zu werden. Ein Vortrag von Heinrich Rothmund bei der Neuen Helvetischen Gesellschaft Aarau war so brandaktuell, dass der Bericht darüber am 31. Dezember 1938 die ganze Frontseite des Tagblattes einnahm. Obwohl sich die israelitischen Organisationen bereit erklärt hatten, sich dieser Flüchtlinge anzunehmen, sei nun die Einreise vom eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement abgebremst worden. Der regelmässige Abfluss in Einwanderungsländer müsse zuerst sichergestellt sein, damit diese Leute nicht schliesslich unseren Arbeitsmarkt belasteten. Im weiteren sollten Ausländer als Vorsichtsmassnahme von Vereinsvorständen ausgeschlossen sein. Das Prinzip von Prof. Lorenz, «Die Schweiz den Schweizern», sei zu beherzigen. Ein Brief von Dr. Wartenweiler des Inhalts, man sollte den Emigranten Arbeit geben, so dass sie sich auf die Weiterreise vorbereiten könnten, fand der Referent zu weitgehend, ebenso die Bitte des Herzberg-Hausherrn, man könnte einige Tausend Flüchtlinge zusätzlich aufnehmen. Die gegenwärtige Praxis sei gut schweizerisch. Und dieser Bemerkung hatte das Tagblatt nichts mehr beizufügen.

Die Kriegsjahre 1939–1945

Weltkriege, die der Schweiz zusetzen und die Armee mobilisieren, sind der Presse – trotz Nachrichtenschwemme – nicht förderlich. Geschäftlich ist im besten Falle Stagnation zu erwarten, journalistisch fehlt die Freiheit zu kommentieren, wie das Herz begehrt. Pressegeschichtlich erbringen Kriegsjahre wenig. Die Zensurmassnahmen, selbst wenn sie im voraus nur in der milden Form der Empfehlung masschneidern, lassen Ecken und Kanten, ja selbst den eigenen Charakter der Blätter verschwinden. Zudem: Die Papierkontingentierung beschränkt den Textraum, das Inseratengeschäft

[141] AT, 31. Dezember 1936.

flaut ab, die Preiskontrolle verhindert die Erhöhung der Abonnementsbeiträge oder beschränkt mindestens den Wettbewerb, das technische, administrative und redaktionelle Personal weilt abwechslungsweise im Aktivdienst und stellt die Verlagsleitung immer wieder vor das Problem, ihr Produkt morgen pünktlich im Briefkasten der Leserschaft zu wissen. Für Neuerungen und Experimente bleibt da kaum Freiraum. Das Improvisieren fordert sowieso die Phantasie und bindet die kreativen Kräfte. Man überlebte – und dies im besten Fall. Seitens der Politik, der Medienwissenschaft, der Staatssicherheit, der Gesetzgebung und Gerichtspraxis ist «Zensur und Selbstzensur»[142] ein attraktives Thema und «Die Sündenböcke der Schweiz»[143] belegen, dass der Ausnahmezustand dem Historiker entgegenkommt und ihn doppelt neugierig macht. Dem historischen Begleiter und Aufbereiter der Zeitungsorgane hingegen kommen solche Zeiten nicht entgegen, beim Inhalt werden nur Nuancen sichtbar, es lohnt sich eher, etwas anzuleuchten als auszuleuchten. Dies umso mehr, als der Aargau von allen Kantonen der schweizerischste ist; man mag untereinander feilschen und streiten, dies auch mit andern Kantonen tun: wenn Bundesbern ruft oder befiehlt, dann steht der Aargauer stramm, selbst dann, wenn dies Opfer erheischt. Während andere Tageszeitungen sich nach dem Kriege brüsten, eine dauernde Gratwanderung zwischen zensurbehördlicher Konfiskation und Toleranz geübt zu haben, selbstverständlich mit gelegentlichen Abstürzen und Verweisen, ist hierzulande selbst der alte Haudegen Arthur Schmid vom «Freien Aargauer» stolz darauf, sich mit Bravour durch die engen Gassen, die Empfehlungen (Selbstzensur) und präventive Wirkung der Nachzensur noch beliessen, geschlängelt zu haben. Als Nationalrat und Pressemann war er sich selbst: für möglichste Belassung der Pressefreiheit. Als Mitglied der «Abteilung Presse und Funkspruch» (APF) aber war er vor allem Aargauer: was geboten war, musste durchgezogen werden, auch unter der Bedingung, wider Willen zum Musterknaben zu werden. Tatsächlich: Keine schwere Massnahme musste je gegenüber einer aargauischen Zeitung ergriffen werden.

Für das «Aargauer Tagblatt» war der Ausbruch des Krieges 1939, im Gegensatz zu 1914, keine Überraschung. Schon das Jahr 1938 bezeichnete die Redaktion als Phase «schwerster seelischer Erschütterungen». Nach dem Überfall auf Österreich habe der Bundesrat die Grenzbrücken verminen lassen. Die «Mobilmachung hing nur an einem Haar».[144] Die Schweizerische Landesausstellung «ist zum Schauplatz eines geradezu rührenden Bekenntnisses zum Genius der Schweizerischen Eidgenossenschaft geworden und sie hat auch im Ausland eine unschätzbare Wirkung hervorgeru-

[142] Titel des Buches von Georg Kreis.
[143] Titel des Buches von Gerhard Waeger.
[144] AT, 31. Dezember 1938.

fen.» Die «prekären Aussichten des Münchner Abkommens» hätten im Kleinstaat Schweiz den Wehrwillen und die Bereitschaft gestärkt. Im vaterländischen Jahresrückblick lobte Ende 1939 die Redaktion: Neben der Haltung der Armee war «nichts so eindrucksvoll wie der ruhige Gang des gewohnten politischen Lebens. Es gibt kein anderes Volk, das, unter den Waffen stehend, eine solche demokratische Auseinandersetzung durchführte.»[145] Gemeint waren die National- und Ständeratswahlen 1939.

Der Anblick der Zeitung veränderte sich insofern, als nun Land- und Operationskarten im Textteil zum festen Bestand der Information gehörten. Das Auslandsressort, das heisst das Kriegsgeschehen, erhielt absolute Priorität. Wo sich Parallelen oder Ähnlichkeiten zur eigenen Lage ergaben, verliessen die Kommentare die gewohnte Sachlichkeit und bewiesen tieferes Mitgefühl und Hochachtung, wie im Winter 1939/40 bei Finnlands Heldenkampf.[146] Auch im Inlandteil gehörten Verlautbarungen und Massnahmen des Bundesrates und der Armee zum festen Bestandteil der täglichen Nachrichten. «Dem Nachrichtenwesen ist noch nie eine solche Bedeutung wie heute zugekommen.» Das Armeekommando darf das Pressewesen dank Ermächtigung durch den Bundesrat überwachen und stellt auf das Verantwortungsbewusstsein der Presse ab, bemerkte die Redaktion mit einem gewissen Stolz. Gesinnungsneutralität sei trotzdem nicht gefragt. «Als ein friedliches Volk ist für uns derjenige der Angreifer, der einmarschiert, derjenige der den Krieg eröffnet hat. Dieses unmittelbare Empfinden entbindet uns nicht, die Umstände zu prüfen, unter denen es geschehen ist.»[147] Auch die gewohnten Querelen um den moskowitischen Einfluss auf die schweizerischen Linksparteien verlor an Gewicht, angesichts der Erkenntnis: «Seit dem deutsch-russischen Pakt wissen wir alle, dass es nicht mehr um Ideologien, sondern um Macht geht.»[148]

Umso überraschter und zerknirschter verkündete die gutwillige Redaktion in einem Avis an die Leser: «Unsere gestrige Nummer ist auf Verfügung der Abt. Presse und Rundfunk im Armeestab wegen einer Meldung betreffend der Einteilung der Armee beschlagnahmt worden. Wir bitten unsere Abonnenten, das Ausbleiben zu entschuldigen.»[149] Auch am Nachtage konnte sich die aufgebrachte Redaktion nicht erholen. Sie beklagte sich in einem halbseitigen Text über die Rechtsunsicherheit. Die überfallartige Aktion sei ohne vorherige Begründung erfolgt. Dieser Warnschuss blieb unseres Wissens die einzige offene Massnahme, die in Aarau stattfand. Die Einschüchterung war so wirksam, dass im Aargau kein Bild eines Armeesackmessers ohne Zensurnummer veröffentlicht worden wäre. Das «Aar-

[145] AT, 30. Dezember 1939.
[146] AT, 22. Dezember 1939.
[147] AT, 19. September 1939.
[148] AT, 19. September 1939.
[149] AT, 27. Dezember 1939.

gauer Tagblatt» hatte gelernt, dass auch Übereifer und Dienstbeflissenheit gegenüber der Armee fatale Folgen zeitigen können. Die Gegenüberstellung von Agenturmeldungen, um den «Sachverhalt, der der Wahrheit nach gewissenhafter Prüfung am nächsten kommt»,[150] darzustellen, wurde sosehr allgemeine Praxis, dass Eigenwilligkeiten der Blätter bezüglich Auswahl kaum mehr sichtbar waren. Was an Kommentaren in Leitartikeln und Aufsätzen der Leserschaft im Laufe des Jahres dargeboten wurde, lässt sich aus dem traditionellen Jahresrückblick mühelos ausziehen und vermittelt so ein kompaktes Bild der geistigen Haltung. 1940 wirkte die Rückschau illusionslos, fast etwas fatalistisch. In materieller Hinsicht gewährte man Hilfe, wo Hilfe begehrt wurde. Im Inland kam sogar die Presse an die Reihe, indem die Zeitungstransporttaxe vom Bundesrat herabgesetzt wurde. Allen Regierungen, vom Kriege verschont, wie im Kriege stehend, wurde bewusst, dass die Propaganda – im Guten wie im Bösen – das bewegende Mittel der Gegenwart ist. Die Kapitulation Pétains im Namen des französischen Staates am 17. Juni war für die Schweiz und Europa ein entscheidendes Datum. «Zwischen englische Blockade und deutsche Gegenblockade gestellt, wurde die Schweiz praktisch in den Lebensraum der Achsenmächte abgedrängt. Es existierte kein europäisches Gleichgewicht mehr. Es ist zu vermuten, dass voraussichtlich das neue Jahr den Endkampf um die massgebende Ordnung Europas bringen wird.»[151] 1941 schwang im vaterländischen Jahresrückblick etwas Wehmut mit, dass auch in der inländischen Politik der «Einfluss weltanschaulicher Lehren» am Schwinden ist. «Noch nie sind diese Lehren so stark hinter den elementaren und gewöhnlichen Dingen des Alltags zurückgetreten, wie im vergangenen Jahr.» Dazu ist der «Einbruch des Landesrings in die Domänen der herkömmlichen Parteien die auffälligste Erscheinung». Er geht den alltäglichen Nöten der Bürger nach, und dies nun vor allem in den Kantonen. Dieselbe Umpolung habe in der Weltpolitik stattgefunden: Die lang verkündete Weltrevolution hat die Form eines Völkerkrieges angenommen. Auch in Russland zeigen sich nach dem deutschen Angriff Formen des klassischen Bürgerkrieges. Wir könnten von einem «Aufstand der Rassen» sprechen. Die europäischen Grossmächte würden dies sehr bald in den Kolonien auch noch zu spüren bekommen. 1942 zog die Redaktion eine eidgenössische Bilanz, nachdem der vierte Winter im Krieg angebrochen war. «Wir wissen nicht, ob wir seinem Ende oder Anfang näher sind.» Wichtig ist: «Wir wissen, was wir wollen! Bereit sein und bereit bleiben.» Zum Überleben in Freiheit lägen die Werte vor allem im eigenen Boden. Der Mangel hat uns dies gelehrt. Mit Rodungen und Bodenverbesserungen haben wir die Ackerfläche ausgedehnt; der Ausgleich der Teuerung hat die Verarmung verhindert. «Wir leben auf

[150] AT, 19. September 1939.
[151] AT, 31. Dezember 1940.

Pump, auch wenn wir nun Vollbeschäftigung kennen.» In der Asylfrage habe das Volk dem Bundesrat den Weg gewiesen. Die Hilfsbereitschaft als Pflicht des kriegsverschonten Staates wurde Praxis. Die allgemeine Aufwallung war «so etwas wie ein positiver Volksentscheid». Das Tagblatt habe die traditionellen Beziehungen zu den Nachbarvölkern möglichst wenig mit nutzlosen Auseinandersetzungen belasten wollen. Das AT müsse die Gesinnung nicht wechseln oder mit unfruchtbaren Polemiken bestärken. «Wenn auch die Aussichten der Achse heute schwächer sind als in den Vorjahren», wolle man sich eines Urteils über die Gewinnchancen enthalten. «Selbst der Sieger wird am Ende ärmer dastehen als zu Beginn des Krieges.» Mit dieser Betrachtung endete auch die Ära Lauchenauer beim «Aargauer Tagblatt». 1943 galt zuerst Suter alleine für die Redaktion verantwortlich, aber schon im Juli übernahm Dr. W. Gisiger das Ausland, während Suter für das Inland-Ressort zuständig war. Bis 1946 hiess – laut Impressum – keiner von beiden Chefredaktor.

Gegen Ende des Jahres, veranlasst durch den Rücktritt von Bundesrat Wetter, stand die Diskussion um die sozialdemokratische Regierungsbeteiligung im Bund wieder einmal im Zentrum der Innenpolitik. Selbstverständlich verlangte die Partei eine proportionale Besetzung von zwei Sitzen. Da Pilet-Golaz seitens der Linken immer wieder kritisiert wurde, galt beim AT ein Zweiervorschlag als Angriff auf den Aussenminister. Das Tagblatt – obwohl durchaus für eine SP-Bundesratsbeteiligung – wertete diese Angriffe als innenpolitisch unverantwortlich: das Welschland durfte nicht brüskiert werden, nachdem die Kriegsjahre die früheren Differenzen zwischen den Landesteilen eingeebnet hatten.[152] Vor allem die blossen Anspielungen des «Volksrechts» auf Pilet wurde als unfair empfunden; wer Konkretes wüsste, hätte die Pflicht, dies den Kontrollbehörden zu melden. Die ganze Kritik sei eine alte Kopfjagd der «Weltwoche». Das Ansehen der Schweiz im Auslande sei, so das Tagblatt, dank unserem Aussenminister, sehr gut.[153] Obwohl schon am 30. Novernber erklärt worden war, dass Nationalrat Nobs «eine tragbare Kandidatur, die alle Aussicht auf Erfolg hat», sei, begegnete Suter der kommenden Phase der eidgenössischen Politik, «von der vorläufig noch niemand weiss, wohin sie uns führen wird», mit Skepsis. Eine sozialdemokatische Bundesratsminderheit sei immer mitverantwortlich «für die Gesamthaltung der Landesregierung». Ist einmal der Entscheid innerhalb der Regierung gefallen, dann gibt es nur einen Bundesrat.[154] Würde dies eingehalten werden? Am 16. Dezember 1943, nach der guten Wahl von Ernst Nobs, entfiel der kritische Unterton des AT: «Nobs hat seine Gärperiode längst hinter sich. 25 Jahre praktische Tätigkeit haben aus dem Stürmer einen demokratischen Realisten gemacht.» Und ein Jahr

[152] AT, 4. Dezember. 1943.
[153] AT, 3. Dezember 1943.
[154] AT, 30. November 1943.

später bestätigte das AT: «Das neue Jahr hat erstmals einen sozialdemokratischen Bundesrat an der Arbeit gesehen. Er hat getreu seinem Schwur dem Lande gedient wie alle andern auch. Dies darf man in einer bürgerlichen Zeitung anerkennend feststellen.»[155] Steckte vielleicht im Nebensatz die eigentliche Botschaft der Redaktion? Bundesrat Pilet-Golaz war im Laufe des Jahres 1944 überraschend zurückgetreten, als die Verhandlungen mit Russland fehlschlagen wollten. Den Kritiker aber konnte man doch nicht Recht geben. Es gebe keine «schlüssigen Beweise, dass die von der Schweiz angewandte Methode der Grund wäre», für den diplomatischen Echec, und dass damit der Aussenminister die Schuld trage. Niemand von uns möchte von der eingeschlagenen Linie abweichen, es sei denn die Anpasser von 1944, die nicht besser seien als jene von 1940. Was wir jetzt bräuchten, das sei die innere Geschlossenheit. «Vernünftige Sozialdemokraten teilen diese Einsicht, so hat Nationalrat Dr. Arthur Schmid in seinem Votum in der aussenpolitischen Debatte vom 12. Dezember (1944) darauf hingewiesen, wie wichtig es sei, dass die Grossmächte unsern Standpunkt verstehen und respektieren und er hat sodann beigefügt: Ob das geschieht, hängt viel mehr von unserer Haltung im Innern ab, als von all dem, was wir jetzt über die Fehler, die in der Vergangenheit gemacht wurden, sagen, weil die neutrale Schweiz bei Kriegsende nicht damit rechnen kann, dass ihr ohne weiteres und überall das nötige Verständnis entgegengebracht wird.»[156]

Nie waren sich «Aargauer Tagblatt» und «Freier Aargauer» näher, als in dieser Phase der doppelten Bedrohung: noch wütete der Krieg mit all seinen Gefahren für die Schweiz, daneben drohten die Alliierten, die Schweiz in eine mitteleuropäische Strafaktion miteinzubeziehen. Und der von Schmid so oft verhöhnte Suter vermochte den journalistischen Schulterschluss coram publico im Dienste höherer Ziele zu vollziehen. Der Jahresrückblick machte die schweizerische Neutralitätspolitik zum Hauptthema, nachdem sich die Politik 1944 «mit der nackten Existenzsicherung herumgeschlagen» hatte. Unser Sonderdasein liegt im Begriffe der bewaffneten Neutralität. Diese ist und bleibt unser Kompass, meinte die Redaktion. Die «Ganz-Grossen» verstehen unser «Beiseite-Stehen» nicht oder werfen uns – wie zum Beispiel Russland – gar vor, nicht neutral gewesen zu sein! «Wir müssen in weitgehendstem Masse Asyl gewähren, wir müssen uns der Kriegsopfer in und ausserhalb unseres Landes annehmen und helfen, die Wunden des Kampfes zu teilen, wo immer sich hiefür nur eine Gelegenheit bietet.» Mit der Schweizerspende von 100 Mio Franken sollten wir den Dank abstatten, dass unser Land vom «härtesten Kriegsgeschehen verschont geblieben ist».[157]

---

[155] AT, 30. November 1944.
[156] AT, 23. Dezember 1944.
[157] AT, 30. Dezember 1944.

Das Friedensjahr 1945 begann mit einem Paukenschlag: Ein hoher amerikanischer Regierungsbeamter verkündete aller Welt: «Es ist höchste Zeit, die Vorstellung zu zerstreuen, dass die Schweiz ein harmloses neutrales Land ist, welches nur aus Älplern und Jodlern besteht. Man muss vielmehr die Tatsache festnageln, dass ihr fortgesetzter Handel mit Deutschland und die dem Reiche eingeräumten Transporterleichterungen eine Unterstützung des deutschen Kriegseinsatzes und eine Behinderung des Kampfes der Alliierten darstellen.»[158] Das Tagblatt titelte: «Der amerikanische Druck auf die Schweiz», gross und fett auf der Frontseite.

In der Folge blieb dies Thema der tägliche Begleiter der Zeitung. Ansonsten zeigte sich, dass das nahe Ende des Dritten Reiches für die Schweiz fast nur Entlastung brachte. Die ersten Amerikaner an der Schweizer Grenze, am 24. August 1944, wurden von den Schweizern wie Befreier begrüsst.[159] Am 6. Januar 1945 wurden die neuen Bestimmungen für die Presse in einem Aufsatz «Information und Kritik als Staatsproblem» behandelt und dabei die eigene Praxis während des Krieges gerechtfertigt: der Fall Russland hat gezeigt, dass sofort ein Malaise entsteht, wenn das Schweizer Volk erst vom Auslande her informiert wird. Die Zurückhaltungspraxis hat auch ihre Grenzen. Gleichentags wurde das Verbot extremistischer Parteien aufgehoben, was vor allem den Kommunisten wieder die offene Teilnahme an der Politik ermöglichen sollte. Anderseits verlangte die Aussenpolitik, dass die Schweiz Frankreich mit Papier belieferte, was die Kontingente von 80 auf 60 Prozent pro Zeitung verkleinerte. Eine Massnahme, die dem AT, als vorher sorgfältig haushaltendes Unternehmen, kurz nach Kriegsende schwer zusetzte.

Der «Friede in Europa», Schlagzeile auf der Frontseite vom 8. Mai, vermittelte wie überall dieselbe Botschaft: «Tiefe Dankbarkeit erfüllt unsere Herzen», von diesem grausigen Ringen verschont geblieben zu sein.[160] Die Rede des Bundespräsidenten, der Tagesbefehl des Generals wurden gänzlich präsentiert, dann wurde stolz darüber berichtet, wie die Schweiz ebenso rasch, wie sie 1939 mobilisierte, 1945 demobilisiert. Während im Ausland (Nürnberger Prozess) und Inland (Nazi-Ausweisungen) überall abgerechnet wurde, blickte Gisiger Ende Dezember in drei Folgen auf das Kriegs- und Friedensjahr 1945 zurück. «Die Kanonen schweigen. Aber haben wir Frieden?», liesse sich als Motto über die Betrachtungen setzen. Suter, als Inlandredaktor, machte den Druck der Alliierten zum Hauptthema des eidgenössischen Rückblickes «Das scheidende Friedensjahr 1945». Damit wurde im voraus skizziert, was die Presse noch jahrelang in Atem halten sollte. Oder sollte hier korrigiert werden: über ein halbes Jahrhundert lang?

---

[158] AT, 4. Januar 1945.
[159] AT, 31. Dezember 1945.
[160] AT, 8. Mai 1945.

Der Erste Weltkrieg in der Badener Presse

Der Kaiser-Besuch in der Schweiz 1912 erfuhr im Tagblatt eine Würdigung, die alle Grenzen sprengte, obwohl die Redaktion zu Jahresanfang beteuert hatte, dass sie jeglichen Überschwang weit von sich weise.[161] Schlagzeilen in fetten Lettern an der Spitze des Titelblattes «Wilhelm II. auf Schweizerboden» oder «Das offizielle Diner» und «Kaiser Wilhelms Abschiedsgruss», machten die vier Tage zum Medienereignis des Jahres. Die zwei anderen Badener Tageszeitungen druckten zum Teil die gleichen Agenturmeldungen und Reden ab, aber meist auf der zweiten oder dritten Seite und fast ohne Markierungen. Die Kaiserbegeisterung der Redaktion führte zu Kommentaren wie :«Wilhelm II. ist eine starke, temperamentvolle Persönlichkeit, ein Herrscher von hohem, sittlichem Ernst erfüllt, begeisterungsfähig, durchdrungen von glühender Vaterlandsliebe, von frischem Wagemut.» «Er hat sich als wahrer Friedenskaiser erwiesen», und das soll etwas heissen bei einem Manne, «dem die stärkste Militärmacht der Welt anvertraut ist».[162]

Der Ausbruch des Krieges 1914 hatte die Redaktion des BT derart tief erschüttert, dass die seltenen Kommentare sehr differenziert urteilten und sich von der in der Deutschschweiz üblichen Liebedienerei gegenüber dem siegreichen Nachbarn wohltuend abhoben. Der Durchbruch durch Belgien, «den wir von einem höheren Standpunkt aus verurteilen müssen, ist einer jener Schläge, die im Kriege Erfolg bringen können ...»[163] Die englische Kriegserklärung habe ihre Berechtigung, «auch wenn hier oft geahnt wird, dass es nur gegen die deutsche Flotte geht».[164] Sonst verhielt sich das BT zurückhaltend, obwohl betont wurde, dass für die Presse die Neutralität der Schweiz nicht Maul halten bedeute.[165] Die Kriegsberichterstattung der Agenturen wurde nach Aussage der Redaktion gesichtet und nur Nachrichten verbreitet, «wenn sie Anspruch auf Wahrscheinlichkeit haben». «Unsere Abonnenten werden vielleicht gut tun, wenn sie die Nummern des Badener Tagblatt aufbewahren.»[166] Die «Schweizer Freie Presse» konterte: «Vor einigen Tagen war in einem Blatt, der Name ist mir entfallen, die Aufforderung zu lesen, es seien die Zeitungen dieser kriegerischen Wochen aufzubewahren als Denkmäler einer welthistorischen Epoche. Hat etwas!» Aber die Artikel, die sich nachher als unwahr und erfunden herausstellen, müssten mit Rot- oder Blaustift durchgestrichen werden. Dann beweise

[161] BT, 12. Januar 1912.
[162] BT, 3.–7. September 1912.
[163] BT, 7. August 1914.
[164] BT, 7. August 1914.
[165] BT, 10. August 1914.
[166] BT, 17. August 1914.

sich, ob man nur mit leerem Stroh gefüttert worden sei.[167] Aus solchen und anderen Bemerkungen lässt sich heute beweisen, dass die Journalisten ebenfalls an einen Krieg von kurzer Dauer glaubten.

Redaktor Jäger von der SFP machte täglich seine Kommentare in der Rubrik Neuestes. Es sind kurz und bündige PS-Bemerkungen zu den aufgereihten Nachrichten. Sie stehen von Anfang an im Zeichen von übertriebenen Friedenshoffnungen. Der Wahnsinn des Krieges liess bei ihm keine «schweizer-preussische» Begeisterung aufkommen. Er kritisierte gar die Sophistereien über die Pflicht der Presse, alle Vermutungen und Verdächtigungen zu verbreiten. Statt zu beruhigen, schaffe die Presse so nur Verwirrung und Aufregung.[168] Vor allem die «Gazette de Lausanne» wurde angeprangert. Sie glaube, «über die einzig richtige Interpretation von Neutralität zu verfügen und versuche täglich, die Kluft zwischen Welschland und Deutschschweiz zu erweitern.» Was tatsächlich vorliege, beruhe nur auf Mentalitätsunterschieden und könnte auf die kurze Differenz eingeengt werden: 1. Ein günstiger Ausgang des Krieges für Deutschland, hilft der Schweiz. 2. Ein günstiger Ausgang des Krieges für die Entente hilft der Schweiz.[169]

Die beiden freisinnigen Blätter unterschieden sich nur unbedeutend voneinander; die grossen Momente waren nicht die Siegesmeldungen, sondern alle Formen von Friedensbemühungen. Wilsons Versuche werden gross thematisiert und diskutiert. Dass 1916 eine Pax Americana noch weitgehend eine Pax Germanica war, störte kaum; der Stand der Kriegshandlungen sprach eher für die Mittelmächte, sie hatten ihre Position gehalten: von ihnen Opfer zu verlangen, war unrealistisch.

Die Freie Presse, die wenig gestaltet auf engem Raum möglichst viele Informationen einbringen wollte, machte aus dieser Not eine Tugend. Sie verurteilte lange Kommentare als Kriegsgeschwätz, die Prognosen und Rückblicke zum Jahreswechsel, die morgen schon zur Makulatur gehörten, wurden als verderblich angesehen. Giftspritzende Aufrufe von Schriftstellern wie Gerhard Hauptmann und Romain Rolland seien schlimmer als das Blutvergiessen selber.[170] Das Tagblatt liess im Gegenteil alle diese öffentlichen Reden, zu denen auch Gustav Falke und Spitteler gehörten, in extenso erscheinen. Nationalrat Jäger behauptete in seiner Zeitung: Wenn drei Monate keine Berichte über den Krieg erscheinen würden, der Friede wäre gegeben. Die Presse helfe also, den Krieg zu verlängern. «Zuverlässiger als durch Pazifisten und Sozialisten wird das Ende des Krieges durch den Krieg selber bewirkt, das heisst durch die seelische Wandlung...» der Menschen.[171]

---

[167] SFP, 20. August 1914.
[168] SFP, 31. August 1914.
[169] SFP, 22. Dezember 1914.
[170] SFP, 5. September 1914.
[171] SFP, 29. Dezember 1914.

Die dritte im Bunde, das «Aargauer Volksblatt», ging eigene Wege. Redaktor Rusch war – entsprechend des schweizerischen Staatsmodells, wie er es sah – für die Erhaltung der Donaumonarchie als Vielvölkerstaat. Daneben sah er im Kampf der Westmächte den Einsatz für die Demokratie, die gegen die preussisch-autokratische Regierungsform vorging. «Man hat sich über eine zu wenig deutsch-freundliche Haltung dieses Blattes beklagt. Allen Reklamanten sei ein für allemal erklärt: Das AV ist ein schweizerisches Blatt».[172] Ein Schweizer kann niemals Nationalist sein. Seine persönliche Haltung sei durchaus konsequent: Demokratie und Vielvölkerstaat. «Das ist gewiss neutraler als wenn wir im Chore der Schweizerpreussen mitbrüllten: Hurra, Germania! Nieder mit Albaon! (sic) Oder?»[173] Doch ein Jahr später musste Rusch sein Redaktionspult räumen. Die sonstige katholische Presse zeigte deutlich mehr Sympathie für die Mittelmächte; vor allem, als der kirchenfeindliche italienische Staat sich zu den Westmächten schlug. So jedenfalls urteilte das BT.[174]

Vor allem die «Botschaft» konnte das Ausscheren von Rusch nicht mehr dulden; immerhin behauptete das «Aargauer Volksblatt», das katholisch-konservative Leitorgan im Kanton zu sein. Der Appenzeller, als gebürtiger Demokrat, schenkte den Aargauern nichts an Kritik bei seinem Abschied. In seinem Artikel geisselte er den Untertanengeist und die Duckerei der Herren, seien sie konservativ oder freisinnig, beiderorts habe er Feinde. «Wir wollten es als Volksblatt schreiben und nicht als Weihrauchkessel vor gnädigen Herren und Oberen schwingen. Zum Ministranten haben wir nie getaugt, weder im kirchlichen noch im politischen Chore.» «So sieht es aus in der Werkstatt dessen, von dem gewisse Kleriker behaupten, er sei Freimaurer, Sozialdemokrat, Apostat, Ketzer – uns nimmts nur Wunder, dass der Teufel uns eine so unbekannte Persönlichkeit ist.» Und all die vorgenannten Attribute wurden nämlich jenen zuerkannt, die den Westmächten nicht alles Böse wünschten.[175] Der Einzug des gefügigeren Dr. Bärlocher reihte das Volksblatt wieder dort ein, wo das katholisch-konservatives Organ zu stehen hatte.

Gegen Ende des Krieges beherrschten dann Friedenspläne und -angebote die Spalten-Diskussion. Sympathien für den Separatfrieden Mittelmächte-Russland förderten auch das Wohlwollen gegenüber der russischen Revolution. Lenin brächte den Frieden; dies allein genügte, seiner Sache den vorläufigen Erfolg zu wünschen. «Intellektuelle haben die Kräfte auf die Bahn des Liberalismus geleitet», kommentierte bald nach dem Zarensturz das Tagblatt, und wir erkennen den Wunsch als Vater des Gedankens. Wanner änderte erst dann seine tägliche Rubrik «Der europäische Krieg», als die

[172] AV, 14. August 1914.
[173] AV, 21. Dezember 1914.
[174] BT, 7. Januar 1916.
[175] AV, 30. November 1917.

USA in den Krieg eintraten, das heisst nach dem Aufsatz: «Die Monroe-Doktrin ist gestorben, sie möge in Frieden ruhen».[176] Trotzig hatte er am Begriff europäisch festgehalten, als in andern Blättern Weltkrieg längst Gewohnheit geworden war.

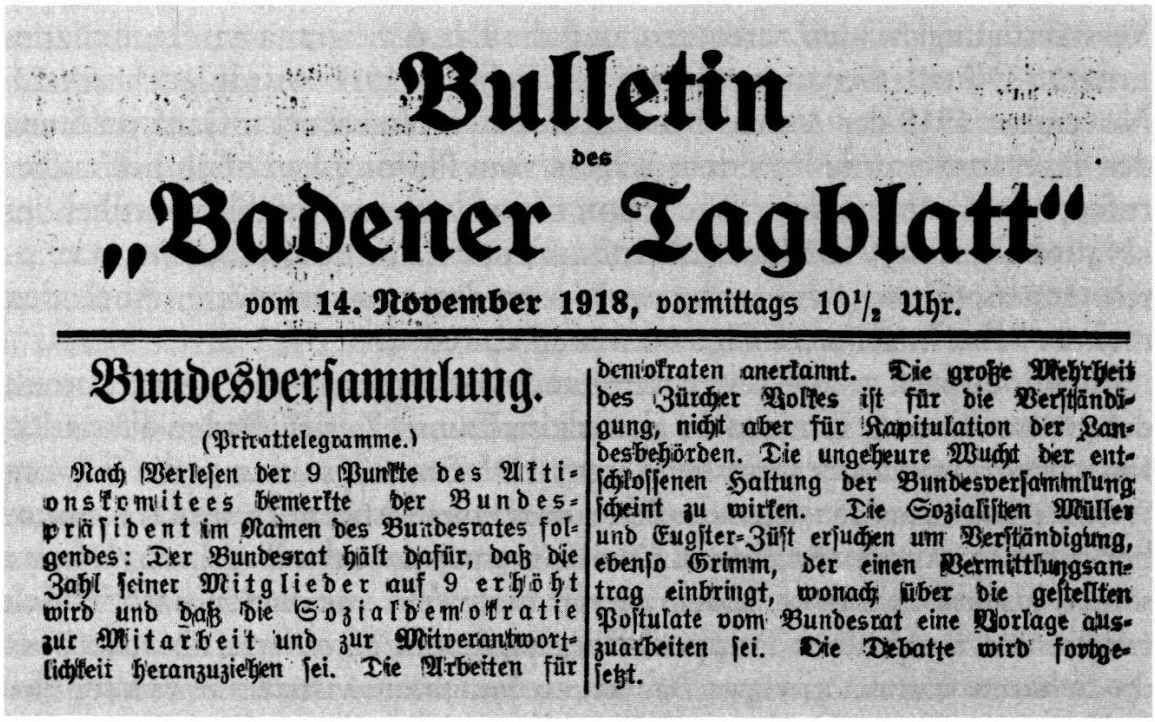
In der Beurteilung der russischen Revolution waren sich übrigens alle drei Tageszeitungen in Baden einig. Nach Titelgrösse und Plazierung gemessen, wurden die Ereignisse in St. Petersburg und Moskau höchstens als Nebenerscheinung des Krieges gewertet. Erst die Unruhen in Zürich, die Petition gegen «Umtriebe von Ausländern in der Schweiz» und der Generalstreik brachten hier eine Wende. Der Friedensbringer Lenin (National-Zeitung im BT) fiel in Ungnade; sein Werk war auch kaum mehr vonnöten. Der Zusammenbruch im Westen liess die Hoffnung auf einen Verständigungsfrieden zerrinnen, und die Pax Americana wurde nun zum Entente-Diktat. Genauso wie am 15. Februar 1917 wurde auch am 23. November 1918 der Aufruf Romain Rollands abgedruckt. Ganz im Sinne des Tagblattes wurde Präsident Wilson vom Philosophen öffentlich aufgerufen, Versöhner zu sein. Wie schon öfters hatte das Tagblatt Artikel der «Nationalzeitung» aus Basel übernommen, die zur Besonnenheit anmahnten. Innenpolitisch wie europaweit seien Neuerungen nötig. Auch den rechten Scharfmachern sei ins Gewissen zu reden.

Innenpolitisch war – neben der Landesversorgung – der Generalstreik das grösste Thema, umso mehr als sich im Raume Zürich-Baden die stärksten Auswirkungen der Unruhen zeigten. Die Samstagsnummer des BT vom 9. November musste wegen des Streiks entfallen. Aber auch am 11. November ruhte in Zürich alle Arbeit. Der Korrespondent des Tagblatts verfasste seinen Situationsbericht, indem er mit dem Velo von Baden nach Zürich radelte und somit über Truppenbewegungen der Kavallerie, als auch über die Scharen von neugierigen Bauern zu berichten wusste, die entlang der Bahnlinie die Eisenbahnzüge mit Bewaffneten einsehen wollten.[177] Am gleichen 11. November meldete das BT die Annahme der Waffenstandsbedingungen durch Deutschland.

Die Freie Presse klagte: «Für die kleine Tagespresse, und ebenso für unsere Zeitung, die sich während 35 Jahren überhaupt nur unter grössten Opfern des Verlages durchgekämpft hat, war die Kriegszeit ein wahres Martyrium. Nun es überstanden ist, nehmen wir mit frischem Mut den Kampf von Neuem auf.»[178] Tatsächlich musste die Freie Presse schon zu Anfang des Krieges, nämlich am 13. August 1914 melden, dass das «Illustrierte Sonntagsblatt» auf weiteres unterbleiben müsste. Am 7. November 1917 hatte der Bundesrat als Vollmachtsbeschluss verfügt, dass Neugründungen von Zeitungen wegen Papiermangels verboten würden. Da der ent-

[176] BT, 13. April 1917.
[177] BT, 15. November 1918.
[178] SFP, 30. Dezember 1918.

lassene Redaktor Rusch kurz vorher eine neue Zeitung angekündigt hatte, beklagte dieser sich im «Aargauer Volksblatt» bitterlich über diese ungerechte Massnahme. Er müsse den Beschluss als speziell gegen ihn gerichtete Massnahme interpretieren. Der Bundesrat hätte auch andere Blätter, zum Beispiel den dicken «Tages Anzeiger» etwas einschränken können. «Jenen freundlichen Herren, die sogar durchs Telephon die Freudenbotschaft verkündeten, dass nun mit diesem Beschluss der Rusch erledigt sei, möchten wir nahe legen, dass sie damit zwar keineswegs eine Wahrheit, sondern nur ihren eigenen frommen Wunsch ausgesprochen und zugleich ihre wirkliche Gesinnung verraten haben. Erledigen wird uns nur jener, der uns erschaffen hat.»[179]



Bulletin
des
„Badener Tagblatt"
vom 14. November 1918, vormittags 10½ Uhr.

Bundesversammlung.

(Privattelegramme.)

Nach Verlesen der 9 Punkte des Aktionskomitees bemerkte der Bundespräsident im Namen des Bundesrates folgendes: Der Bundesrat hält dafür, daß die Zahl seiner Mitglieder auf 9 erhöht wird und daß die Sozialdemokratie zur Mitarbeit und zur Mitverantwortlichkeit heranzuziehen sei. Die Arbeiten für

demokraten anerkannt. Die große Mehrheit des Zürcher Volkes ist für die Verständigung, nicht aber für Kapitulation der Landesbehörden. Die ungeheure Wucht der entschlossenen Haltung der Bundesversammlung scheint zu wirken. Die Sozialisten Müller und Eugster-Züst ersuchen um Verständigung, ebenso Grimm, der einen Vermittlungsantrag einbringt, wonach über die gestellten Postulate vom Bundesrat eine Vorlage auszuarbeiten sei. Die Debatte wird fortgesetzt.

Bulletin des Badener Tagblattes während der Landesstreiktage am 14. November 1918.

Der Krieg mag ertragsmässig den drei Blättern in Baden geschadet haben, vom inneren Gehalt her hatten alle nur gewonnen. Das Interesse für die Weltpolitik wurde wach, die grossen ethischen Fragen, Staats- und Regierungsformen erfuhren eine viel subtilere Behandlung als früher. Die Wanner-Presse hatte zudem eine zeitungstechnische Neuerung zu verzeichnen: Am 25. März 1918 erschienen auf Seite 3 erstmals zwei Pressefotos. «Leben und Treiben an Bord des Kriegsschiffes Wolf» und «Deutsches Grossflugzeug vor dem Start», lauteten die Legenden. Bilder blieben zwar auch in der Folge eine Seltenheit. Aber Otto Wanner hatte damit ein Tabu gebrochen: Die stolze Wortpresse räumte der Bildinformation ein Plätzchen ein.

[179] AV, 7. November 1917.

Die Nachkriegsjahre im BT

«Das Allgemeine Anzeigenblatt für Stadt und Bezirk Baden, sowie für die angrenzenden Landesteile» (Untertitel) war in den ersten Nachkriegsjahren eine eher dürftige Zeitung: wir finden wenig Eigenleistungen der Redaktion, daher auch selten eine Meinungsäusserung. Der Leitartikel entstammte meist einem Artikeldienst oder war der Abdruck einer aktuellen Rede. Der Fortsetzungsroman unter dem Strich umfasste oft die Hälfte der Frontseite. Jede Nummer des vierspaltigen Blattes trug am Ende des Textteiles den Vermerk: Redaktion, Otto Wanner. Sollte ein weiterer Redaktor beschäftigt worden sein, dann höchstens nebenamtlich für den Auslandteil. Offensichtlich lassen sich folgende politische Vorlieben erkennen: Der Kommentar zur schweizerischen Aussenpolitik war geprägt vom Vertrauen in das Mitarbeiten der Schweiz beim Völkerbund. Der Friedensprozess in Europa wurde praktisch gleichgesetzt mit der Tätigkeit des Völkerbundes. Redaktor Wanner schien sich zudem für volkswirtschaftliche Fragen im engeren Sinne zu interessieren, wobei die monetären Probleme im Vordergrund standen.

Nach 1922 wurde die Person von Mussolini zum Dauerbrenner. Die sich abzeichnende Diktatur in Italien wurde strikte abgelehnt und der Typ faszistischer Politiker in Mussolini selber karikiert. Das böse Lächeln, in dem Verachtung sich ausdrückt, ist ein Teil der Cäsarenmaske. Der Mann spricht und spricht und beweist gerade dadurch seine Unausgeglichenheit.[180] Immer wieder kommt das BT auf diesen Mann und seine Bewegung zurück. Meldungen oder Beschreibungen sollten für sich sprechen. Der zuständige Redaktor zweifelte kaum an der kritischen Haltung seiner Leserschaft.[181] Der Glaube an die Überlegenheit der Demokratie zeigte sich ungebrochen: «Mussolini lenkt ein!» «Er wird wohl erkannt haben, dass eine Diktatur auf die Dauer vom italienischen Volk nicht ertragen werden kann...» Auch bezüglich Deutschlands setzte das BT voll auf den Sieg der demokratischen Kräfte. Die Sozialisten wurden – weil sie dem Kommunismus abgeschworen – zu den Hoffnungsträgern gezählt, nicht aber die Deutschnationalen. Nur die «Alldeutschen Blätter» und die «Organe Moskaus» müssten den Völkerbund immer diskreditieren.[182]

Noch immer stand im Untertitel: «Freisinniges Organ». Der Begriff erhielt in der Nachkriegszeit eine neue Bedeutung, denn er musste neuerdings wieder übergreifend verstanden werden: nicht mehr Demokraten und Liberale mussten vereinigt werden, es galt, die Sezession der Bauernschaft abzudämpfen. In diesem Sinne war das BT zwar offizielles Organ der Partei, verstand sich aber nach der Trennung der Bauern- und Bürgerpartei als

[180] BT, 15. November 1922.
[181] BT, 24. September 1924.
[182] BT, 8. Dezember 1927.

Dach über der freisinnigen Grossfamilie. 1920/21 wurden alle Bemühungen zur Wiedervereinigung wärmstens unterstützt und Tendenzen zur Absonderung bedauert: noch bestand Hoffnung, den Riss zu kitten. Es war Otto Wanner selber, der am 17. Januar 1921 am kantonalen Parteitag dagegen opponierte, dass Regierungsrat Studler, der sich nun als Bauernpartei-Vertreter verstand, bei der Wahlempfehlung als Verräter durchfallen sollte. Er schlug als Kompromiss vor, Studler auf der Liste zu belassen, wenn die Bauern- und Bürgerpartei Gegenrecht halte.[183] Wenigstens ein taktisches Bündnis gegenüber den Roten sollte doch immer wieder möglich sein! Ein Bauernführer aus Möriken bekannte zwar, «der Proporz war die längst erwartete Gelegenheit, sich zu trennen». Die Idee, die Führerschaft der Bauern zur angestammten freisinnigen Partei zurückzuholen, wäre daher «von Anfang an zum Misserfolg verurteilt».[184]

Selbst bei politischen Inseraten stellte Wanner das Ideelle über das Geschäft. Als das «Aargauer Volksblatt» sich darüber entrüstete, dass das BT bei den Badener Kommissionswahlen ausnahmsweise ein sozialdemokratisches Inserat aufgenommen hatte, verteidigte Wanner seinen Entscheid. Die Sozialdemokraten hätten bei den Grossrats- und Gemeinderatswahlen tatsächlich im BT keine Anzeigen unterbringen können. Er selber habe damals ausgeführt, dass die Arbeiter ihre Leute selber propagieren und wählen sollten. Bezüglich der Kommissionswahlen der Gemeinde sei aber die Ablehnung von Inseraten – so die Meinung der Sozialdemokraten – eine Wanner'sche Inkonsequenz. Die in Baden «in allen Schichten gehaltene» Presse müsste bedient werden. «Wir gingen in uns», bekannte Wanner, «und verlangten sachliche Kandidaten-Inserate ohne Polemik.» Sie hätten sich gegenseitig getestet, und hätten den Test bestanden. Nun, da die Sozialdemokraten trotzdem keinen Wahlerfolg verbuchen könnten, dürfe wenigstens die Lokalpresse nicht verantwortlich gemacht werden.

Ein Strauss mit Redaktor Bärlocher vom AV dürfte die politische Ausrichtung des Tagblattes, und damit Otto Wanners, am besten dokumentieren. Die Abstimmung über das Getreidemonopol des Bundes im Dezember 1926 entzweite die Bauern und die Freisinnigen vollends. Das AV musste – immer der Freiämter Bauern gedenkend – über den eigenen Schatten springen und für einmal einem Monopol zustimmen. Wanner bezichtigte Bärlocher der Inkonsequenz, erhielt auf die Anschuldigung aber erst nach der Abstimmung eine Antwort, erst nachdem der Volksblatt-Redaktor glaubte, bei seinem Gegner eine Inkonsequenz geortet zu haben. So bot sich Gelegenheit, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und Wanner der Unehrlichkeit zu zeihen. Auf die Gerichtsdrohung Wanners besänftigte ihn Bärlocher. Er habe nicht im Allgemeinen, sondern nur in diesem Falle die Ehr-

[183] BT, 17. Januar 1921.
[184] BT, 7. Januar 1921.

lichkeit Wanners in Zweifel gezogen, sei dabei aber im Schatten des Abstimmungskampfes gestanden. Übrigens: Er beneide ihn, dass er auch die Freiheit besässe, über den Anzeigenteil zu regieren. Das hätte er auch gerne so gehabt. Tatsächlich war die Abstimmung knapp negativ ausgegangen, wobei das AV fast ebensoviele Inserate der (gewerblichen) Contra-Seite übernehmen musste, während das BT den Pro-Annoncen keinen Raum gewährte.[185]

Am 15. Januar 1923 meldete das Tagblatt den Verkauf der Druckerei «Schweizer Freie Presse» von Manfred Jäger mit allen Verlagsrechten an eine neue Aktiengesellschaft. «Als Mitglieder des Verwaltungsrates sind gewählt: Dr. Roman Abt, Fürsprech in Bünzen; Max Hochuli, Fabrikant in Safenwil; Hugo Lüthy, Fürsprech in Brugg.» Damit wurde klar, dass indirekt die Bauern- und Bürgerpartei das Blatt übernommen hatte. Drei Parteizeitungen wurden ab 1923 in Baden herausgegeben, wobei sich zwei als Kantonalblätter verstehen, während das BT als Regionalzeitung angesprochen werden kann. Dies sicherte dem BT das Überleben. Wanner wusste um diese Tatsache und blieb dem Lokalgeschehen immer eifriger zugetan. Vorbei ist in Baden die Zeit der Pressefehden um jeden Preis. Wanner ist sich seiner Sache gewiss: Er war ein Parteimann und verlegte ein parteinahes Blatt. Den Parteiversammlungen gewährte er grösste Aufmerksamkeit und verfasste die meisten Berichte wohl selber, da er sowieso anwesend war. Seine Diskussionsvoten bewiesen es. Dennoch suchte er immer wieder das Dach der gemeinsamen bürgerlichen Politik zu spannen.

Eine grosse Ehre kam ihm zu, als am 7. Februar 1925 anlässlich des freisinnigen Pressetages die Bäderstadt seine Kollegen aus dem ganzen Land willkommen hiess. Die Begrüssungsansprache des einstigen Journalisten, Stadtammann Jäger, wurde im BT ausführlich zitiert. Damit tauchte für einmal im BT ein pressehistorischer Ausspruch auf, nämlich, dass «seit dem Jahre 1836 in Baden nicht weniger als 18 politische Zeitungen erschienen und bald ein längeres, bald ein kürzeres Dasein gefristet haben». Sonst hatte Otto Wanner für zeitungshistorische Rückblicke und Selbstbespiegelungen leider wenig Sinn. Jahresberichte oder Gedanken zum Jahreswechsel hatten einen philosophischen Ansatz oder zeigten höchstens Sensibilität für familiäres oder lokales Brauchtum oder nostalgische Erinnerungen. Ansonsten blieb er Journalist nach Bedeutung des Wortes, ganz auf den Tag bezogen.

Mit andern Blättern stritt er kaum; Auseinandersetzungen fanden eher zwischen Journalisten statt. Entsprechend erfolgten gelegentlich auch Zuwendungen. Gute Worte fand Wanner für den neuen Redaktoren der «Lenzburger Zeitung», Dr. Eugen Landolt, der ebenfalls darauf hoffte, dass die Bauern wieder zur parteipolitischen Einheit mit den Freisinnigen

[185] AV, 13. Dezember 1926.

zurückfinden, oder er gratulierte seinem Kollegen vom «Aargauer Tagblatt», Karl Zimmerlin, zur Ernennung als Oberstleutnant.[186] Mit der «Neuen Aargauer Zeitung» geriet der geldwirtschaftlich Interessierte gelegentlich in Clinch,[187] gibt Arthur Schmid vom «Freien Aargauer» eine harte Antwort oder lässt durch Dr. W. Renold den «jugendlichen Landwirtschafts-Redaktor» der «Schweizer Freien Presse» als Demagogen beschimpfen, wenn er sich allzu einseitig für das Getreidemonopol des Bundes stark machte.

Und immer wieder kam die Abneigung gegenüber dem Faschismus in Italien zum Vorschein. Während er 1924 noch vermeinte, Mussolini wolle «in Schönheit sterben», musste er 1925 zur Kenntnis nehmen, dass der Mann an Bedeutung zunahm. Dass dieser zur zweiten Auflage einer Biographie über ihn gar eine Selbstschau als Einleitung verfasste, bestätigte dem BT, dass Sarkasmus berechtigt war. Zeitschrift und Verlag «Das Neue Europa» in Zürich verbreiteten Gespräche mit Mussolini. Dass das Tagblatt darauf eingehe, beruhe alleine auf der Tatsache, dass Worte und Praxis bei diesem Manne nicht übereinstimmten, und die Aussagen daher für sich selber sprächen. Am 21. Dezember 1927 kommentierte das BT einen Vortrag von Prof. Cordella im Rahmen der «Fascio Italiano» in Baden. Im vollbesetzten Saale seinen vor allem Italiener aus der Umgebung versammelt gewesen. Der Inhalt des Vortrages hatte zum Ziel, die Unübertragbarkeit des Faschismus auf andere Staaten und Völker zu beweisen. Alle Nachahmungen anderer Staaten seien fragwürdig. «Am Schlusse des Vortrages wurden die faschistische und die schweizerische Hymne stehend angehört.»[188] Die Veranstaltung trug bei Wanner nicht zur Beruhigung bei. Die Irredenta-Bewegung im Tessin machte ihm Sorgen. Mehrmals wurden auf deren Umtriebe in der italienischen Schweiz hingewiesen. Zum Jahresende 1928 erneuerte der Redaktor im Tagesbericht das Bekenntnis zum Völkerbund,[189] und im Rückblick an der Jahreswende ersorgte er gleicherweise das «anmassende Auftreten des Faschismus und die masslose Sprache der Presse auf der äussersten Linken».[190]

Eigentlich darf Otto Wanner, trotz seines freisinnigen Engagements, nicht als Sozialistenfresser bezichtigt werden. Die Kasino-Vorträge über Wirtschaft wurden sehr fair kommentiert und sowohl die Rede von Fritz Funk (BBC), als auch von Herrmann Greulich fanden als Leitartikel im BT einen gänzlichen Abdruck. Wanner zeigte sich vor allem über Greulichs Einsicht und Bildung beeindruckt. Auch später, 1925, kämpfte Wanners Zeitung für die AHV mit Vehemenz. Das Wohlwollen gegenüber der BBC

[186] BT, 23. Januar 1922.
[187] BT, 29. Januar 1927.
[188] BT, 12. Dezember 1927.
[189] BT, 26. Dezember 1928.
[190] BT, 27. Dezember 1928.

bedeutete immer auch eine Solidarisierung mit dem mittleren Kader der Werkmeister.

Es muss daher nicht wenig erstaunen, dass vom Typographenstreik im November/Dezember 1922 einzig die Druckerei Heller (AV) und Wanner (BT) im Aargau betroffen waren, alle übrigen Mitglieder des Schweizerischen Buchdruckervereins im Kanton blieben unbehelligt. Die Badener Druckerei von Manfred Jäger zeichnete nicht als Mitglied des Verbandes. Am 20. November wurde gemeldet, dass die Verhandlungen der Arbeitgeber mit dem Typographenbund gescheitert seien. Obwohl der Verein weitere Gespräche suchte, drohten die Typographen mit Stillegung aller Druckereien und demonstrierten ihre Entschlossenheit mit einem Streik in Lausanne und Genf. In Lausanne erschien ein Einheitsblatt der Verbandsmitglieder.

Am Mittwoch, 22. November erschien das BT mit ganz anderem Zeitungskopf; vor allem fehlte das traditionelle Badener Wappen. «An unsere verehrt. Abonnenten!» Der Streikaufruf sei in grösseren Schweizerstädten befolgt worden. «Bereits am Dienstagmorgen haben die Buchdrucker in Baden ihre Arbeit niedergelegt.» Das Tagblatt erscheine gleichwohl; man habe Vorsorge getroffen. «Aus technischen Gründen musste mit Bezug auf die Form einige kleine Abänderungen getroffen werden.» Titelschriften und grössere Lettern weisen auf einen andern Druckort hin. Wohlweislich wird alles weitere geheimgehalten und wird auch nach Beendigung des Streikes verschwiegen. Erst am 29. November erscheint das BT wieder in üblicher Aufmachung. Die Nummern in der Zwischenzeit sind unterzeichnet mit: «Die Redaktionskommission.» Es war der Aargauische Buchdruckerverein, der laut Angaben im BT vom 24. November sowohl das Volksblatt wie das Tagblatt in vollem ungekürztem Umfange herausgab, «wofür ihm die Öffentlichkeit Dank schuldet». Dass Manfred Jäger, der Outsider im Buchdruckergewerbe, am 21. November das Vorgehen der Streikenden als Anarchie kritisiert, am 22. November aber alle Bedingungen des Typographenbundes unterschrieben habe, wird als kopfloses Tun dargestellt. Der Verband hätte ihm – trotz vorgängigem Abseitsstehen – das Blatt aus taktischen Gründen ebenfalls gedruckt.

Da die Streikenden behaupteten, dass sie keine Verschlechterung ihres Arbeitsverhältnisses dulden könnten, davon aber bei den Arbeitgebern nie die Rede war, fragte das Tagblatt den «Freien Aargauer» rhetorisch: «Warum wird eigentlich noch gestreikt?»[191] Wanner findet dafür selber die Antwort: Im Grunde genommen sei der Streik abstimmungspolitisch eingefärbt; die Abstimmung vom 3. Dezember 1922 über das Steuerwesen, das heisst über die Vermögensabgabe mit Pflicht zur Abstempelung des Sparbüchleins – ein Anliegen der Linken – sei der wahre Grund für die Unruhen.

---

[191] BT, 30. November 1922.

Dass Setzer und Drucker der bürgerlichen Presse im Dienste des Nein arbeiten mussten, und mittels Streiken die Werbung dazu eingedämmt werden konnte, war wohl den gewerkschaftlich Organisierten das wichtigste Anliegen. Die Abstimmung erbrachte aber trotzdem eine überwältigende Ablehnung des Anliegens, vor allem des vorgesehenen Verfahrens wegen.

Die Pflege der lokalen Nachrichten

Obwohl der Verleger und verantwortliche Redaktor nie vergisst, dass das Tagblatt keine kantonale Zeitung sein kann und daher dem lokalen Geschehen die grösste Aufmerksamkeit schenken muss, fand er nie richtig den Mut, das Nächstliegende in seinem Organ entsprechend zusammenzufassen und herauszuheben. Die Rubrik Lokales enthielt eigentlich nur die Vereinstätigkeit in Baden, dazu die kulturellen Veranstaltungen. Selbst Wettingen ordnete er noch lange der Rubrik Aargau zu. Erst die Hochbrücke schaffte auch im Tagblatt die Verbindung zur Nachbargemeinde. Kurz: das Regionale finden wir an der Spitze des kantonalen Geschehens oder unter den Kleinen Nachrichten. Addieren wir diese Berichte, so resultierte ein ansehnliches Paket von selbstgesammeltem Material aus nächster Nähe.

Zwei Themen beschäftigen die Redaktion im ersten Jahrzehnt nach dem Kriege über die Massen: der Hochbrückenbau und die Surbtalbahn. Während bei ersterem die Skepsis und die Verzögerungstaktik des Gemeinderates von Baden auf ihre Berechtigung durchleuchtet wurden, entwickelte sich beim Bahnprojekt zusehends die Ablehnung. Selbst die grossspurigen Reden der Nationalräte und die Aktivitäten des Komitees wurden als leeres Getue qualifiziert, das höchstens als wahltaktisches Werkzeug diente. Eine Rentabilität stehe ausser jeder Möglichkeit, und der Postautokurs decke die wahren Bedürfnisse besser ab, sofern den Wünschen der Pendler vermehrt Rechnung getragen würde. Dahinter verbarg sich Badener Lokalpolitik: Der Autobetrieb hatte das Surbtal in hohem Grade an die Region Baden angebunden. Der tägliche Zuzug zu den Arbeitsplätzen bei BBC, Merker und Oederlin aus jener Gegend durfte nicht gering eingeschätzt werden. Auf Otto Wanner konnten sich die Badener Industrie- und Gewerbekreise verlassen. Die Huldigungen der Freien Presse an die Surbtalbahn wurden als Parteireklame abgetan,[192] desgleichen die Pro-Politik der «Neuen Aargauer Zeitung» und seines Redaktors Allemann. Auch die Förderung des Hochbrücken-Projektes diente der Prosperität Badens. Dem Verleger stand an der Bruggerstrasse vor Augen, wie sich ein Unternehmen zur Weltfirma entwickelte. Mit BBC stand und fiel Baden als Zentrumsgemeinde. Jedes Geschehen um diese Firma wurde journalistisch registriert. Den Jahresbe-

[192] BT, 6. Februar 1926.

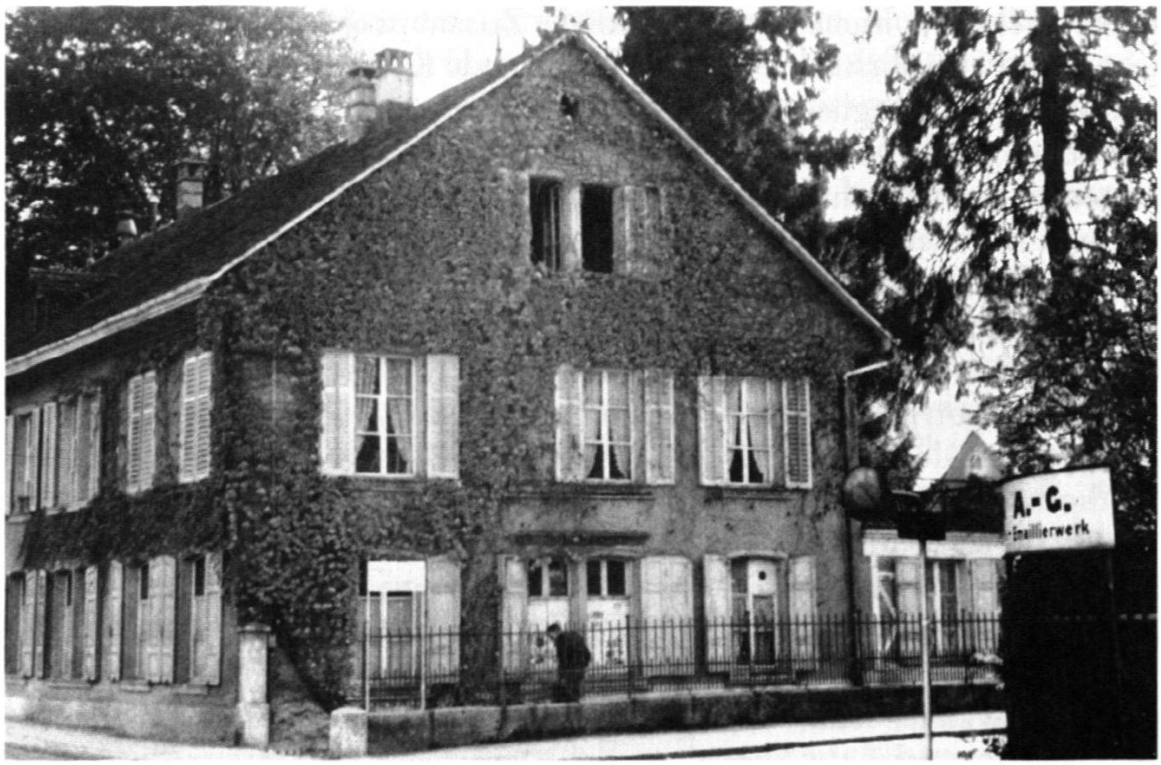
richten gebührte immer eine ordentliche Zusammenfassung; Referaten der leitenden Persönlichkeiten eine wohlwollende Kommentierung.

Das einstige Mitglied der Rechnungsprüfungskommission, Wanner, versäumte es nie, auf die ordentlichen Gemeindeversammlungen alle Finanzfragen zu durchleuchten, entsprechende Anträge publizistisch vorzubereiten und nachher das Verfahren und Resultat zu kritisieren. Dass er dabei gelegentlich dem altgedienten Gemeindeammann Jäger in die Quere kam, hinderte ihn nicht an entsprechenden Ausfällen. Wenn Jäger auf Gejohle (gemeint Bravorufe) verzichten zu können glaube, so bleibe nicht vergessen, «dass man früher auch gerne Jubelrufe einsteckte, heute sie aber verachtet, wenn sie den Voten anderer zukomme».[193] Auch den Einpeitschungs-Methoden an Gemeindeversammlungen konnte Wanner wenig abgewinnen.[194] Diese Bemerkung fiel im Tagblatt, als sich Otto Wanner sehr weit aufs Glatteis wagte, nämlich auf die heiklen Fragen der architektonischen Ästhetik. Der Post-Neubau beim Bahnhof, dieses funktionale Bauwerk des Professor Moser, eines gebürtigen Badeners, wurde als beispielhaft gerühmt. Wanner lehnte sich gegen diese Einschätzung auf. Er wollte ein gefälliges Postgebäude, verwahrte sich aber gegen die Unterstellung, dass ihm ein Bau in Palastmanier vorschwebe. Noch an der Gemeindeversammlung versuchte er unter dem Motto «Einfachheit heisse in diesem Falle kurzweg Armseligkeit», den Gemeindebeitrag von 90 000 Franken zu sperren. Er blieb damit in der Minderheit.

Am dichtesten mit Lokalkolorit eingefärbt war der fast wöchentlich wiederkehrende Beitrag «Plauderei vom Turmwächter». In mundartlich gehaltener, bewusst unbeholfener Sprache, erzählte der alte Quadrutter vom Stadtturm aus dem Intimleben der Stadt Baden. Mit Hinweisen auf aktuelle Ereignisse, bei Nennung von Stadtoriginalen und volkstümlich benamsten Würdenträgern, unterhielt er die wohlunterrichtete Leserschaft. Nur mühsam lässt sich heute der wahre Gehalt des Textes erfassen. Immerhin scheint der Quadrutter sowohl ein Fastnachtssujet, als auch ein 1. April-Thema gewesen zu sein. Wird er doch einmal scherzhaft als verhaftet gemeldet. Wer diese Texte, im Zeichen von Wein- und Jagdleidenschaft, verfasst hat, wusste damals niemand.

Otto Wanner war ein Badener durch und durch. Zum Lokalen gehörte nichts, was ennet der Limmat geschah. Dies zählte bereits zum weiteren Aargau. Umso teurer war ihm alles, was in der Vaterstadt passierte. Seine Leutseligkeit führte ihn ständig mit Menschen zusammen, die ihn stark beeinflusst hatten und damit auch den Inhalt der Zeitung mitformten. Wenn nach 16 Uhr das Blatt druckfertig war, dann zog es Vater Wanner an den Stammtisch. Zwei Runden standen im Vordergrund: Einmal der Gambri-

[193] BT, 27. Januar 1923.
[194] BT, 17. Dezember 1927.





Das 1961 abgerissene Tagblatt-Gebäude an der Bruggerstrasse und ein Blick in den Maschinensaal im Jahr 1925 (Archiv Wanner).

nus, zwar «Schwarzer Stamm» geheissen und damit «KK-lastig», bei dem damals aber auch zugewandte Orte willkommen waren. Hier traf er öfters auch Dr. Bärlocher vom Volksblatt an, mit dem er sich ausgezeichnet ver-

stand, auch wenn sich die beiden in ihren Blättern auch gehörig in die Haare geraten konnten. Der Heimweg Wanners endete vor dem Nachtessen auf der Chälberterrasse des Restaurants zum Schlossberg, wo die freisinnige Prominenz Dr. Senn, Dr. Bollag, Dir. Funk (BBC) und Otto Wanner sich zu treffen pflegten, wo aber auch regelmässig Redaktor Billo von der Freien Presse, respektive der Bauern- und Bürgerzeitung aufkreuzte, ebenso Bezirkslehrer Dr. Ludwig Jaeger, Maroni geheissen, Betreuer des Badeblattes und Mitarbeiter beim BT. Die persönliche Freundschaft zwischen Billo – einem stadtbekannten Original – und Wanner reichte soweit, dass jener heimlich noch für das Tagblatt arbeitete, ohne dass dies je bekannt geworden wäre. Wenn dann die andern der Schlossberg-Runde zum Abendbrot dem heimischen Herd zustrebten, setzte Billo seine Wanderschaft durch die Badener Wirtschaftsszene fort, lauschte hier und dort auf den Stadtklatsch und verarbeitete dies alles zu seinem wöchentlichen Bericht «Plauderei vom Turmwächter», verfasst vom alten Quadrutter.

Otto Wanner senior hatte den Grundstein zum gedeihlichen Einvernehmen zwischen der Weltfirma BBC und dem Tagblatt gelegt. Seine tägliche Begegnung mit Direktor Fritz Funk dürfte viel dazu beigetragen haben, dass die Gemeindepolitik sich unternehmerfreundlich entwickelte, was wieder identisch mit der örtlichen freisinnigen Doktrin und der Haltung des Tagblattes war. Die Massgebenden, eben die Mitglieder der Schlossberg-Runde, plädierten für die rasche Verwirklichung der Hochbrücke am jetzigen Standort (nicht beim Theaterplatz),kämpften 1931 gegen die Pläne der SBB, Baden mittels eines Heitersbergtunnels zu umfahren (man gewänne ganze sechs Kilometer) und verhinderten den Bau der Surbtalbahn. Die Freie Presse oder das Volksblatt standen meist auf der Gegenseite. All diese Projekte förderten den Industriestandort Baden.

Durch seine Freundschaft mit Stadtrat Dr. Bollag wäre Wanner auch nie in Versuchung geraten, antisemitische Zwischentöne in seinem Blatt zuzulassen, wie dies sein Konkurrent beim Volksblatt tolerierte oder gar selber auslöste. Die jüdischen Mitbürger von Baden gehörten allesamt zum BT-Leserkreis. Die Flüchtlingsfrage vor dem Zweiten Weltkrieg, aber auch das Auftreten der Fronten im Raum Baden, bei der das BT – mehr Medium als Steuerwerk – die allgemeine Meinung spiegelte und sich bezüglich Existenz der neuen Bewegungen wenig Sorge machte, gehört zum Bereich, den man heute Vater Wanner anlasten könnte. Dazu drängen sich einige Erklärungen familiärer Art auf, Damals, in den 30er-Jahren, war Otto Wanner senior das einsame Zeitungs-Machen total verleidet, umsomehr, als er im Sohn, dem Chemiker Dr. Eugen Wanner, der zwar im Betrieb arbeitete, aber geistig nicht mittragen wollte, keinen echten Nachfolger sah. Er sprach damals oft vom Verkauf des Unternehmens. Sein grosses Werk, den Neu- und Ausbau der Druckerei, die damit auf den neuesten Stand gebracht wurde (alles ohne Transmissionen), hatte ihm finanziell viel abgefordert; dennoch war das

Unternehmen gesund, wenngleich die redaktionelle Arbeit wirklich im Argen lag. Man spürte immer, dass Otto Wanner vom Technischen her zur Zeitung gekommen war. Dass Ende der 30er-Jahre die redaktionelle Arbeit auf Sparflamme lief, findet hier die Erklärung. Die Gespräche auf Samstagsspaziergängen mit seinem jüngeren Sohn Otto, der damals gerade von der Universität Zürich herkam, mitgetragen von der Erneuerungswelle unter den jungen Akademikern, liessen ihn nicht unberührt, ja, stärkten gar seinen gewohnten Patriotismus. Das überraschende Angebot des jungen Juristen, 1938 ins elterliche Unternehmen einzusteigen, wirkte daher wie eine Erlösung für den Vater.[195]

Bei der Übernahme 1938 bestand kaum ein Netz von lokalen Berichterstattern und Korrespondenten. Robert Mächler und Dr. Ludwig Jaeger sorgten für die lokalen Texte; letzterer war für Theater, Konzerte und Kurörtliches zuständig, der andere für alle übrigen Veranstaltungen. Das Gemeinde- und Parteipolitische schrieb Vater Wanner noch lange selber. Eigentlich war Eugen Wanner von 1934 an für das Lokale zuständig. Dieser mied aber die redaktionelle Arbeit, kümmerte, sich um die technische Herstellung der Zeitung, schickte die beiden andern an die Veranstaltungen und liess ihnen freie Hand. Im Lokalbereich wartete auf die jungen Verleger, vor allem also auf den jüngeren der beiden, eine gewaltige Aufbauarbeit. Aber der Krieg, der damals vor der Türe stand, verhinderte jede Expansion. Die Verhältnisse kamen einer grossen Überlebensübung gleich.

Frontenfrühling im Tagblatt?

«Die aargauischen Blätter überstanden die wirtschaftlich schwierigen Jahre zwischen den beiden Weltkriegen leidlich. Den nationalsozialistischen Anfechtungen widerstanden sie nicht alle mit gleicher Unbeugsamkeit.»[196] Dass der Verfasser damit auch auf das «Badener Tagblatt» anspielen wollte, ist unverkennbar.[197] Seit dem Erscheinen des dritten Bandes der Aargauergeschichte hält sich hartnäckig die Meinung, Otto Wanner senior habe dem Nationalsozialismus Sympathien entgegengebracht, weil er der Frontenbewegung «ein auffallendes Mass an Vorschusslorbeeren» eingeräumt hätte. «Nicht nur die beflissene Bereitschaft, frontistische Berichte aufzunehmen, sondern auch der Inhalt redaktioneller Kommentare zeugt für das ungewöhnliche Wohlwollen, das die Fröntler bei dieser Zeitung längere Zeit genossen»[198] urteilt der Autor. Willi Gautschi unterschiebt Wanner zwar nirgendwo in seinem Buch, dass er nazifreundlich gewesen sei. Dennoch

---

[195] Alles aus Gesprächen mit Dr. Otto Wanner junior.
[196] AT, Abschiedsnummer, 2. November 1996 (H. P. Widmer).
[197] Bestätigung von H. P. Widmer.
[198] Gautschi, KA, Bd. 3, S. 304.

wird den flüchtig Lesenden der Kurzschluss suggeriert, dass, wer die Frontenbewegung, «die auf den Anschluss der Schweiz an Hitlers Deutschland hinwirkte»,[199] toleriert, als nicht resistent gegenüber Nazi-Deutschland angesehen werden müsse. Dieser Analogieschluss ist aber keineswegs zwingend und Gautschi versucht auch gar nicht, einen Beweis dafür zu erbringen, was auch nur mit bösem Willen möglich wäre. Er räumt vielmehr ein, dass sich die bürgerlichen Parteien «in dauernder Auseinandersetzung mit der antimilitaristischen Sozialdemokratie, deren Programm die Forderung nach der Diktatur des Proletariates enthielt», befunden hätten. Er vermittelt den Eindruck, dass die Redaktionen gewisser bürgerlicher Blätter, von sträflicher Naivität geleitet, vor lauter Linkskritik, den gefährlichen Zündstoff im Frontismus in fataler Weise verkannt hätten. In Tat und Wahrheit entstammte die Toleranz gegenüber den Erneuerungsbewegungen bei Wanner einer klaren Prioritätenordnung: die Abwehr von Links- und Rechtsdiktaturen verlangte ein patriotisches Selbstbewusstsein und den Wehrwillen. Beides stand bei den Fronten nicht nur im Schaufenster, sondern entsprach anfangs auch den Abstimmungsparolen und dem Kampf gegenüber ahnungslosen Pazifisten. Wenn diese Jugendorganisationen schon existierten, so waren sie taktisch zu nutzen, auch wenn das Getue abstiess und die völkischen Ideen als Importprodukt aus dem nördlichen Nachbarlande verachtet und apostrophiert wurden. Nur so kann der redaktionelle Kommentar verstanden werden: «Wir lassen uns dabei von der Erwägung leiten, dass jeder Bewegung manches unreine und unreife Beiwerk anhaftet, das sie in ihrem Fortbildungsprozess abstreifen wird. Jeder klare Wein ist einmal Sauser gewesen.»[200] Oder deutlicher im Sinne von Wanner: Der Sauerteig ist für sich als Backmasse ungeniessbar, aber eingeknetet in eine zwanzigmal so grosse Teigmenge von unschätzbarem Wert.

Otto Wanners immerwährende Praxis, sich mit redaktionellen Kommentaren zurückzuhalten und vorerst nur sich widersprechende Agenturen sprechen zu lassen, schädigten leider seinen Ruf. Der flüchtige Analytiker sucht oder erwartet sofort Entrüstung und Kritik und kann sie nicht finden. Der sorgfältige Leser merkt bald, dass der Tagblatt-Redaktor nicht aus der Hüfte schiesst. Gerne wartete er zuerst einen Kommentar der «Schweizer Mittelpresse» ab; war er ihm angenehm, kam er zum Abdruck. Und der Leser merkte zudem: Wanners Demokratieverständnis ist intakt, profiliert schweizerisch; seine Abneigung gegenüber faschistischem Beiwerk klar dokumentierbar und die Verachtung für den Hitlerianismus[201] dutzendfach bewiesen. Redaktor Haas von der Mittelpresse war eher deutschfreundlich ausgerichtet. Die Auswahl Wanners erweist sich als kritisch.

---

[199] AT, Abschiedsnummer, 2. November 1996.
[200] Gautschi, KA, Bd. 3, S. 304.
[201] BT, 20. Dezember 1930.

Es geht vor allem nicht an, dem Tagblatt deswegen Front-Sympathien zu unterschieben, weil Wanners gleichnamiger Sohn, mitgerissen von der Erneuerungsbewegung an der Universität (Neue Front, Aufgebot usw.) nach Studienabschluss kurzfristig die Ortsgruppe Baden geleitet hatte. Otto Wanner junior hatte vor 1937 nichts mit der Zeitung zu tun, interessierte sich damals überhaupt nicht für das Unternehmen und sah sich in Zukunft eher als Bankjurist denn als Journalist. Er hatte dann schon 1936 dem Fronten-Spuk Valet gesagt.[202] Dass die zornigen Söhne freisinniger Väter aus obigem Grunde beim damaligen Verleger und Redaktor Wohlwollen gefunden hätten, ist doch ein gewagtes Konstrukt.[203] Möglicherweise erhielt deren Berichterstattung etwas leichter Eingang in die Zeitung, als dies sonst geschehen wäre. So Hals über Kopf kann ein Völkerbundsfreund nicht gegenteilige Politik begünstigen. Dr. chem. Eugen Wanner, der ältere Bruder Ottos, arbeitete damals bereits an der Zeitung mit. Er beschäftigte sich aber lieber mit dem Technischen des Betriebes. Als Hauptmann und Sportleiter des Unteroffiziers-Vereins Baden lag ihm der Wehrwille ganz besonders am Herzen. Wie sollte ihm der riesige Aufmarsch zur Ansprache eines Oberstdivisionärs nicht Freude bereitet haben![204] Aber es steht nicht fest, ob er, im Mai 1933, über die Landsgemeinde in Brugg, bei der Sonderegger sprach, oder die Organisatoren selber den Bericht verfasst hatten.

Wanner betrachtete sein Tagblatt als einziges Regionalblatt des Raumes Baden. Entsprechend grosszügig bot er allen Veranstaltern Anzeigeraum in seinem Organ an, nicht nur bei den Annoncen, sondern auch im Textteil. Bevorzugt waren, entsprechend der freisinnigen Ausrichtung, die Tätigkeit von Vereinen bürgerlicher Observanz, den Staatsbürgern, den Biedermeiern, dem Unteroffiziers-Verein oder der Vaterländischen Vereinigung. Machen wir daher den Vergleich mit einem Aussenseiter, den damals ebenso eifrig tätigen Freiwirtschaftern, die sich in keiner Weise bei den Fronten einreihen lassen. Bis fünf Mal erschienen Aufrufe zum Besuch eines Vortrages im redigierten Teil, dazu immer die korrespondierenden Inserate. Der Vortrag selber kam dann rund zwei Tage später kommentarlos als Zusammenfassung zum Abdruck, anscheinend abgefasst und eingesandt von einem Sympathisanten. Regelmässig (mit System!) folgte diesem Bericht eine ebenso umfassende Präzisierung gewisser neuralgischer Punkte der Lehre von Gesell. Alles wurde abgedruckt. Wanner, als Bank-Verwaltungsratspräsident, stand diesen Geldtheorien keineswegs freundlich gegenüber; seine wiederkehrenden Bemerkungen und die Auswahl der Artikel zum Geldwesen belegen dies zur Genüge. Die Herausforderung, über politische Dinge zu diskutieren, rechtfertigten selbst solch publizistisches Trommelfeuer.

---

[202] Interview mit O. Wanner, Neujahrsblätter 1996.
[203] Gautschi, KA, Bd. 3, S. 304.
[204] Veranstalter war die Nationale Front.

Kam der Nonkonformist Wartenweiler nach Baden, so konnten die Veranstalter und er selber von der gleichen grosszügigen Praxis profitieren.

Die Beflissenheit der damaligen Bürger, über Reden und Zeitungsberichte sich bilden zu lassen, darf im Rückblick nie vergessen werden. In den 30er-Jahren wurde bei Vorträgen mit nur 200 Besuchern bereits nach entschuldigenden Gründen gesucht. Das Interesse an Themen oder bestimmten Referenten sprengte alle Grenzen, vor allem jene der einladenden Gruppierung. Das scheint deshalb widersinnig, weil andererseits damals politisch getrennt geturnt, gesungen, musiziert oder die Stammbeiz besucht wurde. Bildung – auch politische – galt offenbar als Ausnahme von der Regel. Anzunehmen, dass an der Versammlung der Nationalen Front 1933 in Brugg, an der Oberstdivisionär Sonderegger sprach, von den 4000 Teilnehmern auch nur die Hälfte Sympathisanten der Fronten gewesen sein könnten, ist absurd.[205]

Nach der Machtübernahme Hitlers, in der Nummer vom 31. Januar 1933, diente die ganze Frontseite der Berichterstattung über die Ereignisse, Reden und Veranstaltungen in Berlin. Dazu gesellten sich Stimmen aus andern Hauptstädten. Bezeichnenderweise fand es Wanner nicht als dringend, sich selber vernehmen zu lassen. Das folgte sehr gemessen und etwas betreten am nächsten Tag. Seine Leserschaft kannte ja dessen innere Haltung. Der Freund des Völkerbundes hatte schon 1930, als die Hitlergarde mit 107 Mandaten in den Reichstag eingezogen war, den Titel gesetzt: «Das Auge des Weltgewissens (in Genf) hat sich umflort.» «Adolf Hitler: das ist das Programm, aber leider keines der friedlichen Erfüllungen.» Leider kann der Hakenkreuzkarneval nicht abgehakt werden. Der Heiland Hitler werde nicht aus Wasser Wein machen können, auch wenn Adolf I. dies verspreche. Eine Weile lang politischer Karneval, das ginge noch an, aber nicht auf die Dauer.[206] Als in Deutschland der Remarque-Film «Im Westen nichts Neues» 1930 (!) verboten wurde – da platzte dem Verleger für einmal der Kragen: «Das Volk der Dichter und Denker geht heute seltsame Wege, und es macht dem Beobachter den Anschein, als ob alle guten Geister sich irgendwo verkrochen hätten und als ob die Kellerasseln der Demagogie sich nach oben geschlichen hätten.»[207] Dem Streit Strasser-Hitler öffnete er bereitwillig die Spalten, weil er hoffte, dass damit der Spuk in Deutschland zu Ende sei. «So wage ich die Voraussage, dass die Entlassung Gregor Strassers der Beginn der Auflösung der Hitlerpartei ist.»[208] Für schweizerische Kopien des Hitlerianismus und Konfusionismus[209] hatte er nur Kopfschütteln übrig. In seinem politischen Jahresrückblick – einen Monat vor der

[205] Angaben meines Vaters, der als Gegner der Fronten mit dabei war.
[206] BT, 17. September 1933.
[207] BT, 20. Dezember 1930.
[208] BT, 20. Dezember 1932.
[209] BT, 28. Juni 1931.

Machtübernahme – schrieb er: «Mehr heiteren als ernsten Einschlag hatte das Gastspiel des Herren Fischer, Diggelmann und Konsorten, die sich im Angesicht des grenznahen Propagandafeldzuges des nationalsozialistischen Führers mächtig aufblähten[210] und für kurze Zeit die wundersame Schreckgestalt eines schweizerischen Nationalsozialismus durch die Blätter und Köpfe jagten.»[211]

Vor solchem Hintergrund müssen nun auch die eher gehemmten und kleinlauten Kommentare vom 1. Februar 1933 gewertet werden. Das deutsche Volk hat gewählt: «Die Nationalsozialisten im Besitze der Macht». Allen Mutmassungen der Kommentatoren zum Trotz «besteht ausserhalb des nationalsozialistischen Bannes keine Macht mehr, die sich einem Übergriff des neuen Kanzlers entgegenstellen könnte». «Lassen wir den Mann an der Arbeit. Schiller sagt es im Wallenstein: Es wächst der Mensch mit seinen grössern Zwecken.» Das klingt fatalistisch, ist es aber keineswegs bezogen auf die Schweiz. Bald erscheint das breite Bekenntnis zum Selbstbehauptungswillen der Schweiz vom 9. März 1933: «Seit einigen Wochen ist an unsern Grenzen die zweite Diktatur zur Tatsache geworden.» Bei manchem sei «die Genugtuung über die Tatsache, dass im Reich dem Marxismus der Prozess gemacht wird, mehr oder weniger aufgehoben durch unbehagliche Betrachtungen über die neuen Erschwerungen der Aussenpolitik und über das Schicksal unserer demokratischen Freiheit». In Österreich könnten in Bälde ähnliche Prozesse ablaufen wie im Reich. «Wir Schweizer müssten taub sein, um die scharfen Töne in Bündnisakten und Radiokommentaren nicht zu hören; wir müssten blind sein, wenn wir nicht sehen könnten, dass nach dem österreichisch-deutschen Zusammenschluss unser Land auch militärpolitisch in die heikelste der Situationen gebracht und sozusagen zu einem Korridor zwischen aufgeregten und schwer bewaffneten Nachbarn gemacht würde.» «Es ist schon ein Zeichen der Zeit, wenn in einer aus Deutschland herüberklingenden Wahlrede ein hochgestellter Staatsmann auf das Deutschtum jenseits des Rheins und des Bodensees anspielte und an dessen angeblich deutsch gerichtete Instinkte appellierte.» Diese Sorge stand beim Tagblatt im Vordergrund – und damit jede Unterwühlung des militärischen Verteidigungswillen. Deswegen forderte es den vaterländischen Zusammenschluss, nämlich zwecks gemeinsamer Verteidigung. Angesichts der direkten Bedrohung von aussen, zeigte sich der innere Feind mehr «in den von marxistischen Wirrköpfen verführten pazifistischen Schwärmern» als im Fröntlertum. Daher fand das Tagblatt den Vorschlag von Roman Abt, eine umfassende Nationale Volkspartei zu begründen, durchaus prüfenswert.[212] «Wie sich aber die Parteien und Parteigruppen, die selbst dieses rein defensive Bündnis bekritteln oder ablehnen, zu den zahl-

[210] Hitler in Radolfzell. Theodor Fischers «Bund nationalsoz. Eidgenossen».
[211] Gautschi, KA, Bd. 3, S. 305, BT, 31. Dezember 1932.
[212] BT, 18. Januar 1934.

losen neu gebildeten und angriffsgierigen Fronten und Aktionsgemeinschaften verhalten wollen, ist ganz unerfindlich. Jene neuen Gebilde aber sind in Wahrheit nichts anderes als Symptome des grossen Wartens auf die politische und moralische Erneuerung.» Die schweizerische Eigenständigkeit «auf dem Boden der disziplinierten Freiheit und der geführten Demokratie» müsse gesichert, werden. Die Ausdrücke diszipliniert und geführt im vorigen Satze könnten mit bösem Willen wieder missgedeutet werden, wenn nicht im gleichen Satze eine Nachäffung ausländischer Methoden als unschweizerisch abgelehnt worden wäre.[213]

Wenn der Reichstagsbrand[214] oder die Boykotte der jüdischen Geschäfte im Reich mittels Berichten aus deutschen, französischen und britischen Agenturen dem Leser kommentarlos dem eigenen Urteil überlassen werden, entspricht dies Wanner'scher Praxis. Für die Darstellung der eigenen Meinung dienten, wie fast immer, die gelegentlichen allgemeinen Betrachtungen zur schweizerischen Eigenständigkeit. Besonders aufschlussreich der Rückblick «Die Schweiz und das Dritte Reich» im Mai 1935 unter dem Luther-Wort: «Ihr Schweizer habt einen andern Geist als wir», der wahrscheinlich einem Artikeldienst entstammte.

«Es geschehen heute auf deutscher Seite Dinge, wofür der Schweizer auch bei ehrlichem Bestreben, objektiv und neutral zu bleiben, kein Verständnis mehr aufbringen kann.» «Was heute in die Augen springt und wovon die Rede sein soll, das ist die geistige Entfremdung, die von deutscher Seite mit einem Eifer, der einer bessern Sache würdig wäre, betrieben wird.» «In der Welt beachtet man mit Entsetzen die Praxis der Verschleppung, die von Organen der deutschen geheimen Staatspolizei (Gestapo) betrieben wird.« «Es sind ferner die Konzentrationslager, eine Lösung, die man schliesslich als deutsche Eigentümlichkeit gelten lassen könnte, obschon sie unserem Empfinden über gerechte Rechtspflege widerspricht. Da ist ferner die Erwürgung der freien Presse, eine Massnahme (...) die in der Gestalt einer allgemeinen Anordnung doch nichts anderes bezweckt als die Monopolstellung der nationalsozialistischen Presse in Deutschland. Das ist nicht mehr Gleichschaltung, sondern Vernichtung jeder unbequemen Meinungsäusserung und Verhinderung aller Kritik.» «Es gibt heute im Dritten Reich auch in religiösen Fragen keine Toleranz mehr, und gerade das ist es, was nicht bloss den religiös veranlagten Teil des Schweizervolkes, sondern die Schweizer überhaupt befremdet und empört.» «Ebenso abstossend wirkt es auf das Schweizervolk, dass zahlreiche Geistliche in Konzentrationslager gesteckt worden sind und daselbst wie Verbrecher behandelt werden. Vollends unerklärlich ist es dem Schweizer, wie man in unserem zwanzigsten Jahrhundert zu einem Mythos des Blutes und der Rasse und zu

[213] BT, 21. April 1934.
[214] BT, 1. März 1933.

dem Neuheidentum übergehen kann.» «Wenn das eine rein deutsche Sache sein sollte, dann müsste man auf deutscher Seite den Anspruch, in Kultur und Zivilisation eine massgebende Stellung einzunehmen, sofort aufgeben.»[215] Man könnte einwenden, dass das kleine Tagblatt bezüglich Ausland auf Artikeldienste, wie die Mittelpresse (später Schweizerische Politische Korrespondenz) angewiesen war. Dennoch beweist die Auswahl durch die Redaktion klare Distanz zum neuen Deutschland.

In Zusammenhang mit dem Mord an Gustloff in Davos klagte der Redaktor, dass es äusserst schwer sei, «objektiv zu bleiben», denn Frankfurter, der Täter, habe «der Judenschaft in aller Welt einen üblen Dienst geleistet». Er übernimmt den Leitartikel von Nationalrat Oeri, dem bekannten Kritiker Nazideutschlands, «Grenzen der Toleranz».[216] Schon bei früheren Vorfällen hatte Wanner auf Oeri zurückgegriffen. Die obigen Ausführungen des «Tagblattes« wie die Artikel Oeris sind – angesichts der damaligen Angst vor Provokationen – deutliche Signale und beweisen einmal mehr, dass in der Toleranz gegenüber den Erneuerungsbewegungen, verstanden als Sauerteig der eidgenössischen Politik, nie die geringste Sympathie zu Nazitum und Hitler-Deutschland eingeschlossen war.

Selbstverständlich klagte ein linkes Organ wie der «Freie Aargauer» nicht darüber, dass sich am 31. März 1933 in Brugg ein Versammlungskrawall zugetragen hat. Eine Versammlung der Nationalen Front wurde gesprengt, mittels vorzeitiger Besetzung des Saales durch Sozialdemokraten und durch Absingen der Internationalen. «Gegen die Unterdrückung der Versammlungsfreiheit» erhoben die bürgerlichen Parteien des Bezirks Brugg Protest in einer Resolution, welche am 4. April im BT im vollen Wortlaut veröffentlicht wurde.[217] Soll das Prinzip der Versammlungsfreiheit ernstgenommen werden, muss das Ereignis als «bedauerlicher Versammlungskrawall» bezeichnet werden, wie dies das Tagblatt tat.

Im Artikel «Papierflut über der Schweiz» beklagte sich ein Korrespondent über die übereifrigen Pressedienste des Auslandes. Im Zentrum der Kritik stand die Agentur eines NS-Reichtagsabgeordneten, Theo Habicht, «eines Friedenstörers erster Güte». «Wenn es noch eines Beweises bedürfte, dass in Deutschland gegen Österreich gehetzt wird, dann sehe man sich diesen Pressedienst an, der eine wahre Fabrik für Greuelnachrichten darstellt!» Als der Bundesrat die Parteiuniformen verbot, da erhielt er Applaus,[218] und als er im November 1934 als Retorsionsmassnahme für das Verbot von Schweizer Zeitungen in Deutschland die Einfuhrsperre für wichtige NS-Blätter verhängt hat, da entringt sich dem Redaktor der Zwischenruf: endlich!

---

[215] BT, Mai 1935.
[216] BT, 18. Februar 1936.
[217] BT, April 1933.
[218] BT, 18. Mai 1933.

Andererseits wurde vom gleichen Tagblatt mit Befriedigung zur Kenntnis genommen, dass derselbe Bundesrat sich damit befasste, dass «in einzelnen Fällen sogar von Blättern ausserhalb des marxistischen Lagers eine regelrecht unannehmbare Sprache gegen das Ausland geführt wird». Sollen bürgerliche Blätter dafür getadelt werden, dass sie direkte Provokationen vermeiden, weil sie nicht wünschen, dass die Schweiz als selbständiger Staat an der Heldenhaftigkeit der Redaktoren untergehen muss?

Halten wir ein- für allemal fest: Es verdient keine Lobpreisung, wenn Sozialisten, Kommunisten und deren Presseorgane dem Nazitum gegenüber immun waren. Diese Lehre hat sich an den Marxisten festgebissen und sie als Feindbild aufgebaut. Die Solidarität mit anderen Gruppierungen, für welche die Konzentrationslager auch bereitet waren, ist eine Selbstverständlichkeit und verdient den Namen Tugend kaum. Es ist auch evident, wenn das «Aargauer Volksblatt» und sein Redaktor, die sich mit der deutschen Zentrumspartei verbunden fühlten, zuerst das Auf und Ab des Verhältnisses zu Hitler nachvollziehen, um schliesslich nach den eindeutigen Verfolgungen kirchlicher Repräsentanten, den Hitlerstaat als Bastion des Bösen zu verurteilen.

Wenn aber eine Bauernschaft mit Blut- und Bodenmystik als Nährstand geadelt oder dem Gewerbestand durch Verunglimpfung der Warenhäuser und Einheitspreisgeschäfte die Existenz garantiert wird und gleichzeitig die Liberalen als ungefährliche Gestrige Toleranz erfahren, wenn dann eine bürgerliche Presse, laut höheren Normen, diese Ideologie anprangert und das Tun der Anhänger verurteilt, dann dürfen wir Lob spenden. Das Mass richtet sich nach dem Grad der Selbstlosigkeit und der Konsequenz, mit der die menschlichen Grundrechte entsprechend den liberalen Ordnungsprinzipien im eigenen Land selber angewandt und bei andern gefordert worden sind.

Zwischen 1933 und 1936 wollte das BT ganz offensichtlich die Auseinandersetzung der bürgerlichen Parteien mit den Fronten herausfordern: Die patriotische Jugend fördert die politische Gärung; die orientierungslosen Parteien werden mindestens nachdenklich und das ist gut so.[219] Am freisinnigen Parteitag in Olten sei zwar das Unbehagen gegenüber den Fronten zum Ausdruck gekommen, aber nur sachte hätte man Fehler eingestanden. «Ob eine solch schwächliche Haltung letzten Endes zum Vorteil der Parteien und Verbände sich auswirkt oder nicht gerade die Frontenbildung verstärken wird, mag die Zukunft lehren.»[220]

So könnte auch die breite Selbstdarstellung der Nationalen Front vom 20. Mai 1933 verstanden werden. Dieser Leitartikel könnte am ehesten dem BT als übertriebenes Entgegenkommen angelastet werden. Ein redaktionel-

[219] BT, 17. Mai 1933.
[220] BT, 13. Mai 1933.

ler Vorspann versuchte, das Vorgehen zu rechtfertigen. Um zu allseitiger Orientierung der Leser beizutragen, sei «einem Anhänger der Nationalen Front Gelegenheit zu geben, uns mit seiner Ideenwelt vertraut zu machen». Diese Charakterisierung der Bewegung könnte nun auf weite Strecken auch von einem enragierten Jungliberalen stammen; von völkischem Gedankengut keine Spur. Der Vorwurf der Nachäfferei gehöre zu den gängigen Unterstellungen und Verleumdungen. «Wir bekennen uns zur Demokratie und treten für einen gesunden Föderalismus ein.» «Vollends falsch ist es, hinter dem Korporativismus auch den politischen Faschismus zu vermuten.» Dem politischen Liberalismus sei nie der Kampf angesagt worden; man stehe bloss für einen vernünftigen Nationalismus ein. Und diese Darstellung stammte – eingestandenermassen – vom Studenten Otto Wanner junior.

Diese Offerte zur Selbstdarstellung könnte genauso als Entgegenkommen an die Fronten wie als Weckruf an die Bürgerlichen gewertet werden. Betrachten wir das Datum (20. Mai 1933), müssen wir nicht nur an die Kundgebung der Nationalen Front in Brugg vom 28. Mai denken, sondern vor allem an die angekündigte Diskussion der Neuen Helvetischen Gesellschaft vom 1. Juni 1933 in Baden. Die Kontroverse zwischen Dr. Frick von der Eidgenössischen Front und Dr. Zellweger als Verteidiger der liberalen Auffassung, rief nach einer Vororientierung. Zur Diskussion meldeten sich neben Stadtammann Killer, Dr. Landolt und Dr. Bollag auch Ing. Schaffner und Dir. Zwygart. Kurz, die Auseinandersetzung mit den Erneuerungsbewegungen war damals ein Muss, und der Antisemitismus bildete in Diskussionen meist der einzige Ansatzpunkt für scharfe Kritik. Noch 1937 gab sich die Nationale Front so schweizerisch patriotisch, dass die Keilerei an der Versammlung in Wettingen deswegen anhub, weil eine Gruppe Anwesender beim Singen der Nationalhymne sich nicht von den Sitzen erhob[221] und denjenigen, die behaupteten, die Fröntler hätten Schaufenster jüdischer Geschäfte bespuckt und verschmiert, wurde dies selber angelastet oder unterschoben und mit Gericht gedroht, wenn in Zukunft Ähnliches vorfalle.[222] Wahrheit oder Schutzbehauptung? Tatsächlich dürfte die Nationale Front in Baden damals kaum mehr so harmlos gewesen sein. Otto Wanner, junior, hat nämlich 1936 diese Organisation deswegen verlassen, weil sie – trotz dauernden Abwehrens – durch Assoziierung mit verwandten Verbänden unter deutschen Einfluss geraten sei.[223]

Der Rassismus (Antisemitismus) fand in der Schweiz kaum Boden. Im Zusammenhang mit den Flüchtlingen aus dem Nachbarlande wuchs aber die Angst vor Beeinflussung. Flüchtlinge waren Deutsche, Marxisten und

---

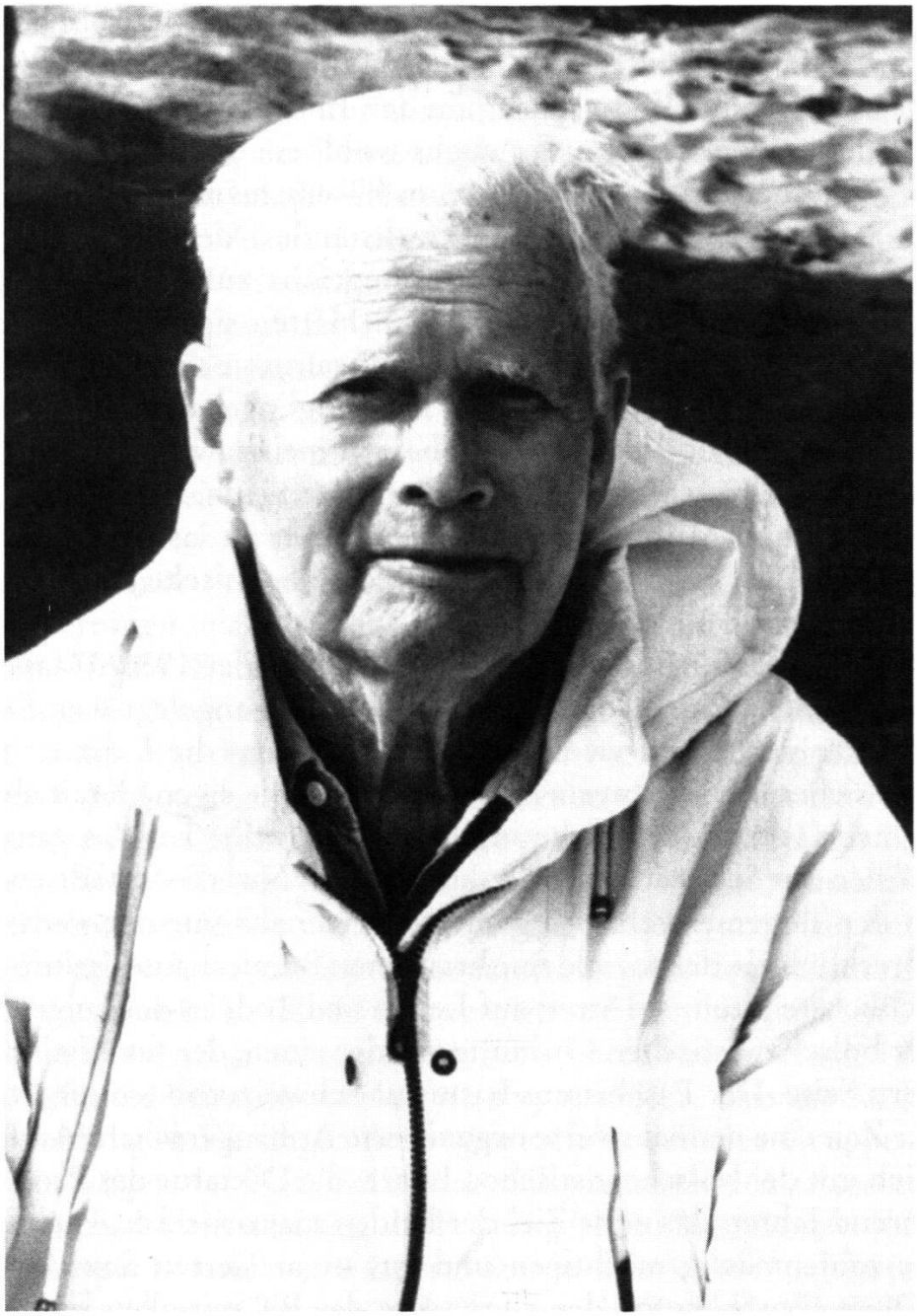
[221] BT, 9. März 1937.
[222] BT, 14./15. Oktober und 7. November 1936.
[223] Interview: 1996 (O. Wanner trat schon 1933 als Ortsgruppen-Leiter Baden zurück. «Front», 21. November 1933)

Juden oder sie verkörperten gleich alles zusammen. Das Dasein der Fremden war, weil die Führung der damaligen Linken noch immer armeefeindlich eingestellt war, zu überwachen, um den Einfluss der Leute einzudämmen. Aus diesem Geiste heraus erwuchs wohl jene Formulierung, die uns heutigen Menschen als die anrüchigste im BT erscheint: Es hat die «antisemitische Säuberung des Berliner Anwaltstandes, der auffallenderweise mehr als zur Hälfte aus Juden bestand, ungefähr zur Eliminierung eines Viertels des semitischen Elements geführt. Hätten sie statt des die ganze Welt alarmierenden semitisch-arischen Generalrummels einfach beschlossen, lediglich die allzuvielen östlichen Eindringlinge, welche sich vermittelst ihrer Freundin Sozialdemokratie überall hineingewimmelt hatten, wieder hinauswimmeln zu wollen, die angestammten einheimischen jüdischen Volksgenossen und Mitbürger aber ungeschoren zu lassen, so hätte dies wohl die ganze Welt begriffen, die anständige einheimische Judenschaft insgeheim vielleicht am allermeisten...»[224]

Die «Schweizerische Besinnung an der Jahreswende» 1936/37 fasste noch einmal zusammen, wie die damalige Wertordnung angelegt war. Der Völkerbund hatte sich als zu wenig stark erwiesen, um die Existenz unseres Landes zu sichern. Die Schweiz muss alleine auf die eigene Kraft abstellen. Mit der mehrfachen Überzeichnung der Wehranleihe hat das ganze Volk seinen Willen zur Selbständigkeit dokumentiert. Nur die Sozialisten haben sich von der Tatgemeinschaft abgemeldet, vielmehr nur der «verblendete rote Führerklüngel» der sozialdemokratischen Bundeshaus-Fraktion. «Der hauptsächlichste Streit, ein Streit auf Leben und Tod, ist derjenige der Vertreter der bolschewistischen Ordnung auf der einen, der faschistischen auf der andern Seite. Der Faschismus hatte auf Schweizerboden nirgends und zu keiner Zeit eine nennenswerte organisierte Anhängerschaft. Anders verhält es sich mit der bolschewistischen Lehre: die Diktatur des Proletariates war während Jahren das erste Ziel der beiden marxistischen Parteien, also auch der zahlenmässig mächtigen und gut organisierten Sozialdemokratie.»[225] Diese Einschätzung der Lage teilte das BT mit allen bürgerlichen Zeitungen. Das taktische Vorgehen war damit präjudiziert bis zu jenem Zeitpunkt, der nicht nur den Gewerkschaften, sondern auch der sozialdemokratische Parteileitung ein klares Bekenntnis zur schweizerischen Armee abzuringen vermochte.

Wenn dem Tagblatt und damit Otto Wanner senior aus späterer Sicht Naivität vorgeworfen werden kann, dann bezüglich Einschätzung der Glaubwürdigkeit Hitlers. Friedensbeteuerungen in seinen Reden schenkte er 1933 noch Glauben. Das Tagblatt hielt fest: «Ein Staatsmann hat gesprochen.» «Es sei noch hervorgehoben, dass der Reichstag einstimmig, auch

[224] BT, 18. Mai 1933.
[225] BT, 31. Dezember 1936.



Otto Wanner (1909–1998, Archiv Wanner).

mit Einschluss der Sozialdemokraten, die Erklärungen Hitlers gebilligt hat.» Die früheren guten Kanzler seien Erfüllungspolitiker gewesen, «bis schliesslich der Wahnsinn der Reparationen an sich selbst zugrunde gegangen ist». «Der jetzige Kanzler hat das ganze Volk hinter sich, und das gibt ihm die Kraft zu mutvollem Auftreten.» Der Wunsch nach Frieden und Stabilität teilte das BT mit den meisten übrigen Zeitungen, und für die rasche Korrektur der Beurteilung von Hitler sorgte dessen weitere politische Praxis. Man könnte Wanner eher vorwerfen, dass er sich bezüglich Österreichs wegen der offensichtlichen Provokationen von Nazi-Deutschland zum Anschluss-Gegner durchgemausert habe. In den 20er-Jahren, nach Frie-

densschluss, hatte er nämlich diesen Rumpfstaat und das strikte Anschlussverbot kritisiert. Nun verfolgte er die Propaganda und die Interventionen mit grösstem Argwohn. Auch der Drang nach autoritären Staatsformen im Balkan fand beim Demokraten Wanner keine Billigung. «Rumänien wird autoritär regiert.» Das neue Kabinett Gorgus regiert «auf nationalsozialistische Art» und mit gleichem völkischem Extremismus. «Seine Feindschaft gegen den Liberalismus ist bekannt.» Gegeisselt werden Verbote gegenüber Zeitungen in «angeblich jüdischer Hand», desgleichen die Entfernung von Juden aus den öffentlichen Verwaltungen. Das BT teilte die Bestürzung, die unter der dortigen jüdischen Bevölkerung herrschte. Alle diese Formulierungen stammten wahrscheinlich aus Agenturberichten. Aber auch die Auswahl beweist Haltung.

Als am 28. April 1937 die «Schweizer Volksbühne» das Stück «Diktatur» von Karl Freuler in Baden aufführte, das auf weite Strecken eine «einzige Anöderei des heutigen Deutschlands» war, schrieb Paul Haberbosch eine harsche Kritik im BT vom 29. April. Darauf antwortete ihm Freuler in einem privaten Brief und führte unter anderem aus: «Im übrigen soll wie ich höre, das B.Tgbl. frontistisch eingestellt sein; das macht Ihre vernichtende Kritik ohne weiteres begreiflich.» Darauf konterte Haberbosch brieflich: «Das Badener Tagblatt, das von meinem Schwiegervater redigiert wird, ist ebenso wenig frontistisch eingestellt als ich selbst. Es mag sie vielleicht interessieren, dass ich ausgesprochener Gegner des Dritten Reiches und seiner Machthaber bin. Seit zwanzig Jahren bin ich Abonnent der National-Zeitung! Angriffe des Nebelspalters auf Nationalsozialisten und Fascisten erfreuen mein Herz. Ich ertrage es aber nicht, solche Kost stundenlang vorgesetzt zu bekommen, besonders nicht auf offener Bühne.» Der «Schwank gehört m. E. nicht (...) ins Repertoir der Schweizerischen Volksbühne». Damit wird einmal mehr bewiesen, dass sich die Kritik am Nationalsozialismus zwischen sozialdemokratischer und bürgerlicher Seite vor allem im Stil unterschieden. Um etwas nicht zu goutieren, brauchte man nicht zu den Erneuerern zu gehören. Haberbosch wusste sich hierin mit dem Schwiegervater einig. Dieses private Zeugnis mag als Schlusspunkt zum Thema BT in den 30er-Jahren dienen.

Die Grossratswahlen vom März 1937 brachten dann praktisch das Ende des Frontenfrühlings in Baden. Das Auftauchen des Landesrings der Unabhängigen, der die wirklich schweizerischen Erneuerungspostulate abdeckte, das NS-Unwesen aber der Nationalen Front beliess, nahm dieser den Wind aus den Segeln. Zwar nahmen 300 Personen an deren Veranstaltung in der Linde teil,[226] aber nur 185 Stimmen sammelte diese Partei in Baden (493 im Bezirk). Ein weiterer Beweis dafür, dass die Zuhörerschaft zum Teil auch damals aus Neugierigen und nicht nur aus Anhängern

[226] BT, 12. März 1937.

bestand. Im Tagblatt setzten sich die Parteien sowohl im Text- wie im Inseratenteil ausgiebig mit dem Landesring und Duttweiler auseinander. Nur mühsam versuchten sich auch die Fröntler in die Streitereien einzuschalten. Während die Unabhängigen drei Sitze im Bezirk erreichten, vermochte die Nationale Front 1937 das erste und zugleich letzte Grossratsmandat im Kanton zu erobern.

Die letzte Betrachtung, noch von Vater Wanner veranlasst, zum Jahresende 1938, war vor allem jener Abmachung gewidmet, «die unter der Bezeichnung der Friede von München in die Weltgeschichte eingegangen ist.» Er wird heute schon «von einer gewissen internationalen Presse» als feige Kapitulation gebrandmarkt. «Fest steht jedoch, dass an jenem historischen Morgen des 30. September alle Völker der Welt aufatmeten, als die furchtbare Drohung eines neuen Weltkrieges von ihnen genommen war.» Die Rückschau kommt zum Schluss: Die kleinen Staaten haben «eines gelernt: dass der sicherste Verlass nicht der auf andere oder auf papierene internationale Institutionen ist, sondern nur auf die eigene Kraft, geschöpft aus der nationalen Eintracht und dem unerschütterlichen nationalen Existenzwillen».[227] Am folgenden Tag verkündete das Tagblatt: «Mit dem Jahreswechsel übergebe ich den Verlag des Badener Tagblatt und die Buchdruckerei meinen Söhnen Eugen und Otto Wanner.» Damit scheidet der Vater endgültig aus dem Betrieb aus.[228]

Das folgende Jahr bot keine Möglichkeit mehr, in der Meinung auch nur zu lavieren. Der Hitler-Stalin-Pakt liess jeden Zweifel darüber verblassen, dass beide Mächte imperialistische Ziele verfolgen, und der Beweis wurde von den Diktatoren auch Schlag auf Schlag geliefert. Der heldenhafte Verteidigungskrieg der Finnen wurde im BT wie in allen Schweizer Zeitungen von links bis rechts zum grossen Vorbild. Am Jahresende gedachte der Redaktor dieses Krieges und zitierte aus der Resolution der skandinavischen Wissenschafter: «Finnlands Kampf ist der Kampf Nordeuropas. Er soll der des ganzen Abendlandes werden!»[229]

Kriegs- und Zensurjahre

Wie schon der Vater waren auch die beiden Nachfolger im Betrieb Offiziere und daher vom Aktivdienst besonders betroffen. Eugen, Kompaniekommandant, erhielt nur selten Urlaub; Otto, dem ein Reitunfall im Dienst eine weitere militärische Karriere verbaute, blieb Oberleutnant und war daher leichter abkömmlich. Dies trug dazu bei, dass er sich mehr als sein Bruder

[227] BT, 30. Dezember 1938.
[228] Interview 1996.
[229] BT, 29. Dezember 1939.

der Zeitung widmen konnte. Aber auch der technische Betrieb litt unter der Grenzbesetzung. Bis zu seinem Tode 1941 konnte der Vater noch mit linker Hand die Druckerei führen, dem Inhalt der Zeitung waren aber die Turbulenzen wenig zuträglich. Krieg und Mobilmachung dünnen sowieso die journalistische Arbeit aus, verurteilen Zeitungen, Sprachrohr von Staats- und Armeeführung zu werden und verlagern die Verantwortung der Redaktion auf das sorgfältige Filtrieren der einlaufenden Texte und die Harmonisierung der Meinungen. Das Abklappern der Beiträge, das Abwägen der veröffentlichten Kommentare, erbringen bei den politischen Zeitungen von damals wenig. Der heutige Beurteiler durchpflügt mit grösserem Ertrag die Weisungen der Zensurbehörde APF und vermag dann abzuschätzen, was alles nicht veröffentlicht werden durfte. Dass vom BT eine reiche Dokumentation zu diesem Thema erhalten geblieben ist, verdanken wir Otto Wanner junior, der uns den betreffenden Ordner zur Durchsicht überlassen hat.


Badener Tagblatt

Allgemeines Anzeigeblatt für Stadt und Bezirk Baden, sowie für die angrenzenden Landesteile

Freisinniges Organ

Zeitungskopf des Badener Tagblatts vom 28. Mai 1941.

Aller Vorwarnungen zum Trotz glaubte Otto Wanner junior bis 1939 nicht daran, dass Hitler «so einfältig sei», einen Weltkrieg vom Zaune zu brechen.[230] Minister Frölicher, der Cousin seiner Ehefrau, bestärkte ihn in dieser Meinung. So war nichts im Geschäft für eine Generalmobilmachung vorbereitet. Die Leute verschwanden innert Tagen aus dem Hause und auch die beiden Inhaber mussten einrücken. In den ersten sechs Wochen waren die Ehefrau von Otto Wanner und die Schwester Doris für den Inhalt der Zeitung verantwortlich. Sie hatten von diesem Metier keine Ahnung. Otto weilte damals bei der Festung Sargans. In seiner Not schnitt er drei ihm genehme Artikel aus dortigen Lokalzeitungen aus, sandte sie seiner Frau, auf dass doch gelegentlich ein echter Leitartikel an der Spitze des Tagblattes stünde. Am Samstag darauf musste er entdecken, dass alle drei Beiträge in derselben Nummer aufeinander folgten. Seine Frau entschuldigte das Vorgehen mit dem Hinweis, dass sie kein anderes Material für die Frontseite gehabt hätte. Ein sprechendes Beispiel, wie man sich anfänglich durchgewurstelt hatte.

---

[230] Otto Wanner, Gespräch vom 21. November 1997.

So war man dann glücklich, mit Dr. iur. Emil Baldinger, der wegen einer Sprachbehinderung zwar nicht dienstfrei , aber doch meist freigestellt war, über den ganzen Weltkrieg hinweg einen Redaktor zu haben, der die Herausgabe eines täglichen Blattes sicherstellte. Aber auch er musste eifrig kontrolliert werden, denn Zuverlässigkeit war nicht seine Sache. Baldinger war eine eigenwillige Person, zechte gerne und verkaufte unter der Hand seine Artikel an andere Zeitungen. Doch man war auf ihn angewiesen; er gehörte auch nach seinem Austritt gleichsam zum Inventar und behielt einen Schlüssel zur Druckerei. Er selber war inzwischen so kauzig geworden, dass er den 1948 neuangestellten Dr. Güntert als Konkurrenten ansah und ihn in seiner Arbeit als Redaktor zu behindern versuchte. So schlich er sich des Nachts in die Redaktionsräume und stahl oder versteckte ihm alles Schreibmaterial, meinend, dass er so am folgenden Tage nichts leisten könnte. Seinen Lebensabend verbrachte er in Baden und ist 1996 hochbetagt verstorben.

Das Kommentieren der allgemeinen Kriegslage war eine besonders heikle Angelegenheit. Im Einvernehmen mit dem «Aargauer Tagblatt» pflegte Oberstdivisionär Eugen Bircher, der zwar BGB-Nationalrat war, auch dem «Badener Tagblatt» seine Einschätzungen und Prognosen zuzusenden. Der militärische Fachmann lehnte sich mit seinen Expertisen etwas gar weit «aus dem Fenster». Eine Mahnung der Abteilung Presse und Funkspruch (APF) an die BT-Redaktion vom 22. Oktober 1942 wiederholte die alte Weisung, dass gewagte Kombinationen und Vermutungen bei kriegerischen Vorgängen zu unterbleiben hätten. Was im Leitartikel des Vortages stehe, überschreite die Grenze des Zulässigen: der russischen Kriegsleitung würden Belehrungen erteilt, am Südflügel bei Stalingrad den Befehlshabern Führungsschwäche vorgeworfen und erklärt, dass die strategische Entscheidung schon gefallen und weiterer Widerstandsversuch der Russen nur noch eine Prestigefrage sei. Für die wilde Schreiberei Birchers musste die verantwortliche Redaktion geradestehen. Genauso bei Berichten von Gemeindeversammlungen oder Korrespondenzen aus Gemeindekanzleien: erfolgte auch nur die Bemerkung, dass ein bestimmter Lehrer im Militärdienst weile, ein gewisser Saal von Truppen besetzt oder eine Luftschutzübung verschoben worden sei, so erfolgte straks eine Mahnung oder gar eine Verwarnung durch den Pressechef des Territorial-Kommandos 5, dem die Überwachung und die Vorzensur des BT zugeteilt war. Das Nennen von militärischen Einteilungen, Kommandostellen, Beförderungen, bis zum Bezeichnen eines Leiters von Armeesport-Wettkämpfen war verboten, sofern es nicht eine offizielle Verlautbarung war, die dann sogar veröffentlicht werden musste. Alle Korrespondenz-Nachrichten aus Nah und Fern mussten auf solche Fussangeln abgeklopft werden – selbst der Kurven-Ausbau einer Ortsverbindungsstrasse oder gewisse Veränderungen an einem Kraftwerkbau waren strategisch wichtige Angaben und daher untersagt. Im

Wanner-Haus, wo Spontaneität und Grosszügigkeit herrschten und die Mitarbeiter an der lockeren Leine geführt wurden, war das Resultat entsprechend: 19 Rügen, 4 Mahnungen, 14 Verwarnungen, 1 Verweis und die Beschlagnahmung der Nummer vom 15. April 1943 war das Resultat von sechs Jahre Krieg und Überwachung. Die schärfste Sanktion erfolgte, weil das BT über den Absturz eines amerikanischen Flugzeugs in Birmenstorf im Detail berichtet hatte und den Text auch mit offensichtlichen Sympathien für die Alliierten sprachlich abfasste. Der Kontrollstelle hatte vor allem die Formulierung in die Nase gestochen, dass «dem ausländischen Fliegersoldaten ein währschaftes Frühstück eidgenössischer Prägung als Willkommgruss» verabreicht worden sei. Und dies nach der Verletzung des schweizerischen Luftraumes und nachdem der betreffende Flieger kurz vorher in unserm nördlichen Nachbarland eine Stadt bombardiert hatte! Eine solche Berichterstattung schlage «der von den Landesbehörden sorgsam befolgten Neutralitätspolitik ins Gesicht».[231]

Nicht alle Verstösse des BT geschahen aus Versehen oder aus Nachlässigkeit. Bei der Titelgebung war die Parteinahme für die Alliierten immer wieder allzu durchsichtig und wurde von der Überwachung auch entsprechend gerügt. Einige Beispiele mögen genügen: «Krisenzeichen in Italien» (1. Mai 1942), «Der Umschwung in Frankreich» (Vichy, 17. April 1942), ein Lichtblick sei der tapfere Widerstand der amerikanischen Truppen aus den Philippinen. Vor allem zu Anfang des Krieges musste die Wanner-Redaktion dazu erzogen werden, nichts Rühmendes oder Hämisches in die Überschriften einfliessen zu lassen. «Ausgerechnet in Berlin wird über Terror geklagt»; «Berlin spricht von Würde», oder: «Eine glänzende Leistung unserer treffsicheren Luftwaffe», als drei deutsche Flugzeuge abgeschossen wurden, galten als krasse Verstösse gegen die Weisungen der APF. Härtere Massnahmen wurden angedroht.[232] Das Damokles-Schwert über dem Haupte der Verantwortlichen, wobei vor allem Otto Wanner (Flaboffizier!) gemeint war, zeitigte Wirkung; man gewöhnte sich an die Bevormundung. Selbst der Beschlagnahmungs-Nummer ging eine Anfrage an die Kontrollstelle voraus, ob das BT über den Flugzeugabsturz im Lokalbereich berichten dürfe. Dies wurde gestattet unter der Auflage, dass keine Detail vermittelt würden. Dem Bericht wurde grossspurig der Vermerk: Veröffentlichung gemäss zuständigen Ter. Kdo gestattet angefügt, was die Parteinahme zur offiziellen stempelte und erst recht die Strafe rechtfertigte. Zwar wurde sie nur als leichte Massnahme eingestuft; für die Verleger aber galt das Ausfallen einer Nummer als gewichtiger wirtschaftlicher Verlust.

Am 18. Juni 1945 teilte die APF allen Zeitungsredaktionen mit, dass der Bundesrat an seiner Sitzung am selben Tag die Aufhebung des Beschlusses

---

[231] Brief von Hptm Baer, Ter Kdo 5, Pressechef, 16. April 1943.
[232] Brief vom 3. Juni 1940.

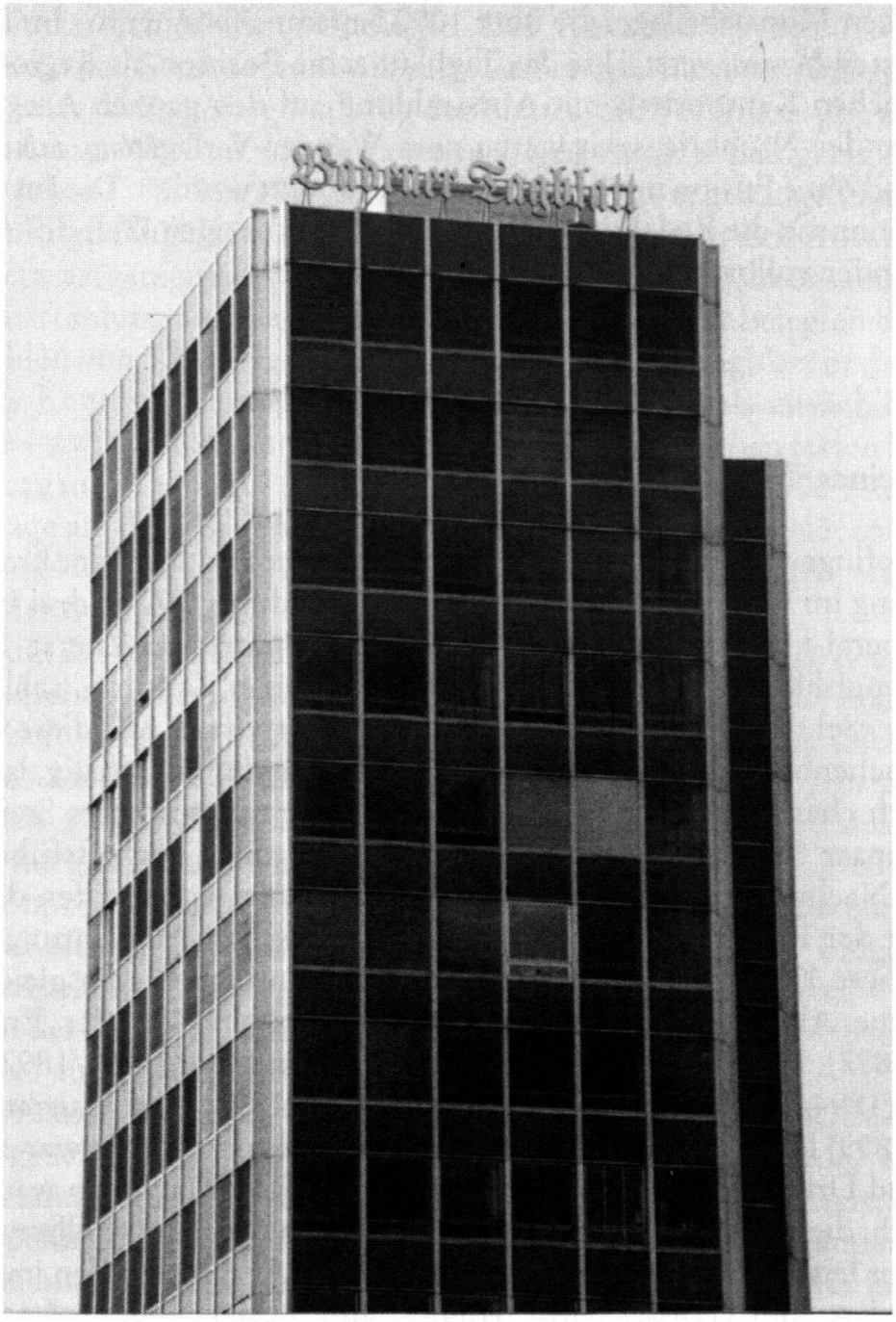
vom 31. Mai 1940 betreffend die Überwachung der schweizerischen Presse beschlossen habe. So war auch die Zensur im militärischen Bereich aufgehoben. Damit waren die kritischen Jahre für die eidgenössische Politik aber noch längst nicht ausgestanden. Die Rationierung der Lebensmittel und die Engpässe in der Brennstoff-Versorgungslage mit entsprechenden Verlautbarungen, zu deren Publikation die Presseorgane verpflichtet waren, gehörten zur Tagesordnung. Die Papierkontingentierung wurde sogar verschärft. Die Schweiz segelte seit Jahresanfang 1945 in unsicherem Fahrwasser, die neutrale Haltung wurde von den Siegermächten nicht honoriert. Im Gegenteil: die Isolation setzte die offizielle Politik auf die Anklagebank. Feilschereien um Vermögenswerte, Goldhandel und um diplomatische Beziehungen mit der UdSSR füllten die Spalten aller schweizerischen Zeitungen.

Beim «Badener Tagblatt» hing in der Nachkriegszeit der Haussegen nicht immer gerade. Eugen und Otto hatten sich während des Krieges in ihrer Berufsauffassung entfremdet: Eugen, der Setzer genannt, wünschte nach seiner Rückkehr ins Zivilleben einen ruhigen Geschäftsgang in alten Geleisen, Otto, elf Jahre jünger, hatte sich in den Kriegsjahren intensiv um die Zeitung gekümmert und ahnte die Entwicklungsmöglichkeiten, die sich dem Presseunternehmen darboten. Lokalblatt oder Regionalblatt, das war damals die Frage. In der Folge setzte sich das Ausbau-Konzept durch. 1945, bei Kriegsende, stand die Auflage bei 6500; sie war geringer als jene des «Aargauer Volksblatts». Die «Schweizer Freie Presse», von 1924–1938 bäuerliche Tageszeitung, war als dreimal wöchentlich erscheinende «Aargauische Bauern- und Bürgerzeitung» keine Konkurrenz mehr. «1948 kam es zur Anstellung von Dr. Hans Güntert, der die Ressorts Kanton und Eidgenossenschaft versah. Erstmals hatte nun das Badener Tagblatt eine eigene Grossrats-Berichterstattung samt profilierter Kommentierung. Dies war der erste Schritt zur kantonalen Resonanz des Blattes. Das BT wurde zu einem Faktor in der aargauischen Politik.»[233]

Die Anschaffung einer grösseren Rotationsdruck-Maschine und die Verkehrssanierungs-Varianten brachten den Bruch zwischen den Brüdern. Für Otto war die Linienführung der Bruggerstrasse mitten durch das bisherige Druckereigebäude eine einmalige Chance zum neuen Aufbruch. Das Tagblatt-Hochhaus, eine gewagte Investition, zeugt noch heute von jener Stimmung und Ära. Für Eugen war schon die Anschaffung einer Occasions-Druckerei der NZZ eine Grosshanserei. Er wollte sich vom Betrieb absetzen und verlangte die Auszahlung. Es gab ein Feilschen um den Betrag, da die Familien AG zu je 50 Prozent angelegt war. Seine Vorstellung, damit Millionär zu werden, waren bald ausgeträumt, er musste sich mit rund 300 000 Franken zufrieden geben. Er eröffnete in der Folge ein Chemie-

[233] BT, 2. November 1996, letzte Nummer, Woldemar Muischneek.

labor in Wettingen, nachdem er schon vorher mit Druckfarben experimentiert hatte.[234]



Aufbruchstimmung: Das Tagblatt-Hochhaus in Baden (Archiv Wanner).

Das war im Jahre 1956. Damals trat Dr. Werner Geissberger – wie Hans Güntert von Lenzburg kommend – in die Redaktion ein und führte mit einem stark ausgebauten Regionalteil dem BT eine weitere Leserschaft zu. Aus der Auflage von 10 000 im Jahre 1956 wurde innert zwölf Jahren bis

[234] Otto Wanner, Gespräch vom 21. November 1997.

1968 eine solche von 20 000. Mit dem Ausbau des Sportteiles durch Walter Zehnder und der Integration der «Aargauer Blätter», redigiert von Werner Geissberger, Anton Krättli und Woldemar Muischneek, einer kulturell-politischen Monatsbeilage, die über 1000 Separat-Abonnenten im übrigen Kantonsteil besass, verstärkte das Tagblatt seine Position als Regionalblatt des östlichen Kantonsteils mit Ausstrahlung auf den ganzen Aargau. Die Chancen der Nachkriegszeit waren vom Wanner-Verlagshaus aus eigener Kraft und ohne Fusion mit andern Blättern genutzt worden. Die Investition des Gewinns in die Redaktion hatte in der kleinräumigen Welt des Aargaus fast Wunder vollbracht.

Das «Zofinger Tagblatt»

Allgemeines [235]

Das «Zofinger Tagblatt», von Anfang an Sprachrohr der demokratischen Bewegung im Westaargau, hatte seit seiner Gründung 1873 in drei Etappen nach liberal-konservativen Konkurrenzblättern gerufen: Zuerst 1872/73 den «Republikaner», dann 1883 die «Neue Zofinger Zeitung», schliesslich 1886 die «Schweizer Tagespost» («Zofinger Tagespost»). Alle diese Organe – ob Wochenblatt oder Tageszeitung – hielten sich nur kurzfristig, ja, waren praktisch chancenlos. Die Nachkommen des Zeitungspioniers Steinegger, das Ehepaar Siebenmann-Steinegger, dann aber der Geschäftsführer und spätere Nachfolger im Geschäft, Rudolf Fehlmann, vermochten das erste Tagblatt der Region, trotz der einseitigen politischen Ausrichtung, sicher durch diese Klippen zu steuern, und sie schufen dem Organ gleichzeitig eine treue Abonnentenschaft. Die linksfreisinnigen Kämpfer Emil Näf (1877–1887), Hans Müri (1887–1891), Arthur Bauhofer (1891/1892), Otto Weber (1894/1895), Karl Eugen Züblin (1896/1897) und Cajetan Bienz (1897–1899) lösten sich in rascher Folge als Redaktoren ab. Es war der Verleger und Drucker, der die Kontinuität sicherstellte. Beachtlich war schon, dass sich diese kleine Tageszeitung fast lückenlos einen vollberuflichen Redaktor leisten konnte. Die meisten Blätter im Aargau wurden im letzten Jahrhundert vom Verleger selbst redigiert; nur Aktiengesellschaften waren gezwungen, einen Schriftleiter zu beschäftigen.

An der Schwelle des 20. Jahrhunderts übernahm Johann Fehlmann junior 1902 Druck, Verlag und Redaktion des «Zofinger Tagblattes». Schon seit Ende der 70er-Jahre im Geschäft seines Vaters tätig, unterstützte er nach dessen Tod 1895 seine Mutter, die offiziell das Unternehmen weiterführte. Ausgebildet im väterlichen Betrieb, dann in Paris und Stuttgart,

[235] Der folgende Abschnitt nach Paul Ehinger, 125 Jahre Zofinger Tagblatt.

zeigte er sich in allen Sparten der schwarzen Kunst zuhause, führte aber auch eine gewandte Feder, war daher durchaus imstande, die Redaktion selber zu besorgen. Die technischen Neuerungen waren aber dem Patron selbstverständlich höchstes Anliegen. Der Ankauf einer zweiten Presse, einer modernen Setzmaschine und des Gasbetriebs für diese Anlagen führten zur äusserlichen Ausgestaltung des Blattes, zur Vergrösserung des Formats und zum Wechsel von der zweispaltigen zur dreispaltigen Zeitungsseite im Jahre 1888. Seit 1891 erschienen auch öfters achtseitige Nummern. Das «Zofinger Tagblatt» schaffte damit auch äusserlich den Anschluss an die andern aargauischen Blätter, die mittels pompösen Namens auf kantonale Ausstrahlung angelegt waren. In Tat und Wahrheit belegten die Auflagenzahlen von 5000 Exemplaren 1914, dass sich das Tagblatt in der Westecke des Kantons – und die Kantonsgrenze war damals tatsächlich eine Barriere – zwischen den andern Tagblättern durchaus sehen lassen konnte: Das «Aargauer Tagblatt» (ohne «Volksfreund») gab 1905 4900 Exemplare als Auflage an, das «Badener Tagblatt» eindeutig weniger (1945: 6500) und die Parteiblätter «Freier Aargauer» und «Aargauer Volksblatt» waren gerade in der Startphase.

Obwohl Demokraten und Liberale sich 1895 zur freisinnig-demokratischen Partei zusammengeschlossen hatten, vermochten sich die konkurrierenden Zeitungen der beiden Flügel politisch nicht zu finden. Dies offenbarte sich im Bezirk Zofingen nicht, weil hier zur Zeit der Jahrhundertwende das gleichwertige Gegenblatt fehlte und der Zofinger Freisinn damals im Aargau praktisch zur tonangebenden Richtung wurde. Der Gottesfriede konnte und durfte in der aargauischen Partei damals nicht einkehren. Da das «Zofinger Tagblatt» den Blättern des ehemals rechten Flügels weiterhin suspekt erschien, hörten die liberal-konservativen Blätter – und sie waren in der Mehrzahl – nicht auf, dem ZT auf die Finger zu schauen und ihm öfters auch verbal einige Rutenstreiche zu verabreichen.

Es ist richtig, wenn der Chronist des «Zofinger Tagblatts» schreibt, dass der Aargauer Freisinn als ganzes nach rechts gedrückt wurde, weil die Arbeiterschaft, früher im demokratischen Grütliverein organisiert, sich im linken Spektrum als militante Sozialdemokratie festsetzte. Das änderte aber nichts daran, dass – gesamtaargauich gesehen – der Freisinn der Zofinger Art ein Links-Freisinn blieb. Otto Hunziker, Gerichtspräsident und Nationalrat, 1911–1939, hiess als aargauischer Parteipräsident bei den Alt-Liberalen ein Rosenroter und erlebte parteiintern laufend Anfeindungen der schlimmsten Sorte, bis er 1923, von den einen betrauert, von den andern beklatscht, seinen Rücktritt nahm. Selbst die Abtrennung der Bauernpartei vermochte nicht, die restlichen Freisinnigen zu einigen. Da Hunziker von der Bezirkspartei Zofingen immer eifrig gestützt wurde, blieb auch das «Zofinger Tagblatt» in der linken Ecke. Sicher, so präsentierte sich die politische Lage nicht aus der Sicht der Zofinger Region, aber der andern Presse-

zentren des Kantons. Und die «Neue Aargauer Zeitung» formierte seit 1912 eine Art Supervision über die linke Bürgerlichkeit.



Das 1923 bezogene Gebäude des «Zofinger Tagblatts» an der Hinteren Hauptgasse (125 Jahre ZT).

Was zählte man damals zur Linkspolitik?

Zum ersten waren schon die Menschen, die aus der Staatskrippe frassen, suspekt. Wenn solche Leute zudem noch Angestelltenpolitik im engeren Sinne trieben, verloren sie auch geistig die Distanz zum Staate, zu jenem Gebilde, das der individuellen Freiheit im Wege stand und allerorten die private Initiative behinderte. Dann war auch dieser Moloch selber gefrässig: vieles wollten die Demokraten, später die rosaroten Freisinnigen, dem Staate überantworten oder ihm überlassen: Post, Bahn, Kantonalbanken, Bergwerke, Wasserwerke, Feuer- und Mobiliarversicherung etc. Dies zeigte sich durchaus auch bei kantonalen Fragen und Abstimmungen. Eigentlich war bloss das Wehr- und Schulwesen eine Domäne des Staates nach bürgerlichem Zuschnitt. Selbst Konzessionszahlungen (Wasserwerke, Salinen) durften den Start und die Fortentwicklung des Geschäftsganges der Produktionsstätten nicht behindern.

Gehen wir nun diesen Themen im «Zofinger Tagblatt» nach, so finden wir selbst im Katalog der Beispiele, die der Historiker Paul Ehinger anführt, Haltungen und Parolen, die als rosenrot galten, da zur Zeit Hunzikers an den Parteiversammlungen der Freisinnigen meist knapp die Hälfte der An-

wesenden für die fortschrittliche Variante plädierte, während sich die Mehrheit der Blätter über die Demagogie des Präsidenten ausliessen und gelegentlich in der Kampfphase auch Gegensteuer gaben. Oft hiess damals die Bezeichnung freisinnig rosarot, während diejenigen, welche sich als wahre Liberale bezeichneten im katholisch-konservativen Lager Verbündete suchten. Die Abgrenzungen gegenüber dem Klassenkämpferischen, das Fördern der gelben Gewerkschaften, das Ringen um breitere Volksbildung und Besserstellung der Lehrer, die Kranken- und Unfallversicherung usw. waren typisch für den linken Flügel der freisinnig-demokratischen Partei im Kanton Aargau und gehörten nicht zu den Prioritäten der aargauischen Liberalen von damals. Die Sozialpolitik, wie von Ehinger beschrieben wurde, gehörte nicht zum Allgemeingut der Partei; sie wurde zum Beispiel im Bezirk Kulm nach der Jahrhundertwende vom «Wynentaler Blatt» (demokratisch), nicht aber vom «Echo vom Homberg» (liberal) vertreten. Die Sozialdemokraten rieben sich auch nicht an den Herrenblättern – die trieben nach ihrer Ansicht sowieso in trüben Gewässern vor sich hin – sondern an jenen, die ihnen nahe waren und ihnen politisch ins Gehege kamen. Und dazu gehörte das «Zofinger Tagblatt», selbst noch in der ersten Zeit von Albert Maurers Redaktionstätigkeit.

Das «Zofinger Tagblatt» war offenbar abonniert auf die Depeschenagentur und für Artikel und Kommentare auf die Schweizerische Mittelpresse (später Schweizerische politische Korrespondenz). Die Haltung zum kaiserlichen Deutschen Reich, insbesondere anlässlich der Kaiser-Manöver 1912 und die Reaktionen beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges bestätigen diese Annahme. Johann Fehlmann hatte damals wohl kaum die zeitliche Musse, sich eingehend mit der Aussenpolitik auseinanderzusetzen. Was an lokalem Stoff anfiel und was an Fülle von den Agenturen geliefert wurde, beschäftigte einen nebenberuflichen Redaktor vollends; und Fehlmanns Haupttätigkeit war das technische Fertigen der Zeitung und der Betrieb der Akzidenzdruckerei, die – wie fast überall im Aargau – den Luxus des Zeitungsmachens überhaupt ermöglichte. Es brauchte einen eigenwilligen Kopf und eine gute Portion Zivilcourage damals, eine andere Ansicht als die gängigen Agenturen zu verbreiten – und deren Haltung war eindeutig wilhelminisch. Das «Zofinger Tagblatt» machte da keine Ausnahme.

Die Ära Maurer

Am 2. Juni 1914 – also kurz vor Ausbruch des Weltkireges – wurde Albert Maurer Redaktor des Blattes. Diese Persönlichkeit sollte über vier Jahrzehnte die Zeitung prägen und die Auseinandersetzungen mit den andern massgeblichen Blättern im Aargau nicht scheuen. Er hatte von 1914 bis 1956, anfänglich als Alleinredaktor, später als Chefredaktor, «seine Zeitung

mit hoher journalistischer Begabung und mit vorbildlicher Pflichterfüllung betreut». «Er darf füglich als Vater des Zofinger Tagblatts bezeichnet werden.»[236] Ihm war auch die härteste Prüfungszeit der Presse, die Krisenjahre und der Frontenfrühling, aufgetragen.

1882 in Münster im Elsass geboren, absolvierte er seine Lehre in der einheimischen Druckerei als Handsetzer. Seine Wanderschaft führte ihn nach Zürich, Berlin und Leipzig zur Weiterbildung als Maschinensetzer. 1909 trat er beim «St. Galler Stadtanzeiger» ein. Schon dort wurde er als ständiger Berichterstatter herangezogen. Die erste redaktionelle Stelle versah Maurer in Glarus, darauf folgte die Betreuung des «Zofinger Tagblattes» im Einmannsystem. Die Aktualität seines Blattes war ihm höchstes Anliegen. Früheste Informationen von kantonalen Stellen kamen ihm dank persönlicher Beziehungen zu Regierungs- und Parlamentarierkreisen zu. Es war sein Stolz, «über alle wichtigen Begebenheiten und Vorkommnisse in Bund, Kanton und Gemeinden schon in der nächsten Ausgabe seiner Zeitung Bericht zu erstatten.»[237] «Dazu war er Meister in der journalistischer Technik und schrieb mit leichter Feder in glänzendem Stil.»[238] Dieses Beziehungsnetz war dem neuen Redaktor nicht vererbt oder geschenkt worden. In den ersten Jahren beschwerte sich Maurer immer wieder über die Residenzpresse, die eilfertiger mit offiziellen Dokumenten versehen werde. Zudem führte er einen dauernden Kampf um eine bessere Platzierung der Presseleute im Grossen Rat. Nirgendwo würden die Journalisten so jämmerlich behandelt, wie in Aarau. Man hätte nicht einmal Sichtverbindung mit den Referenten. Mit Fehlinformationen müssten Gross- und Regierungsräte daher rechnen.[239]

Albert Maurer wurde seit seinem Antritt in Zofingen der besonderen Kontrolle des «Freien Aargauers» unterstellt. Eigentlich lauerte für die Arbeiterpresse eine doppelte Gefahr: der neue Redaktor könnte zu linksdemokratisch sein, dann würde das «Zofinger Tagblatt» zum unliebsamen Konkurrenten; er könnte aber auch die Tendenz verstärken, dass das traditionell angestelltenfreundliche Blatt zum bourgeoisen Organ würde, was 1918 mit der Übernahme durch die Fabrikanten tatsächlich passierte. Auch dies müsste mit entsprechenden Kommentaren quittiert werden. Die ersten Jahre Maurers, noch in der Ära Fehlmann, blieben da noch unbestimmter. Am 6. Juni 1914 finden wir im «Freien Aargauer» die erste Abrechnung mit dem neuen Redaktor des ZT, der in seinem Einstand einen eher demokratischen Standpunkt einnahm: wir sollten Sozialpolitik und Wirtschaftspolitik betreiben. Unser Partner ist jener, der «vom Klassenkampf ablässt, der auf einem gewissen Boden zwar viel Blüten treibt, aber wenig Früchte trägt».

---

[236] Aus Ehinger, S. 67. Aus der Rede von H. Ringier, Verwaltungsratspräsident.
[237] Ehinger, S. 68.
[238] Hans Ringier: Rede an der Trauerfeier.
[239] ZT, 20. Januar 1915 und 2. Februar 1916.

Sozialreformen müssten mit der «allgemeinen wirtschaftlichen Lage in Einklang» gebracht werden.[240] Genau diese Sprache provoziert den schärfsten Widerspruch, denn blosses Hohnlachen wirkte als Antwort misslich. Maurers Lob auf Demokratie und Demokraten müssten dann an der Haltung zum Proporz gemessen werden, meinte der «Freie Aargauer».

Der Stil des ZT vor dem Amtsantritt Maurers war bedeutend rüder gewesen und geprägt von demokratisch eingefärbter Polemik. Die Streitereien in der freisinnigen Partei waren damals weniger eine Frage der Programmpunkte, als des Stiles. So waren noch im Mai Ratsberichte aus dem Grossen Rat und aus dem Bundeshaus durchsetzt mit «Bravo, Grosser Beifall, Lebhafte Zustimmung» usw., wenn es sich um eigene Leute handelte, doppelte Ausrufe- oder Fragezeichen, «Zwischenrufe» etc. zierten die Satzenden, wenn konservativere Parteifreunde sich äusserten.[241] Ein weiteres Beispiel: Im Januar zuvor musste sich das ZT dagegen verteidigen, 1913 den Untergang der Spar- und Leihkasse am Ort verursacht zu haben. Mit ihren ungerechtfertigten Anwürfen sei so lange Kreditschädigung betrieben worden, bis von den Kunden 500 000 Franken in Kürze zurückgezogen wurden, sodass sich die Kasse an die Kantonalbank anlehnen musste.[242] Solche Kämpfe und Krämpfe hatten das Tagblatt beim hiesigen Gewerbe nicht unbedingt beliebter gemacht.

Zwei Elemente prägten das persönliche politische Engagement Maurers in der Anfangszeit: der Streit mit den extremen Kräften der Arbeiterpartei und die Verhinderung und Diskreditierung der Proporzidee. Dabei spielte er mit offenen Karten: es geht um die Sicherung der bürgerlichen Machtstellung auf allen Ebenen des Gemeinwesens. Das bald darauf einbrechende Kriegsgeschehen mit all seinem Elend berührte den Elsässer Maurer mehr als seine Berufskollegen im Kanton. Das Geschehen im Wasgau wurde immer wieder detailliert übermittelt. Seine Sympathien neigten sich nicht grundsätzlich auf die Seite der Mittelmächte; sie wurden aber durch Ungeschicklichkeiten der französischen Politik gegenüber der Schweiz dorthin getrieben. Das Manifest Spittelers wurde im ZT von einem Einsender, unter dem Titel «Anderer Meinung», hart angegriffen: «England ist nicht unser Freund.» «Ist nicht Deutschland der Überfallene und Eingekreiste, der von seinen wirtschaftlichen Neidern zur Strecke gebracht werden soll?» Dies die in der Deutschschweiz gängige Meinung, druckfrisch der deutschen Propagandamaschinerie entnommen. In einem Nachwort zeigte sich der Redaktor gelassener und differenzierter: Man hätte nun beide Seiten zum Wort kommen lassen. Es gelte zu bedenken, dass die Schweiz im 19. Jahrhundert vieles von England bekommen habe. Diese Bemerkung wollte die Leserschaft daran erinnern, dass auch ein Kampf zwischen autokratischem

[240] ZT, 2. Juni 1914.
[241] ZT, 25. Mai 1914.
[242] ZT, 5. Januar 1914.

und demokratischem Prinzip stattfinde; und Maurer nahm mit dieser Anmerkung eine Haltung vorweg, die hierzulande sonst erst nach 1916 vertreten wurde.[243]

Ende 1915 schrieb er über ein kriegstolles Europa, vom Heldenmut der französischen Truppen, aber einer Kriegsbilanz zu Gunsten der Mittelmächte. Wieder dieser Drang nach Unparteilichkeit! Seine Meinungsfreiheit bewahrte er sich auch, als der Chefchirurg des Kantonsspitals, Dr. Eugen Bircher, seine Sofia-Mission durchführte und dabei den Regierungsrat dem Spott der Öffentlichkeit aussetzte. Dass Bircher mehr Freude am Militär als an der Medizin zeigte, war dem Kritiker Stein des Anstosses und sollte zu Konsequenzen führen. Die Gutmütigkeit der aargauischen Regierung war nicht mehr tolerierbar.[244] Die grundsätzliche Aversion gegen den Marxismus in der sozialdemokratischen Partei schlug um zu Spott und Hohn, als diese den Krieg zur Revolution umpolen wollte, und die schweizerischen Trabanten sich zur Internationalen bekannten. Schon vorher setzte Maurer häufig verletzende Attribute, wenn er von der roten Parteiwäsche und den Akteuren im Nationalrat zu berichten hatte.[245] Nun aber schrieb er von Demagogen und Terroristen, die an der roten Tagsatzung vor 400 Menschen in Aarau sprachen. Grimm und Konsorten verwandelten den Anlass zu einem Jungbrunnentag, der das reine Prinzip einführte und damit alle gemässigten Grütlianer ab- und ausstossen musste. Die Ultrasozialisten, die Grimm-Naine-Graber-Platten, hätten diesen nichts mehr zu bieten.[246]

An der Jahreswende 1917/18 glaubte die Redaktion an einen bald zu Ende gehenden Krieg und begrüsste die mächtige demokratische Welle, die über Mitsprache des Volkes eine friedlichere Zukunft verspreche.[247] Zwar kam auch Russlands Zerrüttung nach der Revolution zur Sprache, aber die Hoffnungen auf Brest-Litowsk und einen allgemeinen Frieden machten den Putsch der Maximalisten und die Niederlage Kerenskys zu einem Ereignis, das die Welt eher dem Frieden näher zu bringen versprach, als dass dieser Umsturz in Zofingen als Bedrohung empfunden worden wäre.[248] Vergleichen wir diese Meinungen mit der Altjahresbetrachtung «Aufrecht weiter!»[249] oder «Das Jahr 1918»[250] einige Tage früher, so stellen wir ein Jahr danach eine grosse Ernüchterung fest. Die Putschversuche der Sozialisten in Deutschland und der Schweiz (Generalstreik), die Ausweisung der Sowjet-Botschaft verlangten von den bürgerlichen Parteien wie von der Redak-

---

[243] Lang, Gustav Adolf. Kampfplatz der Meinungen (über NZZ).
[244] ZT, 2./3. Dezember 1915.
[245] ZT, 31. Dezember 1914.
[246] ZT, anfangs 1916.
[247] ZT, 31. Dezember 1917.
[248] ZT, 8., 10. und 13. November 1917.
[249] ZT, 31. Dezember 1917.
[250] ZT, 28. Dezember 1918.

tion des «Zofinger Tagblatts» einerseits eine harte Abgrenzung nach links (Mittelstandsvereinigung des Bezirks Zofingen), anderseits das Zugeständnis, dass soziale Reformen nötig seien. Die wirtschaftliche Neuordnung sei die Sache aller, auch der Neutralen.

Aussenpolitisch sagte damals Maurer voraus, dass die Spannungen der Nationalitäten anhalten, und Rasse gegen Rasse streiten werde. Die ausgleichende Gerechtigkeit sei schlimm mit den Kronenträger Europas verfahren. Präsident Wilson bleibe die Hoffnung Europas. Die Betrachtungen Maurers am Ende des letzten Kriesjahres schliessen folgerichtig an seine früheren Kommentare an; ihm waren durch die Zeitläufte keine politischen Purzelbäume aufgetragen, wie andern Redaktoren im Aargau. Dies ist umso bemerkenswerter, als am 1. September die Ära Fehlmann brüsk zu Ende ging. Doch die Redaktion konnte auch unter neuer Leitung ihren Dienst ohne Zäsur weiter versehen.

Der Feind steht links – oder halblinks

Nach der Übernahme des Blattes durch die Fabrikanten 1918, der entsprechenden Leitung durch den Verwaltungsrat, war die politische Position klar vorgegeben. Die unruhige, gefährliche Zeit[251] um den Generalstreik tat ein übriges, der Zeitung die klare bürgerliche Richtung zu weisen. Die Bemerkung, «die Partei hatte nie eine Befehlsgewalt über die Zeitung» ist bei einem Blatt liberalen Zuschnittes völlig überflüssig; uns ist nirgendwo im Aargau ein Redaktionsstatut begegnet, das eine Befehlsgewalt der freisinnig-demokatischen Partei über eine bürgerliche Zeitung postuliert hätte. Daher kann immer nur von Parteinähe gesprochen werden und diese muss aus den Kommentaren, respektive der Auswahl der weltanschaulich orientierten Agenturbeiträgen abgeleitet werden. Die Offenheit bezüglich Informationen aus dem linken politischen Lager kann dabei völlig verschieden gehandhabt werden und sagt nichts über die politische Richtung des Blattes aus, sondern ist eine blosse Frage des Stiles. Informationen können auch dazu verwendet werden, vernichtende Kommentare zu alimentieren und Analysen mit negativen Folgerungen anzufügen. Zeitungen, die in den 30er-Jahren zum Beispiel den sogenannten Erneuerern ihre Spalten öffneten, waren deswegen noch lange nicht frontenfreundliche Blätter.

---

[251] Titel in Ehinger, S. 63. Ringier am 31. Dezember 1966. Verwaltungsrat der «Zofinger Tagblatt AG» 1918 (Die Fabrikanten): Dr. Hans Ringier, Fürsprech, von und in Zofingen, Ernst Stalder, Fabrikdirektor von Rüegsau, in Zofingen, Paul Albrecht Siegfried, Fabrikdirektor, von und in Zoringen, Fritz Hochuli, Fabrikant, von und in Safenwil, Karl Matter, Fabrikant, von und in Kölliken, Otto Krauer, Fabrikant, von Zürich, in Rothrist, Dr. Hans Fehlmann, von und in Zofingen

Die Zeit der Diskussionen über den Gossratsproporz 1920 ist besonders aufschlussreich zur Eingliederung des ZT in die freisinnige Parteistruktur zur Zeit Albert Maurers. Der Regierungsrat hatte unter dem Druck der öffentlichen Meinung sofort nach dem Generalstreik ein Proporz-Gesetz für das Parlament ausgearbeitet. Aber erst am 5. September 1920 kam die Sache zur Abstimmung und zum positiven Abschluss (Initiative der SP vom Frühjahr 1919). Der Meinungswechsel der freisinnigen Grossrats-Fraktion führte zu einem Zerwürfnis zwischen der Partei und einem Teil der Presse, nämlich «Brugger» und «Zofinger Tagblatt». «Zu den Warnern vor dem Spaltpilz des proportionalen Wahlsystems gehörte auch das Zofinger Tagblatt. Es hielt sich dabei an die grundsätzliche Zweckbestimmung seiner publizistischen Tätigkeit: ein aufbauender Faktor im Leben des demokratischen Staates zu sein. Aber die freisinnig-demokratische Partei, der das Blatt gesinnungsmässig, in aller Dispositionsfreiheit, verbunden blieb, glaubte der damaligen Zeitströmung eine Konzession schuldig zu sein. Sie gab die Parole zugunsten des proportionalen Wahlsystems aus.»[252]

Wie sehr Maurer und das «Zofinger Tagblatt» den Kampf gegen den Proporzgedanken geistig-politisch beschäftigten, beweist die Abhandlung zum 75jährigen Bestehen des ZT vom 18. April 1947. Die ganze neuere Geschichte des Blattes wurde beherrscht von diesem Thema. Der Proporz – ob gesetzlich festgelegter oder freiwilliger wie beim Regierungsrat – hat die «Zertrümmerung der freisinnig-demokratischen Mehrheitsstellung» im Kanton vollbracht, wozu die Redaktion nur tiefstes Bedauern ausdrücken konnte. So wurde das «Zofinger Tagblatt» ab 1919 – päpstlicher als der Papst – zum kompromisslosen Organ der Machtverteidigung, die für die freisinnige Konzession an die damaligen Zustände kein Verständnis aufbringen konnte.

So wurde Albert Maurer auch zusehends zum Ziel des Angriffs des «Freien Aargauers», respektive Arthur Schmids, und der Zofinger Redaktor zögerte auch nicht, zurückzugeben oder darauf neuerdings auszuteilen. Gleiches galt – auch ohne ständige Querelen – von der katholisch-konservativen Presse. Christliche oder kirchliche Politik war für den zutiefst liberalen Maurer schon immer suspekt gewesen, die Artung seines Pressekollegen Rusch vom «Aargauer Volksblatt», den er von der Grossratsarbeit her kannte, machten ihm diese Kreise noch anrüchiger. Weihnachten 1914 bot Anlass zu grundsätzlichen Gedanken. «Friede auf Erden!» Viele sprechen von Frieden, und schaffen ihn nicht. «Am widerspruchsvollsten ist die Haltung jener, die überzeugt, mit dem Urheber des Festes der Liebe auf gutem Fusse zu stehen – den Krieg nicht nur verherrlichen durch das leichtfertige Wort, sondern durch die frevle Tat.» Am sympathischsten sind Redaktor Maurer die «Priester ihres eigenen Gewissens, die die Ideale der Menschheit

[252] ZT, 18. April 1947 Jubiläumsnummer.

vertreten.» «Nieder die Waffen der brutalen Macht!»[253] Von Separat-Patrioten schrieb Maurer, als einzelne katholische Geistliche gegen die Frauenspende für die im Krieg in Not geratenen Menschen Einspruch erhoben. Nun suchte Redaktor Rusch dieser «Ungeheuerlichkeit ein politisches Mäntelchen» umzuhängen. Er unterscheide folglich zwischen katholischen und freisinnigen Frauen, wenn es um rein vaterländische Wohltätigkeit gehe. Das sei reine Parteibüffelei![254]

Als die «ultramontanen Heisssporne des obern Freiamtes» statt des einzigen freisinnigen Gossratskandidaten des Bezirks Muri Pfarrer Balmer aus Auw durchdrückten, da schimpfte Maurer in kulturkämpferischer Manier vom schwarzen Aufmarsch der aufrichtigen Proporzfreunde, wenn es um ihren Machtanspruch gehe, eingedenk dessen, dass die Katholisch-konservativen sich sonst in dieser Frage den Roten anschlossen.[255] Und so trafen sich die Schwarzen und die Roten bei gewissen Fragen in schöner Freundschaft und gingen Arm in Arm, wie der Zofinger Redaktor nach einer freisinnigen Kundgebung in Baden bitter bemerkte; man werde bei Gelegenheit diesen Abtrünnigen der Bürgerlichkeit mit ihrer verwerflichen Kampfweise eine deutliche Antwort erteilen.

Auch nachdem Rusch bei den Seinigen in Ungnade gefallen war, hielten die Spannungen zwischen dem «Aargauer Volksblatt» und dem «Zofinger Tagblatt» an. Albert Maurer stand für den Nachfolger Bärlocher in der freigeistigen Ecke und seine Aussagen waren damit für immer etikettiert. Wenn Maurer fürchte, dass die freisinnige Areligiosität von der katholisch-konservativen Religiosität und der sozialistischen Antireligiosität zerdrückt und zerpulvert wird, dann stamme diese Kriegsansage aus unverdächtigem Munde.[256] Und als Bärlocher, nach Annahme des Kantonsspitalgesetzes, die Wunden lecken musste, weil seine Parole knapp unterlegen war, erteilte er den Sozialdemokraten gute Noten. Sie hätten sich im Kampf vornehmer benommen als die Freisinnigen. Dies brachte Maurer auf die Palme: Die parteipolitische Grundsatzlosigkeit der Konservativen sei ja nicht neu, das schwarz-rote Liebäugeln ebensowenig. Wer sich so fromm gibt, der durfte – so dachte wohl Maurer – dem Teufel auch nicht den kleinen Finger reichen.

Der Buchdruckerstreit von 1922 hat dann nicht wenig dazu beigetragen, dass alle linksverdächtigen Allüren für Maurers Blatt ausgeblendet und andernorts bekämpft werden mussten. Damals fühlte sich das «Zofinger Tagblatt» ganz besonders betroffen. Dass damals alleine die politische Presse bestreikt wurde – die Ringier-Druckerei blieb davon unbehelligt – bewies ihm, dass die Frage der Arbeitsbedingungen nur vordergründig war, in Tat und Wahrheit galt es, die Abstimmungspropaganda gegen die Vermö-

[253] ZT, 24. Dezember 1914.
[254] ZT, 17. Januar 1916.
[255] ZT, 1. Februar 1916.
[256] AV, 20. Dezember 1927.

gensabgabe zu unterdrücken. Diese Einsicht war von andern Redaktoren längst publiziert und als undemokratisch angeprangert worden. Dass der Streik zehn Tage über die Abstimmung hinaus dauerte, hatte schliesslich mehr mit Gesichtswahrung der Arbeiterpartei nach verlorener Schlacht als mit Lohnforderungen zu tun.

Das Verhältnis zum Dritten Reich

Um das Verhältnis einer Zeitung zum Nationalsozialismus abzuklären, kann nicht mit der Machtergreifung im Januar 1933 begonnen werden. Die Veröffentlichung des NS-Parteiprogrammes 1920, das die Zerstörung der Demokratie und die Diskriminierung gewisser Bevölkerungsteile, also die Aufhebung der Gleichheit postulierte, muss einen Redaktor liberaler Prägung aufrütteln. Er kann unmöglich das Auf und Ab im Wahlerfolg melden, ohne dass der Abscheu vor einer derartigen Gruppierung sichtbar würde.

Dabei ist zu beachten, dass eine lokale Tageszeitung kaum Gelegenheit bekommt, sich eingehend mit einer extremen Kleinpartei eines Nachbarstaates auseinanderzusetzen. Die Erfahrung, dass eine politische Gruppierung gleichsam aus dem Nichts kommend in einer einzigen Wahl zur zweitgrössten Kraft aufrückt, war ohne Beispiel. Die Verpflichtung eines Journalisten, über wirre Programme zu berichten, kann erst nach 1930, oder eigentlich erst nach 1933 gefordert werden, wenn entsprechende Erdrutsche drohen oder schon erfolgt sind. Noch im September 1930, also vor den verhängnisvollen Neuwahlen, sprach Zuversicht aus der Maurer'schen Prognose: «Der politische Bergrutsch in Deutschland» nannte zwar die «besonders revanchlüsternen Gruppen» als Gefahr, sah aber in der NSDAP im speziellen keine kriminelle oder terroristische Aktionäre. Offensichtlich hatte er sich damals mit deren Programm noch nicht näher auseinandergesetzt. «Wenn eine Regierung arbeitsfähig werden soll, dann muss sie alle verfassungstreuen Kräfte, die in dem Raume zwischen den radikalen Gegnern des Systems (Nationalsozialisten und Deutschnationale auf der Rechten, sowie Kommunisten auf der Linken) noch vorhanden sind, rasch und entschlossen zusammenfassen.»[257] Die innenpolitischen Programmpunkte, die zwischen Deutschnationalen und der NSDAP Welten klaffen lassen und letztere zu einer möglichen kriminellen Organisation machen, rühren Redaktoren nur dann auf, wenn sie direkte Auswirkungen über die Grenze hinweg voraussehen mussten.

Die Rückwirkungen der deutschen Reichstagswahlen, bei denen überraschend 107 Nazi-Vertreter gewählt wurden, lassen wieder nur zwischenstaatliche Befürchtungen zu: «Indem die französischen Nationalisten das

[257] ZT, 16. September 1930.

aussenpolitische Programm der Hitlerleute dem eigenen Volke als Schreckensgespenst vorhalten, verschweigen sie allerdings, dass es mit der Verwirklichung dieses Programmes gute Weile haben dürfte...» Frankreich hätte es zudem in den Händen, dass den Nazis die Felle davonschwimmen. Wieder war nur der aggressive Charakter dieser Partei nach aussen hin für das Zofinger Publikum erwähnenswert; die NSDAP wurde als nationalistische Gruppierung unter anderen empfunden.[258] Die Redaktion vermochte das Resultat sogar als Beruhigungspille zu deuten: Die Putschabsichten Hitlers, die von deutschen Sozialdemokraten immer wieder befürchtet wurden, seien nun hinfällig; der Weg über Wahlen zeige sich als erfolgversprechender.[259] Die Eröffnung des Reichstages mit den theatralischen Szenen der Radikalen wurden im «Zofinger Tagblatt» mit allen Einzelheiten des Treibens dargestellt. Noch waren die Kräfte der Demokratie plus jene des alten Deutschlands in der Überzahl. In der Neujahrsbetrachtung bezeichnete Maurer die Situation im Reichstag allerdings als katastrophal.[260]

Im Dezember 1931 nahm er Abschied von einem Prüfungsjahr, denn offene und verschleierte Diktaturen ringsum würden das Zusammenleben bestimmen. Dass dabei wieder nur die offizielle Politik der näheren Prüfung wert war, muss im nachhinein als Fehlverhalten taxiert werden. Schon am 27. Juli 1931 berichtete nämlich die «Deutsche Rundschau», dass das traditionelle Lager des jüdischen Pfadfinderbundes nicht mehr durchgeführt würde, da man für die Sicherheit nicht garantieren könne. Ist dies bereits das prophezeite Dritte Reich? Die Meldung wollte aufzeigen, wie weit es auf deutschem Boden durch die Toleranz der Nazi-Aktivitäten schon gekommen war. Dies sollte auch im folgenden Jahr nicht besser werden. Mit der Machtergreifung wurde die Redaktion stark von der Verantwortung entbunden, gleichsam mit dem Stethoskop den deutschen Volkskörper abzuhorchen, denn nun lieferten die Agenturen täglich Meldungen und Kommentare pfannenfertig ins Haus. In allen bürgerlichen Zeitungen finden wir dieselben geschönten Lebensläufe von Hitler, dieselben Informationen über den Reichstagsbrand und die politischen Folgen.[261] Am ehesten noch geben die Titel Aufschluss über die Haltung des damaligen Alleinverantwortlichen der lokalen Tageszeitung.

Sobald die Drohgebärden des NS-Systems auch die Schweiz direkt oder indirekt berühren, die Heim-ins-Reich-Propaganda die umliegenden Staaten behelligten oder gar die Annexion drohte, war die Feindschaft gegenüber Hitler-Deutschland eine Selbstverständlichkeit und kaum mehr der Erwähnung wert. Aufschlussreicher sind die Kommentare zur Frontenbe-

[258] ZT, 18. September 1930.
[259] ZT, 19. September 1930.
[260] ZT, 31. Dezember 1930.
[261] Vor allem die Mittelpresse.

wegung 1933/34. Die Spiegelungen im Erscheinungsbild, der Wortwahl und im Programm gewisser Fronten provozieren Bemerkungen und Urteile der Redaktion. Wir ersehen, was das ZT von der NS-Bewegung hält und ob das Menschenverachtende und Verbrecherische auch klar erkannt wird. Antisemitismus im eigentlichen Sinne des Wortes gehörte damals nicht zur politischen Kultur der liberalen Blätter; einheimische Juden gehörten überall zu den eifrigsten Lesern und Inserenten dieser Organe. Toleranz gegenüber Organisationen, die ein Judenproblem in der Schweiz postulierten oder konstruierten, war bereits eine antisemitische Haltung. Diesen Stellen gilt unsere Aufmerksamkeit.

Hitlerianismus im Nachbarstaat

Das «Zofinger Tagbablatt» vertrat in bezug auf die NSDAP und ihr Wachsen im deutschen Volk eine betont schweizerische Sicht. Die Demokratie liberaler Prägung, das heisst der Geist von Weimar stand in Gefahr und damit auch unser Staatswesen; dazu fügte sich die völkische Staatsidee, die den eidgenössischen Bundesstaat in seinem Selbstverständnis in Frage stellen konnte. Dabei reduzierte sich das Interesse auf die Frage: «Wie hältst Du es mit der einheitsstaatlichen Diktatur?» Wer eine derartige Schweiz ablehnte, verurteilte auch die Entwicklung im «fernen Nachbarstaat, ja, bedauerte selbst das irregeführte Volk, und rüstete sich geistig und materiell, den Übergriff auf das eigene Land mit Wehr und Waffen aufzuhalten.» Ein «Freier Aargauer»hingegen legte ganz andere Massstäbe an. Der Internationalismus verleitete dazu, die Grenzen zu ignorieren. Deutsche sozialistische Agenturen und Korrenspondenten bedienten die Linkspresse in der Schweiz mit Material. Das tägliche Anteilnehmen an Verfolgungen im Reich, vor allem an Parteigenossen, rückten die allgemeinen Menschenrechte ins Zentrum. Daneben verblassten Staatsnotwendigkeiten, Ordnung und Verteidigung. Die spezielle Lage der Schweiz wurde geflissentlich übersehen; damit entfiel auch die militärische Abwehr an den Grenzen des schweizerischen Rechtsraumes, der sowieso von einem bürgerlichen, das heisst kapitalistischen Recht dominiert war. In dieser Wertung des Feindbildes gründete der Antagonismus zwischen der aargauischen Arbeiterpresse und dem «Zofinger Tagblatt», respektive zwischen Schmid und Maurer. Am klarsten äusserte sich diese Differenz in einer Kontroverse am 11. April 1933. «Mit Blindheit geschlagen!» titelte Arthur Schmid und warf der bürgerlichen Presse vor, das Menschenverachtende im Faschismus zu übersehen und daher auch Frontenversammlungen zu tolerieren. «Selber mit Blindheit geschlagen», konterte das «Zofinger Tagblatt», wenn ein Redaktor und Politiker wie Schmid ignoriert, dass nur eine starke Armee verhindert, dass der Unrechtsstaat auch auf unser Gebiet expandiert.

Die dauernden Wahlkämpfe 1932/33 im Reich rückten ein für allemal die deutsche Innenpolitik ins Zentrum des Interesses. Fast täglich erschienen im ZT nun Berichte oder gar Leitartikel auf der Frontseite zu diesem Thema. Eine Rechts- oder Linksdiktatur wurde als Gefahr gleicherweise gefürchtet. Dazu gesellten sich Verstösse gegenüber demokratischen Gepflogenheiten und das Missachten rechtlicher Formen. Wohl bewusst und gewollt nicht im Vordergrund stand die Toleranz gegenüber Intoleranten, vorab der Moskowiter, die über internationalistische Ideologie und Verflechtung die Schweiz scheinbar viel direkter bedrohten, als alle Formen des Nationalismus im Süden und Norden des Landes. Die linke Gefahr konnte man auch mit dem Grenzschutz nicht abwehren; sie bedrohte die Milizarmee von innen, während helvetonationalistische Bewegungen, trotz Anrüchigkeit, in der wichtigsten Frage, nämlich der Wehrhaftigkeit, loyal erschienen.

Die Hitlerianer, so wurden sie von Maurer im ZT immer wieder verächtlich geheissen, genossen keinerlei Sympathie. Der Wahlkampf in Deutschland spiele sich in einem Jargon ab, vor dem jede sachliche Auseinandersetzung sich in ein Mausloch verkriechen muss.[262] Käme einmal die NSDAP an die Macht, und wäre es auch nur in einem deutschen Teilstaat, «dann wäre es aus mit den Phrasen». Dass daraus auch aussenpolitische Verunsicherung resultiert, konnte nicht übersehen werden. «Wie Hitler hetzt», lautete eine Meldung über eine Rede Hitlers, in der er erklärte, der Lausanner Vertrag, der Deutschland eine Belastung von drei Milliarden bringe, werde in sechs Monaten nicht mehr drei Mark wert sein.[263] Die «Diktatur in Preussen», auch wenn nur als Notmassnahme und durch den Zentristen von Papen inszeniert, galt nicht als harmlos, denn im Hintergrund «steht die Diktatur Hitlers!»[264] Nachdem die NSDAP mit 229 Sitzen die weitaus stärkste Partei des Reichstages geworden war, musste mit Hitler gerechnet werden. Dennoch verebbte der Hohn nicht. Dem Nazihäuptling wurde ein Lebenslauf gewidmet; immerhin war er Kandidat für das Amt des Reichspräsidenten gewesen.[265] «Wotans Geist erwacht!», der Schwur-Text der Stahlhelm-Leute und ähnliche Berichte beweisen, dass man Exzesse nationalistischer Art weniger als Bedrohung ansah, als die kleinsten Regungen von internationalistischen Organisationen. «Armes Deutschland, erwache!», lautete der mitleidige Kommentar der Zofinger Redaktion.[266]

Dass «der gezähmte Hitler» mit seinen Millionenschulden im Januar 1933 einer Koalitionsregierung beitreten musste, sah man mehr als Weg zur Mässigung, denn als Gefahr an. «Ist damit die revolutionäre Periode der

---

[262] ZT, 18. Juli 1932.
[263] ZT, 12. Juli 1932.
[264] ZT, 22. Juli 1932.
[265] ZT, 23. November 1932.
[266] ZT, 10. September 1932.

Nationalsozialisten abgeschlossen? Wir wissen es nicht.»[267] «Hitlers erste Kraftproben» wurden noch als Anleihen beim Bolschewismus bezeichnet, und die Angst wuchs erst, als Notverordnungen die Presse in Fesseln legte. Nun spielte auch bei der bürgerlichen Presse ein Solidaritäts-Effekt. «Dass wir uns in Deutschland erstmals wieder einem gewissen Dauerzustand gegenübersehen»,[268] konnte angesichts der Massnahmen nach dem Reichstagsbrand nicht beruhigen. «Hitler im neutralen Lichte» konnte auch bei guter Beleuchtung nichts Gutes in Wesen und Politik finden: Gefühle des Abscheus seien für Schweizer selbstverständlich, aber auch des Mitleids für das deutsche Volk.[269]

Der Judenboykott 1933 erfuhr im «Zofinger Tagblatt» genauso harsche Kritik, als dann 1938 die Reichskristallnacht die Redaktion empörte. Dies wurde von Ehinger in seiner Monographie eindrücklich dargestellt und belegt.[270] Sowohl der Terror im Reich vor der Machtergreifung, als auch die offiziellen Massnahmen des Dritten Reiches, wie Säuberungen und Ausschliessungen, sorgten für direkte Wirkungen auf die Schweiz: Flüchtlinge! Die Flüchtlingsfrage[271] war längst vor dem Krieg ein Thema, das die öffentliche Meinung beschäftigte; hier ging es um das Teilen des kargen Brotes mit Menschen, die kaum mehr in unbehelligten Drittstaaten Aufnahme finden konnten. In den 30er-Jahren stand das Teilen der Arbeit im Zentrum, vor allem mit Intellektuellen, die unbedingt im deutschen Sprachraum verbleiben wollten. Im Kriege – unter Zensur – handelte es sich vorwiegend um offizielle Verlautbarungen, früher aber um direkte oder indirekte Meinungen der Redaktion. Und Flüchtlinge waren das letzte, was die Schweiz 1933 in grösster Wirtschaftskrise ertragen wollte. Das «Zofinger Tagblatt» unterschied sich in den Reaktionen damals kaum von andern bürgerlichen Blättern im Aargau. Die Schweizer Mittelpresse lieferte die Fakten und besorgte die Kommentare. Wir erkennen noch heute: Asyl hiess Zuflucht, und Zuflucht bedeutete stilles, dankbares Dasein, ohne Behelligung der inneren und äussern Politik und ohne Belastung des angespannten Arbeitsmarktes. Alles andere führte zu Unannehmlichkeiten.

Dass Rassistisches nicht mitspielt, bewies der erste Flüchtlingsstrom im Februar 1933, also vor dem Judenboykott. Die «Massenflucht aus Deutschland» schwemmte vor allem Kommunisten in die Nachbarstaaten. Österreich müsse nun sein weitgehendes Asylgesetz revidieren. Auch in der Schweiz dürften Rückschläge zu erwarten sein. Zu verhindern wäre jedenfalls, dass solche staatsfeindlichen Elemente in unserm Lande irgendwelche

---

[267] ZT, 7. Februar 1933.
[268] ZT, 9. März 1933.
[269] ZT, 4. März 1933.
[270] Ehinger, S. 90–92.
[271] Ehinger, S. 90–92.

Tätigkeit entfalten könnten.[272] Verschärfte Kontrollen wurden gefordert, um die Bescherung, die uns zurzeit an der Nordgrenze bedroht, abzuwehren.[273] Vergleiche mit den Flüchtlingen 1848 hinkten; damals suchten uns Freunde unserer staatlichen Entwicklung auf, nicht Agitatoren im Gastland. Es kann daher nicht erstaunen, dass man die Konzentration von SA-Einheiten im Grenzgebiet unausgesprochen als hilfreiche Massnahme ansah, obwohl die Übernahme der Polizeigewalt durch eine Partei-Schägertruppe eigentlich missliebig sein müsste.[274]

Rund einen Monat später: «Der Judenboykott in Deutschland», immer wieder frontseitig gemeldet, löste eine neue Flüchtlingswelle aus. Gleicherweise wurden «Massnahmen gegen eine Überrumpelung unserer Grenzen durch Juden, die aus Deutschland flüchten», gefordert, denn dieser Zustrom könnte zu Unannehmlichkeiten führen. Wieder stand die Arbeitslosigkeit der eigenen Bevölkerung im Brennpunkt des Interesses. «Es ist anderseits klar, dass den Einreisenden, die in der Schweiz nur eine stille Zuflucht suchen, diese nicht verwehrt werden kann.»[275] Sicher hätte man eine Intervention Englands begrüsst, wenn sogar das faschistische Italien die braune Revolution nicht mehr verstehen konnte. «Die deutsche Judenverfolgung erfährt in der ganzen Presse und öffentlichen Meinung der Schweiz einmütige Verurteilung.»[276] Diese übelsten Erfahrungen mit dem Furor Teutonicus veranlasse die Frage, ob in Deutschland eigentlich eine Parteileitung die Politik bestimme. Doch alle Hoffnungen auf ausländischen Druck auf das Hitlerregime zerschlugen sich, angesichts folgender Meldung im «Zofinger Tagblatt»: «Der Ehrenvorsitzende des Judenkongresses, Rabbiner Weiss, und der Präsident dieses Kongresses, Deutsch, erklärten sich mit dem Wunsche des Staatsdepartementes (USA) einverstanden, wonach Amerika sich weiterhin jeder Äusserung zum Boykott gegenüber Deutschland enthalte.»

Hitlerianismus im Inland

Nicht ohne Schadenfreude meldete das «Zofinger Tagblatt» vom linksrechts Terror im roten Zürich: «Die Sozialisten regieren nach bürgerlichen Methoden.» Einst hätten sie «das Recht auf die Strasse gefordert», nun seien sie «Gefangene ihrer eigenen Vergangenheit» geworden.[277] Ein «schweizerischer Nationalsozialismus»,[278] wie er in der Delegation an der Radolfzel-

[272] ZT, 10. Februar 1933.
[273] ZT, 9. März 1933.
[274] ZT, 10. März 1933.
[275] ZT, 1. April 1933.
[276] ZT, 1. und 3. April 1933.
[277] ZT, 2. Juli 1932.
[278] ZT, 5. August 1932, Leitartikel.

ler Versammlung aufgefahren sei, stosse überall in der Schweiz auf Ablehnung. Das «Feldgeschrei der eidgenössischen Hilterianer», «die nicht wissen, was sie der schweizerischen Demokratie zu verdanken haben», stosse die Hakenkreuzler ins Abseits. Das ZT ist überzeugt davon, dass diese Bewegung nicht auf die Schweiz übergreifen kann. «Die wenigen National-Sozialisten werden sich höchstens auf eine blöde antisemitische Propaganda verlegen können, für welche das Schweizervolk bisher kein Verständnis hatte und nie Verständnis haben wird.»[279] Der Hausierverkauf des «Eisernen Besens» sei in St. Gallen vom Regierungsrat verboten worden, denn der Inhalt verletze das sittliche Empfinden, wenn Juden aufs schärfste angegriffen und deren Dasein als Gefahr für die arische Rasse gewertet würden. Ein Hausier-Patent könne durchaus mit Auflagen verbunden sein; die Presse- und Meinungsfreiheit werden dadurch nicht eingeschränkt.[280]

Sehr irritiert war Maurer über die «Nationale Erneuerung» an einer «Landsgemeinde des Mittelstandes» unter Nationalrat Joss und René Sonderegger in der Zürcher Stadthalle, denn es sprachen dort auch Tobler, Wyler und Dr. Zahnder, bekannte Front-Politiker. Das ZT, mit eindeutiger Tendenz zur mittelständischen Politik, vermerkte beruhigend, dass dort nichts gegen die Juden ausgesagt worden sei.[281] Im Gegensatz dazu bemerkte die Redaktion bei den Referaten von Rüegsegger und Dr. Wyss an der Brugger Front-Versammlung: «Ihre Ausführungen liessen einen starken antimarxistischen und antisemitischen Einschlag der Bewegung erkennen.» Das Absingen der Landeshymne am Schluss der Veranstaltung verunsicherte das ZT immer wieder in der brüsken Ablehnung des ganzen Frontenfrühlings.[282]

Die Redaktion anerkannte den «Warnruf Reformierter im Ausland», die auf die deutschen Christen und ihre Anlehnung an den NS-Staat reagierten.[283] Ebenso erlebte die «übertriebene Beschuldigung von Juden und Freimaurer» eine Abfuhr. Dennoch sah Maurer ein neues politisches Werden[284] als Chance für die freisinnige Partei, wie dies auch Wanner im «Badener Tagblatt» gleichzeitig zu erkennen vermeinte. Alles, was unschweizerisch war erregte Argwohn und dämpfte die Aufbruchstimmung. Seit dem Judenboykott war «der moralische Kredit der Hitlerregierung entschieden herabgesetzt».[285] «Kein Hitlerspuk?» fragte rhetorisch Dr. Urs Dietschi (Olten), Redaktor der «Liberalen Jugend» im ZT. «Der letzte, der von der Liberalen Jugend der Schweiz noch zu Ihnen hielt, zieht von dannen», ruft Dietschi Tobler und seiner Nationalen Front nach; alles sei Nachäfferei und

[279] ZT, 7. September 1932.
[280] ZT, 6. Oktober 1932.
[281] ZT, 3. April 1933.
[282] ZT, 20./24./26. April 1933.
[283] ZT, 20. April 1933.
[284] ZT, 27. April 1933.
[285] ZT, 3. April 1933.

damit Verrat an der Schweiz. Ebenso äusserte sich der Gelehrte Prof. Dr. Walter Burckhardt, Bern, im Aufsatz «Faszistische oder demokratische Schweiz». Der schweizerische Staat «ist demokratisch, mehrstämmig und ein Rechtsstaat, oder er ist nicht». Maurer zitiert die Worte Burckhardts mit dem Zusatz, dass solches in den «Schweizer Monatsheften»zu finden war, «die jetzt ganz unter der Flagge der Neuen Front segeln». Dieser deutliche Hinweis ist zu diesem Zeitpunkt bemerkenswert und stellt der Redaktion ein gutes Zeugnis aus. Auch die Kommentare zur Kundgebung von Ende Mai in Brugg wissen genau zu unterscheiden: «Jeder sagt etwas anderes – nur im Heruntermachen sind sie sich einig.» Dass ein verdienter Oberst sich zum Sprachrohr einer solchen Veranstaltung machen lässt, sei nur zu bedauern.[286] Obgleich die Fronten versucht seien, ihre Programme immer mehr den bürgerlichen Parteien anzupassen, sei Vorsicht am Platze: vor Juden- und Freimaurerhetze seien sie nicht gefeit.

Mit dem bekannten «Aufruf an die junge Aargauergeneration!» der Jungliberalen am 30. Dezember 1933 waren die Plänkeleien der Aargauer Presse mit den fragwürdigen Erneuerern weitgehend vorüber. Da vermochten auch die deutschfreundlichen Einschätzungen Dr. Eugen Birchers «Deutsche Einheit – Schweizerische Fronten», mit dem Tenor, «Das deutsche Volk ist verwandelt», nichts zu ändern.[287] Der Chirurg und Heerführer mochte seine Einsichten und Verdienste haben,[288] das «Zofinger Tagblatt» nahm schon damals eindeutig Abstand von der braunen Beeinflussung, hier und dort und überall.

So können wir die Schlussfolgerungen Ehingers, folgend den Abklärungen von Klaus Plaar im «Zofinger Tagblatt» 1933–1945, voll übernehmen: Kein Antisemitismus. Plaar vermutete, «dass diese Haltung mit der traditionsgemäss liberalen Haltung der Redaktion zusammenhängt». Die Parolen und Kommentare des ZT zu einschlägigen Abstimmungen vor dem Zweiten Weltkrieg, wie Totalrevision der Bundesverfassung 1935 und Freimaurerinitiative 1937, die Ehinger in seiner Darstellung als Kronzeugen angerufen hatte, können daher voll bestätigt werden.[289]

Die Kriegsjahre

Wie in allen bürgerlichen Blättern erbringen die Nachrichten und Kommentare zum Kriegsgeschehen 1939–1945 wenig Aufschluss über die Haltung der Redaktion und den Charakter des Presseorgans. Die Zensur vereinheitlichte das Bild derart, dass nur selten – selbst bei Übertretungen –

---

286 ZT, 27. Mai 1933.
287 ZT, 10., 11. und 12. Mai 1933.
288 ZT, 28. April 1933.
289 Ehinger, S. 84.

eigenständige Ansichten abgeleitet werden könnten. Die meisten Kritiken oder Schelten der Zensurbehörden betrafen Unaufmerksamkeiten oder die Leichtfertigkeiten des zuständigen Redaktors. Die bei Ehinger angeführten elf Fälle von Beanstandungen oder Verwarnungen, die militärische Schutzbestimmungen betrafen, kamen bei allen Blättern vor und zeigen, dass auch Albert Maurer mit Schneiden und Streichen nichts Unmenschliches vollbracht hatte, indem ihm dann und wann eine gefährliche Angabe eines Korrespondenten durch die Latte ging. Die angeführte Meldung über eine Strassenkorrektion im Bezirk Kulm im September 1942 war offenbar im «Zofinger Tagblatt» zuerst veröffentlicht, dann von andern aargauischen Blättern übernommen worden. Auch diese wurden verwarnt, obwohl in Briefen des Territorial-Kommandos 5 das ZT klar als Urheber erkannt war.[290]


Samstag, 3. Januar 1953 Nr. 1 Erstes Blatt

Zofinger Tagblatt

Täglicher Anzeiger für den Kanton Aargau und die Mittelschweiz

Erscheint wöchentlich sechsmal, mit 14täglicher Beilage «Der Hausfreund». — 81. Jahrgang. — Druck und Verlag der Buchdruckerei Zofinger Tagblatt AG

Abonnementspreise: In der ganzen Schweiz vierteljährlich Fr. 7.—, halbjährlich Fr. 14.—, jährlich Fr. 28.—. Bestellungen nimmt der Tagblatt-Verlag in Zofingen entgegen. Tel. (062) 5 17 24. Postcheckkonto Vb 327
Inseratenpreise: Die 1spaltige mm-Zeile oder deren Raum: Lokalrayon 12 Rp., übrige Schweiz 15 Rp. Wiederholungen Rabatt. Teuerungszuschlag 0,5 Rp. Placierungs- und Datumsvorschriften ohne Verbindlichkeit

Neuer Kopf des Zofinger Tagblatts vom 3. Januar 1953.

Die Flüchtlingsfrage war bei den Zeitungen in Aarau und Baden schon deshalb ein Thema, weil lokale Veranstaltungen zu Reportagen und Diskussionen Anlass gaben. Im «Zofinger Tagblatt» wurden selbst auswärtige Anlässe zur Flüchtlingsfrage ausgiebig kommentiert und die Politik des Bundesrates von 1942 auch mit deutlichen Worten kritisiert: «Wir sind daran, Schuld, furchtbare Schuld auf uns zu laden».[291] Wie in andern Zeitungen im Aargau wurden vor allem zwei Sparten der Flüchtlingspraxis angekreidet: Der gewerbsmässig illegale Grenzübertritt, «eine Gefahr für die innere Sicherheit» der Schweiz und zweitens die Weigerung von typischen Asylländern wie USA und Kanada, uns die Flüchtlinge abzunehmen. Man wäre gerne der Pflicht, als Erstaufnahmeland Asyl zu bieten nachgekommen, wenn die klassischen Einwanderungsstaaten die Schweiz als Durchgangsland anerkannt und sich ihrer bedient hätten. Aber die Härte der dortigen Regierungen beeinflusste auch die rigoroseste Zurückweisungspraxis in der Schweiz. Das war die öffentliche Meinung der damaligen Zeit – auch im Raume Zofingen – und das Tagblatt konnte und durfte nicht

[290] Dossier des BT zur Zensur im Zweiten Weltkrieg.
[291] Nach Ehinger, S. 91 (F.Z. im ZT).

mehr als Spiegelbild dieser Haltung sein. Zeitungen sind in Kriegszeiten keine Erziehungsorgane; sie sind lediglich Führungsinstrumente der offiziellen Politik. Und dies im Inlandteil noch mehr als in der Aussenpolitik.

Das «Brugger Tagblatt»

Klein und lokal – aber beständig

Der Brugger Zeitungsstreit zwischen Demokraten und Liberalen um die Jahrhundertwende (1900/1906) hatte das «Brugger Tagblatt» hervorgebracht.[292] Der Effingerhof, Verlag und Druckerei, konnte damit seine Überlegenheit beweisen. Die Tageszeitung trug in Erinnerung an diese Kampfzeit während Jahrzehnten den Untertitel «Aargauische Zeitung», der Name des kurzlebigen, eingegangenen Konkurrenzblattes. Die Kurzfassung, die zweimal die Woche erscheinende Bruder-Zeitung «Aargauischer Hausfreund», erschien ab 1907 fusioniert mit dem «Brugger Anzeiger». Damit war für mehr als zehn Jahre die Brugger Zeitungslandschaft wohlbestellt und liberal-konservativ eingefärbt. Beide Organe trugen finanziell sich selber und fungierten gleichzeitig als Aushängeschild für die Kundendruckerei des Effingerhofes.

Dass der Hausfreund mit seiner bald 50jährigen Tradition florierte, kann nicht weiter erstaunen. Die Überraschung bildete vielmehr das «Brugger Tagblatt» – konkurriert in der Landschaft des Bezirks durch den betriebseigenen Hausfreund – das gleichwohl genügend Lebensraum vorfand oder sich diesen zu schaffen wusste. Allein der regionale Zentralismus in Brugg war es, der dies Wunder möglich machte. Der Bezirk Brugg ist der einzige im Aargau, der anfangs des Jahrhunderts nicht einen zweiten Pressestandort aufwies. Das «Brugger Tagblatt» des Effingerhofes 1907 war nicht anders gestaltet, als das Blatt vom 2. Oktober 1900, nämlich vier Seiten, dreispaltig, von mittlerem Format. Damals war, nach kurzem Probelauf als zweispaltiges Miniblättchen, seit dem 26. März, die Tageszeitung aus Angst vor einer allfälligen Konkurrenz ausgebaut worden. 1907 versuchte man, den Brugger Geschäftsleuten, die sich für Beibehaltung der Tageszeitung eingesetzt hatten, ein gefälliges Produkt anzubieten.

Vor dem Ersten Weltkrieg war das Tagblatt ein Organ, das inhaltlich und wirtschaftlich wohl nur knapp über die Runden kam. Eine einzige Seite mit Anzeigen sorgte für die materielle Grundlage. Der redigierte Inhalt blieb dürftig: über zwei bis drei Seiten zieht sich der Roman unter dem Strich dahin, eingekauftes, feuilletonistisches Kurzfutter zwängte sich zwischen Volkswirtschaftliches und Kleine Zeitung und am Schluss des Textteiles

[292] Müller, Bd. 1, S.112.

füllten – je nach anstehendem Raum – Auszüge aus dem Amtsblatt die restlichen Spalten. Am Samstag brachte die Ausländische Wochenschau des Redaktors etwas fremden Wind in die Seiten. Das dreispaltige Blatt war 1912 noch so zurückhaltend, dass normalerweise nie ein Titel die Spaltenlinie überschritt. Nur die Wahl des Bruggers Edmund Schulthess in den Bundesrat kam am 17. und 18. Juli 1912 ganz gross heraus, und der Text über dieses Ereignis füllte mehr als die Frontseite. Erst zum Jahresanfang 1913 wurde das «Illustrierte Unterhaltungsblatt» zum Wochenende beigelegt, eine Fremdproduktion schweizerischen Ursprung, wie die Abonnentenwerbung bekanntgab. Bilder fanden nur selten Eingang in die Zeitung und stammten meist aus ausländischen Quellen. Das Vaterländische wurde gross gepflegt, schon bei Redaktor Aellen, ab 4. März 1912 auch von seinem Nachfolger J. Frey.

Wie im Aussehen, so auch im Inhalt, bot sich das «Brugger Tagblatt» gesamthaft als Muster eines gemässigt bürgerlichen Blattes an. Die Ovation für den einheimischen Bundesrat – einziger Ausrutscher, mit Wiederholung bei jedem grösseren Auftritt und den Präsidialjahren – musste man dem freisinnigen Organ verzeihen. Ende 1912 wurde das Format abermals vergrössert und das Blatt dennoch als das billigste tägliche Organ im Aargau zum Preise von fünf Franken pro Halbjahr angepriesen. Der Stolz auf Verfassung und Vaterland blickte nicht nur durch die Zeilen, sondern wurde permanent und plakativ gepflegt, Die beiden Genfer Politiker, Grossrat Dr. Oltramare und Regierungsrat Pérréard wurden im Artikel «Eine Entgleisung» angeklagt, sich überall in der lateinischen Welt zu Hause zu fühlen. Sie waren bei einer Ansprache im französischen Annecy dabei ertappt worden, Frankreich als Heimat zu bezeichnen. Das Beispiel nahm vorweg, was in der Kriegszeit mental zum Zerwürfnis zwischen den Sprachregionen führen wird. Die Freude, dass der deutsche Kaiser auf Staatsbesuch kommen wird, trat schon aus der Anzeige zu Beginn des Jahres 1912 zutage. Die Schweiz wüsste, was sie Europa schuldig sei und werde den Friedenskaiser würdig empfangen. Als aber in der deutschen Presse der Satz auftauchte, in der Schweiz herrsche eine ungeheure Freude, reagierte die Redaktion ungehalten und versah das Attribut mit einem eingeklammerten Fragezeichen. Vorsicht, wenn Überheblichkeit durchschimmert! So wurden die Reportagen im September 1912 über die Kaisermanöver[293] vor allem als eine hohe Ehre, die unserm Lande erwiesen wurde, ausgestaltet.[294] Das Ansehen unserer Wehrkraft durch den Kaiserbesuch hätte in Europa mächtig gewonnen und die Schweiz in Wilhelm II. einen guten und mächtigen Freund gewonnen.[295] Aus allem, was in den Vorkriegsjahren in diesem Blatte kommentiert wurde, entströmt ein unglaublicher Optimismus. Jene Kreise der Linken,

[293] BrT, 4./5. und 7. September 1912.
[294] BrT, 4. September 1912.
[295] BrT, 31. August 1912.

die nur das Geschäft des Hetzens und Verhetzens pflegten, seien Elemente, die immer auf Anhang zählen können, aber nie bestimmenden Einfluss auf unser Land auszuüben vermöchten.

Der unpassende Krieg

Redaktor Frey, vom «Zofinger Tagblatt» kommend, hat die Brugger Bevölkerung während des ganzen Weltkrieges journalistisch begleitet. In seiner Rubrik «Rundschau» hat er – typisch «Brugger Tagblatt» – bis zum Ausbruch 1914 nicht an den Krieg geglaubt. Zwar brachte das Attentat von Sarajewo eine kritische Situation in Belgrad, und die Hetzereien der serbischen Presse provozierten die Forderungen Österreichs. Erst die Einführung der Pressezensur in der Donaumonarchie bewies die ernste Lage.[296] Erstaunt zeigte sich die Redaktion gleichwohl über die Abrüstung in Britannien, wenn doch ein europäischer Krieg vielleicht näher ist als irgend ein anderer. Aber noch am 28. Juli titelte man: «Serbisch-österreichischer Konflikt» über dem Leitartikel – dann am folgenden Tag: «Österreichisch-serbischer Krieg». Die neuesten Ereignisse wurden zum Anlass genommen, in einem Fenster auf der Frontseite für ein Abonnement zu werben.[297] Mit der «Piquetstellung der Schweizer Armee» am 1. August bereitete man die Leserschaft darauf vor, dass der Krieg vielleicht nicht lokalisiert werden könne, denn Russland mobilisiert im grossen Stil.[298]

Der Tag der Bundesfeier war für den Redaktor unvereinbar mit dem Verhalten gewisser egoistischer Eidgenossen, die unverantwortliche Masseneinkäufe tätigten oder in unsinniger Weise ihr Geld bei den Banken abholten. Am 6. August lautete die Überschrift «Der europäische Krieg», und Frey verglich die Grenzbesetzung von 1870 und 1914. Welch ein Unterschied! «Wie nervös ist das Volk in diesen 44 Jahren geworden.» Wie sehr sei doch die Angstmeierei gewachsen. Dann häufen sich täglich die vorsorglichen Massnahmen des Bundesrates. Ab 15. August ist «Der europäische Krieg» Alltag geworden. Die Agenturberichte wurden meist nur kurz zusammengestellt, ohne Kommentar. Die letzten Meldungen folgten in der neuen Rubrik Drahtnachrichten im Telegrammstil. Das Thema Neutralität der Schweiz wurde zum einzigen Sachgebiet, das immer und immer wieder ausgiebig behandelt wurde. Eine Parteinahme für Deutschland, wie andernorts üblich in der Deutschschweiz, lässt sich im «Brugger Tagblatt» kaum ausmachen. Die reichste Quelle für die persönlichen Ansichten von Frey sind seine Betrachtungen «Zur Jahreswende». Sie beweisen Vertrauen in die Fürsorge der Behörden, nennen den Krieg Ende 1914 erstmals Weltkrieg,

[296] BrT, 24./25. Juli 1914.
[297] BrT, 30. Juli und 27. August 1914, «konzentrierte Berichterstattung».
[298] BrT, 30. Juli 1914.

verdanken die Schweiz als Friedensinsel der Vorsehung, lassen aber auch die Sorge um unser Land als Willensnation erkennen, vorab wegen des Grabens zwischen den Sprachregionen. Dennoch! Die bösen Kriegsjahre hätten sich auch positiv auf uns ausgewirkt: Grössere Zufriedenheit und Einfachheit seien zurückgekehrt. Und am 6. Januar 1915 konnte ein Leitartikel «Vor hundert Jahren» das Werden der Neutralitätsurkunde feiern und damit die unbeugsame Haltung des eidgenössischen Staatswesens bekräftigen.

Die vertanen Friedenschancen wurden von Frey immer wieder beklagt. In seinem letzten Auftreten im Tagblatt, am 30. September 1918, bäumte sich noch einmal sein ganzes Wesen gegen die Ursachen von Streit und Krieg auf. Mehr Aufrichtigkeit wurde gefordert. Hass, Neid, Gewinn- und Genussucht, auch im kleineren Kreis, nicht nur unter den Völkern, würden zum erbarmungslosen Kampf – bis zum Endsiege! führen. Dann liess er einen zürcherischen Politiker, der den Dank der Republik erfahren hatte, stellvertretend über das mangelnde Vertrauen klagen. In der gleichen Nummer gab Frey seine Demission auf Ende des Monats bekannt.[299] War es eine Kampf-Kündigung?

Tatsächlich hatte sich Frey von der Mittelmächte-Euphorie nie anstecken lassen. Vielleicht liegt hierin ein Grund für Unstimmigkeiten, wie dies auch andernorts geschehen. Am 2. September hatte er noch ein «Offenes Geständnis» eines in der Schweiz lebenden Deutschen aus der «Frankfurter Zeitung» eingerückt. Darin wurde geklagt, dass nun auch die Deutschschweizer Entente-freundlich würden, denn der «urteilslose Teil der Bevölkerung (das heisst der weitaus grösste Teil) ist immer dort, woher er sein Brot garantiert bekommt.» Die Schweiz sei unendlich viel abhängiger von der Entente als von den Mittelmächten. Daher werde Druck ausgeübt. Dann aber gebe es auch ideelle Gründe – und hier müssten wir Redaktor Frey einordnen. Der eidgenössische Demokrat fühle sich wesensverwandter mit Frankreich und der USA. Das grossartige Auftreten gewisser Deutscher in der Schweiz führe zu Abwehrreaktionen. Der Stolz auf führende Militärpersonen beleidige den Schweizer, vor allem, wenn er darin Kritik an seiner Armee wittere. Dieses Bildnis, von einem informierten Ausländer skizziert und wohl nur abgeschrieben, trifft die allgemeine Kriegshaltung des «Brugger Tagblattes» so treffend, dass damit das Credo des Redaktors eingefasst ist.

Der mit Zutrauen des Verwaltungsrates betraute H. Siegrist als neuer Schriftleiter kommentierte einerseits noch die Liquidierung des Krieges, anderseits die Aktionen der roten Brigaden im Aus- und Inland. Sein Jahresrückblick sah das Deutsche Reich zu Anfang des Jahres 1918 noch auf dem Höhepunkt seiner Macht. Nach dem Zusammenbruch Russlands hätte Friede geschlossen werden sollen. Damals aber wollte Ludendorff nicht.

[299] BrT, 30. September 1914.

Damit schlug die Sterbestunde eines überlebten, militärisch-autokratischen Monarchismus. Zum «Altjahr-Abend 1918» in derselben Zeitungsnummer wurde der Militarismus, der angeblich in Deutschland verkörpert sei, als unausrottbar bezeichnet, solange der Geist – und zwar überall – ein anderer werde. Dies sei schliesslich kein «Erbteil der germanischen Rasse» – der Ungeist sei auch in Paris, London und Rom vertreten. Nur Wilson und der Papst hätten sich selbstlos für Recht eingesetzt.

Ein Hauch des Bolschewismus und die roten Standarten wären über die Zentralstaaten hinweggegangen. Auch die Schweiz erlebte diesbezüglich ein schweres Jahr. «Die Wurzeln der Unruhe sind noch nicht ausgerodet».[300] Die Sozialdemokraten in der Schweiz wurden am 7. November als Anhänger Lenins tituliert, die mit «dem erlösenden Brand» drohten. Damals wandte sich Stadtammann Riniker auf der Frontseite der Lokalzeitung «An die Bevölkerung von Brugg und Umgebung», um sie vor der roten Flut zu warnen. Einen Tag später rief gleichenorts Dr. Eugen Bircher zur Mitgliedschaft bei der «Vereinigung vaterländisch Gesinnter» auf. Als Schlusspunkt des Landesstreiks erschien im BrT ein Gedicht: «Hymne an das Vaterland» und ein Artikel mit dem Tenor: «Die Lösung der sozialen Frage auf dem Wege der Gesetzgebung», denn die Lage ist «nicht so harmlos, wie man gerne glauben möchte»; die revolutionäre Stimmung «dauere vielerorts an».[301] Damit wurde die altgewohnte Zuversicht im «Brugger Tagblatt» ersetzt durch die permanente Sorge vor der roten Gefahr.

Krise der freisinnigen Partei – Schweiz in kritischer Lage

Die Zwanziger Jahre wurden eingeleitet von einem erneuten Redaktorenwechsel. F. W. Konrad ersetzte H. Siegrist, der an anderer Stelle der Front den Kampf weiterführen wollte. Vaterland und Demokratie seien für ihn unverrückbar, bekannte er in seiner Abschiedsadresse, es sei aber die Einwohnerschaft der Stadt Brugg zu grossen Teilen lau und untätig. «Die Zeiten sind ernst. Gewisse Kräfte untergraben die Schweiz.» Für den Abwehrkampf müsse sich die freisinnig-demokatische Partei erneuern.

Und der neue Redaktor beschwor in seinen Richtlinien zwar eine elastischere Haltung in der Taktik, nicht aber in der Abwehr des Klassenkampfes. «Die Lehre Lenins ist die Bergpredigt Satans.» Den Arbeitern, die sich unter Hetzern nicht wohlfühlen, wollen wir die Hand reichen. Dem Staat sei aufgetragen, zur Schonung der wirtschaftlich Schwachen beizutragen – aber nicht mehr. Die «Verfassung ist gestaltbar – nicht starr.» Die Zusammenarbeit mit andern bürgerlichen Parteien dränge sich auf. «Der Idealist

[300] BrT, 31. Dezember 1918.
[301] BrT, 15./16. und 19. November 1918.

von heute ist der Realist von morgen.» Alles kleinliche Gezänk sollte man beiseite lassen.[302] Das sind Erklärungen, die das «Brugger Tagblatt» weiter an die Seite der Vaterländischen Vereinigung drängen und daher den Proporz für den Aargau strikte ablehnen, denn dies schwäche nur die Position der Bürgerlichen. Der Bauernverband, der damals zum Teil zur eigenen Partei gerinnen wollte, betreibe mit der Unterstützung dieses Anliegens der Linken «die Radaupolitik der Moskowiter». Die Milchpreis-Politik der SP dürfte ihnen bald die Augen öffnen. Trotz redaktioneller Warnung erhielt Fritz Zaugg Raum und Gelegenheit im Tagblatt, den gegenteiligen Standpunkt zu vertreten.[303] Einig mit den Katholisch-konservativen[304] warnte die Redaktion die Bauern vor einer Sezession: «Spielt nicht mit dem Feuer!» Die Zertrümmerung des Freisinns sei die Freude der Sozialisten. Der Kampf sei eine Weltanschauungsfrage, keine Wirtschaftssache.[305]

Im Aufsatz «Ludendorff und Lenin» ortete F. W. Konrad zweierlei Gefahren aus dem Ausland: die Militarisierung nach preussischem Vorbild mit Vertrustung und Profitsucht im Wirtschaftlichen einerseits, die gewalttätige Lehre des Bolschewismus andererseits. Zudem richte sich der Kampf gegen die Diktatur von der Strasse – von links und rechts. Diese Bekenntnisse hören sich an wie ein Aktionsprogramm des Tagblattes für die Zwanziger Jahre. Der Redaktion fehlte damals auch nicht der Mut, Anwürfen des «Temps» und anderer Weltzeitungen in Frankreich an die Adresse der unbeschädigten Neutralen furchtlos entgegenzutreten: «Dass wir aber nach allen Opfern, die die Neutralität uns kostete, nachträglich auch noch an der Liquidation des Krieges uns beteiligen wollen (sic), das muss man sich in Frankreich und anderswo aus dem Kopfe schlagen.» Der patriotische Konrad bewies sich nicht nur als aggressiver Journalist, sondern auch als Poet. Gedichte und Novellen aus seiner Feder fanden damals Eingang ins Feuilleton des BrT. Doch schon nach vier Monaten räumte er seinen Sessel.

Arthur Lory, der 1921 auf ihn folgte, setzte die vaterländische Kampagne fort, rügte das rüpelhafte Benehmen ausländischer Gäste in der Schweiz, kritisierte aber auch die Entente-Politik, die nun in der Schweiz propagandistische Stützpunkte errichten wolle. Am härtesten traf dies das neue Blatt «Der Eidgenosse», ein Wochenblatt aus Aarau 1923, das vor allem Scherenschnitte nach immer dem gleichen Prinzip aneinanderreihte, nämlich Hetzberichte fremder Blätter gegen Frankreich. Dass dieses Machwerk, in armseligem Kauderwelsch aus französischen Blättern übersetzt, sich anmassend Eidgenosse nannte und vom «Aargauer Tagblatt» noch gerühmt wurde, war für Lory der Gipfel der Geschmacklosigkeit.

---

[302] BrT, 9. August 1920.
[303] BrT, 31. August 1920.
[304] BrT, im «Wohler Anzeiger».
[305] BrT, 16. September 1920.

In der Zeit Dr. Sondereggers, des Nachfolgers, wurde das Mitgefühl für die Bedrängten des Völkerbundes zum System erhoben: «Wo wäre ein Volk, das noch Lebenskraft in sich spürt, das nicht den Willen hätte, verlorene Macht neu zu gewinnen?» Unter diesem Motto stand nicht nur das Verständnis für die deutsche nationalistische Politik, sondern auch die Sympathien für Mussolini. Sein Werdegang, ausführlich aufgezeigt in einem Leitartikel, erfährt eine positive Würdigung. «Mussolini ist ein Phänomen, wohl mehr Phänomen als grosser Mann mit bleibenden Werken.» Als «aussergewöhnliche Gestalt der Nachkriegszeit ragt er weit hinaus über Poincaré, Herriot, Mac Donald oder Stresemann». «Weltgeschichte aber wird er nicht machen, (...) und hoffentlich wird er nicht lächerlich werden».[306] Diese Einordnung, vor allem die hohe Einschätzung Stresemanns, lassen Toleranz für deutschnationale Politik erkennen, ohne dass dies expressis verbis in Kommentaren angemerkt worden wäre.

Das Ausland war bis 1930 vor allem über den Völkerbund, den Haager Gerichtshof und die internationalen Konferenzen gegenwärtig, dazu gesellte sich die offizielle Politik unserer Nachbarstaaten. Das war die Schwäche der kleinen, lokalen Tagblätter. Die Innenpolitik Deutschland kam im Detail nie zum Zuge. Daher war ein Parteiprogramm, wie das des Nationalsozialismus, dieser Leserschaft kaum bekannt. Im allgemeinen Tohuwabohu der Nachkriegszeit wirkte selbst der Münchner Putsch Hitlers 1923 als ein Ereignis unter andern. Die kleine Vertretung der Hitlertrabanten als Opposition im Reichstag bildete eine Splittergruppe unter anderen und war in der Schweiz kaum der Erwähnung wert. Eine der grössten Erkenntnisse des nachgeborenen Lesers damaliger Blätter ist, dass der provinzielle Konsument über das Verbrecherische der neuen Rechtsideologie kaum eine Ahnung haben konnte. Wenn dann 1930 die NSDAP mit 107 Sitzen plötzlich im Reichstag mächtig in Erscheinung tritt, fordert sie auch von der Schweizer Lokalpresse Aufmerksamkeit, plötzlich, unvorbereitet. Doch Sonderegger, 38jähriger Vater zweier Kinder, war infolge einer Blutvergiftung am 29. September 1930 gestorben und konnte diese Wende in der Politik nicht mehr kommentieren. Aus dem Nekrolog erfahren wir, dass er vorher in der eidgenössischen Militärbibliothek, dann im vaterländischen Verband gearbeitet hatte. Das Vaterländische in der Ära Sonderegger war wohl nie so ausgeprägt in Erscheinung getreten, wie im Zusammenhang mit dem eidgenössischen Schützenfest 1924 in Aarau. Die ausgedehnten Reportagen und Ranglisten füllten vom 18. Juli bis zum 6. August jeden Tag zwei Seiten, das heisst weit über die Hälfte des Textteiles. Daneben verblassten und schrumpften alle übrigen Nachrichten und Berichte, selbst das Innenpolitische. Wie hätte damals im «Brugger Tagblatt» das Postulat der Ausbürgerung von Juden im Programm der NSDAP thematisiert werden sollen!

---

[306] BrT, 9. Juli 1921.

Nachdem G. Sommerhalder schon vorher in Vertretung die Redaktion geführt hatte, wurde er ab dem 6. Dezember 1930 offizieller Nachfolger. In seiner Einführung, die eigentlich nicht mehr vonnöten war, bekannte er sich als Mitglied der freisinnigen Partei und betrachtete es als Fügung, dass gleichzeitig der Beginn der Regeneration im Aargau vor 100 Jahren gefeiert wurde. In diesem Geiste, das heisst liberal im wahrsten Sinne des Wortes, beurteilte er die Lage der Schweiz und ihre Politik. Eine Zeitung sollte bilden und erziehen und zur eidgenössischen Selbstbesinnung führen. Einige vaterländische Intellektuelle aus dem Welschland drängten nach einer autoritären Ordnung in unserm Land. Dies sei nicht nötig: unsere Demokratie sei vital, dies sei 1918 bewiesen worden (wohl eine Anspielung auf den Generalstreik). Unsere moralischen Werte genügten, um das popularitätshaschende Treiben gewisser Elemente einzudämmen und die Verpöbelung zu bekämpfen.[307] Deutschland würde «mit gesenktem Panier dem Jahreswechsel entgegengehen». Die Reichstagswahlen, «die einer Partei ungeahnte Erfolge brachten, welche überhaupt kein diskutierbares politisches Ziel ihr eigen nennen kann», müsse erschrecken. Eigenartigerweise war damals die Redaktion des Lobes voll über Österreich, das sich von diesem Geist freihalten könne.

Am 11. September 1931 wurde Sommerhalder erstmals im Impressum als abwesend gemeldet. Diese Bemerkung wiederholte sich in der Folge, dann verschwand sie – ohne je eine Erklärung verlauten zu lassen. Am 1. November erschien erstmals Dr. M. Fischer als Redaktor. Er war es, der am Jahresende eine Betrachtung machte, die Deutschland im Zusammenhang mit der internationalen Lage wieder ins Zentrum rückte. Die neue Kraft im Reichstag und die dortigen Turbulenzen liessen auch keine andere Wahl. Die Schweiz wirke als Banquier Europas und sei daher mit der internationalen Politik engstens verquickt. Als Financier Deutschlands könne die Schweiz nicht wünschen, das dieser Staat bankrott gehe. Ein Absetzen der Reparationszahlungen sei daher zu begrüssen.

Brauner Einfluss?

Schon vor der Ära des Redaktors Max Fischer 1932 zeigte sich das «Brugger Tagblatt» weitgehend immun gegenüber den Einflüssen autoritärer Staatssysteme, vor allem bezüglich der völkischen Propaganda. «Die italienische Situation ist, laut einem Bericht aus Rom, zwar auch kritisch, aber dank faschistischer Disziplin moderater: die Auflösung der andern Parteien genügte, um die allgemein auflösenden Einflüsse zu neutralisieren.»[308]

[307] BrT, 31. Dezember 1930.
[308] BrT, 5. Februar 1932.

«Mussolini hat wenigstens Geist; Hitler verbreitet blosse Platitüden.» Die Hitler'sche Lehre «verurteilt alles, was uns teuer ist» in der Schweiz. In den Bildern aus dem deutschen Wahlkampf wurden die Reden Hitlers breit wiedergegeben, aber auch die Befürchtung geäussert, dass sich aus Hasardeuren eine Partei der Unzufriedenen formieren könnte, die schliesslich zur Macht käme.[309] Einem schweizerischen Nationalsozialismus wurde nicht nur eine Absage erteilt, sondern ihm jede Chance abgesprochen: Die «Schweiz ist einig in der innenpolitischen Ablehnung Hitlers und seiner Gedankengänge für unser Land und Volk. Einig sind die Parteien, die Behörden, die Parlamente, einig ist der Bundesrat in der Auffassung, dass die Nationalsozialisten in der Schweiz nichts zu tun haben.»[310]

Als Hitler, «der Baumeister», im Januar 1933 zum deutschen Reichskanzler aufrückte, da predigte Redaktor Fischer vom sichern Port aus: «Deutschland erwache!» Der Autoritätsgedanke im Nazismus beweise Machtdenken in Reinkultur; es wirke darin weder eine Autorität des Staates, noch Gottes, noch irgend eines Prinzips. Und er zitierte Feuchtwanger über Hitler: «Ein guter Trommler, sonst ein kapitales Rindviech.»[311] Die erste Gefahr für den benachbarten Kleinstaat sah Max Fischer im einsetzenden Flüchtlingsstrom. Die Ausgrenzungen, bewirkt durch das Hitlertum, produziere Flüchtlinge, die materielle Güter in Sicherheit bringen wollen oder Flüchtlinge, die nichts als demagogische Fähigkeiten haben. Beide Sorten seien bei uns unerwünscht. Dennoch gezieme dem Kleinstaat eine diplomatischere Sprache als der Grossmacht. Ausdrücke wie Barbaren, braune Bestien, Bluthunde, Kriegsgurgeln etc., wie sie vom «Freien Aargauer» täglich verwendet würden, erschwerten bloss unsere Aussenpolitik.[312]

Dennoch vermittelte das Tagblatt an drei aufeinanderfolgenden Tagen eine ausführliche Berichterstattung unter dem Titel «Die Judenhetze in Deutschland»,[313] und am nächsten Tag setzte die Redaktion zu einer Meldung der Agentur den Titel: «Der deutsche Judenboykott beginnt». Wenn der «Freie Aargauer» sich darüber beklagte, dass bürgerliche Blätter im Aargau die Verfolgungen im Nazi-Reich ignorierten,[314] so war dies unzutreffend; es war die verhaltene Entrüstung in redaktionellen Kommentaren, die Arthur Schmid nicht überzeugen konnte. Sein Vorurteil, dass bürgerliche Blätter sowieso die braune Gefahr und Brutalität ignorierten und Verfolgungen der Kommunisten gar begrüssen würden, bedurfte schärfster Töne, um abgedämpft zu werden, Dass der Nationalen Front bei ihrer Ver-

---

[309] BrT, 6. und 12. April 1932.
[310] BrT, 17. August 1932.
[311] BrT, 4. Februar 1933.
[312] BrT, 14. März 1933.
[313] BrT, 29./30./31. März 1933.
[314] FA, 8. Mai, 1. Juni, 2. Juni 1933.

sammlung in Brugg nicht das Maul verbunden wurde, nur um die verfassungsmässigen Grundrechte zu wahren und das «Brugger Tagblatt», zusammen mit andern bürgerlichen Blättern deren Manifestation tolerierten, galt dem Arbeiterblatt schon als suspekt.

Redaktor Fischer samt Korrespondent Bader wollten aber über die Inhalte der Frontisten-Reden urteilen und suchten daher die sachliche Auseinandersetzung. Das Vaterländische darin könnte man gutheissen, wenn nicht gleichzeitig die ganze heutige Politik als verkompromisst abgetan und heruntergemacht würde. Das Tagblatt beschwerte sich darüber, dass der Freisinn als Kapitalistenpartei angeschwärzt würde. Dennoch scheint die redaktionelle Kritik an der Judenhetze der Fronten die Ausgrenzung einer wirtschaftlichen Potenz mehr zu zählen als die Menschenrechte: «Wir wissen wohl, dass jeder Appell an den Judenhass in unserem Volk geneigte Ohren findet, weil die Antipathie vielfach tief sitzt.» Aber die Ausschaltung der Juden bedeutete der «Verlust eines unstreitbar aktiven Fermentes von unserem Wirtschaftsleben, und wer dies leugnet, weiss nicht, was Volkswirtschaft ist».[315] Die grosse Fronten-Kundgebung in Brugg fand in Fischers Bericht «Freie Gedanken zur Frontenbewegung» eine ausführliche Kommentierung. «Drei Viertel werden aus purer Neugierde nach Brugg marschiert sein...» «Viele sind enttäuscht wieder zu den Penaten zurückgekehrt», wurde schon am 29. Mai danach berichtet. Dann aber, am 3. Juni, lässt er Argumente sprechen. Nicht die Parteien seien zu kritisieren; die Auswirkungen des Proporzes würden unser System kompromittieren. Hier wäre mit Reformen anzusetzen. Die Anklage an die Adresse von Freimaurern und Judentum würden weit übers Ziel hinausschiessen. Ja, der Arbeiter soll befreit werden! Aber weder rote noch braune Verführer seien dazu imstande. Zum Jahresschluss 1933 bekannten sich Redaktor Max Fischer und Jules Keller, Wohlen, offen zur jungliberalen Bewegung und grenzten sich von den Erneuerern klar ab: «Die Fronten und Bünde haben eine Entwicklung erfahren, die weite Kreise der jungen Generation ein Mitmarschieren ganz verunmöglicht. Dies deshalb, weil Idee und Tat dieser Gruppe den freiheitlich-demokratischen Grundprinzipien, auf denen allein eine kulturversöhnende Schweiz ein Existenzrecht besitzt, widersprechen.»[316] Die Situation im nördlichen Nachbarland disqualifiziert alle Trabanten oder Nazi-Bewunderer in der Schweiz: «Zu Tausenden und Abertausenden wanderten Oppositionelle und Oppositionsverdächtige in Konzentrationslager.»«Alle bürgerlichen Freiheiten ... verschwanden» während des Jahres, und dass die ganze Jugenderziehung in die Hände des Staates gelange, sei vollends unakzeptabel.

---

[315] BrT, 13. April 1933.
[316] BrT, 30. Dezember 1933, «Aufruf an die junge Aargauergeneration».

Damit hatte sich die Redaktion politisch festgelegt; nicht nur Dr. Max Fischer, sondem auch Dr. Lukas Bader, der bei Abwesenheit des Redaktors seit 1933 immer wieder die Vertretung machte oder auch gelegentlich als Berichterstatter wirkte.[317] Als Fischer am 30. April 1935 von seinem Posten zurücktrat, sprang Bader wieder als Stellvertreter ein. Am 1. August 1935 trat Werner Burger mit einem «Wort zum Gruss» die Nachfolge an, kehrte aber am 30. April des folgenden Jahres der Schreibarbeit den Rücken, um sich wider der Musik zu widmen. Bis zum 31. August wirkte Dr. Beer an gleicher Stelle, um dann endgültig Dr. Lukas Bader Platz zu machen, der das «Brugger Tagblatt» für über 30 Jahre prägen sollte. Sein geistiger Habitus war seit Jahren durch seine gelegentliche Mitarbeit bekannt, und als Alleinredaktor bis 1967 bürgte er nicht nur für Kontinuität, sondern auch für einen lautern Patriotismus, wie er 1939–1945 gefragt und vonnöten war. Die meisten Vorgänger hatte ihre Stellung beim Tagblatt nur als Sprungbrett benutzt und verschwanden spätestens nach fünf Jahren wieder von der Bildfläche, Sonderegger war die löbliche Ausnahme. Diese Unruhe hatte nun ein Ende.

Das Brugger-Blättli zwischen den Fronten

Als am 25. März 1950 das «Brugger Tagblatt» das halbe Jahrhundert mit einer Jubiläumsnummer feiern konnte, berichtete der langjährige Redaktor von seiner Arbeit in kritischer Zeit. Vorerst die Stellungnahme «im schicksalsschweren Jahre 1938»: Die Toleranz und die liberale Gesinnung darf uns nicht daran hindern, «all das abzulehnen, was unschweizerisch ist. Darunter verstehen wir nicht nur die totalitären Theorien aus Norden, Süden und Osten, sondern auch das unschweizerische Gebaren innerhalb der Landesgrenzen. Es ist übrigens erfreulich, dass soviel Abwehrwillen, besonders bei der Jugend vorhanden ist. Ein vielstämmiges und vielgestaltiges Volk, wie wir sind, verträgt keine Einseitigkeit. Also gegen Kommunismus und Faschismus, aber nicht nur gegen das eine oder andere.» Dann lehnte Bader aber auch eine etikettierte geistige Landesverteidigung ab, die nur dem Egoismus dient. «Wir wollen nicht Konjunkturpatrioten sein, die nur dann ein Vaterland anerkennen, wenn es ihnen mit Subventionen unter die Arme greift...»

Die Kriegs- und Zensurzeit schilderte Bader im Kapitel «Als Soldat am Redaktionstisch». Die eingekapselte Pressefreiheit machte ihm wenig Mühe, da er seine Arbeit als Militärdienst verstand. Wir haben gelernt, «unsere Zunge zu zähmen, unsere Worte abzuwägen und unser Denken zu kontrollieren». Umso mehr regte er sich auf über die blauen Blätter, die sich

[317] BrT, 13. Februar 1933, 12. April 1933 usw.

immer an der Grenze des Erlaubten bewegen. Dennoch freute auch er sich auf die Rückkehr zur verfassungsmässig garantierten Pressefreiheit 1945. Die Bemerkungen zum Tage des Waffenstillstandes wuchsen nicht nur aus der Erleichterung heraus, die 2000 Tage leidlich überstanden zu haben; er gedachte auch der Millionen von Deutschen, die nun todmüde «nach Osten und Westen – in die Gefangenschaft!» wandern müssen. «Wo sind sie hin? – die Feldherren und Generäle, die Führer, Reichs-, Gau- und Parteileiter? Verschwunden – verweht!», damals noch nicht wissend, dass sie bald in den Strudel der Entnazifizierung geraten sollten und ihnen zum Teil Zuchthaus oder Strang warteten.



Lukas Bader (1899–1972), langjähriger Redaktor des «Brugger Tagblatts» (Bild: Hans-Peter Widmer).

Bei seinem Abschied vom Redaktionspult, am 31. August 1968, kamen auch die weiteren 18 Jahre zur Sprache. Er hatte in seinen Gedanken «Am Rande» und im «Bildchen des Tages» sich immer wieder in besonderer Weise den Lesern zugewandt. Er berichtete vom unerwarteten Konjunkturaufschwung, in einer Zeit des unbändigen Fortschritts und von der sozialen Unrast, die heute so viele Länder erfasst hat. Dann aber kam er auf die Lage des eigenen Blattes zu sprechen: «Natürlich fehlten auch die struben Zeiten nicht, wenn zum Beispiel parteipolitische Kämpfe und in den letzten Jahren der nie erklärte kalte Zeitungskrieg auszuhalten waren.» Ein Hinweis auf die beengende Lage der kleinen Tageszeitung an der Streitfront von «Aargauer» und «Badener Tagblatt»! Vielleicht ahnte Bader schon damals, dass rund ein Jahr später Zeitung und Verlag vom AT geschluckt würden. Sein junger Mitarbeiter Hans Peter Widmer, der seit 1964 den Chef entlasten durfte, widmete seinem Lehrmeister eine warmherzige Abschieds-Laudatio. Der letzte Redaktor, der zum selbständigen Tagblatt stiess, war dann Ernst Rothenbach. Widmer und Rothenbach sollten in der Folge auch die Lokalredaktion beim Kopfblatt des «Aargauer Tagblatts» betreuen.

Der Übergang am 1. Oktober 1969 verlief nicht ohne Nebengeräusche. Zum einen hängt das Selbstbewusstsein einer Region an ihrem Aushängeschild, dem eigenständigen Tagblatt – und nicht nur am Titel. Zum andern war das Zusammengehen mit dem AT ein Affront gegenüber dem BT. Daher schürte die damalige Badener Forumszeitung diese Unzufriedenheit und den Unwillen der Bevölkerung. Schliesslich betrachtete man dort die Region des aargauischen Wasserschlosses als eigenes Terrain, das weit von Aarau entfernt liegt. Die Ankündigung im «Brugger Tagblatt», dass die geschätzten Abonnenten in Zukunft eine erweiterte eigene Zeitung geboten werde und dies nur auf einer technischen und administrativen Zusammenarbeit mit dem AT-Verlag beruhe, stiess den BT-Leuten sauer auf. «Das Brugger Tagblatt bleibt euses Blatt,» galt in Baden als besondere Provokation. Aber auch Hans Peter Widmer legte die Angriffe des BT auf die Goldwaage und reagierte sehr emotional und angriffig. Einige Titel oder Wendungen seien hier kurz zitiert: «Wer ist unabhängig? Ein Eigengoal des Badener Tagblattes.» «Üble Anschuldigungen und Verdrehungen tiefer gehängt.» «In besagtem Artikel wird zum Beispiel geschrieben, dass es bei der technischen und administrativen Kollaboration – das Wort ist dem Badener Verleger aus den betreffenden Jahren vor und während dem zweiten Weltkrieg bestens bekannt – um mehr gehe, nämlich um eine Todesanzeige für das Brugger Blättli. Wie despektierlich man in Baden über unser Blatt redet!» Der Nekrolog, den man in Baden verfasst habe, sei gehässig, Man merke, dass eigentlich die Geburt eines starken, neuen «Brugger Tagblatts» zu feiern wäre. Und dies missfalle.[318]

[318] BrT, 27. September 1969.

Tatsächlich müsste man in der Fachsprache das «Brugger Tagblatt» nach 1969 als Kopfblatt des AT bezeichnen, auch wenn der Lokalteil tatsächlich für diese Region gegenüber früher kaum verkleinert wurde. Von 1969 bis zur Fusion der beiden grossen Tageszeitungen 1996 zierte der alte Titel noch diese Splitausgabe. Dann aber wurde nicht nur dieser Name, sondern auch die journalistische Sonderbehandlung des Bezirks Brugg zu einem Stück Geschichte.[319]

Die «Neue Aargauer Zeitung»

Weder rechts noch links: vorwärts!

Am 21. Dezember 1912, also kurz vor der Erneuerung der Jahresabonnemente, erschien die erste Nummer der «Neuen Aargauer Zeitung», darauf ausgehend, dass 8200 Bezüger neu akquiriert oder den andern Zeitungen entzogen werden könnten. Das Angebot erwies sich als erstaunlich: ausser der vierspaltigen, grossformatigen Tageszeitung von acht Seiten, wurde ein mehrseitiges «Illustriertes Sonntagsblatt» wöchentlich, und eine historisch-literarische «Aargauer Chronik», monatlich, versprochen. Hinter der «radikal-fortschrittlichen Vereinigung» standen offenbar Leute, die dem Unternehmen Rückhalt und Sicherheit garantierten; die vielen grossformatigen Inserate würden dasselbe bezeugen. Oder nach eigenem Zeugnis: Dass eine «gesunde Finanzierung vorgenommen werden konnte», verdanke die NAZ der Genossenschaft Gleichgesinnter, die mit je 50 Franken den erfolgreichen Start sicherten.

«Was wir wollen?, zu einer Zeit, da der Staat in schwierigster Lage ist und ein Grossteil der aargauischen freisinnigen Zeitungsorgane missmutig dem Fortschrittsgedanken im Aargau den Tod oder doch einen längeren Schlaf angesagt hat?» Die NAZ möchte dazu den alten Leitspruch Augustin Kellers hochhalten: «Nur immer vorwärts, Freunde!» Und das Geleitwort führte weiter aus: Die Spaltung in der «einen, einigen(!) und unteilbaren» Partei müsse überwunden werden, auf dass die Bündnispolitik der katholisch-konservativen Partei nicht mehr die Situation ausnützen könne, die letztlich auch sie selber kompromittiert. «Nicht Krieg und Spaltung also bringen wir in die freisinnig-demokratischen Partei»; wir vollbringen die

[319] Liste der Redaktoren: P.K. Scholer (1898 (bis 1900 Hausfreund)–20. Mai 1911), H. Aellen (15. Juli 1911–1. März 1912), J. Frey (1. März 1912–30. September 1918), H. Siegrist (1. Oktober 1918–31. Juli 1920), F.W. Konrad (1. August–31 Dezember 1920), A. Lory (1. Januar 1921–30. Juni 1924), Dr. V. Sonderegger (1. Juli 1924–30. September 1930), G. Sommerhalder (1. Oktober 1930–30. September 1931), Dr. M. Fischer (1. November 1931–31. Mai 1935), W. Burger (1. August 1935–30. April 1936), Dr. O. Beer (1. Juni–31. August 1936), Dr. L. Bader (1. September 1936–31. August 1968), H.P. Widmer (3. Januar 1964–zum AT), E. Rothenbach (Dezember 1968–zum AT).

«umfassende Arbeit der Sammlung». Die tonangebende Politik des Bezirks Aarau in der kantonalen Partei sei verspielt worden durch die beiden kantonalen Blätter der aargauischen Residenz, die in gewohnter Übereinstimmung die Meinung vertreten, dass Stillstand, ja gar Rückschritt das Losungswort sei. Die Perspektive Allemanns, dass die Provinz sich von Aarau gelöst habe, geht von der Annahme aus, dass im Aargau vor 1912 so etwas wie Zeitungen von kantonalem Zuschnitt existiert, und diese Blätter durch das abschätzige und höhnische Wesen der Massgebenden ihre Rolle verwirkt hätten. Nun kommt die Neue und übernimmt diese Aufgabe. Der Aarauer Standort vernebelte Hermann Allemann die Sicht.

Die äusseren Bezirke müssten wieder mit den Freisinnigen des mittleren Aargaus zusammenwirken, ist eine derart schiefe Optik, dass das geplante Unternehmen kaum ein Erfolg werden konnte. Einen aargauischen Zentralismus hat es weder partei- noch pressepolitisch je gegeben. Schon für Brugg oder Lenzburg gilt der Bezirk Aarau ebenso als Grenzregion wie Zofingen oder das Freiamt. Der Begriff Residenz ist im Aargau immer nur ironisch verwendet worden. Somit konnte die «Neue Aargauer Zeitung» nur ein zusätzliches Angebot sein, ein Sprachrohr der links-bürgerlichen Kräfte. Da der alte Keller am Rain mit seinen Nachrichten diese Aufgabe nicht mehr wahrnehmen konnte, weil seine Glut erloschen war, wollte die Neue unter jugendlich-stürmischer Leitung früher oder später deren Platz einnehmen und sie überflüssig machen. Aber die NAZ wird ebensowenig zum kantonal aargauischen Organ werden, als irgend ein Blatt vorher, weil dies dem Wesen des Aargaus zu widersprechen schien.

Der Leitartikel der Nummer 5 der NAZ (27. Dezember) wird, unter dem Titel «Tartüferie» zur eigentlichen Abrechnung mit den Nachrichten. Das Kellerblatt drehe nun alles um, nachdem es ihm nicht gelungen sei, den fortschrittlichen Parteipräsidenten Nationalrat Hunziker von Zofingen zu stürzen und damit die Partei zu dominieren. Dieser habe mit «persönlichen Unterhandlungen mit dem Verleger Keller» versucht, die «Aargauer Nachrichten» «die vom Organ der radikalen Parteirichtung zu einem Familienblatt geworden sind, durch Erwebung ihrem Zweck wieder zurückzugewinnen». «Zwei Glieder der Familie Keller, Herr Landammann (Emil Keller) und Herr Fürsprech Dr. Keller in Brugg, die beide unter dem Odium der Familiendynastie wohl unverdientermassen zu leiden haben, schienen denn auch mit der Abtretung des Blattes zu sympathisieren. Aber der Wille zur Macht hat im Familienrat die Oberhand gewonnen.» Man wolle seitens der NAZ von nun an die Nachrichten nach Möglichkeit rechts liegen lassen. In der gleichen Nummer wurde bekanntgegeben, dass schon über 150 NAZ-Genossenschafter ihren Beitrag einbezahlt hätten und damit eine Druckerei mit einer Doppelschnellpresse eingerichtet werden könnte. Der Vorstand bestehe aus Dr. E. Wildi, Zofingen; Fabrikant C. Attenhofer, Zurzach und Dr. Roman Abt, Wohlen.

Von rechts liegenlassen finden wir in der Folge keine Spur. Die aargauische Innenpolitik wurde weitgehend von den Streitereien im Freisinn bestimmt. Schon am 28. Dezember 1912 erlebten die verflossenen Ständeratswahlen eine Wiederaufbereitung in einem Leitartikel. Die Grundsatzpolitik stehe der Personenpolitik entgegen. Die Linksfreisinnigen (Rheinkreis-Freisinnige) würden seit der Fusion 1894 dauernd übergangen, auch wenn sie an kantonalen Parteitagen jeweilen Mehrheiten erzielten. Am 4. Januar 1913 wurde das «Aargauer Tagblatt» mit einer Anklageschrift bezüglich Tartüferie den Nachrichten gleichgestellt, und in den folgenden Monaten erschien ungefähr jede Woche einmal ein Grundsatzartikel, der die echt freisinnige Politik von der Keller'schen Familienpolitik abgrenzte. Die Gründung der freisinnigen Vereinigung Aarau, eine Sammlung der konservativen Kräfte in der Partei, verstärkte die Spaltungstendenz und bereitete die Grossrats- und Stadtratswahlen vom März 1913 vor. Der Kandidat der Fortschrittlichen in Aarau, Hengherr, erhielt im «Aargauer Tagblatt» weder Raum für Einsendungen noch für Inserate. Gleiches Verhalten zeigten die Nachrichten, und Allemann überliess diese Zeitung, «welche trotz ihres Rutsches nach rechts offenbar den ihnen angenehmen Platz an der Seite des Aargauer Tagblattes noch nicht haben finden können, ihrer Täubi.»[320] Nach einem Jahr sozialliberaler Politik und wiederkehrender Standpauken, adressiert an die pressepolitischen Gegner derselben Partei, charakterisierte sich die «Neue Aargauer Zeitung» selber als «frisch, unentwegt und furchtlos», die ehrliche, fortschrittliche Volkspolitik betreibe.[321] «Die Jungen haben sich daran gemacht, etwas am Staatskarren zu stossen», der scharfe politische Wind im Aargau halte die «Zöttelikappen immer in Bewegung», blase «den Puder aus den Perücken» und entferne die «alten Spinnhuppen».[322]

Schon 1913 erlebte die Beilagenpalette eine Erweiterung: neben der Chronik und der Illustrierten Wochenschau erschien monatlich das humoristische Unterhaltungsblatt «Die Salzbüchse». Es hielt sich nur bis zum 4. April 1914. Zum Jahresende 1914 verschwand auch die Chronik, wohl als Sparmassnahme im Zeichen des Weltkrieges. Die Illustrierte Wochenrundschau konnte sich halten, obgleich sie sich als ausländisches Produkt entpuppte. Ein Lapsus bei einer Bildlegende brachte dies an den Tag: «Unsere siegreichen Kämpfe in Belgien» war nicht – wie üblich – im Sinne der schweizerischen Neutralität umgemodelt worden. Die NAZ-Redaktion entschuldigte sich bei der aufgebrachten Leserschaft mit dem Hinweis, dass die technische Produktion der Beilage eben in Düsseldorf erfolge.[323]

---

[320] NAZ, 8. März 1913.
[321] NAZ, 24. Dezember 1913.
[322] NAZ, 27. Dezember 1913.
[323] Das Redaktions- und Verwaltungsbüro der NAZ befand sich seit dem Anfang am Ziegelrain 399 in Aarau.

Was schon zu Beginn des Blattes propagiert worden war, die Totalrevision der Verfassung, wurde im Neujahrswunsch von 1914 zum Programm erhoben. Redaktor Allemann war überzeugt davon, dass grundsätzliche Politik und damit Neuorientierung der Parteien nur über die Gestaltung eines neuen Grundgesetzes in Kanton und Bund möglich sei. Damit würde auch das leidige Taktieren und Paktieren unterschiedlichster Gruppierungen hintertrieben, das heute die aargauische Politik korrumpiere und die ehrwürdige Staatspartei entzweie. Besonders anstössig war für Allemann das Zusammengehen der Liberalen mit den Katholisch-Konservativen. Tradition und Kulturkampf verbaten solche Konkordate. Und er wusste sich zu rächen: Lugte irgendwann in den Nachrichten wieder der alte Keller des 19. Jahrhunderts aus den Zeilen heraus, so war Allemann der erste, der die Katholiken auf den bösartigen Jesuitenfresser hinwies. Er versuchte, Öl ins Feuer zu giessen. Der alte Keller lasse «den gröbsten Artikel gegen Katholiken abgehen», nachdem die Ständeratswahl seines Sohnes unter Beihilfe der Konservativen gelungen sei. Unter dem Titel «Stinkkutten im Land» verdamme ein Kulturkämpfer alten Stils in den Nachrichten die Kapuziner-Exerzitien. Und das Volksblatt reagierte prompt: «Dem alten Keller ist nichts anzuhaben, der ist eine politische Leiche so wie so. Aber dieser Keller hat Söhne, die ihr Geld im famosen Presseunternehmen ihres Herrn Papa haben und die längst von unserer Seite in aller Höflichkeit gebeten wurden, ihren Vater doch einmal zur Vernunft zu mahnen. Oft versprachen sie's... Das nächstemal werden wir an den Ton ihres Familienjournals gegen uns denken. Die Dynastie Keller, die ihre Throne auf die Trümmer der von ihr verspaltenen freisinnigen Partei aufbaute, (...) kann mit Katholiken nicht machen, was sie will und lassen uns nicht mit nachträglichem Bedauern abspeisen.»[324] Damit war erreicht, was Allemann zur Therapie andienen wollte. Die gelegentlichen Haken, die gegenüber dem «Aargauer Tagblatt» geschlagen wurden, muten daneben harmlos an. Etwa so, wenn sich das Tagblatt über die verspätete Schneeräumung an der Bahnhofstrasse beschwert hatte. Reaktion der NAZ: «Es müssen noch mehr Radikale in den Stadtrat, damit auch vor dem Aargauer Tagblatt der Dreck weggeputzt wird.»[325]

Bis zum Kriegsausbruch bevorzugte die NAZ eindeutig die Innen- und Kantonspolitik. Dem Lokalen galt fast nur politisches Interesse, und das Ausland führte ein Schattendasein. Selbst der Mord von Sarajewo erhielt weder die Ehre eines grösseren Titels, noch einige Zeilen in Fettdruck. Erst der Text des österreichischen Ultimatums an Serbien wurde auf der dritten Seite durch andere Schrift herausgehoben.[326] Am folgenden Tag finden wir auf der Frontseite einen ausführlichen Kommentar «zum österr.-serbischen

[324] AV, zitiert in NAZ, 23. Januar 1914.
[325] NAZ, 27. Januar 1914.
[326] NAZ, 24. Juli 1914.



Maienzug an der Kasinostrasse um 1940 mit dem Haus der «Neuen Aargauer Zeitung» am linken Bildrand (Stadtmuseum Aarau).

Kriegsgespenst». Allemann wollte nicht an einen kommenden Krieg glauben. Am 28. Juli finden wir in derselben Nummer: «Will Russland Krieg?». «Es gibt doch keinen Krieg», «es wird nichts so heiss gegessen...» «Die serbische Grenze überschritten?» Ein dauerndes Lavieren zwischen Friedenshoffnung und der Begründung von Kriegsnotwendigkeit.

Als Krieg und Mobilisierung Tatsache waren, da verdammte die NAZ-Redaktion als erstes jede Gesinnungsneutralität: die Leisetreterei, die es allen Nationen recht machen will, dieses, «um Gotteswillen sagt und schreibt nichts über diesen oder jenen Staat...» «Wer schwiege, der hat kein Blut in den Adern.» Obwohl Allemann nicht zu den Kriegsgurgeln gezählt werden kann und nur zurückhaltend Sympathien zum wilhelminischen Reich dokumentiert, lässt doch die Wortwahl gelegentlich aufschrecken: «Dieses urgewaltige Ringen, ganz Europa in Waffen, ein Völkerkampf um Existenz und Ehre – und wir sollten uns bei jedem Wort, das wir sagen, ängstlich umgucken».[327] Noch glaubte auch die NAZ an einen kurzfristigen Krieg. In einem Fenster warb das Blatt um Abonnenten: dieser interessanten Zeit, in der «die grossen Mittelmächte mit aller Kraft um den Sieg ringen», gebühre das Aufbewahren der Zeitungen als historische Dokumentation.[328] Und zum Jahreswechsel, beim Rückblick, lobte die Redaktion die ungeheure Kampfkraft der Deutschen und liess durchbli-

[327] NAZ, 8. August 1914.
[328] NAZ, 15. August 1914.

cken, «dass Russland einen Konflikt erwartete oder wünschte», dies beweise «seine von langer Hand vorbereitete Mobilisation». Was der Schweiz in dieser schweren Zeit zu wünschen sei? «Ein gesunder nationaler Egoismus!»[329]

Längst war das Weltkriegs-Geschehen an die Spitze der Nachrichten gerutscht, und die Innenpolitik war durchsetzt von offiziellen Verlautbarungen und Militär- wie Versorgungsnachrichten. Trotz klarem Ja zur Landesverteidigung fehlten die Warnungen nie, der notleidenden Bevölkerung zu gedenken und den sozialen Schutz nicht zu vernachlässigen. Die Meldungen aus dem Westen wie dem Osten brachten häufig nichts Neues; der Agentur Wolf wurde offensichtlich mehr Glauben geschenkt als Reuter und Havas, bis 1917 durch die Ereignisse in St. Petersburg ein neues Element ins grauenvolle Einerlei trat. Die Revolution warf erneut die Frage auf: «Krieg oder Frieden?»

Die grosse Hoffnung der NAZ, dass das Ende des Zarentums auch die allgemeine Waffenruhe bringen könnte, ist unverkennbar. Selbst die bolschewistische Machtübernahme im November 1917 erschreckte nicht, da die erste republikanische Regierung am Bündnis mit den Westalliierten festhielt und die Fortsetzung der Kampfhandlungen abzusehen war. Alle Meldungen über die Lenin'sche Revolution waren wohlwollend und den Friedenswillen anerkennend. Brest-Litowsk galt vorerst als Signal zum allgemeinen Friedensschluss, die Entente-Mächte eingeschlossen. Erst im Januar 1918 folgte die Ernüchterung: Lenin erhielt Lob für seinen Frieden um jeden Preis; die ehemaligen Alliierten Russlands empfingen nur Tadel: «Nun, da doch wieder Krieg ist, können Westmächte nicht mehr als Befreier angesehen werden.»[330] Allemann änderte daher 1918 seine Meinung bezüglich der Kriegsparteien nicht; er bleibt gedämpft deutschfreundlich und sei es auch nur, um einen ausgewogenen Frieden einzuleiten.

Ähnlich wie bei andern bürgerlichen Blättern im Aargau bekam die bolschewistische Revolution in Russland erst durch den Landesstreik – und die vermeintliche Korrespondenz mit Moskau – den Anstrich des Bedrohlichen. Trotz Sympathien des «bürgerlichen Linksblocks» für gewisse Anliegen des Oltner Komitees – die Totalrevision der Verfassung und eine Neuwahl des Parlamentes nach Proporzsystem gehörten zum Ideengut der Fortschrittlichen und Demokraten – schockierte die ideologisch getrimmte Weisung, dass die sozialistischen Blätter erscheinen sollten, während die arbeitswilligen Arbeiter der NAZ gezwungen wurden, ihre Tätigkeit einzustellen. Wer die Pressefreiheit derart niederknüppelt, hat die demokratische Legitimation verspielt.[331] Tatsächlich erschien am 13. November nur ein einseitig bedruckter Handzettel, der zur bürgerlichen Protestversammlung

[329] NAZ, 31. Dezember 1914.
[330] NAZ, 7. und 14. Februar 1918.
[331] NAZ, 9. und 15. November 1918.

in Aarau aufrief. Auch die Zeitung des 14. November bestand nur aus der Frontseite der üblichen Zeitung. Schon die Nummer vom 9. des Monates wurde angeblich nur mit Hilfspersonal hergestellt. Es kann daher nicht erstaunen, dass mitten in der Streikphase, am 12. November «Lenins Instruktionen an die Schweiz. Sozialdemokratische Partei» der NAZ als Leitartikel diente, obwohl es sich um eine Zusammenstellung von Zitaten aus früheren Jahren handelte. Der Titel wirkte, und er korrespondierte mit der bundesrätlichen Ausweisung der Bolschewisten, der Botschaftsangehörigen, die am 9. November im Blatte gemeldet worden war.

Dennoch fasste die Redaktion der NAZ schnell wieder Tritt und urteilte sofort nach dem gescheiterten Landesstreik differenziert und einsichtig. Das Oltner Komitee habe der sozialdemokratischen Sache mit dieser Aktion einen schlechten Dienst erwiesen. Man wisse, dass diese polititische Aktion eigentlich auf Frühjahr 1919 geplant gewesen sei. Das Truppenaufgebot des Bundesrates hätte leider die Blitzaktion ausgelöst. Das Oltner Komitee führte sich auf wie eine Nebenregierung, vermochte aber diesen überheblichen Stolz nicht auf das Fussvolk zu übertragen. Damit musste das Unternehmen fallieren. Dennoch sei auch die gute Wirkung des Landesstreiks zu beachten: die Geister seien aufgerüttelt worden; tatsächlich müssten wir alle einen Schritt nach links tun. Mit der Totalrevision würden verschiedenen Anliegen angegangen: die Alters- und Invalidenversicherung, das Frauenstimmrecht, die Tilgung der Kriegsschuld, die Demokratisierung der Armee und die Kürzung der Militärausgaben.[332]

Und bei der Rückblende beim Jahreswechsel meinte Allemann: Der Bolschewismus liege, auch wenn verschiedenen Experimente misslungen seien, in der Zeitströmung. Ihn lächerlich zu machen, das gehe nicht an. Er sei die Reaktion auf Kapitalismus und Imperialismus. Die Bürgerlich-Fortschrittlichen würden nur so weit mitgehen, als dies aus Kulturgründen verantwortlich erscheine. Ohne die Intellektuellen könne kein lebensfähiger Staat geschaffen werden, und ohne Sentimentalität habe kein Staat Dauer. Dem bedrohten Mittelstande, dem Handwerk und Gewerbe, gehöre zur Zeit grösste Aufmerksamkeit.[333] Damit hatte die NAZ zur Politik der Nachkriegszeit klar Stellung bezogen, und das Wort der Redaktion war dem linken Flügel der aargauischen Partei weitgehend auch Programm.

Goldene 20er-Jahre?

Zwischen dem «Aargauer Tagblatt» zur rechten und dem «Freien Aargauer» zur linken Seite, verbrachte die «Neue Aargauer Zeitung» ein unsicheres Dasein. Redaktor Hermann Allemann «hatte es in jeder Beziehung

[332] NAZ, 15. November 1918.
[333] NAZ, 28. und 31. Dezember 1918.

schwerer als seine Kollegen». «Die materielle Basis, auf welcher diese Zeitung beruhte, war gerade noch tragfähig genug, das Dasein zu fristen und die Leser, die sich vornehmlich aus Beamten und Angestellten rekrutierten, Tag für Tag mit den wichtigsten Aktualitäten zu versorgen.» So schilderte der spätere Feuilleton-Redaktor des «Aargauer Tagblattes», Paul Erismann, viele Jahre später jene Zeitung, die ihm die ersten journalistischen Gehversuche ermöglicht hatte.[334] Er verfasste im gleichen Zuge eine persönlich geprägte Dankadresse an seinen damaligen Lehrmeister Allemann, dem nicht einmal die Ehre zuteil wurde, «im Biographischen Lexikon des Aargaus 1803 bis 1957 Aufnahme zu finden, was er wirklich verdient hätte». «Allemannn, ein heissblütiger und kampfgewohnter Solothurner, war ein entsprechend forscher Journalist, dem es nichts ausmachte, seinen weltanschaulichen Gegnern Widerpart zu bieten, was er auch, so lange er im Safte war, mit Schneid besorgte und deshalb von seinen Gegnern entsprechend ernst genommen wurde.» Der «aufrechte und vielbefehdete Mann, verbittert und mutlos geworden», wie ihm scheine, «habe Aarau im Laufe des Weltkrieges verlassen».[335]

Der Erste Weltkrieg war für alle Zeitungen eine harte Belastungsprobe. Dies galt insbesondere für den Neuling. Die Lage der «Neuen Aargauer Zeitung» wurde aber nicht besser, als 1920 auf der rechten Seite des politischen Spektrums noch die Abspaltung der Bauern- und Bürgerpartei erfolgte, zur Linken sich die Kommunisten absonderten. Allemann rückte das «Aargauer Tagblatt» gerne in die Nähe der neuen bäuerlichen Wirtschaftspartei, um im Aargau wieder klare Fronten und feste Lager zu schaffen. Das AT habe «bekanntlich bei den verflossenen Nationalratswahlen 1922 seine Hauptpropaganda für die Bauernpartei und insbesondere Nationalrat Dr. Abt entfaltet». Ähnliches ereigne sich in Brugg. Auf dem Redaktionsbüro im Effingerhof bestehe ein journalistisches Idyll, mehr lustig als tragisch, denn am gleichen Pult gegenüber arbeiteten der Redaktor des «Brugger Tagblattes», freisinnig, und derjenige des «Aargauischen Hausfreundes», Bauernpartei.[336] Dass Redaktor Lory vom «Brugger Tagblatt» im Richtungsstreit zwischen den Flügeln im aargauischen Freisinn eher den Brückenschlag zu den Bauern als zu den Radikalen wünscht und Dr. Abt seine Polemiken auch im Tagblatt unterbringen könne, liesse sich aus dieser Situation bestens erklären.

Persönlich mehr zu schaffen machte Allemann, dass Eugen Keller seinen «Generalanzeiger» nun auch noch politisierte, was man – seiner Ansicht nach – bei einem Gratis-Inseratenblättchen eigentlich vermeiden sollte. Und auch dieser neigte eher zur Bauern- und Bürgerpartei, und er sorge sich nur vordergründig um die Lage der Freisinnigen, jener Partei, der er in frü-

[334] AT 12. Juni 1972, 125 Jahre AT.
[335] Allemann hat den Aargau vor dem Zweiten Weltkrieg verlassen.
[336] NAZ, 17. Juni 1922.

heren Zeiten zugunsten Keller'scher Sesselpolitik Rückenschüsse verpasste.[337] Damit begannen offenbar halbvernarbte Wunden wieder zu bluten an. Er hiess Eugen Keller einen «politischen Reklameschreier». Die «Schweizer Freie Presse», Baden, frühere Mitstreiterin auf der demokatisch-radikalen Linie, das «Streitrösslein» des «Idealpolitikers Jäger», ging durch Verkauf in die «wirtschaftliche Unabhängigkeit».[338] Nachdem bekannt wurde, dass Dr. Abt seine Finger im Spiel um dieses Presseorgan hatte, sind die Polemiken der Freien Presse als das zu würdigen, was sie sind – Artikel aus parteigegnerischen Küche![339] Kurz: Durch die Aufgliederung des Parteienspektrums rechts entstand dort ein Gedränge, und die «Neue Aargauer Zeitung» wurde weiter nach links gestossen.

Dies wiederum zwang Allemann, eine scharfe Abgrenzung zu den Sozialisten zu vollziehen. Die Gefahr eines bolschewistischen Umsturzes in Italien nach dem Ersten Weltkrieg[340] machte es der NAZ leicht, das Zerstörungswerk des Kommunismus im Süden als direkte Bedrohung schweizerischer Existenz (Handelswege) darzustellen.[341] Moskowiter, dort wie hierzulande, bildeten die grösste Gefahr. Aber – dies ist wieder typisch für Allemann – bei den Kommunisten weiss man wenigstens, wer sie sind. Der Parteitag der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz 1920 habe aber gezeigt, dass die Opportunitäts-Revolutionäre dort, trotz Abspaltung, immer noch das Sagen hätten. Die Diktatur der Proletariats sei nicht aus dem Vokabular gestrichen worden.[342] So würden sich alleine die fortschrittlichen Demokraten als Sozialreformer betätigen, und dies rechtfertigte seinen eigenen Kampf mit der Feder. «Im heutigen Geisteskampf um eine neue Staats- und Gesellschaftsordnung» bedeute das Mittel der Presse alleweil Macht,[343]war seine Meinung, und diesem Ringen opferte er gerne den Einsatz an Zeit und Kraft.

Dabei erwies sich Allemann keineswegs als stur. Als echter Liberaler war er fähig, den Vortrag von Hermann Greulich in Baden lobend zu kommentieren; und als er, nach dem Tode Lenins, dessen Wesen und Werk gerecht werden wollte, machte er die historisch träfe Bemerkung: «Wir leben noch zu nah in der Zeit der sozialen Umgruppierungen, als dass die Persönlichkeit Lenins objektiv gewürdigt werden könnte.»[344] Wenn die Beamten- und Angestelltenpolitik der «Neuen Aargauer Zeitung» oder ihres Chefs im Grossen Rat nicht ganz mit der Gewerkschaftslinie korrespondierte, dann musste Allemann die Kritik seines Widersachers Arthur Schmid im «Freien

[337] NAZ, 7. Juli 1920.
[338] NAZ, 20. Dezember 1922.
[339] NAZ, 30. Dezember 1922.
[340] NAZ, 24. Juni 1920.
[341] NAZ, 24. Juni 1920.
[342] NAZ, 16. Dezember 1920.
[343] NAZ, 18. Dezember 1920, Abonnementseinladung.
[344] NAZ, 23. Januar 1924.

Aargauer» parieren, ohne dass ein späteres Zusammenspannen bei anderen Sachfragen in Zukunft verbaut würde. Eine ständige Gratwanderung! Allemann behauptete, dass der Grosse Rat an Ansehen eingebüsst hätte, seit der Proporz die Stellung der Sozialdemokraten verstärken konnte. Es liege aber nicht an den Personen, sondern an der Politik, die von ihnen betrieben werde. Die politischen Windmühlen werden dauernd in Gang gehalten, und aus allem und jedem Kapital geschlagen, nur um präsent zu scheinen.[345] Immerhin: Einen Feind konnten die beiden Linksblätter fast immer gemeinsam angehen, Dr. Laur, der Bauern-Lobbyist. Ob Getreide- oder Milchpreis, seine Lohn-Preisvorstellungen stachen gleicherweise in die Nase. Laur betreibe genauso Klassenpolitik wie die Kommunisten.[346] Mit dem Artikel «Der drohende Bauernpolitiker und die grün-rote Allianz» unterschob Allemann Dr. Laur gar opportunistische Spaltungstaktik, nur um seine wirtschaftlichen Bauernanliegen unter Dach und Fach zu bringen.[347]

Zum Jahresende gedachte der Gründer und Chef des Blattes immer wieder der grossen Zielsetzung seiner Medienarbeit, nämlich dann, wenn den Abonnenten die weitere Zustellung der NAZ schmackhaft gemacht werden musste. Dann begnügte er sich nicht mit blossen Aufrufen, sondern verbreitete eine Art Grundsatzerklärung. Eine Wende bedeutete die Betrachtung Ende 1924. Der Aufbruchstimmung nach dem Kriege folgte damals die Enttäuschung. Allemann sah das Ende der Friedensgarantien herannahen. Die Kriegsmöglichkeiten seien grösser geworden. «1924 schliesst auf der ganzen Linie mit einem moralischen und sachlichen Defizit.»[348] Nicht zuletzt gründeten diese pessimistischen Prognosen in den faschistischen Umtrieben in den Nachbarstaaten. Die «Neue Aargauer Zeitung» zeigte keine zwiespältige Haltung zu Mussolini und dem italienischen Faschismus. Aber Allemanns Zeitung fehlte jene sensible Ernsthaftigkeit, die den «Freien Aargauer» auf diesem Sektor auszeichnete. Die theatralische Kulisse, die den Duce und seine Bewegung umgab, erlaubte auch einmal schmunzelnde Ironie. Arthur Schmid beachtete mehr die Programme; Allemann den äusseren Aufzug. Auf Mussolini und seine Trabanten wurde man in der Schweiz vor allem aufmerksam, als die Schwarzhemden aus Como und Varese nach Mendrisio zogen, um auf fremden Territorium ein Denkmal einzuweihen, das patriotisch-italienisch ausgerichtet war. Das nationalistische Getue beleidigt das schweizerische Staatsbewusstsein. Als Antwort auf die Berner-Proteste folgte dann die Anklage an die helvetische Sprachmehrheit, das Tessin germanisieren zu wollen. Die Zeitung «Ambrosiano» aus Mailand versuchte, eine Irredenta-Bewegung auszulösen. Das

[345] NAZ, 25. Januar 1926.
[346] NAZ, 31. Januar 1924.
[347] NAZ, 6. Januar 1926.
[348] NAZ, 31. Dezember 1924.

Trommelfeuer der hiesigen Presse veranlasste Mussolini, sich von der Aktion zu distanzieren. Damals reagierte die bürgerliche Presse der Schweiz, so auch Allemann, bloss auf die Untaten einer ausländischen Partei, denn der Faschismus verkörperte erst nach dem 30. Oktober 1922 den Staat. Am 21. Dezember behandelte Allemann das neue Italien unter dem Titel «Das Mussolinisch regierte Italien». Viele hätten erwartet, dass der Duce als Ministerpräsident, im Besitze der legitimen Regierungsgewalt, sich dem bestehenden Staat ein- und anpasse. Das Gegenteil sei geschehen: Er habe den Staat sich selber angepasst. Doch: Unruhen und Unsicherheit hätten nicht zugenommen. Im Gegenteil! Mit dem Stolz und dem neuen Bewusstsein hätten auch Sauberkeit und Pünktlichkeit Einzug gehalten. Mit der neuen Ordnung sei die kommunistische Machtübernahme verhindert, Italien stabilisiert worden. Was wollte man in der Schweiz noch mehr? Die Nachrichten über das neue Italien versiegten.

Dann der Mord an Matteotti! Auf die Trauerfeierlichkeiten und Ehrungen folgten die Anklagen. Die Regierung wurde verantwortlich gemacht. Dem neuen Geist schenkte nun auch die bürgerliche Presse der Schweiz mehr Beachtung. Allemann erklärte, dass er das Wiedererwachen der politischen Opposition in Italien begrüsse. Der Duce sei von düsteren Männern umgeben. Mussolinis System habe durch Mord selber einen lebensgefährlichen Stoss erhalten. Das Gegenteil wurde wahr: Das System verdichtete sich zum Einparteienstaat. Und die Schweiz musste erkennen: «Der Faschismus ist seinem Wesen nach imperialistisch und expansiv.»[349] Das schweizerische Militärbudget müsse der Unklarheit der Aussenpolitik unserer Nachbarstaaten Rechnung tragen, meinte die NAZ. Der Faschismus sei eine «Krankheitserscheinung der Nachkriegszeit». Solange die internationale Zusammenarbeit nicht ausreiche, die wirtschaftliche Lage Italiens ins Lot zu bringen, sei die Schweiz als Nachbar gefährdet.[350] Als Mussolini im Januar bombastisch 1926 zum Jahr des Schweigens erklärte, da ernsthafte Arbeit durch Reden nur behindert werde, da konnte es Allemann nicht lassen, mit Augenzwinkern fleissig von Duce-Brandreden zu berichten.[351]

Um so ernster nahm die «Neue Aargauer Zeitung» seit Beginn das barbarische Treiben im nördlichen Nachbarland. Zwar wurde auch hier das Programm kaum zu Kenntnis genommen und analysiert, doch die Aktionen, die daraus resultierten, schreckten auf. Unter dem Titel, «Die rechtsradikale Hetze gegen Hindenburg» sei im völkischen Blatt «Hakenkreuz» bewiesen worden, dass Hindenburg – im Gegensatz zum reinen Germanen Ludendorff – nur ein Slawe sei. Denn deutsch könne nicht sein, wer einen Locarno-Pakt unterzeichnet; er wird automatisch zum «Judendiener».

[349] NAZ, 19. Januar 1926.
[350] NAZ, 19. Januar 1926.
[351] NAZ, 26. Januar 1926.

«Gewiss sind derartige Äusserungen nur noch pathologisch zu verstehen. Aber sie sind Symptome des Grades der Vergiftung», ergänzte damals Allemann mit viel Einsicht. Noch war die Hitlerbewegung erst eine extreme Kleinpartei, dennoch wurde deren Treiben viel aufmerksamer nachgezeichnet, als dies beim italienischen Faschismus geschehen war. «Hitler, der deutsche Mussolini!» Und es wurde sein Wiedererscheinen auf der politischen Plattform nach dem Löwenbräukellerputsch mit Argwohn verfolgt. Denn nun versuchte er sich ein klassisches Mäntelchen umzuhängen: er trat in Weimar vor dem Denkmal Goethes und Schillers auf. Doch welch ein Gegensatz! urteilte der Redaktor. Seine Trabanten veranstalteten wüste Exzesse, Trunkenheit und Zechprellereien waren in Weimar an der Tagesordnung. Die Gefolgschaft Hitlers sei ein eigentliches Lumpenproletariat. «Der organisierte internationale Gegenterror aller helleren Köpfe ist fällig...», meinte die NAZ, verschweigend, was bereits im Parteiprogramm eigentlich als Anstiftung zum Verbrechen bezeichnet werden müsste.

Hermann Allemann war schon durch sein grossrätliches Engagement mehr der aargauischen Kantons- als der Aussenpolitik zugetan. Die «Neue Aargauer Zeitung» trug ihren Namen zu Recht. Raummässig war das Geschehen nur Staffage zur Arena, in der die dramatischen Szenen eidgenössischer und kantonaler Politik ausgetragen wurden. Die Idee einer selbständigen aargauischen Elektrizitätspolitik ohne Nordostschweizerische Kraftwerke beflügelte den Chefredaktor mehr als jene Neuerungsvisionen, die – angeblich oder wirklich – die jungen Geister in ganz Europa erfüllten und verwirrten. Dabei ist ihm zugute zu halten, dass er, mindestens zeitweise, die Redaktion im Alleingang bewältigen musste. In den Sommerferien erschien jeweilen als Verantwortlicher «i. V. Dr. E. Kleinert» im Impressum, was nicht heisst, dass der Vorgenannte ständig im Redaktionsbüro tätig war.

Die NAZ erwies sich allgemein als eher geizig mit internen Mitteilungen. Klar ist, dass 1922–1924 Dr. Kurt Schenker neben Allemann als verantwortlich zeichnete. Er dürfte von Paul Künzli abgelöst worden sein, der sich zum Jahresende 1928 von der Leserschaft verabschiedet hat und dabei auf fast drei Jahre Tätigkeit am hiesigen Blatt verweisen konnte.[352] Er wechselte zur «Volkswacht am Bodensee» in Romanshorn. Ob die Besetzung der Redaktion wohl nur eine Frage der Finanzen des Blattes war? Kantige Persönlichkeiten wie Allemann zeigten immer etwelche Mühe, andere Götter neben sich zu dulden. Meinungen und Tendenzen eines Blattes sind solchen Leitfiguren daher auch voll anzulasten. Der junge Paul Erismann, später Mitarbeiter, dann Redaktor am «Aargauer Tagblatt», der ihn als gewandter Lehrmeister bewunderte, hatte sicher weniger Mühe, seinen Kurs zu befolgen, als versierte Journalisten, die ihre eigenen Weltschau mitbrachten.

[352] NAZ, 24. Dezember 1928, «Zum Abschied».

Bezüglich der Auswahl seiner Mitstreiter sollte der Meister der NAZ noch einige bittere Erfahrungen machen.

Hitler, eine Witzfigur – Stalin, ein Irrer ?

Um 1930 war das «Tägliche Anzeigenblatt für Aarau und die Mittelschweiz», wie das Blatt im Untertitel hiess, etabliert und weitgehend das persönliche Werk Allemanns. Entsprechend des Haupttitels wurde der Rubrik Aargau die grösste Aufmerksamkeit zuteil. Der Auslandteil «Vom Tage» war nur eine kurze selbstredigierte Übersicht, dazu gelegentlich ein eingekaufter Aufsatz oder ein Mitarbeiter-Artikel. Eidgenossenschaft, das heisst die Bundespolitik, füllte ca. eine Spalte, gleicherweise der Abschnitt Kantone. Nur selten, gelegentlich am Samstag, erlaubte der Inserateneingang ein zweites Blatt; die vierseitige, vierspaltige, grossformatige Zeitung mit einer Inseratenseite war die Regel. Der Roman «unter dem Strich» auf der Frontseite ergänzte das Erscheinungsbild: eine ordentliche, kleine Tageszeitung. Die feuilletonistische Beilage «Das interessante Blatt» ergänzte das Angebot an die Abonnenten. Nationalrat Hunziker blieb weiterhin diesem Presseorgan zugetan und bedachte es mit Artikeln zur Bundespolitik, wie jene Seiten über Landesverteidigung» im Juli 1930, die sich über mehrere Nummern hinwegzogen. Die einstige beschränkte Sympathie zum Staatsmann Lenin übertrug sich in keiner Weise auf dessen Nachfolger. Stalin wurde nicht nur als Diktator beschimpft, sondern gar mit beleidigenden Attributen bedacht. Ungeniert titelte Allemann: «Ein geisteskranker Staatenlenker und seine Meute.»[353]

Die Entwicklung im Deutschen Reich war das Hauptthema der Meldungen in der Auslandspalte, ebenso der gelegentlichen kommentierenden Beiträge. Die wiederkehrenden Neuwahlen erfüllten den Redaktor mit Sorgen. «Die Extremisten sind obenauf gekommen», meldete er am 16. September 1930. «Hitler hat die bürgerliche Front eingedrückt.» Aber auch der Vormarsch der Linksextremen sei bedenklich. «Die Grundstimmung der deutschen Volksseele ist heute dumpfe Verzweiflung.» Noch wirkt das Urteil über Hitler keineswegs schroff, sondern gedämpft abwartend. «Hitler ist ein Idealist, ein Phantast.» Er hat sich vom Anstreicher empor gearbeitet und will der Cromwell Deutschlands sein. Er wird aber keine konservative Revolution in Deutschland machen. Dem Führer der NSDAP wird offenbar mehr Maulheldentum als wirkliches Tun zugetraut, daher die uns Heutige überraschende Gelassenheit. Ins gleiche Kapitel gehört die Kritik an Frankreichs Aufrüstung. Sie wirke provokativ und wachse aus einer Panik heraus. Deutschland sei total ungefährlich. Selbst Hitler betone, dass die National-

[353] NAZ, 15. Juli 1930.

sozialisten nur Revolutionäre des Geistes seien.[354] Allemann glaubte solchen Beteuerungen mehr als den geplanten progammatischen Aktivitäten, die daraus folgen müssten. Oder war er darüber nicht informiert? Hat er Ideologie und Richtlinien der NSDAP gar nie zu Kenntnis genommen? Die Rückblende am Schlusse des Jahres verströmte jedenfalls einen ungebrochenen Optimismus: Die Zukunft gehört dem sozialen Liberalismus.[355]

Selbst als die «Neue Aargauer Zeitung» 1933 verkünden musste, Hitler Reichskanzler, kennt Allemann noch keine Furcht: Obwohl er inzwischen die NSDAP als gewissenlose Bande erfahren hatte, sieht er Hitler mehr als Witz- denn als Hitzfigur. Aussenpolitisch sei er überzeugt davon, «dass Hitler nicht daran denke, Deutschland zum Austritt aus dem Völkerbund zu bringen».[356] «Hitler, der Herold des dritten Reiches» habe nun die Regierung zu bestellen, dem Vizekanzler von Papen komme dabei die Rolle der Gouvernante zu. Die bisher Ernannten bildeten eine hübsche Gesellschaft, meinte er ironisch. Hindenburg bringe es fertig, «den von Hass zerfressenen nationalsozialistischen Rufer im Streit und Exponenten einer absolut ausschliesslichen Partei zum deutschen Reichskanzler zu berufen». Deutschland werde es nicht erspart bleiben, «am Nationalsozialismus durchzuseuchen».

Die NAZ kritisierte nun wenigstens die neuen Machthaber, die unser nördliches Nachbarland aussenpolitisch destabilisierten und auch uns direkt verunsicherten. Gleiches galt bezüglich des südlichen Nachbarn. Bei der Spitzelaffäre, die das faschistische Italien in der Schweiz auslöste, wurde zwar die Schwäche des Bundesrates kritisiert: «Macht ist vor Recht gegangen!», dies bezeuge die Formulierung auf Verlangen Mussolinis.[357] Doch dem nationalsozialistischen oder faschistischen Getue wurde nur die Angst vor Abhängigkeiten und der eigene Stolz gegenübergestellt, nicht die höheren Werte von Freiheit und Menschlichkeit. Hier erwies sich Allemann lange Zeit auf einem Auge blind. Die Untaten der Stalin-Doktrin wurden gut und klar aufgelistet. Das Schema, dass Antimarxismus in jedweder Form die Schweiz vor Bösem bewahre, spukte auch durch die Redaktionsstube der NAZ. So konnte sich diese Zeitung 1933 nicht mehr für die Ständerats-Kandidatur Killer erwärmen, auch wenn dessen Wahl dem bisher gehegten Demokratieverständnis entsprechen würde. Sie übte, im Gegenteil, starke Kritik an den «bolschewisierten Sozialisten im Aargau», was 1933 allen Erfahrungen widersprach. Dem taktischen Lavieren Arthur Schmids konnte Allemann nichts abgewinnen. Wer gegen Stalin war, musste dies neuerdings bei jedem Satz bekennen. Gleiches von sich bezüglich der «Witzfigur Hitlers» zu verlangen, fiel ihm schon gar nicht ein.

---

[354] NAZ, 17. September 1930.
[355] NAZ, 31. Dezember 1930.
[356] NAZ, 30. Juni 1933.
[357] NAZ, 4. Februar 1933.

Der Fronten-Frühling in der NAZ

Wie in vielen andern bürgerlichen Blättern wurde das fremde Getue und die Harus-Rufe bei der Veranstaltung von Oberstdivisionär Sonderegger und der Führer der Neuen und Nationalen Front gerügt. Der nüchterne Tatsachensinn des Schweizers lasse sich durch solches Gepränge nicht irritieren.[358] Tags darauf wurde Allemann endlich deutlicher; er verliess die ausgetretenen Pfade der Kritik von Äusserlichkeiten. In der Schweiz, Henri Dunant und Pestalozzi verpflichtet, sei kein Raum für Judenhetze.[359] Der «lächerliche Abklatsch des deutschen Vorbildes»[360] und die «unwürdige Kriecherei» eines Theodor Fischers samt dessen Antisemitismus könne nicht goutiert werden.[361] Und damit war Allemann eindeutig und klar positioniert. Am 4. Mai verfasste er eine ausführliche Kritik am Faschismus in der Schweiz. Zwei Tage später erliess die Liberale Jugend der Schweiz an ihrer Tagung einen Aufruf «An die junge Schweiz!», der sich klar von Diktatur und Unmenschlichkeit absetzte.[362] Schon vorher rang sich der Redaktor im Artikel «Sozialdemokratie und Landesverteidigung» dazu durch, die Moskowiter-Panik abzulegen und eine gemeinsame Abwehr des Ungeistes einzuleiten. «Wenn jetzt in der Schweiz nicht alle Anhänger der Demokratie, eingeschlossen die Sozialdemokraten, zusammenstehen, wird auch unser Land von aussen und innen überschwemmt von der faschistischen Sturzflut!»[363]

Daran änderte sich auch nichts, als Eugen Bircher als Gast-Journalist vom Chirurgenkongress in Deutschland berichtete und dabei in hohem Masse politisch wurde: die Deutschen seien mit dem neuen Regime stolzer und selbstsicherer geworden. Das Volk sei wie verwandelt. Die unsagbare Korruption der sozialdemokratischen Partei, «der Staat als Futterkrippe der Bonzen ist heute endgültig zerschlagen». Zwar sei er gegen die Übertragung ausländischer Erscheinungen. Offensichtlich bewunderte er die «Wiederaufrichtung des nationalen Wehrwillens», der in die Aufrüstung ausmünden musste. Die Brugger Versammlung der Fronten, an der auch Eugen Bircher teilnahm, erfuhr nur eine kurze und nüchterne Berichterstattung.[364] Doch die geistige Auseinandersetzung mit den Inhalten der Frontenbewegung füllte vor und nach dieser Kundgebung die Spalten der NAZ. Das «es wird nicht diskutiert» im Programm von Vindonissa, schockierte Allemann derart, dass er ausrief: «Wir fragen uns: Wie lange schauen die Behörden diesen Hetzversammlungen noch untätig zu?»[365]

---

[358] NAZ, 24. April 1933.
[359] NAZ, 25. April 1933.
[360] NAZ, 27. April 1933.
[361] Theodor Fischer: Präsident der Nationalsozialistischen Eidgenossen.
[362] NAZ, 6. Mai 1933.
[363] NAZ, 29. April 1933.
[364] NAZ, 31. Mai 1933.
[365] NAZ, 27. Mai 1933.

Seit dem 7. Mai 1932 wurde im Impressum Herr Dr. H. A. Wyss als zeichnungsberechtigter Redaktor für den Auslandsteil, das Feuilleton und die lokale Berichterstattung genannt. Er hatte schon vorher einige Monate in der Redaktion mitgearbeitet.[366] Ab Februar 1933 aber verschwand dieser Name brüsk aus dem Blatte, ohne dass dazu eine Erklärung erschienen wäre. Am 31. Mai tauchte derselbige Dr. Wyss als Redner neben Rüegsegger im Roten Haus in Brugg bei der Fröntler-Versammlung auf.[367] Ziehen wir die Berichterstattung und vor allem die Bewertungen im Januar 1933 in der NAZ zurate, so steigt die Vermutung auf, dass ideelle Differenzen zwischen den zwei zeichnenden Redaktoren zu einem Bruch geführt hatten. Dr. H. A. Wyss ist wohl identisch mit den Personalien eines Dr. iur. auf S. 372 im Werke von Glaus, «Die Nationale Front». In jener Liste wurden nur ausgewiesene Mitglieder der Nationalen Front auf ihr Herkommen und den Bildungsgang durchleuchtet. Dass er mitten im Teig drin steckte, dürfte auch dadurch bewiesen sein, dass er parallel zur Arbeit an der NAZ für Dr. Oehlers «Monatshefte» Beiträge verfasste.[368] In seiner Studentenzeit gehörte er zum Kreise des «Zürcher Student», der damals ganz im Fahrwasser der Neuen Front segelte.

Erst am 19. August meldete der Verwaltungsrat: «Mit heute zeichnet als verantwortlicher Redaktor Dr. iur. G. Zeugin, der seit Beginn dieses Jahres an unserem Blatte tätig ist.» War man mit dieser Neuerwerbung vom Regen in die Traufe geraten? Mit Zeugin wurde die Auslands-Berichterstattung, vorab jene aus dem nördlichen und südlichen Nachbarlande, keineswegs objektiviert. Im Gegenteil: Zwischen den offenkundigen Sympathien für die Erneuerungen in den betreffenden Staaten und der Ablehnung jeder frontistischen Erweckung des Schweizervolkes im Inland-Ressort lag eine redaktionelle Unvereinbarkeit. Tatsächlich erschien auch Dr. G. Zeugin damals als Mitarbeiter der «Schweizerischen Monatshefte». Obwohl er im April 1934 den Schwenker zu den «Nationalen Hefte» des Dr. Oehlers, das eindeutig zum Markenzeichen der Fronten wurde, nicht mitmachte,[369] so gehörte er 1933 doch noch zum personellen Epizentrum der Erneuerungsbewegung.[370] Schon nach zwei Jahren meldete der Verwaltungsrat: «Mit heute scheidet Herr Dr. G. Zeugin aus unserem Dienste aus, um der Berufung als Redaktor der Neuen Basler Zeitung zu folgen.» Eine vielsagende Berufung! Die «Neue Basler Zeitung» war das frontistische Organ, bei dem der aargauische Kantonsarchivar Dr. Hektor Ammann im Verwaltungsrat sass und das 1939 vom Bundesrat verboten werden musste. So kommt es nicht von ungefähr, dass 1939 Allemann bei seinem Abschiedsgruss und

366 NAZ, 7. Mai 1932, «Interne Meldung».
367 Gautschi, KA, S. 304 und 590.
368 Glaus, Nationale Front, S. 395.
369 Glaus, S. 197.
370 Ein Dr. E. Zeugin, Teufen, ist Unterzeichner der Eingabe der 200, 1940.

Rückblick auf sein Lebenswerk, die NAZ, ausführte: «So hat die NAZ sogar vom Frontenfrühling 1933 einen Gifthauch verspürt» und dabei an die beiden Redaktoren gedacht, die ihn kurzfristig begleitet hatten.

In der Zeit von 1933–1939 erschienen immer häufiger Informationen von jungliberaler Seite, und es ist offensichtlich, dass mindestens einer der Redaktoren dorthin orientiert war. Im Umkreis der Jungliberalen Gruppe an der Zürcher Universität wie in der Stadtpartei, war zwischen 1931 und 1934 die Grenze zu den Fronten nie klar gezogen worden. Die Anliegen, Totalrevision der Bundesverfassung und Erneuerung der politischen Führung im Sinne der Wyss'schen «natürlichen Autorität der Führung und Gefolgschaft»[371] war beiden Bewegungen eigen. Im Aargau setzten sich die Jungliberalen deutlicher von den Fronten ab. Wahlkämpfe liessen kaum mehr zu, von Brückenschlag zwischen getrennten Brüdern zu schreiben, wie dies in Zürich geschah.[372] Die «Neue Aargauer Zeitung« war darauf angewiesen, Hefe im Teig zu sein, ansonsten hatte sie ihre Existenzberechtigung verwirkt. Dem selbständigen Agieren der Jungliberalen Bewegung musste die NAZ als Sprachrohr dienen. Die Mitarbeit von E. B. Gross (-ss) muss daher längst vor 1939, als die Zeitung offizielles Organ dieser Partei wurde, datiert werden. 1947, bei der Umwandlung der NAZ in ein Wochenblatt, schrieb Gross, dass er jetzt im 12. Jahr in der Redaktion arbeite, was bedeutet, in Einsatz kam, auch wenn er im Impressum nicht genannt wurde.

Die eigentliche Zäsur aber erfolgte zum Jahreswechsel 1939/40. Am 30. Dezember musste der Gründer, Hermann Allemann, Verkörperung und Seele des Blattes, nach 27 Jahren verabschiedet werden. Gross, sein Nachfolger als Chefredaktor, bezeichnete ihn nicht nur als grossen Könner im Journalismus, sondern auch als Spezialisten in sozialpolitischen Fragen. Die berufliche Veränderung führe ihn zum «Landboten» nach Winterthur. Dass Allemann mit Wehmut sein Lebenswerk in andere Hände legte, lässt sein Abschiedswort vermuten. Zum letzten Mal habe er an einer Sitzung des Grossen Rates teilgenommen, dem er seit 1926 angehört habe. Als Solothurner sei er in die aargauische Politik eingestiegen und habe sich durch Presse und Parlament immer mehr mit diesem Kanton identifiziert. Am 27. Dezember 1937, anlässlich des 25jährigen Geburtstag der NAZ, hatte er Kämpfe und Erfolge des radikal-demokratischen Flügels der freisinnigen Partei aufgelistet. Sie sind praktisch deckungsgleich mit der Politik Hermann Allemanns. Dass die NAZ wiederum die linke Seite des Freisinns markiere, nun aber als Blatt der Jungliberalen, vermag zwar etwas zu trösten. Dennoch will er sich offenbar nicht ganz in den Dienst dieser Bewegung stellen und überlässt das Steuer Gross und den neuen Besitzern.

---

[371] Monatshefte, zit. in Glaus, S. 52.
[372] Bis 1940, nach Glaus, S. 272.

Organ der Jungliberalen

Das Blatt nannte sich auch 1940 «Freisinnig-demokratisches Organ für den Kanton Aargau». Aber im Programm «Unsere Aufgabe» wurde der neue Chef deutlich: «Wenn die aargauische Jungliberale Bewegung sich entschlossen hat, über die NAZ intensiver als bisher in die politische Diskussion einzugreifen und an der Bildung der öffentlichen Meinung teilzunehmen, so geschieht es nicht deshalb, damit ein neuer Hecht im Karpfenteich der Parteien nach Beute schnappt, sondern aus dem Gefühl der Mitverantwortung um die Zukunft.» Und es erschien am 2. Januar 1940 erstmals der Name E. B. Gross im Impressum, wenn gleich sein Zeichen lange vorher schon die Beiträge markiert hatte.

Es war kurz vor dem Zweiten Weltkrieg, als die Jungliberalen an die Stelle des radikalen Flügels der freisinnig-demokratischen Partei traten, aber ganz eigenständig Politik betrieben. Daher benötigte man ein eigenes Presseorgan. Das Zauberwort hiess damals: Neues Europa. Eine heimtückische Idee, solange sie mit deutscher Vorherrschaft und faschistischem Führerstaat verbunden wurde. Ein neues europäisches Lebens- und Selbstgefühl sollte eine Chance haben, aber ohne Zwang.[373] Finnlands Freiheitskampf gegen die sowjetische Übermacht, aber auch die Verhaftung von Oberst Fonjallaz als Spion, markierten die Gefahren, die jedem Kleinstaat drohten. Als der Bundesrat das Buch von Rausching, «Gespräche mit Hitler» aus Sorge um die völkerrechtlichen Beziehungen verbot, da begehrte die NAZ auf und bewies mehr Liberalität und Unerschrockenheit als zum Beispiel das «Aargauer Tagblatt», das die bundesrätliche Weisung verteidigte.[374] «Das ist nicht nur ein Müsterchen, sondern ein Muster von journalistischem Verantwortungsbewusstsein, auf das sich das A.T. schon etwas zugute tun darf», kommentierte Redaktor Gross ironisch die Leisetreterei.[375]

Ab 10. Mai 1940 führte das Blatt erstmals den Untertitel: «Demokratische Tageszeitung für den Kanton Aargau». Der neue Name am Vortage des deutschen Überfalls im Westen war mehr als eine Parteimarke: in einem Umfeld von diktatorischen Manifestationen wurde damit schweizerische Eigenart demonstriert, genauso wie der Landigeist dies begründet hatte. In vielen Äusserungen, ja selbst in der Wortwahl blitzte diese Eigenheit auf. Bis zum Kriegsende vermochte sich die Zeitung zu halten, obwohl normalerweise nicht mehr als eine halbe Seite Inserate akquiriert werden konnten. Am 8. August 1946 kam das Aus für die Tageszeitung. Redaktor Gross bekannte in seinem Rückblick, dass die Zeit, in der das weltanschauliche Element die Politik bestimmte, vorüber sei; Parteien hätten sich vermehrt

---

[373] NAZ, 2. Januar 1940.
[374] Kreis, Zensur und Selbstzensur, S. 140, 344 und 375.
[375] NAZ, 17. Februar 1940.

in Interessengruppen verwandelt. Die Weltmacht Radio verwandle zunehmend die Informationsbedürfnisse. Die Tempo-Übermittlung der Nachrichten sei nicht mehr Sache der Presse, umsomehr aber die sorgfältige Kommentierung. Daher müsse die NAZ zum Wochenblatt werden. Nur sachte konnte mit dieser Argumentation verschleiert werden, dass der Zeitung ganz einfach das Publikum fehlte. Wenn nach einem Jahr schliesslich auch die Wochenzeitung die Segel streicht, so entlarvt sich der wahre Grund des Abbaues.

Die Konzeption der Wochenzeitung war inhaltlich und gestalterisch durchaus attraktiv. Ein modernes Erscheinungsbild, vierspaltig, Antiqua-Schrift, mit vielfältigen Titeln, mit Wechsel der Schrifttypen, Einsprengsel-Texte, die zweispaltig gehalten waren, näherte sich die NAZ auch optisch den gehobenen Zeitschriften an. Obwohl das Experiment gescheitert war, hielten offenbar die Träger an ihrem Konzept fest: ein kommentierendes Wochenorgan wäre im Aargau ein Bedürfnis. Die bedrückenste Erfahrung sei gewesen, den Kreis nicht weiter ausdehnen zu können, da die materielle Unsicherheit, auf der der Versuch fussen musste, bald stark ins Gewicht fiel. Das Blatt schluckte die Überschüsse und zuletzt auch den Zins für die Genossenschaftsanteile (der Druckerei), so dass das Unternehmen keine Reserven bilden konnte.[376]

«Das Verlagsrecht der Zeitung geht auf die neue Gesellschaft über, die es damit in der Hand hat, von diesem Rechte zur gegebenen Zeit wieder Gebrauch zu machen.» So verabschiedete sich der Vorstand der bisherigen Genossenschaft «Buchdruckerei Neue Aargauer Zeitung» von der Leserschaft, noch immer im Bewusstsein, dass zwar das kommentierende Wochenblatt vorläufig zum letzten Mal erschienen ist, dass diese Marktlücke im Aargau früher oder später aber doch noch geschlossen werden müsse.

[376] Schlusswort, 4. Juli 1947.

Die Arbeiterpresse

Der «Freie Aargauer»

Die parteieigene Zeitung

«Die Entstehung einer eigenen Parteipresse haben die Sozialdemokraten einem Streik der Aarauer Typographen zu verdanken. Als 1904/05 im Zusammenhang mit einer Arbeitsniederlegung um die Forderung höherer Löhne und gewerkschaftlicher Anerkennung die Druckereibesitzer der Kantonshauptstadt einzelne Mitglieder der Typographia aussperrten, gründeten diese in der Folge als Genossenschaft eine bescheidene Druckerei, um auf eigene Rechnung zu arbeiten.»[1] «Unter diesen befanden sich die Genossen Hans Küng, Emil Kälin, Moritz Gisler und Robert Birrer.»[2] Ihr Ziel war die Herausgabe einer Arbeiterzeitung. Kälin, Gisler und Birrer zeichneten als Inhaber des neuen Blattes; so vermerkte es das Impressum im Kopf der ersten Nummer. «Am 22. April 1906 ratifizierte eine Delegiertenversammlung der aargauischen Arbeitervereine in Baden den Vertrag, wonach die Aarauer Druckereigenossenschaft Herstellung und Vertrieb eines eigenen Parteiblattes übernahm. Am 1. Mai 1906 erschien unter dem Titel «Der Freie Aargauer» die erste Nummer einer sozialdemokratischen Zeitung, die vorerst zweimal wöchentlich im bescheidenen Umfang von vier dreispaltigen Seiten herauskam.»[3]

Die Druckerei befand sich am Graben (Grabenallee 215) in Aarau. Das Produkt, ein vierseitiges Blättchen, trug oft «eher den Charakter eines grösseren Flugblattes», meinte der Chronist Willi Gautschi.[4] Er urteilte dabei entsprechend der Rückschau der späteren Redaktoren Arthur Schmid[5] und Armin Bolliger,[6] die aus der Position der Glanzzeit des «Freien Aargauers», einerseits das frühe Presseorgan belächelten, andererseits die Pionierzeit von damals verklärt darstellten. Tatsächlich war das Blatt nicht bescheidener als vergleichbare Zeitungen in Aarau zur selben Zeit, zum Beispiel der «Aargauische Anzeiger» Gottfried Kellers, der damals auch zweimal wöchentlich erschien und von gleichem Umfange war. Aber auch die drei Tageszeitungen des Hauptortes hatten kaum das Format, sich mit den traditionsreichen Organen der grossen Schweizerstädte zu messen.

---

[1] Gautschi, KA, Bd. 3, S. 81.
[2] Bolliger Armin, in 75 Jahre FA.
[3] Gautschi, KA, Bd. 3, S. 81.
[4] Gautschi, KA, S. 81. In Wirklichkeit: Die Partei bot nur moralische Unterstützung. Die Defizite wurden von der Druckereigenossenschaft getragen.
[5] 50 Jahre FA.
[6] 75 Jahre FA.

Die Rückblende verzerrte auch die damalige parteipolitische Lage. Trotz deftiger Sprache und ideologischer Wertung entsprach die Analyse durchaus der aargauischen Realität von 1906: «Der einstige stolze Freisinn der aargauischen Radikalen treibt dem moralischen Bankrott entgegen, er ist faul bis ins Mark und unfähig, an der Lösung der grossen brennenden Tagesfragen mitzuarbeiten.» Dieser Satz aus der ersten Nummer des «Freien Aargauers» vom 1. Mai 1906 wurde von den späteren Redaktoren als «kühne Worte in einer Zeit, wo der Freisinn noch allmächtig war», bezeichnet. Zu Unrecht! Die Pressestruktur von Aarau 1906 und die drei um ihr Überleben ringenden Tageszeitungen, entsprechend den verfeindeten Flügeln des liberalen Lagers, zeugen überdeutlich von der Neutralisierung der politischen Macht. Die Allmacht der freisinnigen Partei war lediglich eine statistische Grösse, messbar in Anteilen im Regierungs- und Grossrat. In Wahrheit müsste von Zersetzungserscheinungen gesprochen werden, die geradezu nach einer Sammlung der oppositionellen Kräfte riefen. Das Mittel, das die Zentralisierung der Arbeitervereine schliesslich vollbrachte, war die eigenen Presse.

Dass die einstigen Streikführer und Ausgesperrten in den Spalten ihres Blattes mit Kritik nicht geizten und klassenkämpferisch auftraten, kann nicht erstaunen. Versöhnliche Worte, Ausgleich und Vergleich, lieferte der Grütlianer schon seit Jahren; dasselbe zu bieten, benötigte es keines neuen Blattes. Die harte Arbeitswelt unverblümt anzuprangern, wurde erleichtert durch die Anonymität. Sie wurde anfänglich – aus begreiflichen Gründen – konsequent eingehalten; wir finden weder einen Redaktor, noch Namen von Mitarbeitern, nur der Hinweis, «Verantwortlich: Die Redaktionskommission». Dass die Inhaber namentlich aufgeführt wurden, hat wohl nur presserechtliche Gründe: wird kein Redaktor genannt, muss der Verleger den Kopf hinhalten. Das eigene Parteiblatt benötigte natürliche Personen für mögliche Anklagen und Strafen, sogenannte Sitzredaktoren, egal, ob diese je einen Text formuliert hatten. Die parteieigene Zeitung, das war ein Novum in der aargauischen Presselandschaft.

Wenn der «Freie Aargauer» Flugblattcharakter aufwies, dann nur, weil er aussparte, aussparen musste, was Tageszeitungen verschiedenen Couleurs der Leserschaft bereits serviert hatten. Er konnte nur parteiliches und parteiisches Korrektiv sein. Die neue aargauische Arbeiterzeitung hatte durchaus Vorbilder, so das Ende des 19. Jahrhunderts gegründete «Volksrecht» in Zürich, der «Demokrat» in Luzern und die «Freie Zeitung» in Olten.

Wenn im Leitartikel «Was wir wollen? Ein offenes Wort an das arbeitende Volk des Kantons Aargau» ein Programm eröffnet wurde, so unterschied es sich nur wenig vom breitspurigen Geleitwort eines bürgerlichen Neulings im Blätterwald: «Aufklärung der arbeitenden Bevölkerung über die kulturellen Aufgaben eines freien, sich selbst regierenden Volkes; Erziehung zur selbständigen Auffassung und Beurteilung aller wirtschaftlichen

und politischen Tagesfragen. Verbreitung von Wissen und Bildung in den unteren Volksschichten, Hebung der moralischen Lebensauffassung, Weckung des Sinnes für die sittlichen und geistigen Ideale freier und ihrer Würde sich bewussten Glieder der grossen Allgemeinheit.» Nur der vorher ausgesparte Programmpunkt, «planmässige Agitation und Organisation aller unselbständig Erwerbenden für die Ziele der ökonomischen und politischen Tätigkeit der Arbeiterschaft», wird dem Erscheinungsdatum, dem 1. Mai, gerecht. Dieser allein deutete auf die marxistische Doktrin hin, die damals den verwendeten Begriffen und Adjektiven der wohlklingenden – scheinbar harmlosen – Zielsetzungen innewohnten.

Was damals – offenbar mit bescheidenem Erfolg – versucht wurde, klärte sich Jahre später, nämlich 1912, beim Umbau in eine Tageszeitung deutlicher auf. Damals gestand man ein, dass das Ziel mit einem zwei oder dreimal wöchentlich erscheinenden Blatte nicht zu erfüllen war. Erst jetzt, mit dem neuen Tagblatt, war «dem Arbeiter Gelegenheit gegeben, den bürgerlichen Zeitungen den Laufpass zu geben». So wird «nun auch der Familienkreis der Moral der Kapitalisten und Reaktionäre entrückt und mit der sozialistischen Weltanschauung bekannt gemacht. Die Frauen und auch die Kinder werden nicht mehr von seichten Romanen der oberen Stände vergiftet und mit allen möglichen Lügennachrichten gefüttert werden. Hingegen werden sie nun zu gesundem Urteil über die gegenwärtige Weltordnung kommen und gleich dem kämpfenden Familienvater klassenbewusst werden.»[7] Solange der Durst nach täglicher Information durch bürgerliche Tageblätter gestillt wurde, vermochte das nur ergänzende Organ die Arbeiter nicht zum Klassenkampf zu mobilisieren. Erst wenn Speise und Trank ausschliesslich aus eigener Küche stammte, konnte Körper und Geist gesunden, und der Leser wurde zum Streben für wahre Menschlichkeit gestählt.

Der dürftige «Freie Aargauer» aus der Anfangszeit war aber in der Auswahl der Beiträge durchaus zielbewusst; er verstand sich als Ergänzung und Berichtigung bürgerlicher Nachrichtenblätter. Andere Wertungen waren einzubringen, nicht die Wiederholung von längst breitgewalzten Fakten. Titel von Leitartikeln wie «Maulkrattengesetz», «Die heutige Gesellschaftsordnung», «Lehrer und Politik», «Klassenpolitik – Klassenjustiz», «Über Arbeitszeitverkürzung» deuten an, dass 1906 noch die Hoffnung gehegt wurde, dem Abonnentenkreis ein eigenes Bewusstsein zu vermitteln. Zudem ergaben Scherenschnitte aus allen übrigen Arbeiterorganen den Stoff aus dem Kreise der Gewerkschaften und Kantonalparteien. Alle diese Haus-Mitteilungen füllten die Spalten Eidgenossenschaft und Kantone. Die Redaktionskommission, laut Kopf der Zeitung auch 1907 verantwortlich für den Inhalt, konzentrierte sich pflichtschuldig auf jene Themen und Berichte, die in den Tageszeitungen unterdrückt wurden oder zu kurz

[7] FA, 23. März 1912.

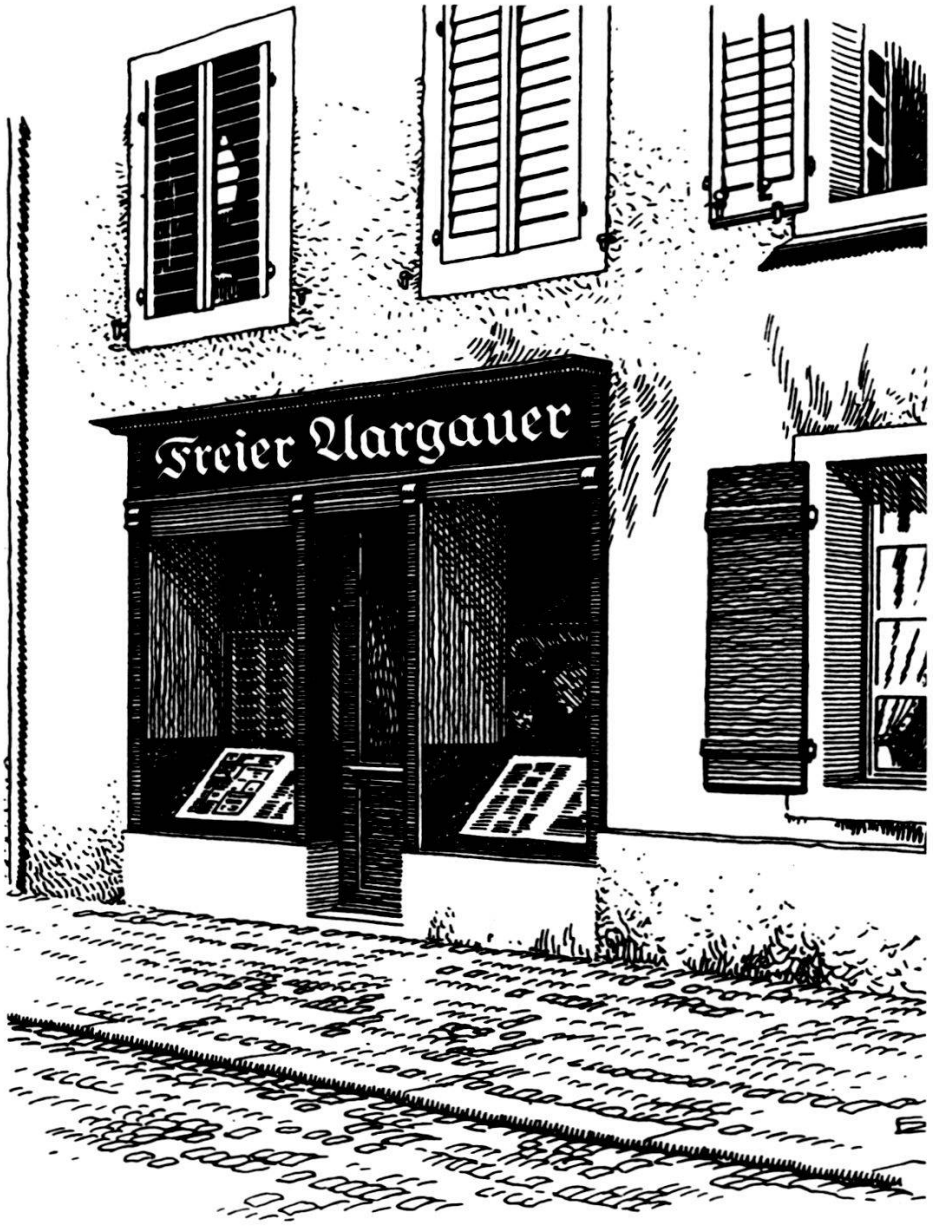
kamen und das Selbstbewusstsein der Arbeiterschaft stärkten. Ein Dauerbrenner eigener Art war die Auseinandersetzung mit der gelben Arbeiterpartei und der gelben Arbeiterzeitung. Die dauernde Entlarvung der nichtklassenkämpferischen Arbeiterpartei als hinterhältige Scheinorganisation kapitalistischer Ausbeuter zur Verlockung der Arbeiterschaft und zur Spaltung des Proletariats, war heilige Pflicht dieses Blattes. Es galt, die «trügerische Idylle» von Meister und Arbeiter zu zerstören. Es gibt keine Genossenschaftsbetriebe in der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung.[8]

Was wohl schon vorher gang und gäbe war, dass nämlich die Redaktion vorab vom Parteisekretariat und vom Vorstand wahrgenommen wurde, wird 1910 zur Gewissheit. Im Kopf der Zeitung zeichnete die «Aarg. Arbeiterpartei: Kantonalvorstand Baden. Sekretariat, Rathausgasse 81, 1. Etage, Baden» als verantwortliches Gremium.[9] «Heinrich von der Festung» formulierte damals die Wünsche zum neuen Jahr: ein besseres Verhalten der organisierten Arbeiter, der vermehrte Einsatz für eine bessere Wirtschafts- und Weltordnung und «geläuterte Kräfte des Geistes, der Zucht und Herrschaft über sich selbst». Während dieses Jahres wurde wöchentlich eine Gratisbeilage mitgeliefert, die einen Romantext in Fortsetzungen anbot. Im Dezember 1910 rückte dieses Feuilleton unter den Strich der normalen vierseitigen Ausgabe. Im Begleittext «Aufwärts und vorwärts» zur Umgestaltung des Blattes wird sichtbar, dass die Parteipresse laufend nach ihrer besten Form strebt: «Wohl wurden gar oft Klagen laut im eigenen Lager über die Ausgestaltung unseres Parteiorgans.» Es sei aber zu bedenken, dass das Unternehmen ein grosses finanzielles Risiko bedeute. «Ein zu rasches Dreinfahren hätte unter Umständen das Verschwinden des Freien Aargauers bedeuten können.» Im Gegensatz zur Gründerzeit vor fünf Jahren, seien die Verhältnisse etwas andere geworden, die Partei sei erstarkt und damit auch das Publikationsorgan. Noch immer werden keine Redaktoren mit Namen erwähnt. Am 17. Dezember 1910 wurde das dreimalige Erscheinen für 1911 angezeigt. Zu den gewerkschaftlichen Anliegen stiessen in diesem Jahr vermehrt die Anprangerungen der bäuerlichen Begehrlichkeit. Das Kapitel «Preise und Löhne» war damals weitgehend ein Machtkampf mit Dr. Laur in Bern; er sollte nach seinem Umzug nach Brugg in Zukunft noch häufiger Ziel der journalistischen Polemiken sein.

Am 12. Januar 1911, nachdem der «Freie Aargauer» nun dreimal wöchentlich, nämlich am Dienstag, Donnerstag und Samstag, herausgebracht wurde, meldete sich die Redaktion im Leitartikel «Unser kantonales Parteiorgan» in eigener Sache zum Wort. Eigentlich hätten viele Leser gewünscht, dass man das bescheidene Organ in eine Tageszeitung ausbauen würde. Doch dazu habe die Kraft nicht ausgereicht. Mit der bescheidenen

[8] Z. B. FA, 7. November 1906.

[9] Im «Neuen Freien Aargauer» vom 23. Januar 1913 wird ein Urteil publiziert, das den ehemaligen Redaktor Gisler Moritz des FA betrifft. Freispruch!





Aarau, Dienstag 1. Mai 1906 — № 1 — Erster Jahrgang

Der Freie Aargauer.

Offizielles Organ der Arbeiterpartei des Kantons Aargau.

Erscheint Mittwoch und Samstag.

Abonnementspreis:
Jährlich . . . . . Fr. 5.—
Halbjährlich . . . . . Fr. 2.50
Vierteljährlich . . . . . Fr. 1.25

Expedition, Druck und Verlag der Buchdruckerei des Freien Aargauer, Aarau, Grabenhalle 215.
Inhaber: Emil Kälin, Moritz Gisler und Robert Bierer.

Inserate werden in der Druckerei [illegible] Fr. 215 entgegengenommen.

Insertionspreis:
Die einspaltige Petitzeile oder deren Raum 10 Cts. Wiederholungen Rabatt. Stellengesuche und Vereinsschrank 5 Cts. per Zeile.

Der Redaktionsstandort des «Freien Aargauers» 1912–1918 und der erste Zeitungskopf von 1906 (70 Jahre Freier Aargauer).

Erweiterung könnte das Angebot vorderhand erweitert und eine unabhängige, nicht gekaufte Meinung vertreten werden.[10] Am 21. Dezember 1911 wurde im «Freien Aargauer» erstmals eröffnet, dass sich das Blatt im Laufe des folgenden Jahres in eine Tageszeitung verwandeln werde. Das Zusammengehen mit den Bruderparteien von Luzern und Solothurn wurde damals angesagt; eine Pressunion Aargau müsste zu diesem Zwecke noch gegründet werden, auf dass in allen drei Kantonen gleiche Bedingungen vorlägen. Es würde in jedem der drei Sektionen eine zusätzliche Seite produziert; damit käme die ordentliche Nummer auf sechs Seiten. Eine Woche später, am aargauischen Parteitag, referierte Präsident Otto Suter über die Pressefrage. «Das gegenseitige Verhältnis liegt so, dass die Partei finanziell an das Organ gar nichts leistet, sondern nur die sogenannte moralische Unterstützung zusicherte. Das ganze Risiko liege auf den Schultern der Verleger. Wie es hier steht, haben die Genossen an den Parteitagen schon wiederholt hören können. Die Verleger lehnen es mit Recht ab, Jahr für Jahr die Defizite zu tragen.» Mit der Gründung der Pressunion Aargau werde eine Aktiengesellschaft geschaffen. 32 Aktien à 250 Franken entfallen auf unsern Kanton. Jeder Parteigenosse wird Mitglied der Pressunion mit einem Anteilschein von 5 Franken (Organisationen 25 Franken). «Die Zeichnung von wenigstens einem Anteilschein sollte jedem Genossen möglich sein.» Die Parteikasse spendiere 500 Franken. Einstimmig wurde der Antrag zur Gründung einer kantonalen Pressunion beschlossen.[11]

Was sich nun zu Anfang 1912 zutrug, gehört zu den betrüblichsten Kapiteln der Geschichte des «Freien Aargauers». Offenbar wurde von der Pressunion ein offenes Konkurrenzverfahren für den Druckauftrag eröffnet, wobei es zum einen um den Druck des Hauptblattes, zum andern um die Fertigung der kantonalen Einlageseite ging. Hatten die Inhaber der parteinahen Genossenschaftsdruckerei zu hoch gepokert oder war tatsächlich die Pressunion zum voraus darauf aus, das Verhältnis zum bisherigen Verleger aufzulösen? Schon die Verhandlungen mussten in einem aufgeladenen Klima stattgefunden haben. Während anfangs noch Aufrufe zum Zeichnen von Anteilscheinen im alten «Freien Aargauer» markant und wiederholt im Textteil vorzufinden waren, versiegte bald jede Information über das weitere Geschehen. Am 20. Februar platzte Moritz Gisler mit einer Erklärung heraus: «Wie die gestrigen Tagesblätter bereits berichteten, hat der Unterzeichnete seine sämtlichen bisher innegehabten Ämter, die er im Dienste der Arbeiterschaft und im Sinne und Geiste der modernen Arbeiterbewegung nach bestem Wissen und Gewissen vertrat, der Arbeiterunion Aarau zur Verfügung gestellt.» (Grossrat, Bezirksrichter) Der Schritt sei wohlüberlegt geschehen. Was bisher keine Repressalie zustande gebracht hatte, «das hat

[10] FA, 12. Januar 1911.
[11] FA, 28. Dezember 1911.

nunmehr Neid, Missgunst und Unverstand einer Anzahl sog. Genossen zustande gebracht. Brutaler als die Arbeitgeber anno 1905 mit uns verfuhren, verfährt eine irregeleitete Masse Proletarier mit den derzeitigen Verlegern des «Freien Aargauers» (...) Schwer ist uns der Abschied aus der Partei geworden, allein ich scheide ohne Groll und wünsche, dass die Sache der Arbeiterschaft auch ohne meine Mithülfe vorwärtsgehe. Moritz Gisler.» «Anschliessend hieran erklären die Unterzeichneten, dass die Herausgabe des «Freien Aargauers» ab 1. April 1912 nicht mehr durch sie erfolgt. Ob, wo und wann derselbe künftig erscheint, wissen wir heute noch nicht. Moritz Gisler, Emil Kälin, Robert Birrer.»

Am 24. Februar veröffentlichte Gisler ein «Letztes Wort» zur verkarrten Situation, nachdem in der ganzen Presse des Aargaus über das Zerwürfnis in der sozialdemokratischen Partei gemutmasst und spekuliert worden war. «Die Arbeiterunion Aarau fühlte sich veranlasst, eine Erklärung, die im «Freien Aargauer» keine Aufnahme fand, in der bürgerlichen Presse zu erlassen. Einige Sätze derselben veranlassten uns, die Aufnahme zu verweigern, weil dieselben der Wahrheit nicht entsprechen.» Man wollte darin beweisen, dass nicht die Arbeiterunion die Urheberin der Missstimmung und daher der Demission sei. Aber: Immer wieder sei ihm der Brotkorb vorgeworfen worden. Seit 1906 hätten sie ein Arbeiterbrot genossen, das «karg und bitter» war. Sie hätten eine genau berechnete Offerte gemacht, die eher zu tief angesetzt war. Er lasse sich nicht als privatkapitalistischer Ausbeuter hinstellen. «Als Äquivalent verlangten wir dagegen, dass uns für die bestehenden Defizite eine entsprechende Rückzahlung gewährt werde und dass die Arbeitervereine nach Möglichkeit ihre Druckarbeiten in unserer Druckerei herstellen lassen.» Eine Selbstverständlichkeit in andern Kantonalparteien. Man wollte uns den «Freien Aargauer» entreissen, um ihn dorthin zu bringen, «wo man ihn schon längst haben wollte». Ein bewährter Arbeiterführer habe einmal gesagt: «Der schlechteste Arbeitgeber ist der Arbeiter selbst.» Trotz Drohung Gislers, auf weitere Verdächtigungen nur noch vor dem Richter zu antworten (24. Februar 1912), erfolgte am 2. März noch einmal eine Erklärung der Arbeiterpartei Aargau. Sie hätte mit den Verhandlungen nichts zu schaffen; dies sei Sache der Pressunion gewesen. In der Partei bestünden keine Missstände, daher könnte auch nicht von Irreleitung von Proletariern gesprochen werden.

Nicht nur im Aargau wurde gegen die neue Konzeption des Presseorgans opponiert, sondern auch in Luzern. Die Belegschaft der bisher beauftragten Druckerei, konnte den Beschluss nicht akzeptieren. Am 5. März wurde unter Aarau gemeldet: «Die Typographia Aarau hat am letzten Samstag in gutbesuchter Versammlung mit erdrückender Mehrheit den Austritt aus der Arbeiterunion Aarau und der Pressunion beschlossen und ist damit dem Beispiel der Typographia Luzern gefolgt.» Damit war offenbar der Draht zwischen den alten und neuen Zeitungsmachern gerissen. Am

14. März erschien im «Freien Aargauer» ein Mitgeteilt: «Wie man vernimmt erscheint das Organ der aargauischen Arbeiterpartei vom 25. März an unter dem Titel «Neuer Freier Aargauer» und wird in der Buchdruckerei W. Trösch in Olten hergestellt.» Und mit dem Vertrag lief auch der pionierhafte «Freie Aargauer» aus; wir finden kein Adieu an die Leserschaft, kein gegenseitiges Dankeschön. Und es bleibt dem Aussenstehenden nur die Bemerkung im Kopf, dass der beigezogene Vermittler von ausserhalb des Kantons weniger vermittelt, als eine Stellenvermittlung betrieben habe. Wer wurde da indirekt beschuldigt? Sind die Vorwürfe an die Adresse Oberentfelden gerichtet? Deutete man damit auf ein Zusammenwirken von Otto Suter und Arthur Schmid hin?

Die Tageszeitung

Am 23. März 1912 erschien die erste Nummer der sozialdemokratischen Tageszeitung «für die Ur- und Mittelschweiz» unter dem veränderten Namen «Neuer Freier Aargauer». Unter diesem Titel wird das Blatt bis 1932 laufen. Die Aargauer, Solothurner und Urschweizer Genossen hatten sich zusammengefunden, mit einer leistungsfähigen Zeitung die bürgerlichen Blätter aus den Arbeiterwohnungen zu vertreiben. Als Redaktoren zeichneten Jaques Schmid (SO), Ernst Nobs (LU), Adolf Lienhard (SO) und Otto Suter (AG). Die Titel der früheren Bruderzeitungen in Luzern und Olten, «Demokrat» und «Freie Zeitung» blieben erhalten. Den Druck für die Solothurner und Aargauer Ausgabe besorgte die Rotationsdruckerei Trösch in Olten: für die aargauische Partei ein Affront gegenüber der streitbaren Genossenschaftsdruckerei am Graben. Das Innerschweizer Blatt wurde in Luzern produziert. Inserate und Lokalteil des «Demokrat» blieben selbständig. Der Leitartikel «Aufstieg!» war durchsetzt von klassenkämpferischen Parolen. Das Geleitwort zum Teil Aargau verfasste ein A. S., was wohl Arthur Schmid heissen dürfte, ein Ökonomie-Student, der kürzlich (1911) der Partei beigetreten war und später offen bekannte, durch Redaktor Otto Suter Sozialist geworden zu sein. Anstelle der seichten Romane bürgerlicher Blätter figurierte unter dem Strich «Die Mutter» von Maxim Gorki. Der «Neue Freie Aargauer» umfasste acht Seiten, wovon vier Inserate aus den Kantonen Aargau und Solothurn, aber keine aus der Zentralschweiz enthielten. Das Verhältnis mit den Luzerner Genossen schien Ende Mai noch nicht völlig geklärt. Am 4. Juni erfolgte eine Richtigstellung: Der «Demokrat» müsste weiterhin eigene Wege gehen können. Am 1. Juli konnte dieser melden, dass er mit 6000 Abonnenten den Luzerner «Tagesanzeiger» (später LNN) überrundet habe.

Der Rubrik Kanton Aargau wurde oft ein zusätzliches «Zum Geleit» vorangestellt; obwohl sich die neue Tageszeitung auf der Frontseite bil-

dungsbeflissen nie ohne ausführlichen Leitartikel präsentierte. Redaktor Suter aus Oberentfelden wusste nur zu gut, dass der Aargauer Arbeiter anders geführt werden musste, als der Proletarier in städtischen Orten wie Olten und Luzern. Im Grundsatzartikel «Der Sozialismus auf dem Lande» gestand er ein, dass der Bauernsohn als Arbeiter für systemverändernde Gedankengänge wenig übrig habe. Es sei schwierig, ihn zu mobilisieren. Aber: auch dieser Teil der Erwerbstätigen begänne nun zu erwachen.

Nach den harten Auseinandersetzungen in der aargauischen Sozialdemokratie im Vorfeld der Neukonzeption der Parteipresse, war offenbar von bürgerlicher Seite zu früh gelacht worden: man hatte ob der Streitereien das sichere Ende erwartet.[12] Das Organ der Arbeiterschaft sei bereits auf den 1. April totgesagt worden. «Da frohlockten die Herren! Und heute?» Sie ärgern sich über die reiche Tageszeitung. Nur Hass, Neid und Wut veranlasse Rusch vom «Aargauer Volksblatt» den «Neuen Freien Aargauer» mit Kritik zu übergiessen. «Im Stadium des Katzenjammers» entsetze er sich über den Roman von Maxim Gorki und über die «Hochpeitschung der Leidenschaften» durch die Auswahl der Nachrichten und Wertungen. Er verurteile die Redaktion und ihre Moral; derweilen möchte er die Arbeit und die soziale Fragen zu einer Art Gottesdienst machen.[13] Die «Neue Rheinfelder Zeitung» urteile objektiver und sei des Lobes voll über das Presseerzeugnis der Arbeiterschaft.[14] Die Sondernummer zum 1. Mai stand 1912 im Zeichen der Forderung nach dem Achtstunden-Tag. Das Inseratenvolumen bei Sonderausgaben war erstaunlich und wohl darauf zurückzuführen, dass Wirts- und Geschäftsleute, welche den «Neuen Freien Aargauer» durch Abonnements unterstützten, von der Zeitung veröffentlicht und der Leserschaft besonders empfohlen wurden.[15] Am 20. Dezember erfolgte gar ein Aufruf, die Festeinkäufe nur bei Firmen zu tätigen, die im NFA inserierten. «Ignoriert die andern Geschäfte, tragt das Geld dorthin, wo euer Blatt mit Inseraten bedacht wird! Wer uns nicht berücksichtigt, soll auf die Arbeiterbatzen verzichten!»[16]

«Arbeiter! Jetzt raffe dich auf aus deiner Gleichgültigkeit.» «Arbeiter! die bürgerliche Zeitung erzieht dein Weib und deine Kinder zu Feinden deiner Klasse. Fort darum mit ihr aus deinem Heim und hinein die Arbeiterzeitung, die von Arbeitern für die Arbeiter geschrieben wird.»[17] Dieser Aufruf erfolgte fettgedruckt unter dem Kopf der Zeitung. Er fasste zusammen, was in den verflossenen Monaten Inhalt der Arbeiterpresse gewesen war und bestätigte das angewandte Konzept für das künftige Jahr. Zuerst war das

[12] FA, 27. März 1912.
[13] FA, 3. und 5. April 1912.
[14] FA, 5. und 10. April 1912.
[15] FA, 27. März 1912.
[16] FA, 20. Dezember 1912.
[17] FA, 13. Dezember 1912.

Eigenleben zu pflegen: Der 70. Geburtstag von Herrmann Greulich füllte eine ganze Frontseite. Zum Tod von August Bebel am 14. August 1913 wurde dessen Leben und Wirken ausführlich dargelegt. Bildnisse der sozialistischen Pioniere wurden als Zeichnungen wiedergegeben. Dann: Vertreter der Partei in Parlamentsberichten waren entweder mit ihren Voten herausgehoben oder ihre Rede wörtlich abgedruckt. Sie beherrschten schon rein optisch das Ratsgeschehen. Wichtige ausserkantonale Arbeitnehmer-Politik wurde in Leit- oder Grundsatzartikeln behandelt und nachvollzogen. Die Zeitung sollte zur Bildungsanstalt des Arbeiters werden. Voraussetzung, dass die anspruchsvolle Kost genossen und verdaut werden konnte, war die Pflege des Volksschulunterrichtes. Immer und überall setzte sich das Blatt für Verbesserung im Schulwesen ein. «Der Lehrer ist ein Proletarier. Er braucht Unterstützung. Sonst wird er ein Knecht der Dorfmagnaten.»[18] Die Anprangerung der Kinderarbeit in der aargauischen Tabakindustrie nach der Dissertation von Clara Wirth, St. Gallen,[19] klagte nicht nur die Ausbeutung an, sondern das Abhalten vom Schulunterricht und die Übermüdung, die Jugendliche in ihrer Reife und Eigenständigkeit behinderten.

Am 26. März verschwindet Adolf Lienhard als Redaktor aus dem Impressum. Wie weit er redaktionell tätig war und welche regionale oder sachliche Sparte ihm anvertraut war, gab die Zeitung nie preis. Er taucht später als Adjunkt des eidgenössischen Fabrikinspektorates in Zürich wieder auf.[20] Am 1. Dezember 1913 wurde gemeldet, dass Genosse Ernst Nobs, gegenwärtig am «Centralschweizer Demokrat», als Nachfolger von Genosse Müller an die «Volksstimme» in St. Gallen gewählt worden sei. Mit seinem Abgang beim «Demokrat» in Luzern im Februar 1914 fehlt auch seine Mitarbeit am «Neuen Freien Aargauer». Sein Name wurde im Impressum vorläufig nicht ersetzt. Erst am 30. Juni erscheint ein neuer Name: Heinrich Schöttli, und dies just vor Ausbruch des Krieges. Die häufigen krankheitsbedingten Absenzen von Otto Suter haben die Arbeit offenbar erschwert. Am 28. Juli 1914 wurde gebeten, «bis zur Gesundung des Genossen Suter» alle Korrespondenzen nach Baden (Sekretariat) einzusenden. Die Mobilmachung riss auch ins Redaktionsteam Lücken: Heinrich Schöttli wurde als abwesend angezeigt, während Otto Suter ab dem 7. September wieder ans Redaktionspult zurückkehrte. Bis zum 3. November 1914 lautete die Übertitelung des Kriegsgeschehens: «Der europäische Krieg». Schon nach wenigen Wochen wurde die Verarmung der Arbeiterfamilien beklagt und die Hoffnung gehegt, dass sich dieser Krieg nicht räumlich und zeitlich noch weiter ausdehne. «Trotz dem Kriegstaumel, der in allen bürgerlichen Blättern spaltenlang sich dokumentiert», sei Hoffnung

[18] FA, 24. April 1912.
[19] FA, 30. Dezember 1912.
[20] NFA, 16. April 1930.

auf baldigen Frieden gegeben.[21] Und bisher ungewohnte Worte ertönen auch im «Neuen Freien Aargauer»: «Wie ein Mann muss sich das Schweizervolk erheben zum Schutze des Landes, zum Schutze von Weib und Kind. Alle Parteigezänke haben aufzuhören und alle Energie muss für den Bestand und die Wohlfahrt des Schweizerlandes und seines Volkes aufgebracht werden.» «Werden wir zu essen haben?» Das Blatt warnte, wie alle andern, vor Hysterie und Masseneinkäufen.[22] «Indem die Sozialdemokratie die Kriegssteuer bewilligte, erfüllte sie nicht nur ihr oft gegebenes Versprechen, dem Vaterlande in der Stunde der Not beizustehen. Sie zertrat auch für alle Zeit die giftige Verleumdung der Gegner, die sie des Vaterlandsverrats beschuldigten.»[23]

Seit dem Kaiserbesuch, bei den Manövern 1912, war der preussische Geist, ja sogar der überpreussische Geist im Offizierskorps der schweizerischen Armee eine Provokation für die sozialdemokratische Presse. Es gebe weder eine Offiziersehre noch einen Korpsgeist. Eine Volks-Verteidigung verlangte nach einer Volksarmee, die keine Offizierskaste brauchen konnte. Als am 3. November 1914 zum letzten Male der Titel «Der europäische Krieg» erschien, da zeigte das Parteiorgan mit dem Leitartikel «Die Maske fällt» auch erstmals den äussern und inneren Wandel an: «Der Verteidigungskrieg ist bereits zum Raubkrieg geworden.» Die Äusserungen deutscher sozialistischer Abgeordneten wie Liebknecht und andern werden zitiert, und internationale Solidarität zeichnet sich ab. «Der Kampf gegen den Zarismus» von Leo Trotzky, Dumaabgeordneter, zur Zeit in Zürich, prognostizierte: Die Dynastien werden sich vereinigen, und die Reaktion wird stärker denn je werden. Die Sozialisten müssten sich einmischen und die Rechnungen stören.[24] Das Manifest der deutschen Sozialisten, in der Hoffnung auf den französischen Sieg und die Einführung der Republik im deutschen Reich aufblitzt, geniesst das Wohlwollen der aargauischen sozialdemokratischen Partei und ihrer Presse.

Am 2., 4. und 5. Januar 1915 wurde «Unser Schweizer Standpunkt» von Carl Spitteler gänzlich abgedruckt. «Ist dieser Krieg der letzte Krieg?» fragte Papa Greulich am 18. Januar und entwickelte die Idee des Zusammenschlusses des ganzen Kontinents zu einer einzigen europäischen Republik. Die Zertrümmerung der 2. Arbeiterinternationalen durch den Krieg erhielt neue Aktualität durch eine Artikelserie, verfasst von Trotzky.[25] Auch im «Neuen Freien Aargauer» wurde das Vaterländische immer mehr durch Internationales ersetzt. Dem Dynastischen im Auslande entsprach in der Schweiz die Offizierskaste. Nationalrat Grimm möchte zum Militärbudget

[21] NFA, 31. Juli 1914.
[22] NFA, 1. August 1914.
[23] NFA, 17. August 1914.
[24] NFA, 29. November 1914.
[25] NFA, 2., 3., 4. März 1915.

erst dann Ja sagen, wenn die schweizerische Armee in ein wahres Volksheer verwandelt sei.[26] Im Nationalrat wurde der Antrag der Sozialdemokraten abgelehnt, die Kriegskostenfrage vom Volke absegnen zu lassen. Unentwegt wurde das aristokratische Gehabe im Offiziersstande in Zeitungsmeldungen kritisiert. Militär-Gerichts-Entscheide sorgten mehrmals für Entlarvung der personellen Verquickung von Wirtschaftsmacht, politischer und militärischer Führung. Kriegskommentare und innenpolitische Stellungnahmen zogen unentwegt auf jenes Ereignis zu, das vom 5. bis 8. September 1915 in Zimmerwald stattfand: die internationale sozialistische Konferenz. Erst am 18. September brachte der «Neue Freie Aargauer» auf dem Titelblatt die Proklamation. Die Schweizer Delegation unter Robert Grimm und Charles Naine ergänzte den verabschiedeten Text mit den Worten: «Seit Ausbruch des Krieges habt ihr eure Tatkraft, euren Mut, eure Ausdauer in den Dienst der herrschenden Klasse gestellt. Nun gilt es, für die eigene Sache, für die heiligen Ziele des Sozialismus» etc. einzutreten.

Diese Eröffnung erfolgte am Tage vor dem eidgenössischen Bettag, der sonst für christlich-vaterländische Gedenkworte reserviert war. In der Folge wurden Friedensdemonstrationen in der ganzen Schweiz organisiert und in der Parteipresse angezeigt und kommentiert. Im Leitartikel «Wir protestieren!» gegen diesen Krieg, stand das Bekenntnis: «Aber der Krieg wird das Grab eurer kapitalistisch-militaristischen Welt, und der Sozialismus wird sich darüber erheben wie die Sonne des Tages über die nächtliche Finsternis. Das ist unser Glaube!»[27] Der Aargauer Parteitag der SP vom 22. November ergab mit 330:51 Stimmen Zustimmung zur Zimmerwalder Proklamation, und dies bedeutete gleichzeitig als Ziel: die Demokratisierung der Armee. Ab diesem Datum verschwand in der Zeitung konsequent «Der Weltkrieg» von der Frontseite und wechselte auf die dritte Seite. Dafür rückten die sozialistischen Themen an die Spitze des redigierten Teiles. Gleichzeitig distanzierten sich fast alle Sektionen der Grütlianer von diesem Aarauer Beschluss. Der «Neue Freie Aargauer» kommentierte die Meldung aus dem «Zofinger Tagblatt» selbstbewusst: Die Genossen weinten diesen Chauvinisten keine Tränen nach; wem die neue Haltung nicht passe, der solle gehen.[28]

Das Werkzeug der nahen, kommenden Revolution

Den Stand des Krieges am 6. Januar 1916 brachte die aargauische Linkspresse auf den einfachen Nenner: «Keine Regierung will aufhören, bevor sie Siegerin ist. Also müssen die Völker selber zum Rechten sehen.» Die

[26] NFA, 17. Dezember 1914.
[27] NFA, 2. Oktober 1915.
[28] NFA, 10. Dezember 1915.

Oberstenaffäre wurde zum täglichen Beweis, dass der «gute Geist der Milizarmee» durch das Offizierskorps zerstört wird. Die Verhöre wurden ausführlich zitiert, und der Freispruch, respektive die blosse disziplinarische Bestrafung empfand das Blatt als den Gipfel der Unverfrorenheit. Lanciert wurde daher die Initiative zur Abschaffung der Militärjustiz, mit täglichen Aufrufen zur Unterschriftensammlung. Die Innenpolitik wurde immer häufiger zum Schlagabtausch zwischen bürgerlichen und sozialistischen Blättern. Verzerrungen, Unterschiebungen, Verleumdungen wurden hüben und drüben zur permanenten Anschuldigung – vorab auf den Frontseiten zu finden. Der «illegale Demonstrationszug» der sozialistischen «Freien Jugend» durch Zürich, von Polizei und Militär auseinandergesprengt, hiess im «Neuen Freien Aargauer»: «Spaziergang der Freien Jugend durch Zürichs Strassen». Die Begriffe wurden immer verwirrlicher; Missverständnisse waren vorprogrammiert. Das Friedensangebot der Zentralmächte vom Dezember 1916 gab der bürgerlichen Presse Anlass zu Hoffnungen; der «Neue Freie Aargauer» zeigte sich mehr als skeptisch. Es sind die Regierungen, die Entgegenkommen signalisieren und darauf Antwort geben; nicht einmal die Parlamente decken die Verhandlungen. Es gibt keinen «Frieden um jeden Preis». «Friede auf Erden kann das Volk nur selbst sich geben»: am Ende des Klassenkampfes. «Alles andere ist Schaum und Lüge.»[29] Oder mit den Worten vom 21. März 1916: «So lange die kapitalistische Wirtschaftsordnung existiert, wird und muss es Krieg geben.» Entsprechend säuerlich reagierten die linken Zeitungen auf die Friedensinitiative Präsident Wilsons zum Jahresende, dem Seufzer «endlich!» zum Trotz. Wilson müsste zuerst bei sich selber beginnen, und die Kriegslieferungen der USA unterbinden. «Ein weiteres Kriegsjahr kann die Menschheit nicht ertragen! Es geht über die Kraft!» Nur der Sozialismus kann uns vom Kriege erlösen.

Im Jahre 1916 schied schon am 4. Januar Heinrich Schöttli aus der Redaktion aus; am 19. Januar trat Max Rüdt an seine Stelle. Obwohl sonst nur selten Kommentare oder Artikel aus der Feder der Redaktion gekennzeichnet waren, so wurden doch seine Gelegenheitsgedichte immer von ihm signiert. Nach eineinhalb Jahren, am 25. September 1917, schied aber Rüdt wieder aus.

Die turbulenten Ereignisse des dritten Kriegsjahres spiegelten sich auch im «Neuen Freien Aargauer». Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen der USA zu Deutschland, die Unterstützung der Friedensinitiative Wilsons durch den schweizerischen Bundesrat zum Jahreswechsel, veranlassten Papa Greulich, ein Bekenntnis zur Landesverteidigung abzulegen. Am 5. Februar 1917 war dies eine Schlagzeile wert. Sofort wurde klar, dass die Zeitung auf der Gegenseite stand, als Robert Grimm zwei Tage darauf seine

[29] NFA, 16. Dezember 1916.

eigene Form des Pazifismus erläuterte: die Oberstenaffäre habe bewiesen, dass in der heutigen Welt die Grenzen zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg verwischt seien: auch Wirtschaftstätigkeit könne einen Angriff auslösen, respektive ausführen. Die Demokratie der Schweiz diene nicht der Arbeiterschaft. Daher müsse der Klassenkampf über allem stehen. Einige Tage darauf erschien die «hocherfreuliche Meldung», dass in St. Petersburg die Revolution ausgebrochen sei und man daher Rückwirkung erwarten dürfe.[30] Die Abdankung des Zaren und der Sieg der gemässigten Elemente um Kerensky lösten in der sozialistischen Presse nur wenig Freude aus. Die SPS bekundete Sympathie an die Adresse der Genossen und Arbeiter Russlands, aber verbunden mit dem Aufruf: «Nieder mit dem Krieg! Es lebe die soziale Revolution!»[31] «Wird die Revolution den Krieg töten oder der Krieg die Revolution?»[32] Für die aargauische sozialdemokratische Presse stand fest: «Der Antimilitarismus ist eine soziale Pflicht.» Als Logik der Tatsachen bezeichnete der «Neue Freie Aargauer» die Reise der Genossen Lenin und weiterer Emigranten durchs Reich nach Russland.[33] Am 6. November fürchtete die Zeitung einen neuen reaktionären Staatsstreich in Russland. Drei Tage später konnte aufgeatmet werden: Die «neue russische Revolution für den Frieden» gewann die Oberhand. Die neuen Machthaber, die Bolschewiki, sie wollen Frieden um jeden Preis. «Alles wartet nur auf das deutsche Proletariat, um gemeinsam dem Kriege ein Ende zu machen.»[34] Eine Revolution ohne Blutvergiessen habe in Russland stattgefunden.[35] Die bürgerlichen Blätter sprechen von Gewaltherrschaft der Bolschewiki.[36] «Die Verleumdung der russischen Revolution» ist ohne Beispiel. Die bürgerliche Presse ist «die Dienerin der wahren Schurken.» Daraus folge die grösste Perversität. Die russischen Revolutionäre, «die die Welt befreien wollen von diesen blut- und geldgierigen Scheusalen, die nennt sie Mörder!»[37]

Einige Tage danach wurde durch Redaktor Jacques Schmid die bedauerliche «Erdrosselung der sozialistischen Revolution in Russland durch den deutschen Militarismus» erklärt und erläutert: Wenn die Ukraine und Finnland von Russland abgetrennt werden und gleichzeitig die Rote Armee demoblisiert, dann werde die Revolution erstickt.[38] Die Hoffnung auf die deutsche Arbeiterschaft erwies sich als eitel. Das Schlagwort «Krieg dem Kriege!» verfing nicht. Die «Sozial-Patrioten» im Reich verfassten schon im

[30] NFA, 16. März 1917.
[31] NFA, 24. März 1917.
[32] NFA, 28. März 1917.
[33] NFA, 28. Juli 1917.
[34] NFA, 9. November 1917.
[35] NFA, 10. November 1917.
[36] NFA, 9. Februar 1918.
[37] NFA, 21. Februar 1918.
[38] NFA, 28. Februar 1918.

November 1917 eine Absage an die Diktatur des Proletariats,[39] und Redaktor Jacques Schmid behauptete, dass die deutschen Arbeiter leider immer noch «in hündischem Gehorsam» verharrten.[40] So wurde aus der friedlichen Revolution der wildeste Bürgerkrieg in Russland.[41] Den Ereignissen in Russland entsprechend, bewerteten die Redaktoren der Linkspresse die innenpolitischen Auseinandersetzungen in der Schweiz. Ohne Echowirkung in Westeuropa, vorab in der Schweiz, musste die eingeleitete Revolution in Russland versiegen und versickern. Es sind weniger die Proklamationen und Forderungen der organisierten Arbeiter im März und November 1918, die den Bürgerlichen den nackten Schrecken vor dem Umsturz einjagten, als die täglichen Kommentare in der sozialdemokratischen Presse, vorab im «Neuen Freien Aargauer». Wenn in späteren Analysen und Betrachtungen die Reaktion und der Militäreinsatz im Generalstreik als unverhältnismässig bewertet wurde,[42] so kommt dabei die Presse eindeutig zu kurz, die korrespondierend zum Geschehen in Russland, das eigene Verhalten programmieren wollte. Die Drahtziehertheorie hatte hier ihren Ursprung. So kommentierte das Blatt am 14. März zum Thema «Die Eisenbahner und der Generalstreik»: «Solange in den kriegsführenden Staaten die Gewehre nicht rückwärts gerichtet, oder zu allermindestens weggeworfen werden, dürfen wir nicht daran denken, unsere soziale Macht in die wirkliche Tat umzusetzen: In dem Augenblicke, wo die Niederlage der Waffen erfolgt, werden auch wir unsere Forderungen stellen. Damit wäre dann auch der Moment für die Eisenbahner gekommen, in Reih und Glied mit der gesamten Arbeiterschaft zu marschieren.» Das war noch Leninismus in Reinkultur und malte automatisch die baldige Diktatur des Proletariats als Teufel an die Wand. Selbst der versierteste bürgerliche Leser war kaum in der Lage, den Schwenker wahrzunehmen, den die SPS kurz vor dem Landesstreik noch vollzog, als das bolschewistische Regiment in Russland bei Partei und Presse in Ungnade fiel, weil es danach aussah, dass es sich mit den Mittelmächten verbünde. Dies ergäbe eine kommunistisch-imperialistische Ehe und wäre unakzeptabel. «Lenin und Konsorten als unbelehrbare Starrköpfe» werden «ihre eigenen Wege gehen, Wege, auf denen ihnen weder das russische Volk noch das Weltproletariat folgen wird und die zum Untergang des Bolschewismus führen.»[43]

Auch bei voller Erkenntnis dieser Distanzierung konnte ein negativ Indoktrinierter die mässigen Forderungen des Streik-Komitees als taktische Massnahme oder als vorläufige Zwischenetappe werten, und musste daher den Anfängen wehren. Unter diesen Auspizien fanden dann die

[39] NFA, 14. November 1918.
[40] NFA, 19. November 1918.
[41] NFA, 13. November 1918.
[42] Siehe Gautschi Willi: Landesstreik.
[43] NFA, 18. September 1918.

bekannten Abwehrmechanismen auf den Landesstreik von 1918 statt. Im Oktober 1918, also mitten in diesen Ereignissen, starb der Vater des «Neuen Freien Aargauers», Otto Suter, an den Folgen seines Lungentuberkulose-Leidens. Immer wieder hatte er Heilung im Sanatorium Barmelweid gesucht. Ursprünglich Schlosser, wechselte er ins Pressewesen als Administrator beim «Grütlianer» und übernahm 1912 die Leitung des Blattes der Presseunion «Neuer Freier Aargauer». Seit 1909 war er Mitglied des Grossen Rates, 1909–1913 auch Gemeinderat in Oberentfelden. 1913 wurde er aus dem dörflichen Amte weggewählt; dafür wirkte er seither als Schulpflegepräsident. 1912 stellte ihn die Partei als Nationalrats-Kandidaten dem freisinnigen Regierungsrat Emil Keller entgegen, was ihm zeitlebens den Zorn des «Alten am Rain» zugezogen hatte. Dem jungen Ökonomiestudenten aus dem Dorfe, Arthur Schmid, wurde er zum politischen Ziehvater und Vorbild. Ohne seine administrative und redaktionelle Tätigkeit ist die Pionierzeit der sozialdemokratischen Presse im Aargau nicht vorstellbar.[44] Das entstandene Vakuum und die äusseren Ereignisse des Landesstreiks warfen auch das alte Konzept der gemeinsamen Tageszeitung für die Mittelschweiz über den Haufen. Und wie der Phönix aus der Asche erstand eine rein aargauische Arbeiterzeitung unter der Redaktion von Pfarrer Sigmund Büchi. Die turbulenten Ereignisse um Druckerei und Zeitung spielten sich bereits in Aarau ab.

Am 9. November, dem Tage des Proteststreikes in allen Städten, erschien die letzte Nummer der alten Tageszeitung mit folgender Ankündigung: «Am nächsten Montag, den 11. November wird der NFA zum ersten Mal seit 1912 wieder in Aarau erscheinen, erstellt in der Druckerei der politisch und gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft des Kantons Aargau.» Es folgte das Bekenntnis zum aargauischen Kampfblatt, das nun nicht mehr mit Solothurn und Luzern geteilt werden müsse, sowie Worte des Gedenkens für den Wegbereiter des Konzepts, Redaktor Otto Suter, und endigte mit dem Satz: «Mit der Unterstützung aller jener, die sich bewusst sind, an einer neuen Welt zu bauen, wird der NFA blühen und gedeihen.» Die Statuten zum neuen Blatt waren schon am 8. September verabschiedet worden.[45] Die erste Nummer kam dann erst am 12. November heraus. Die Druckereigenossenschaft und die Zeitung hatten laut Impressum ihren Geschäftssitz an der Kirchgasse 36 in Aarau. Noch am 13. November, während des Landesstreiks, verkündete das Blatt selbstsicher, dass der richtige Moment zu Verhandlungen verpasst worden sei: «Es kann kein bürgerlicher Friede mehr werden.» Die Ausgabe des folgenden Tages umfasste nur zwei Seiten und enthielt den Aufruf «An die aargauische Arbeiterschaft». Es wurde darin angeprangert, dass die Buch-

[44] NFA, 24. Oktober 1918, Nekrolog.
[45] NFA, 18. November 1918.

druckerei unter Zensur und Militäraufsicht gestellt worden sei. Gleichentags wurde aber in Olten der Abbruch des Landesstreiks auf 24 Uhr beschlossen, so dass sich Beschlüsse und Massnahmen der organisierten Arbeiterschaft gegenüber der «Belagerung« erübrigten. Die telegrafisch einberufene ausserordentliche Bundesversammlung zeigte, dass die Ereignisse je nach Standort widersprüchlich beurteilt wurden. Der «Neue Freie Aargauer» kommentierte in Versform: «Unsere Führer könnt ihr richten, doch die Wahrheit nicht vernichten.»[46]

Was sich tatsächlich im Vorfeld des Generalstreiks im Aargau abgespielt hatte, wieweit Beeinflussung vom Ausland im «Neuen Freien Aargauer» sich niedergeschlagen hat, kann leider in den Original-Blättern nicht mehr überprüft werden. Es verbleiben als Nachrichten nur die Reaktionen in bürgerlichen Blättern. Da das Blatt damals vor allem ein Oltener Produkt war, das heisst ganz nahe beim Streikkomitee beheimatet war, wäre uns diese Quelle wertvoll. Aber die Nummern vom Januar bis November 1918 fehlen in allen Sammelbänden. Ein eigenartiger Zufall![47]

Arbeiterzeitung und bürgerliche Presse

Die Gründung des «Neuen Freien Aargauers» 1912 war just in die Zeit einer neuerlichen Fusion der verfeindeten Flügel der freisinnig-demokratischen Partei des Kantons Aargau gefallen. Gottfried Keller, der alte Scharfmacher, hatte kürzlich seinen «Aargauischen Anzeiger» durch Kauf der «Aargauer Nachrichten» zum Hauptorgan der linken Freisinnigen verschmolzen und die erneuerte Tageszeitung zum Dauerkampf mit dem «Aargauer Tagblatt» aufgerüstet. Eine Fehlspekulation! Die Fusionspartei scharte sich um das Tagblatt, nicht um die Nachrichten. Die sozialistische Presse prognostizierte: die Nachrichten als linksfreisinniges Organ wird zwischen Tagblatt und «Neuem Freien Aargauer» zerrieben werden. Der neue Verleger ist nicht der Mann, der hier helfen könnte. Auch das Tagblatt erwarte nichts Gutes, wenn der «Alte am Rain» «den Sturz der früheren Zentralsonne am Himmel der aargauischen freisinnigen Partei in die düstern Tiefen des heutigen Kellers ermisst. In der Erkenntnis dieser Dekadenz dürfte wohl die Triebfeder der modernen Klagelieder Jeremiae am Rain draussen zu suchen sein.»[48] Keller musste in dieser heiklen Situation wieder einen eigenständigen Standort beziehen. Nun suchen die Nachrichten wieder Linkspolitik zu betreiben, nachdem sie noch kürzlich den Proporz bekämpft hatten, höhnte der «Neue Freie Aargauer», aber die Fusionsbrü-

[46] NFA, 29. November 1918.
[47] Selbst in der Landesbibliothek!
[48] NFA, 30. März 1912.

der werden sich nach altem Muster immer dann zusammenfinden, wenn es gegen die Linken geht.[49]

Im Mai fanden Nationalrats-Ersatzwahlen statt. Als die Roten es wagten, Regierungsrat Emil Keller Otto Suter als Kandidaten entgegenzustellen, da sei «der Alte am Rain» böse geworden. Wer seiner Familienpolitik im Wege stehe, der müsse dessen Seitenhiebe erwarten. Schon am 27. Juni 1912 konnte der NFA melden, dass eine neuerliche linke Abspaltung, die «radikal-fortschrittliche Vereinigung», sich beim Freisinn abzeichne, hinter der wohl wieder die Nachrichten stünden. Das Programm der neuen Vereinigung sei weitgehend den Sozialisten abgeluchst; doch man wisse, dass eine solche Proklamation nur ein Schönwetter-Programm sei. Der wahre Arbeiter wisse, dass er Befreiung von den Fesseln nur durch sich selbst erfahren könne. In Wirklichkeit standen hinter der neuerlichen Spaltung mehr regionale und persönliche Ambitionen. Die Kandidatur Attenhofer (Zurzach) für die Ständeratswahl war den Aarauern nicht genehm. Man wollte sich die Bevogtung durch Baden und Zofingen nicht länger gefallen lassen. Gottfried Keller junior, der an der Parteiversammlung Unterlegene, erfuhr die Förderung durch Vaters Nachrichten und wurde gewählt. Die Arbeiterpresse suchte sich aus dem Streite herauszuhalten; die Partei beschloss Stimmfreigabe.

Dennoch schlug das Ereignis auf den «Neuen Freien Aargauer» zurück. Der Streit im Verlagshaus Keller, die Abspaltung der «radikal-fortschittlichen Vereinigung« von den Nachrichten, führte zur Gründung einer neuen, nun «echt freisinnigen» Tageszeitung unter Redaktor Allemann. Als Angestellter der Nachrichten wollte er die Familienpolitik des Altmeisters Keller nicht mehr mittragen. Die rote Arbeiterzeitung erwartete, dass im neuen Blatt vor allem gelbe Arbeiterpolitik betrieben werde.[50] Die «Neue Aargauer Zeitung» wurde nun zum häufigsten Gegner der sozialdemokratischen Presse. Das Tagblatt war als Herrenblatt klar positioniert; die Nachrichten waren eher zu bemitleiden; das Allemann-Blatt aber bot eine breite Reibungsfläche dar, stand dem «Neuen Freien Aargauer» zu nahe und war daher Schritt auf Schritt zu kontrollieren und zu kritisieren.

Der dissidente Ständerat Gottfried Keller wurde in Bern nicht in die Fraktion aufgenommen. Offiziell galten die Nachrichten nicht mehr als Organ der Partei. Dennoch trug das Keller-Blatt im Titel: «Freisinnig-demokratisches Organ des Kantons Aargau». «So kommt uns die Sache vor wie in der Fabel, wo sich das Huhn mit Pfauenfedern schmückt, aber trotz diesem Schmuck eben Huhn bleibt – die Nachrichten aber trotz dem Titel – reaktionär bis an die Knochen!», höhnte der NFA.[51] Drei Tage später entlarvte sich auch die «Neue Aargauer Zeitung» als bürgerliche Bewahrerin.

[49] NFA, 30. März 1912.
[50] NFA, 11. Oktober und 18. November 1912.
[51] NFA, 28. Mai 1913.

Alle drei freisinnigen Zeitungen von Aarau seien gegen den Proporz, das ganze reaktionäre Dreigestirn. Die Gründung der «Neuen Aargauer Zeitung» sei daher – nach Meinung des NFA – völlig überflüssig gewesen.[52]

«Der Alte am Rain», dessen Journalistik selbst vom Tagblatt einmal als gemein und feig bezeichnet worden war, verspeise täglich zwei Schwarze und vier Rote, spottete das sozialdemokratische Blatt. Wenn dessen Familie «Ämtli» ergattern wolle, dann verspeise er nur noch Rote; den Schwarzen aber mache er «Büs-Büs». Der arme Mann! Eine Zeitung von Bedeutung hat er in ein Winkelblättchen verwandelt. Nun verweist er die Sozialisten auf ihr früheres Programm der Völkerversöhnung und behauptet dreist, die Partei habe nichts geleistet, das edle Programm hätte nichts getaugt. Als wenn die sozialdemokratische Partei 1914 stark genug gewesen wäre, ihren Willen zu diktieren. Da Keller wohl um diese Tatsache weiss, entlarve er sich mit seinem Hohn als Befürworter des Krieges.[53] Da Keller das Spotten über die Roten nicht lassen konnte, wurde er selber immer wieder vom «Neuen Freien Aargauer» auf die Schippe genommen. «Der Brieggi am Rain kanns immer noch nicht verwinden, dass die Kriegssteuer im allgemeinen auf die Schultern geladen wurden, die sie leicht tragen können.» Seine Idee, dass diejenigen, die von der Steuer nicht betroffen werden, eigentlich nicht stimmen sollten, hätte zur Konsequenz, dass wir die ganze Demokratie einpacken könnten.[54] Verglichen mit den Nachrichten liess man das Tagblatt weit eher gewähren. Offenbar glaubten die Verantwortlichen des NFA, dass der Arbeiter eher versucht war, das frühere Demokratenblatt oder die «Neue Aargauer Zeitung» zu halten; so dass vor allem diese Organe zu disqualifizieren und aus den Wohnungen zu vertreiben waren.

Die rote Gewerkschaft stand vor und während des Ersten Weltkrieges in dauernder Auseinandersetzung mit den katholischen und freisinnigen Arbeitnehmerorganisationen, den schwarzen und gelben Gewerkschaften. Vorerst galt das Augenmerk dem «Aargauer Volksblatt» in Baden. Dessen Redaktor, Johann Baptist Rusch, gehörte zum christlich-sozialen Flügel der katholisch-konservativen Partei und galt als Exponent der schwarzen Arbeitnehmer. Dabei blieb Rusch keine Antwort schuldig. Rusch («vielleicht Diminutiv von Rausch»), müsse ja selber zugeben, dass der Christlichsoziale gar kein richtiger Arbeiter sei.[55] Die Kirche erweise sich laufend als Dienerin des Kapitalismus. Im Italienerinnenheim der Windischer Textilunternehmer würde die Demut gefördert: in Reih und Glied strömten die Lohn-Sklavinnen zum befohlenen Kirchgang.[56] Aber Herr Rusch finde sogar das Seminar Wettingen ausnahmsweise rühmenswert, wenn die Lehr-

[52] NFA, 31. Mai 1913.
[53] NFA, 23. September 1914.
[54] NFA, 12. Juni 1915.
[55] NFA, 3. April 1912
[56] NFA, 13. April 1912.

amtskandidaten schöne Messen singen. Im Gegensatz dazu wünschte der NFA überhaupt keine solche und ähnliche Aktivitäten: daraus entstünden nur Abhängigkeiten, und sei es auch nur bezüglich gewisser Lehrpersonen.[57] Wir brauchen den Kampf, nicht Gottergebenheit! Rusch bezichtigt nun die Arbeiterzeitung der Katholikenfeindlichkeit. Davon sei keine Rede, konterte deren Redaktion: wenn aber die katholischen Arbeiter gegen uns arbeiten, so sei die Kritik berechtigt, ebenso gegenüber einer Kirche, die den Kapitalisten diene. Aber Rusch möchte gerne den Sittenrichter spielen. Ein Mann, von dem das «Badener Tagblatt» sagt, er sei «ein Faulpelz, der morgens nicht aus den Federn wolle, ein Kerl, dem man morgens schon verdientermassen die Höschen klopfen sollte, ein arroganter Knabe, der von der Leitung eines politischen Blattes keine Ahnung habe, ein Kerl, der nicht lesen könne» nehme sich heraus, den «Neuen Freien Aargauer» zu kritisieren.[58]

Christlich-soziale Politik ohne Klassenkampf endige darin, dass der christliche Staat Streikbrecher freispreche, die auf Streikende schiessen. Dabei wolle wahres Christentum – wie es Professor Ragaz verstehe – dass Jesus eine neue Welt verkünde, entsprechend der sozialistischen Lehre. Im Zusammenhang mit einem Anlass der Arbeiterturnvereine verdammte Rusch, dieser «politische Bajazzo», die ganze Turnerei; sie erzeuge nur freche und undisziplinierte Soldaten. Unter dem Titel «So'n Windhund» protestierten selbst der «Grütlianer» und die Freie Presse gegen das Volksblatt. 600 Turner aus zwei Vereinen versammelten sich in Baden zu einer Protestkundgebung und der «Neue Freie Aargauer» rief zum Boykott aller Wirtschaften auf, in denen diese katholische Aargauer Zeitung aufliege.[59]

Der Streit mit den «Gelben» ist ebenfalls in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg einzuordnen. Er bekam zusätzlichen Auftrieb, als der Exgenosse Pechota aus Winterthur sich 1912 in den Dienst «Kampf dem Klassenkampf» stellte und der Haupt-Propagandist der bürgerlichen Gewerkschaft wurde. Da im Sommer 1912 in Zürich ein Generalstreik stattfand, war das Thema «Judasse» in der Sozialistenpresse aktuell: die Schwarzen und die Gelben waren als Streikbrecher aufgetreten, galten als Verräter, und ihre Organisationen hiessen nun Ableger der Kapitalisten, eingesetzt nach dem Motto: «Teile und herrsche».[60] Die Diskussion im aargauischen Grossen Rat um das Verbot von Streikposten einerseits, das Verbot von schwarzen Listen, in denen streikwillige, klassenkämpferische Arbeiter angeprangert wurden, andererseits, veranlasste den «Neuen Freien Aargauer», die «Neue Aargauer Zeitung» als Blatt gelber Arbeiterpolitik anzuschwärzen, die nur

[57] NFA, 12. April 1912.
[58] NFA, 14. April 1912.
[59] NFA, 15. Juli 1912.
[60] NFA, 20. Juli 1912.

das Interesse der Patrone vertrete. Dies sei nun die verheissene echt freisinnige Zeitung![61]

Anfangs Februar 1913 versammelten sich die Gelben, der «Freie Arbeiterbund», in Aarau. 150 Leute waren im Saal; der höhnische Bericht des NFA bekannte, dass dies vorwiegend aufgebotene sozialdemokratische Parteimitglieder gewesen seien. Mit 130:16 Stimmen votierte die Versammlung gegen die Bildung einer Aarauer Sektion der «Gelben Streikbrechertruppe».[62] Als Pechota, «der Überläufer», dem Abtrünnigen, F. Szell-Fröhlich, der von den Gelben zu den Roten gewechselt hatte, in dessen Büro eindrang, um belastendes Material im Schreibtisch zu behändigen, da eröffnete die sozialdemokratische Presse eine eigentliche Hatz auf Pechota, den das Blatt als Charakterlump bezeichnete. Entlarvt wurde von Szell vor allem, dass Herr Nationalrat Sulzer-Ziegler, der Fabrikant, Sponsor der «Freien Arbeiterzeitung» gewesen sei und damit klar wurde, dass der gelbe Spuk nur ein Manöver der Arbeitgeberpolitik sei. Das «gelbe Verlegenheitsgestammel», Szell sei nur Administrator, nicht Redaktor der Zeitung gewesen, täusche nicht darüber hinweg.[63] Vorübergehend zogen sich die Gelben etwas zurück; der NFA vermutete mehrere Male, dass das Spiel wohl aus sei. «Zur Erheiterung: Im Bund und andern Freisinnsblättern wagt sich der Unternehmerklüngel wieder allmählich auf die Socken, um von der gelben Sauce, die Herr Szell-Fröhlich umgeschüttet, noch zu retten, was zu retten ist.»[64] Aber kurz darauf setzte im Aargauer Arbeiterblatt die Kontroverse mit den Gelben wieder ein. Vor allem die «Schweizer Freie Presse» in Baden zeige eine Vorliebe für gelbe Produkte. Die Nähe zur Grütlibewegung rückte auch diese einstige Demokraten-Zeitung neben die «Neue Aargauer Zeitung» und die «Aargauer Nachrichten». Während des Krieges, mit dem Aufkommen des Pazifismus, rückte diese Arbeitnehmerorganisation wieder ins Schussfeld der Roten, da die meisten Sektionen für die wehrhafte Schweiz einstanden. Je ideologischer der Kampf im Lauf des Krieges wurde, desto seltener erschienen Querelen der verschiedenen Gewerkschaften im «Neuen Freien Aargauer». Die grossen weltanschaulichen Themen verdrängten den innenpolitischen Kleinkram.

Zäher hielt sich der Streit mit Redaktor Rusch. Dieser bemühte sich, den Marxismus als revolutionäre Doktrin, fern jeder christlichen Ethik, für katholische Arbeiter zu diskreditieren. Der NFA seinerseits bemühte sich, der bürgerlichen Presse nachzuweisen, dass im Lehrgebäude des Sozialismus nichts von gewaltsamer Revolution gesagt wird. «Von einer Katastrophentheorie, wie sie uns die Gegner unterschieben, kann die Rede nicht

---

[61] NFA, 18. November 1912.
[62] NFA, 3. Februar 1913.
[63] NFA, 14. und 17. April. Ausführliche Darstellung der ganzen Affäre im Artikel «Aus dem gelben Sumpf» vom 5. Dezember 1913 in NFA.
[64] NFA, 6. Januar 1914.

sein.»[65] «Die Sozialdemokratie sucht ihr Ziel auf gesetzmässigem Wege zu erreichen...»[66] Anstatt zur organischen Überwindung von Widerständen aufzurufen, wollten die christlichen Gewerkschaften die ständischen Unterschiede als gottgewollt hinnehmen.[67] Und so würden von Redaktor Rusch «fast in jeder Nummer einige Sozialisten verspiesen.»[68]

Der Erste Weltkrieg brachte zuerst thematisch einige Änderungen, aber Rusch und das «Volksblatt» blieben im Schussfeld. Die anfängliche Rusch'sche Kritik an den Serben wurde als «christliche Kriegsverhetzung» tituliert und die KuK-Republikaner trieben es am buntesten, obgleich von dieser Seite eigentlich der Friedensaufruf «Krieg dem Kriege» zu erwarten wäre.[69] Als dann das grause Völkerringen einsetzte, forderte der «Neue Freie Aargauer» das Volksblatt auf, dies nun als Strafgericht Gottes zu werten. Weshalb aber müsse diese Katastrophe immer vor allem die Armen betreffen? Ganz zu Anfang hoffte die Redaktion der sozialdemokratischen Zeitung noch auf den Aufstand des russischen Volkes gegen den Krieg: «Das Schicksal Europas in den Händen der Arbeiter Petersburgs», titelte die Zeitung. Aber: «Die verbrecherische Provokation der ungarischen Magnaten und der österreichischen Pfaffen hat ihre Wirkung gehabt.» Die Kettenreaktion der Kriegserklärungen werde begünstigt von den «Regierungsbanditen in St. Petersburg».[70] Damals, als es um die Donaumonarchie alleine ging, zeigte Rusch noch unverhohlen Sympathie für die Haltung der KuK-Monarchie. Die spätere, eigenwillige Meinung Ruschs zum Kriegsgeschehen bewirkte, dass das Volksblatt nur noch selten unter die Lupe des «Neuen Freien Aargauers» rutschte. «Abscheulich zahm sei's im konservativen Blätterwald geworden, findet der Redaktor des Zentralorgans der aargauischen katholisch-konservativen Partei», zitierte die Arbeiterzeitung und gab Rusch sogar recht. Sein Engagement für die Entente schaffte ihm ebenso Sympathie bei der Linken, als er bei den Bruderzeitungen in Ungnade fiel. «Wir halten treu zur preussisch-österreichischen Fahne», hätten die katholisch-konservativen «Neuen Zürcher Nachrichten» verlauten lassen. Wer sich so vernehmen lasse, zähle zu den «unverantwortlichen Narren» unserer Zeit, meinte der NFA, und Rusch hätte ihm wohl zugestimmt.

Der Presseprozess von Dr. O. Meyer, Aarau, gegen Rusch und das «Aargauer Volksblatt» zum Artikel «Stimmen im Sturm», ausführlich dargestellt in der Arbeiterpresse am 3. Juni 1916, dürfte mitveantwortlich für den Sturz des kämpferischen Redaktors gewesen sein. Am 15. Dezember 1917 wurde

---

[65] NFA, 6. Januar 1914.
[66] NFA, 6. Januar 1914.
[67] NFA, 13. Januar 1914.
[68] NFA, 12. Mai 1914.
[69] NFA, 28. Juli 1914.
[70] NFA, 27. Juli 1914.

emotionslos gemeldet, dass Dr. phil. A. Bärlocher aus St. Gallen Rusch in der Leitung des Volksblattes abgelöst habe. Damit wurde es stiller zwischen den konkurrierenden Blättern. Der neue Schreiber gehörte eher dem bäuerlich-gewerblichen Flügel der Partei an und machte wenig Arbeitnehmerpolitik.

Die Ära Arthur Schmid beginnt

Pfarrer Büchis Tätigkeit als Redaktor des «Neuen Freien Aargauers» war nur von kurzer Dauer. Schon Anfangs Juni 1919 reichte er seine Entlassung ein. Dennoch müssen wir das Wirken eines Theologen fast als folgerichtige Politik nach dem Ersten Weltkrieg ansehen: Partei und Presse beriefen sich in ihrem Pazifismus häufiger als früher auf die christliche Friedensbotschaft. In mehreren Artikeln hatte sich der Safenwiler Pfarrer Barth schon früher in dieser Zeitung politisch engagiert.[71] Die Berufung auf Professor Ragaz[72] gehörte schon zum Vorkriegsritual des Blattes und bekam 1918 neuen Auftrieb.[73] Nun, da sich die Aargauer Sektion von Lenin, aber auch von Platten losgesagt hatte,[74] wollte auch der Nachfolger von Büchi, Otto Schmassmann, in seinen Spuren wandeln. Der Kritik von katholischen Pfarrherren an der sozialistischen Friedenspolitik, begegnete er angeblich in einer «bodenlos frechen» und «lümmelhaften» Sprache,[75] auch wenn er erklärtermassen nicht auf Revolution setzte. Übrigens: seine rüde Sprache disqualifizierte auch die Bürgerwehren des Obersten Eugen Bircher als vaterländische Bolschewiki.

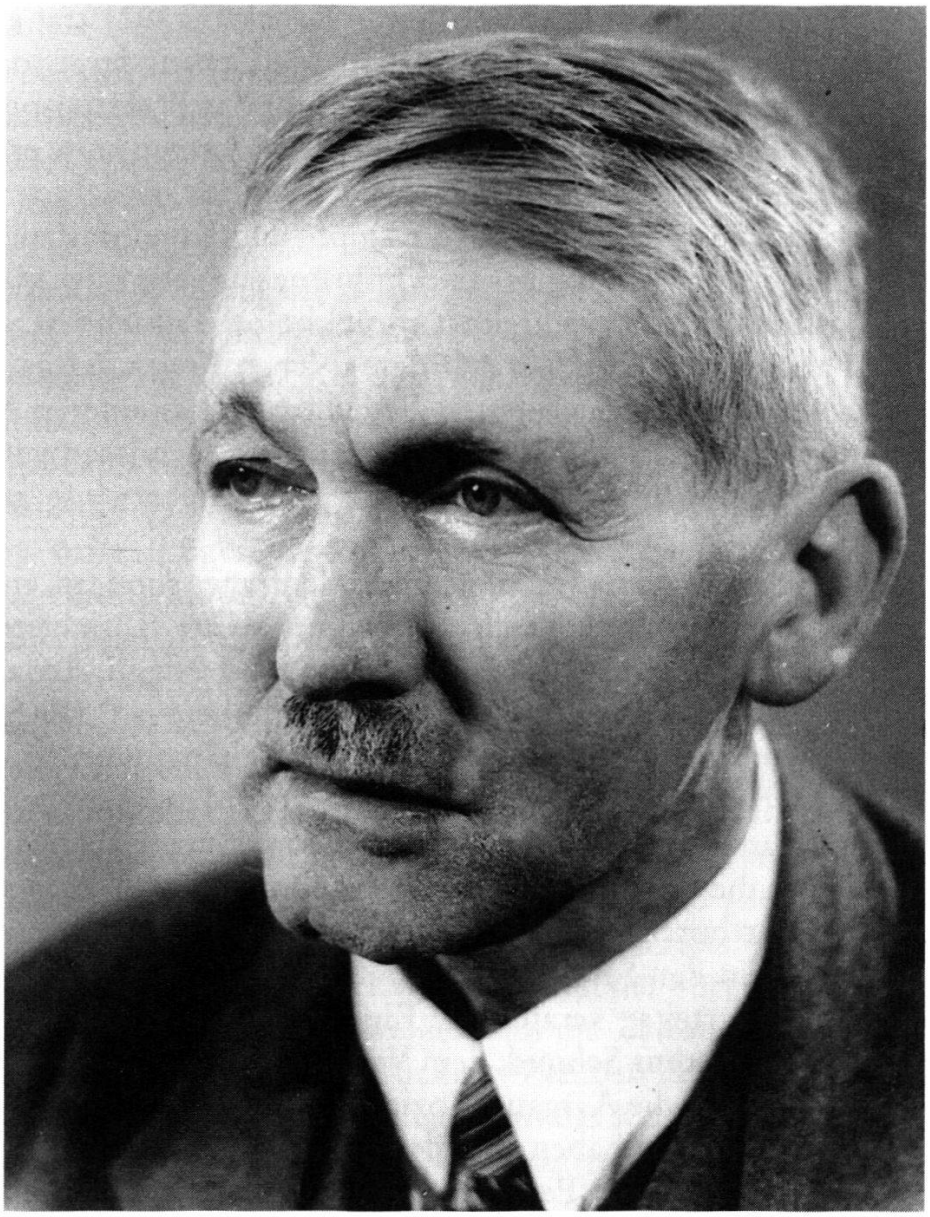
Am 14. März 1920 wurde Dr. Arthur Schmid als Parteisekretär der Aargauer Sozialdemokraten gewählt. Das «Aargauer Tagblatt» kommentierte: Der neue Mann stehe «fest auf dem Boden des Bolschewismus». Selbst Schmassmann müsse nun noch weiter nach links rücken. Tatsächlich setzte sofort ein interner Streit um die Form des Pazifismus ein. Schmassmann behauptete, dass der Pazifismus der Aargauer Sozialdemokraten konsequent sei; es wäre verfehlt zu sagen, «heute brauchen wir die Maschinengewehre noch nicht, erst morgen».[76] Schmid veröffentlichte sofort den gegenteiligen Standpunkt und bat ihn, sich mit persönlichen Ansichten zurückzuhalten.[77] Ausgehend auf die Parteinahme von Professor Ragaz, die

---

[71] FA, 23./26./28./30. Dezember 1911. «Jesus Christus und die soziale Bewegung» (Vortrag vom 17. Dezember 1911) und NFA, 9. Mai 1914, vor allem 3. September 1917. Grabpredigt für einen sozialistischen Arbeiter, als Leitartikel.
[72] NFA, 31. Mai 1912.
[73] NFA, August 1915. «Altes und neues Christentum» von Pfarrer Mayer, Emmen.
[74] NFA, 5. Januar 1920.
[75] NFA, 5. März 1920, zuerst Pfarrer Koch von Tägerig, dann der Pfarrer von Kaisten.
[76] NFA, 20. April 1920.
[77] NFA, 26. April 1920.

Schweiz solle dem Völkerbund beitreten,[78] versuchte Schmassmann zu vermitteln: «Der Sozialist kann nur der schärfste Gegner des Völkerbundes sein; dieses Völkerbundes». Daher sei er gegen den Völkerbund – aber für den Eintritt der Schweiz. Nur so lasse sich der Völkerbund vollenden.[79] Das aargauische Sekretariat war – wie die schweizerische Partei auch – gegen eine Mitgliedschaft der Schweiz. Im Parteiblatt wurde die Stimmung immer gereizter. Das «Volksrecht» müsse sich im Aargau nicht als Schiedsrichter aufspielen. Sie hätten Sozialdemokratie, nicht Sozialdiktatur, wetterte Schmassmann. Als danach in Oberentfelden diskutiert wurde, ob ein Ausschlussverfahren einzuleiten sei, spekulierten die bürgerlichen Blätter auf eine Parteispaltung. «Zofinger Tagblatt», «Aargauer Tagblatt» und «Neue Aargauer Zeitung» würden von der Tätigkeit der Extremisten berichten: «Ein Leitartikel der Entstellungen». Aber Schmassmann lieferte selber die nötigen Worthülsen, kritisierte das «Oberentfelder Ketzergericht», das den Verräter Schmassmann absägen wollte, und ihn des «politischen Streikbruches» bezichtigte.[80] Der neue Parteisekretär versuchte Klarheit zu schaffen: Die persönliche Meinung habe hinter der proletarischen Disziplin zurückzutreten. Nach der Parolenfassung der Partei bleibe kein Raum mehr für abweichende Ansichten. Im Monat Juni weilte Schmassmann in den Ferien, während die bürgerliche Presse über die Entzweiung weiter mutmasste. Er meldete sich am 30. Juni wieder zurück, und zwar mit einem hochgestochenen, verwirrlichen Leitartikel, «Der erste Schritt zum Völkerbund». Eine absichtliche Provokation! Zwei Tage später meldete der Vorstand der sozialdemokratischen Presseunion, dass «O. Schmassmann seine redaktionelle Tätigkeit bis auf weiteres eingestellt» habe. Am 11. Juli fand eine Aussprache statt, und in geheimer Abstimmung wurde das Vorgehen des Vorstandes gutgeheissen.[81] Am 21. Juli wurde per Inserat ein neuer Redaktor gesucht. Damit war die Ära Schmassmann zu Ende. Vorläufig zeichnete eine Redaktionskommission als verantwortlich, wobei vorab das Parteisekretariat gemeint war, das am 17. Juli 1920 seine Tätigkeit aufnahm. 1921 schrieb Schmassmann dann in der «Neuen Zürcher Zeitung» einen Artikel: «Mein Austritt aus der sozialdemokratischen Partei». Der NFA quittierte: «Endlich am richtigen Platze!» Etwas Pazifismus und Völkerbundsbegeisterung bei bürgerlicher Denkweise reichten nicht aus, ein sozialdemokratisches Blatt zu leiten.[82] Am 29. November 1921 musste das Blatt melden, dass Schmassmann an Blinddarmentzündung gestorben sei.[83]

[78] NFA, 7. Mai 1920.
[79] NFA, 11. und 18. Mai 1920.
[80] NFA, 29. Mai, 3. Juni, 4. Juni 1920.
[81] NFA, 13. Juli 1920.
[82] NFA, 18. Januar 1921.
[83] NFA, 29. November 1921.



Arthur Schmid sen. (1889–1958), die Stimme der aargauischen Sozialdemokratie.

Dr. oec. Arthur Schmid war keineswegs auf eine Tätigkeit im Aargau angewiesen. Zwar musste er bei seiner kaufmännischen Tätigkeit im Tessin und der Arbeitslosigkeit in Zürich die Härte der Krise erfahren und wusste die Zeit für die Doktorarbeit zu nutzen. Dann aber hatte er in kürzester Zeit alles erreicht, was einem ambitiösen Politiker erstrebenswert erschien. Ursprünglich Handelslehrer am KV Winterthur, wurde er 1917 in den Kantonsrat gewählt, 1919 kam er als vollamtliches Exekutivmitglied in den Winterthurer Stadtrat und im gleichen Jahre – bei den ersten Proporzwahlen – als Vertreter des Aargaus in den Nationalrat. Um für den Aargau zu kandidieren, musste er auf den Stadtratssessel verzichten. So meldete er sich für den Posten des aargauischen Parteisekretärs, leitete interimistisch nach Schmassmann die Redaktionskommission des «Neuen Freien Aargauers»

und war damit praktisch ab Juli 1920 dessen Redaktor. 1921 trat er in den aargauischen Grossen Rat ein, wurde 1925 in den Gemeinderat von Oberentfelden gewählt und übernahm im gleichen Jahr das Fraktionspräsidium im aargauischen Parlament. Mit dem Umzug in den Aargau hatte er auf eine übersichtliche, gut dotierte Stellung als Berufspolitiker verzichtet, um eine vielschichtige und äusserst aufwendige Kampf- und Krampfarbeit zu leisten. Reizte die politische Bildungs- und Führungsaufgabe oder war es das Heimweh, das ihn nach Oberentfelden zurückholte? Tatsache ist, dass Arthur Schmid auch in der Zürcher Zeit den «Neuen Freien Aargauer» mit Artikeln und vor allem mit engagierten Gedichten zu besonderen Anlässen beliefert hatte und offensichtlich mit den Aargauer Genossen verbunden bleiben wollte. Damit dürften beide Triebkräfte gleicherweise am Werk gewesen sein.[84]

Die Affäre Schmassmann sei keine Personenfrage, sondern eine reine Sachfrage gewesen, belehrte gleich zu Beginn seiner Tätigkeit Arthur Schmid die bürgerliche Presse. Und er forderte Josef Niggli, Redaktor am «Aargauer Tagblatt», zum öffentlichen Wortgefecht heraus.[85] Die Schimpfwörter «Bolschewisten und Russen», die allen angehängt wurden, die Kritik am bürgerlichen Staat anbringen, belege den Mangel an wirklichen Argumenten.[86] Tatsächlich finden wir an der Konferenz der Anhänger der 3. Internationalen die Namen Dr. Welti, Nobs, Droz, Platten etc., nicht aber den Namen von Arthur Schmid. Die Geschäftsleitung fand, dass die 21 Eintrittsbedingungen in den Sektionen behandelt werden sollten, bevor man einen kantonalen Parteitag veranstalte: Eine Broschüre zum bessern Verständnis könne bei Arthur Schmid, dem Verfasser, bezogen werden. Damit wird sichtbar, dass sich die Aargauer Sozialdemokraten mit Arthur Schmid einen Vordenker engagiert haben, und dass er diese Stellung auch wahrnehmen wollte. Als Sprecher am Parteitag in Bern verlangte er eigene Kampfmethoden für die Schweiz und daher Ablehnung der 21 Bedingungen. Auch wenn die Begriffe Diktatur des Proletariats und Rätesystem ins neue Parteiprogramm aufgenommen wurden, trennte sich die extreme Linke als Kommunisten von der Partei, während die Mitglieder mit «pazifistisch-burgfriedlichem Denken« zu den Grütlianern nach rechts abwanderten.

Schon im Bettagsmandat der schweizerischen Bischöfe wurde den Katholiken der Eintritt in die sozialdemokratische Partei verboten. Wer notgedrungen dort verbleiben müsse, solle dies dem Pfarramt melden, zitierte der «Neue Freie Aargauer» am 27. Sept 1920 in vereinfachter Form und fragte darauf rhetorisch: «Sind wir im Mittelalter?» Als Antwort erschien ein Beitrag von «Casiopea» über den «Revolutionär Jesus», dessen sozial-reformerisches Lebenswerk als echte Lehre Christi eigentlich den

[84] Angaben aus dem Nekrolog, FA, 15. November 1958.
[85] NFA, 15. Juni 1920.
[86] NFA, 14. Juni 1920.

Sozialismus darstelle.[87] Fast täglich erschienen Meldungen und Kommentare zur päpstlichen Sozialpolitik und die christlichsoziale Verführung der Arbeiter: das Nächste wurde zum drohenden Feindbild. «Fort mit der schwarzen Presse!» lautete die Parole zum Jahresschluss.[88] Und der «Freischütz» konterte: «Hinaus mit der gesamten sozialistischen Presse aus den katholischen Wohnungen.»

Am 3. Januar 1921 trug die Zeitung erstmals den Vermerk, «Redaktion: B. Fuchs und Dr. A. Schmid». «Mit dem heutigen Tage übernehmen wir Unterzeichnete die Redaktion des N.F.A. Seit einem Jahr in der Redaktionskommission arbeitend, können wir es uns ersparen, lange Ausführungen zu machen.» Sie würden «im Sinne des klassenbewussten Proletariates, im Dienste des grossen Befreiungskampfes, des sozialistischen Klassenkampfes, trotz Lügen und Verleumdungen bürgerlicher Pressekulis, gemeinsam die kleinbürgerlichen Illusionen der Spiessbürger innerhalb und ausserhalb» der Partei zerstören, dass sie «zum revolutionären Marxismus erzogen werden».[89] Benedikt Fuchs ist in diesem Team der Arbeiter, der für die Arbeiter schreibt. Von Hause aus Typograph, hatte er sich in jeder Phase der Parteizeitung engagiert, sei es in der technischen Fertigung, im Vorstand der Presseunion oder in der Redaktionskommission. Seine Arbeit als mitverantwortlicher Redaktor betrifft vor allem den Alltagskram; daher tritt er in der Folge weniger in Erscheinung. Arthur Schmid aber schreibt grundsätzliche Artikel, die zum Teil auch in andern Linksblättern erschienen, führte als Politiker den offenen Zweikampf mit der bürgerlichen Meinungspresse. Bis 1928 wird dieses Zweigespann die Zeitung bestimmen. Wobei 1920, vor ihrem Einstand, ein Druckerei-Neubau bezogen werden konnte, neue Maschinen angeschafft wurden, denn das Blatt sollte formal eine Vergrösserung erfahren.[90] All diese Neuerungen waren möglich geworden durch die Zeichnung von Anteilscheinen. Die grösste Partei im Aargau, die stärkste Fraktion im Grossen Rat, dokumentierte ihre Potenz nun mit der entsprechenden eigenen Presse. Am 22. Februar 1921 erschien der NFA im neuen Gewand, in einem grösseren Kleid, nun vier-statt dreispaltig, das Resultat des «Opferwillens der Arbeiter».[91]

Tatsächlich musste sich die sozialdemokratische Presse 1921 mit einer konsequenten marxistischen Politik gegen die Werbearbeit der Neukommunisten wehren. Die aargauischen Extremisten versuchten gar mit einem eigenen Organ, «Neue Ordnung», ab April 1921 die Unzufriedenen zu sammeln. Der «Neue Freie Aargauer» hatte zum Jahresanfang den Zweiflern fettgedruckt direkt unter dem Kopf des Blattes, klaren Wein einge-

[87] NFA, 18. Oktober 1920.
[88] NFA, 18. November 1920.
[89] NFA, 3. Januar 1921.
[90] NFA, 2. Oktober 1920.
[91] NFA, 22. Februar 1921.

schenkt: «Wir stehen auf dem Standpunkt des schweizerischen Parteiprogramms, auf dem Boden der Diktatur des Proletariats und des Rätesystems. Es ist deshalb eine Irreführung der Parteigenossen, wenn die Neukommunisten die schweizerische Partei als rückständig und rechtsstehend hinstellen wollen. Die Partei steht auf dem Boden des revolutionären Marxismus.»[92] Grütlianer, die sich diesem Programm nicht unterziehen wollen, werden «gezwungen sein, die Partei zu verlassen».[93]

Am schweizerischen Parteitag in Luzern wurde dann beschlossen, die theoretische Zeitschrift «Rote Revue» herauszugeben, geleitet von E. Nobs und Friedr. Heeb, die als Wegbereiter vorzügliche Dienste leisten könne. Auch Arthur Schmid wird seine Beiträge diesem Organ zukommen lassen und damit weit über die Kantonsgrenzen hinaus wirksam werden.[94] Sie wird noch am Herbst-Parteitag von 1924 als «sehr defizitär» bezeichnet und dennoch beibehalten. Am 12. September 1930 wurde im «Freien Aargauer» das 10jährige Jubiläum dieser Zeitschrift gefeiert.

Der Kampf gegen den Faschismus

Es war im Juli 1924. Zum Gedenken an den Tod Matteottis hielt Arthur Schmid an einer Aarauer Versammlung eine flammende Rede. Er geisselte dabei Mussolini, die Faschisten und ihre bürgerlich-kapitalistischen Helfeshelfer in der Schweiz. Kläglich sei auch das Verhalten des schweizerischen Parlamentes: aus Angst vor dem gewalttätigen Nachbarn erfolge keine Verurteilung der Tat. Und bürgerliche Journalisten liessen sich vom Duce einladen und seien dann des Lobes voll über das neue Italien.[95] Auch die Völkischen und Hitlermannen in München unterhielten direkte Beziehungen zu Mussolini. Die Stellung der Opposition in Italien sei beklagenswert. Man versuche, jede kritische Presse zum Schweigen zu bringen.[96]

Dem «Neuen Freien Aargauer» und seinen Redaktoren muss zugestanden werden, dass die Kritik am undemokratischen und rassistischen Gehabe der Rechtsextremen schon damals einsetzte, als die Bedrohung der marxistischen Parteien erst auf Papieren und Programmen erschien. Schon am 24. September 1920 mahnte das Blatt unter dem Titel «Die Judenhetze im Aargau» Fürsprech Dr. Ursprung an, sich korrekter zu verhalten; es seien meist die «christlichen Juden», die da rupfen und pressen. Und am 8. Juli 1921 beschwerte sich der NFA gegenüber dem katholischen Volksblatt nicht nur wegen den Angriffen und Verleumdungen gegenüber den Sozial-

[92] NFA, 17. Januar 1921.
[93] NFA, 17. Januar 1921.
[94] NFA, 16. September 1921.
[95] NFA, 1. Juli 1924.
[96] NFA, 2./10. Juli 1924.

demokraten. «Die Judenhetze, die neuestens einen sehr breiten Raum in der guten Presse einnimmt, könnte allein eine ganze Kraft beschäftigen, um nur die gröbsten Unwahrheiten aus dem Wege zu räumen.» Zehn Jahre nach Ausbruch des Krieges 1914, würde in Italien das Mussolini-Mordpack wüten, ebenso in Deutschland völkische Hitlerbanden;[97] der «Greisenring deutscher Orden» verlange von seinen Mitgliedern ein Zeugnis, kein jüdisches oder farbiges Blut in sich zu haben und Hakenkreuzler überfielen eine Jugendgruppe bei einem Feste. Und neben all diesen Aktivitäten der Nationalidioten begehe die Schweiz das Schützenfest in Aarau und zelebriere Kantönligeist.[98] Eine typische Verquickung! Alles Nationale, Patriotische und Militärische (Sportschiessen) wurde in die Nähe des Völkischen gerückt. In der irrigen Meinung, dass diese bürgerlichen Tugenden sowieso am Ende seien, wurden sie mit der faschistischen Ideologie zusammengepackt. Damit erzeugte die Linkspresse den gegenteiligen Effekt: das Faschistische und Nationalsozialistische wurde verharmlost und konnte sich bei uns mit Vaterländischem drapieren. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit als Grundlagen des bürgerlich-liberalen Staates wurden diesem abgesprochen und alleine dem Internationalismus zuerkannt. Die Sozialdemokratie isolierte sich selber, indem sie die harte Front nicht zwischen Rechtsstaat und brutaler Gewaltherrschaft zog, sondern zwischen marxistischer und bestehender Ordnung. Die sicher berechtigte Kritik an Bundesrat Motta, dass er in Liebedienerei zu Mussolini mache, der doch für die «fascistischen Schandtaten» verantwortlich sei, verfehlte den Effekt, weil sie nur Trotz- und Abwehrhaltung bei den Bürgerlichen hervorrief. Die vaterlandslosen Gesellen, wie Dr. Feisst im bäuerlichen Hausfreund[99] die Sozialdemokraten hiess, galten nicht als legitimiert, Vaterländische im In- und Ausland zu kritisieren.

Nach dem Hitlerputsch 1924 wurde im «Neuen Freien Aargauer» auch behauptet, die Finanzierung des politischen Schlages sei von der Schweiz aus erfolgt; Hitler und Ludendorff seien zu diesem Zwecke in der Schweiz gewesen, und Dr. Eugen Bircher habe für die Unterstützung geworben. Im gleichen Leitartikel dementierten Hitler und Ludendorff diese Angaben, und Bircher erklärte sich als Gegner Hitlers.[100] Was sich wirklich in Zürich abgespielt hatte, blieb auch in der Folge unklar; dass Hitler je in Aarau gewesen war und Bircher für Geld geworben hätte, musste die spätere Geschichtsforschung ins Reich der Legende verweisen.[101]

Seit 1928 war Ernst Rodel in die Redaktion eingetreten, Benedikt Fuchs wurde zum Geschäftsführer der Genossenschaftsdruckerei ernannt und

---

[97] NFA, 8. August 1924.
[98] NFA, 27./28. Juli und 28. August 1924.
[99] NFA, 21. Oktober 1924.
[100] NFA, 6. Dezember 1924. «Schweiz. Unterstützung des dt. Hakenkreuzes».
[101] Gautschi Willi, KA, Bd. 3, S. 275.

Arthur Schmid hiess nun Chefredaktor. Ernst Rodel war ebenfalls ein Heimweh-Aargauer, aufgewachsen in Meisterschwanden. Nach Studien in Bern wurde er Redaktor der sozialistischen «Seeländer Volksstimme» in Biel. Nach dem alten Spruch, grosse Männer werfen einen langen Schatten, war wohl für den späteren Nationalrat Rodel neben Schmid zu wenig Raum. «Die Zusammenarbeit in der Redaktion war nicht die idealste», bekannte er in seinem Beitrag zu 70 Jahre «Freier Aargauer».[102]

Die Administration war an der Renggerstrasse 44 domiziliert, das heisst im neuen Druckereigebäude. Die erste Tageszeitung 1912 nannte bloss Wettingen als Gemeinde, die den NFA als offizielles Publikationsorgan hielt; 1930 wurde 13 grosse Ortschaften aufgeführt. Daraus wird sichtbar, dass die Zeitung an Bedeutung gewonnen hatte, dass aber auch die Partei in vielen Gemeinderäten zur Regierungspartei aufgerückt war. «Im Laufe der letzten fünf Jahre haben wir unsere Abonnentenzahl verdoppelt. Heute zählt der Freie Aargauer über 10 000 Abonnenten», konnte das Blatt am 1. Mai 1930 stolz verkünden. Seit 1921 wurde auch die monatliche Zeitschrift «Frauenrecht» in Aarau verlegt und gedruckt. Damit erhöhte sich die Bedeutung der Genossenschaftsdruckerei im Rahmen der schweizerischen Arbeiterpublizistik. Der Aargau dürfte auch bezüglich Abonnentenwerbung eine Spitzenstellung eingenommen haben, meldete doch der NFA vom 8. Februar 1930 772 neue Abonnenten für die Frauenzeitschrift im eigenen Kantonsgebiet.

«Die Klassenkämpfe der Zukunft werden schärfer sein als die Klassenkämpfe der Vergangenheit», behauptete A. Schmid in der 1. Mai-Nummer 1930, «es geht tatsächlich um die Eroberung der gesamten politischen und wirtschaftlichen Macht durch die Arbeiterklasse». «Die arbeitende Bevölkerung besitzt die Macht, die neue Welt zu verwirklichen, wenn sie nur will». Diese zuversichtlichen Äusserungen standen 1930 im krassen Gegensatz zur Realität: Partei und Presse der Sozialdemokaten führten einen Zweifrontenkrieg. Einerseits kämpften sie uneingeschränkt gegen Stalins bolschewistische Macht in der Sowjetunion, darin eingeschlossen waren die Kommunisten (Welti, Bringolf, Humbert-Droz etc.) der Schweiz; anderseits drängten in den Nachbarstaaten faschistische Kräfte ans Ruder, die mit sozialistischen Schlagworten hantierten und die man zur Distanzierung möglichst nahe ans Bürgertum abdrängen wollte. In Wirklichkeit wäre der Kampf nach rechts vielgestaltiger und differenzierter gewesen. Die pazifistische Grundhaltung, der im NFA von damals immer Priorität eingeräumt wurde, verwies die Kriegsverherrlichung der Faschisten und der Verteidigungswillen des aargauischen Bürgertums in denselben Topf, so dass eine mächtige gemeinsame Abwehr der rechtsextremen Kräfte illusorisch blieb.

---

[102] FA, Sondernummer 75 Jahre, 27./28. Februar 1981, auch: Bircher Silvio: 70 Jahre Aargauer und Schweizer Politik, Aarau 1976, S. 18.

Zwar sprach die Zeitung von «Nationalsozialstischer Zellenbildung in der deutschen Reichswehr»[103] und ordnete damit das Militär der demokratischen Republik zu; in der Schweiz hingegen wurden selbst die Manöverberichte der Landwehr als Manöverspiele verunglimpft: «Das Publikum soll militärfreundlich gemacht werden. Es soll den blutigen Weltkrieg vergessen. Es soll nicht über die Zukunft nachdenken.»[104] Das Thema Christentum und Antimilitarismus wird, genauso wie früher die christliche Soziallehre, zur Dauerpolemik zwischen Volksblatt und Freiem Aargauer, zwischen Bärlocher und Arthur Schmid.[105]

Während die bürgerliche Presse weitgehend auf die Gretchenfrage, «wie hältst Du es mit der Landesverteidigung», fixiert blieb, starrte die Redaktion des «Freien Aargauers» ohne Unterlass auf das Schicksal der politischen Leidensgenossen im Ausland. Damit wurde das Undemokratische im «Freien Aargauer» früh erkannt, während sich die übrigen Blätter oft über das terroristische Treiben faschistischer und nationalsozialstischer Banden ausschwieg. «Ausschreitungen von Hakenkreuzlerbanden im Badischen», in Thüringen wird «rechtsradikaler Umsturz» vorbereitet,[106] «Nationalsozialisten (das sind Hakenkreuzler, Hitlerbrüder)»[107] wollen die Arbeiter entführen zu ihrem Banditentum.[108] So wurde getitelt, mit überdeutlichen Worten angeprangert.

Obwohl Spionageaffären der italienischen Faschisten in der Schweiz die nachbarlichen Beziehungen belasteten und gar die Konsulate von Lausanne und St. Gallen in den Skandal verwickelt waren, würde vom Bundesrat nur zögerlich eingegriffen,[109] meinte der «Freie Aargauer», und Motta betone zum Überfluss noch die «Herzlichkeit der Beziehungen zu Italien».[110] Entgegen dem Bundesrate verteidigte der «Freie Aargauer» die Presse- und Versammlungsfreiheit, und zwar grundsätzlich, auch wenn es um die Erzfeinde, die stalinistischen Kommunisten in der Schweiz ging. Diese konsequente demokratische Haltung trug der Redaktion bei der damaligen Stimmungslage höchsten das Schimpfwort Moskowiter ein. Das Verbot der kommunistischen Versammlung in Baden durch den aargauischen Regierungsrat im Mai 1930 hiess das sozialdemokratische Blatt für die Kommunisten Propaganda machen, und das Truppenaufgebot und die Verhaftung von Nationalrat Bringolf verlieh der Aktion eine bürgerliche Patina, auch wenn alles vom sozialistischen Stadtammann Killer inszeniert war. Arthur Schmid war damals Grossrats-Präsident, distanzierte sich von kommunisti-

[103] FA, 15. März 1930.
[104] FA, 24. Januar – 27. Februar 1930.
[105] FA, 12. April 1930.
[106] FA, 20. März 1930.
[107] FA, 7. Februar 1930.
[108] FA, 5. April.
[109] FA, 27. März 1930.
[110] FA, 15. April 1930.

sche Greuelberichten, wollte aber als Antwort darauf die wahren Arbeiter dem Lande vorführen. Gegen 700 Teilnehmer hörten sich Ende Mai im gleichen Baden seine Rede an, worin er versicherte, alles zu tun, «um die Arbeitenden den geraden Weg des Klassenkampfes zu führen». Als die Ausschreitungen von Kommunisten und Nazi-Freunden in Zürich im folgenden Monat fast alltäglich wurden,[111] beschwerte sich das «Aargauer Tagblatt»: «Für solche kommunistische Messerhelden verlangen die aargauischen Sozialdemokraten die Versammlungsfreiheit!» Dies bedeute eine Verdrehung. Mit Bewilligungen würde eben diese Freiheit verhindert. Redaktor Billo von der «Schweizer Freien Presse» der Bauernpartei rief sogar nach einem Verbot der Kommunistischen Partei. Derselbe Herr Billo habe sich selber denunziert; er hätte öffentlich zugegeben, dass mit seinem Zuspruch, Geld für Hitler gesammelt worden sei, konterte der «Freie Aargauer».

Gretchenfrage der Bürgerlichen: Landesverteidigung?

Aller Einsichten und Anprangerungen zum Trotz, wiegte sich der «Freie Aargauer» allzulange in seltsamer Sicherheit. Nachdem die NSDAP in Sachsen zweitstärkste Partei geworden, prägte Reichskanzler Wirth den berühmten Satz: «Die Gefahr steht rechts!» «Die nationalsozialistische Gefahr ist gewiss nicht so gross, dass eine Panikstimmung gerechtfertigt wäre. Die Lage in Sachsen ist den Nationalsozialisten weitaus günstiger als in den meisten Ländern Deutschlands, und die sozialdemokratischen Organisationen sind gewiss stark genug, um die Angriffe der Nationalsozialisten abzuwehren.»[112] Der «Freie Aargauer» stellte dem «Sozialismus der dummen Kerls» den «Sozialismus der Wissenschaft» gegenüber. Überdeckte der Pazifismus wohl alle Bedenken? War der Wunsch Vater des Gedankens? Obgleich Mussolini als amoralischer Mensch und als kriegslüsterner Diktator laufend Objekt der sozialdemokratischen Presse war, wurde die Manöver der französischen Armee in Savoyen und Lyon kritisiert, auch wenn der Duce kurz vorher Frankreich mit Krieg gedroht hatte. «Nie wieder Krieg» – «Bald wieder Krieg?», lautete der Titel des Artikels. «Den Söhnen zur Warnung» wurde dem Rüstungswahnsinn und der Geheimdiplomatie im FA immer wieder der Kampf angesagt. Zwar lockten die deutschen Wahlen vom 14. September 1930, die mit einem deutlichen Sieg der NSDAP endigten, Arthur Schmid etwas aus der Reserve heraus. Die Regierungsbeteiligung der Nazis sei nicht nur eine Frage für Deutschland, sondern auch für die Aussenpolitik. Es werde sich zeigen, «ob nicht der Eintritt der Natio-

[111] FA, 20./21. Juni 1930.
[112] FA, 28. Juni 1930.

nalsozialisten in die Rechtsregierung den Krieg bedeuten würde und damit den Untergang der europäischen Kultur überhaupt.»[113]

Dennoch verharrte Schmid in seinen eingeübten Mustern: «Die Menschheit könnte glücklich sein.» Es ist der Kapitalismus, der die Menschen je länger je unglücklicher macht.[114] Und er zitierte die «Berner Tagwacht» im Leitartikel «Die Beschönigung»: «Hitlerei, Fascismus in Italien, Kriegsstimmungsmache in andern Ländern und Manöverenthusiasmus in der Schweiz ist dasselbe.» Das Zusammenwirken von Nationalsozialismus und Schwerindustrie im Reich festigten natürlich auch die Theorie, dass jede Form von bourgeoisem Friede eine Illusion bleiben muss. «Es ist klar, dass die Haltung der Hitler und Goebbels von ihren schwerkapitalistischen Hintermännern bestimmt ist, die von ihnen verlangen, dass sie die Funktion des schärfsten Exponenten der bürgerlichen Reaktion ausüben.»[115] Die Ehrfurcht vor dem Leben wird überall verletzt: in der Fabrik, der Sozialordnung, im Militarismus. Es gibt eine «wirklich empfundene Ehrfurcht vor dem Leben. Von ihr ist auch der Geist des Sozialismus durchtränkt.» «Selbstverständlich ist es (...), dass der Sozialismus nicht der aus Etikette und Tradition entspringenden Gefühlswelt gewisser Schichten Konzessionen macht und, um diese Schichten zu gewinnen, den Klassenkampf ablehnt, oder sogar gegen die wunderbaren Lehren von Karl Marx Stellung nimmt. Deshalb erklären sie, dass es keine Gemeinschaft gibt zwischen Kapitalismus und Sozialismus.»[116] Diese Erläuterungen waren gleichsam der journalistische Einstieg ins Duell Bundesrat Minger gegen Arthur Schmid vom 26. Oktober 1930 in Gränichen. Laut Zusammenfassung im «Freien Aargauer» war der Tenor des Bundesrates: Wir müssen den Friedensgedanken verbreiten – aber uns unterdessen nicht entwaffnen. Es besteht in der Welt noch zu viel Unsicherheit. Die Sozialdemokratie wird sicher noch zu einer bessern Einsicht kommen. Arthur Schmid: «Der nächste Krieg wird ein Gaskrieg sein. Es wird ein Krieg aus der Luft sein. Die Grenze geht nicht der Erde entlang. Deshalb müssen wir einen Weg suchen, wie unser Land in einem zukünftigen Weltkrieg am besten durchkommt, wie wir unser Volk am besten erhalten; denn die Heimat, die wir zu schützen haben, das sind schliesslich die lebendigen Menschen und nicht der tote Boden. Am besten kommen wir zweifellos durch den Krieg hindurch, wenn wir abrüsten. Wenn wir uns nicht bewaffnen.»[117]

Da Schmid in Gränichen Stalin als gewöhnlichen Verbrecher bezeichnet hatte, lieferte er der kommunistischen Presse der Schweiz Stoff für harte Angriffe auf die «Sozialfaschisten», die mit den Militaristen eine Einheits-

[113] FA, 29. September 1930.
[114] FA, 4. Oktober 1930.
[115] FA, 16. Juli 1930.
[116] FA, 25. Oktober 1930.
[117] FA, 27. Oktober 1930.

front bildeten. Die Massendemonstrationen gegen die Militärkredite im November 1930 in Bern sprachen zwar eine andere Sprache. Dennoch verlangte Arthur Schmid eine öffentliche Auseinandersetzung. Am 27. November trafen sich der Kommunist Arnold und Schmid in der Kettenbrücke in Aarau. Der ausführliche Bericht im «Freien Aargauer» vom 29. November (drei Zeitungsseiten) deckte auf, dass bezüglich Kritik am Bundesrat insofern Einigkeit bestand, als die Ausweisung von Antifaschisten aus dem Tessin gleicherweise verurteilt und als Verbeugung vor Mussolini gewertet wurde. Wer da von der kommunistischen Presse als «Sozialfascisten» bezeichnet werde, stehe «nach wie vor auf dem Boden der Ablehnung der Landesverteidigung». Aber: die Sozialdemokraten werden das Möglichste für die Arbeiter herausholen – politisch.[118] Hier unterscheide man sich von der «unfruchtbaren Politik der Kommunisten».[119] Und die offizielle Politik bestätigte die gemachten Versicherungen. In der Debatte zu den Militärkrediten in der Dezembersession bekannte Arthur Schmid: Wir haben 1914 den Krediten zugestimmt; aber wir haben seither etwas gelernt.

In dieser Phase war der «Freie Aargauer» wenig darauf aus, mit der aargauischen Presse bürgerlicher Observanz Querelen auszutragen. Am ehesten erhielten die Tageszeitungen eine Antwort, wenn sie in undifferenzierter Art die Roten anschwärzten und die Trennung von den Moskowitern ignorierten. Redaktor Maurer vom «Zofinger Tagblatt» empfing des öftern Belehrungen. Selten kam das «Aargauer Tagblatt» zum Zuge, und das Bruderblatt in Baden wurde kaum genannt. «Hausfreund» und «Schweizer Freie Presse» und dahinter Dr. Laur, der Chef der «Bauern-Internationalen», kamen immer wieder ins Visier der roten Presse, sowohl im Aargau als auch ausserkantonal. Einerseits die harte Zoll- und Preispolitik, andererseits die romantische Volkstums-Schwärmerei, die sich wenig vom Mystizismus im nördlichen und südlichen Nachbarland abhob, ernteten Kritik. Das häufigste Objekt der Polemiken blieb aber das «Aargauer Volksblatt». Die «Diktatur Brünings», der «leuchtende Pfaffentrug» unter Bundeskanzler Seipel in Österreich, riefen nach Antworten des enragierten Bärlocher. Aber nach Meinung Arthur Schmids passten «Waffen und Monstranz», «päpstliches Legat und Kanonenboote» einfach nicht zusammen. Das Volksblatt ertrug die Kritik an Mottas mussolinifreundliche Politik nur schlecht, ebenso die unverhohlene Freude des «Freien Aargauers», dass sich die Christlichsozialen von der Mutterpartei wohl bald trennen würden.[120] Kirche und Krieg, Militärdienstverweigerer, Christentum und Antimilitarismus waren Themenkreise, die vor allem zu Beginn des Jahres 1930 die beiden Redaktionen beschäftigten.

---

[118] FA, 29. November 1930.
[119] FA, 3. Dezember 1930.
[120] FA, 18. November 1930.

Artikel von Dr. Hans Konrad Sonderegger wurden aus dem «Landschäftler» gerne in extenso übernommen, vor allem, wenn sie einen konsequenten Liberalismus bezüglich persönlicher Freiheitsrechte vertraten. Sie sollten der bürgerlichen Aargauer Presse das Schämen beibringen. Nicht ganz koscher war, dass Arthur Schmid diese Texte als Meinung eines Bürgerlichen ansagte. Der Autor war engagierter Freiwirtschafter, und daher auch bei den regierenden Parteien und ihren Blättern persona non grata.

Die politischen Aktivitäten der frühen dreissiger Jahre waren nicht dazu angetan, das Verhältnis zwischen Bürgerlichen und Sozialdemokraten zu verbessern. Die Gefahr steht links! war die Parole der Behörden, der Polizei und Presse, und sie sahen in jedem «Roten« einen Moskowiter. Die Gefahr steht rechts! behaupteten die Sozialdemokraten: Das Entstehen der «fascistischen Ideologie ist wesensnotwendig in dem Moment, in welchem die Arbeiterklasse so mächtig wird, dass sie eine reale Gefahr für die feudalkapitalistische Ordnung wird».[121] Die gewaltsame Auflösung der Demonstration von Genf am 9. November 1932 mit 13 Toten verstärkte die marxistische Theorie. «Demokratie nach Mode Minger. Das ist gut so. Es ist gut, dass es ein sauberes Diesseits und Jenseits der Barrikaden gibt; hier hebt die Freiheit ihre rote Fahne, drüben winken die Adler und die Liktorenbeile des Fascismus, des Todfeindes der Freiheit.»[122] Auch Arthur Schmid: «Nicht nur Religion ist Opium für das Volk», sondern auch Film und Bücher-Geschichten. Der Kapitalismus schafft die geistigen Betäubungsmittel. «Mit solchen Menschen kann man natürlich keine neue Menschheit schaffen.» Die Krise in Westeuropa sei nun total. Hoffnung auf das Ende der Arbeitslosigkeit und Abwehr der faschistischen Tendenzen liegen alleine im Sozialismus in allen Ländern Westeuropas. Die Sowjetunion ist wenigstens «das Land, wo der Hunger nicht weh tut».[123] «Ein Mutiger», titelte der «Freie Aargauer», als Thomas Mann ein Bekenntnis zum Sozialismus ablegte, obgleich er eindeutig den Marxismus ablehnte.[124]

Der Zwiespalt der Redaktion wurde immer offensichtlicher. Die Machtübernahme wurde noch einmal verharmlost: Hitler besitze im Parlament keine Mehrheit der NSDAP. Trotz aller Greuelnachrichten wurde Arthur Schmid getragen von der «Gewissheit, dass der Sozialismus in Deutschland nicht ausgerottet werden kann».[125] Und er titelte angstfrei: «Die braune Mordbestie rast». «Hitlers Schreckensherrschaft». «Terrorwahlen in Deutschland». «Rückfall in die Barbarei». «Das Wüten der entmenschten Horden». «Der Abschaum der Menschheit herrscht in Deutschland». «Auch Katholiken werden misshandelt». «Unter dem Haken-Mord-Kreuz

---

[121] FA, 14. November 1930.
[122] FA, 3. Juni 1933.
[123] FA, 7. Januar 1933.
[124] FA, 20. Februar 1933.
[125] FA, 6. März 1933.

(Meldungen, die man im «Aargauer Tagblatt» nicht liest)». «Aufruf zum Boykott jüdischer Geschäfte», und der «Freie Aargauer» schliesst sich den Protesten aus aller Welt an. Der Protest der bürgerlichen Aargauer Zeitungen wegen der Störungen der Versammlung der Nationalen Front im «Roten Haus» in Brugg durch die Sozialdemokraten, wurde quittiert mit dem Aufruf: «Jawohl: Gegen jede Unterdrückung der Versammlungsfreiheit!» Doch Zurückhaltung kann nicht verlangt werden, wenn mit zweierlei Ellen gemessen wird. Und der Hotelier Maurer, Freund der Fröntler, habe zudem für die «Schweizer Freie Presse» auf Kosten der Sozialdemokraten gelogen und diese angeschwärzt.

Der Bericht vom schweizerischen Parteitag in Biel deutete an, dass der Zwiespalt innerhalb der Sozialdemokratie virulenter wurde. Es wurde ein Antrag angenommen, dass ein weiterer Parteitag angesetzt werden müsste, unter besonderer Berücksichtigung der Militärfrage. Arthur Schmid referierte dort scharf gegen eine Einheitsfront mit den Kommunisten. Diese seien blosse Werkzeuge Moskaus, also nicht verhandlungsfähig. Es müsste der Glaube aufgegeben werden, dass die Internationale für uns handeln könnte, ebenso, dass man mit einer einzigen Aktion, zum Beispiel einem Generalstreik, das Ziel erreichen könne.[126] Obwohl der Widerstand der deutschen Sozialdemokraten erlahmte und die Lage hoffnungslos war, hielt Schmid verzweifelt an seiner pazifistischen These fest: «Der deutsche Fascismus bedeutet eine schwere Kriegsdrohung für Westeuropa.» Frankreich, Belgien, England und andere Länder würden wohl ähnlich reagieren wie die deutschen Sozialisten. Der Friedenswille sei in all diesen Demokratien bei den bürgerlichen Parteien stärker als in Deutschland. Daher werde man dort Schwäche zeigen. Bei uns aber seien die Arbeiter die zahlreichste Gruppe. Jeder müsse hier Träger des Sozialismus werden. Ja, Schmid behauptete hart und klar, dass der Sieg des Faschismus die Angliederung der Schweiz an die Nachbarstaaten bedeute.[127] Er kritisierte die Ahnungslosigkeit des Bürgertums bezüglich der Wirkungen des Faschismus. Es sei der Kampf für die «Ideale der Menschlichkeit» zu führen. Arthur Schmid klagte an, «dass der Hass einzelner Bourgeois und Kapitalisten gegen die klassenbewusste Arbeiterschaft grösser ist, als der Verstand, der sie über das Wohl und Wehe ihres eigenen Schicksals nachdenken lassen würde».[128] Seine eigene Lernfähigkeit zog er nicht in Zweifel: im Artikel «Konrad Falke einst und jetzt» frozzelte er diesen aus, weil er früher das Militär verachtet habe – nun aber das Schiessen richtig finde. Militär – Militarismus – Heimwehren – Oberstdivisionär Sonderegger – Dr. Bircher – Offiziersgesellschaft – Oberst Fonjallaz waren gleichbedeutend mit – Nationaler Front – Tobler – Rüegsegger und Oltramare. «Der Militarismus der deutschen Republik als

[126] FA, 10. April 1933.
[127] FA, 2. Mai 1933.
[128] FA, 27./29. Mai 1933.

Wegbereiter der Hitlerdiktatur»[129] wurde als Muster verwendet für die Schweiz: Das Militär des bürgerlichen Staates verdiente niemals Vertrauen. Sicher: der «Freie Aargauer» kämpfte unentwegt gegen das Aufkommen der Fronten –, kompromiss- und furchtlos. Andere Zeitungen, die von diesen «Jugendorganisationen» Impulse und freche Belebung verkrusteter Parteistrukturen bei den Bürgerlichen erwarteten, trugen ihre Kritik behutsamer vor. Sie verhielten sich nicht anders als zum Beispiel der «Kirchenbote, Kirchenblatt für die reformierte Schweiz», der im Mai 1933 von der Redaktion des «Freien Aargauers» wegen Lauheit gegenüber der Nazi-Verbrechen, die diese Erneuerung begleiteten, angeklagt wurde. Die Antwort des Theologen, Mitglied der sozialdemokratischen Partei, wurde am 15. Mai 1933 im aargauischen Parteiblatt abgedruckt: Er finde auch «Wertvolles, Gesundes, aus viel Versumpfung Hinausführendes» in den neuen Bewegungen. Man dürfe nicht voreilig Richter spielen. Neben gewissem Entgegenkommen der grösseren liberalen Blätter, zeigten einige lokale Blätter offensichtliche Sympathie zu den Fronten, so das «Zurzacher Volksblatt» oder das «Brugger Tagblatt»; wenig resistent gegenüber rassistischen Tendenzen erwiesen sich die führenden katholisch-konservativen Blätter, «Aargauer Volksblatt» und «Botschaft». Als das Parteiuniformenverbot des Bundesrates von liberalen wie linken Zeitungen gleichermassen gefeiert wurde, bemerkte der «Freie Aargauer» hinterhältig: Das «Vaterland» hätte die Massnahme bejaht; «ob auch aargauische konservative Blätter diese Ausführungen abdrucken werden?»[130] Oder wenn das «Brugger Tagblatt» die Auflösung und das Verbot aller Parteien im Deutschen Reich mit dem Titel versah, «Der parteilose Staat», so durfte dies vom «Freien Aargauer» mit Recht als Verharmlosung kritisiert werden.

Das Wort Reaktion wurde in dieser Zeitung zum Sammelbegriff; er fasste im ideologischen Sinne alle nichtsozialistischen Gruppierungen zusammen: das Antimarxistische war der übergeordnete Gesichtspunkt. Robert Grimm verfasste im FA eine Analyse in sechs Fortsetzungen: «Nationale Fronten und Arbeiterbewegung». Darin finden wir die Behauptung: Die Angstpsychose der Bürgerlichen verwandle sich in Anpassung. Die Phrasen werden denen Hitlers verwandt und immer häufiger vergangenheitsbezogen. Arthur Schmid forderte dauernd zur Diskussion auf, in der Presse, in Versammlungen, ja selbst bei Massenveranstaltungen. Überzeugt, dass die Frontisten «in geistiger Hinsicht den Sozialisten unterlegen» sind,[131] aus dem Glauben heraus, dass deren System nicht wissenschaftlich ist, rief er zu Besetzungen, Übernahme von Versammlungen oder Gegendemonstrationen auf. Er behauptete, die «bürgerlichen Blätter orientierten ihre Leser über das, was in Deutschland vor sich geht, nicht», was nur sehr teilweise

[129] FA, 28. Juni 1933.
[130] FA, 1. Juni 1933.
[131] FA, 12. Juli 1933.

richtig war. Was frappieren könnte, wäre die abgedämpfte Entrüstung der Redaktion, die dann spürbar war, wenn es sich bei den Opfern nur um Kommunisten handelte. Tatsächlich war die Bewertung zum Teil anders und die Antwort darauf hiess immer Aufrüstung! Professor Ragaz aber verfasste für den «Freien Aargauer» den Aufruf, am Pazifismus festzuhalten unter dem Titel: «Widersteht!»[132] Schmid sekundierte: «Das Weltgewissen muss wachgerüttelt werden.» Die Kriegsvorbereitungen in Deutschland seien ein Gefahrenherd für alle kleinen Länder ringsum. Die internationale Sozialistenkonferenz sollte dies zum Hauptthema erklären. Ein lückenloser Boykott, dies wäre die beste Massnahme. Nach dem Austritt Hitler-Deutschlands aus dem Völkerbund rief er aus: «Jetzt herrscht eine gewisse Klarheit! Die Deutschen werden die unschuldig Verfolgten spielen. Sie werden fieberhaft rüsten. Heute könnte der Krieg restlos verhindert werden. Ein Krieg aber in der heutigen Zeit gegen Deutschland würde unter Umständen die westeuropäische Kultur und die Demokratie retten.»[133] Ein deutscher Aufmarschplan durch die Schweiz« aus dem «Petit Parisien» wurde veröffentlicht und einen Monat später breit diskutiert.[134]

Die NZZ wurde für einen Monat in Deutschland verboten. Albert Oeri von den «Basler Nachrichten» prangerte das Unmenschliche im Faschismus an. 3000 Pfarrer des Notbundes bekennen: «Wir wollen keine stummen Hunde sein.» Das Feindbild Bürgertum gleich Faschismus zerbrach. Robert Grimm räumte in seinem Aufsatz «Fascismus und Landesverteidigung» ein: wenn die Demokratie gesichert sei, dann gäbe es auch für die Sozialdemokratie eine Landesverteidigung, die zu bejahen sei. Der Klassenkampf-Standpunkt müsse dabei nicht aufgegeben werden. Oberrichter Fritz Baumann, in altbekanntem Pazifismus, konterte: «Nein, Genosse Grimm, mit der bedingten Anerkennung der Landesverteidigung schliessen Sie die Lücke in der sozialistischen Politik nicht.» Das Nein zum Rüstungskredit von 82 Mio Franken wurde mit dem Hinweis verbunden, dass am nächsten Parteitag über die neue politische Situation beraten werde. Die Abwehr des Faschismus könne nicht mit einem imperialistischen Kriege gleichgesetzt werden. Arthur Schmid: Die bürgerlichen Staaten werden fascistisch werden; «mit sozialistischem Geist durchsetzte Staaten» können den Fascismus genauso wie im Innern, auch von aussen kommend, bekämpfen und «damit die Basis für den Aufstieg des Sozialismus retten».

Nobs lehnte die Fragestellung «Landesverteidigung, ja oder nein» ab. «Sozialismus und Militarismus bleiben unvereinbare Gegensätze.» Wir können und dürfen uns nicht an die nationalistischen Parolen der Grütlianer anlehnen. Und Arthur Schmid näherte sich sachte dem Ja zur Verteidigung mit der Argumentation: Wenn trotz friedlicher Abwehr des Ungeis-

[132] FA, 22. Juli 1933.
[133] FA, 16. Oktober 1933.
[134] FA, 30. Oktober und 26. September 1933.

tes, «fascistische Horden des Auslandes die Rechte und Freiheiten der Schweiz durch territoriale Angriffe bedrohen sollten, erachtet die SPS auch ein mit den Mitteln der militärischen Gewalt organisierte Notwehr für berechtigt und wird ihr im Interesse der proletarischen Klassenverteidigung die Zustimmung nicht versagen».[135] «Tatsache ist, dass die bürgerliche Demokratie eine bessere Basis für die Entwicklung zur sozialen Demokratie bedeutet, als der fascistisch-mittelalterlich organisierte Staat. Dem Fascismus imponiert nichts als die Macht.»

Der aargauischen Bauernpartei passte die selbständige Politik der Sozialdemokraten bezüglich Wehrwesen nicht. Dr. Müller-Wolfer, der ein Verbot der kommunistischen Partei forderte und gegen alles Marxistische vorgehen wollte, würde damit nur die besten Voraussetzungen für die Diktatur schaffen, behauptete der «Freie Aargauer». Und Dr. Roman Abt, der an der Kundgebung in der Kettenbrücke gegen das «sozialistische Reich» in der Schweiz protestierte und nach nationaler Erneuerung rief, wurde von Schmid verspottet: er möchte halt der «Dalai Lama» für alle Bürgerlichen sein. Genauso wie einstens die Verbindung und und ideologische Einmauerung der Antimarxisten das einfache und klare Weltbild für die Sozialdemokraten schaffte, das zur Polemisierung nötig war, so bemühte sich nun die bäuerliche Presse und Politik die betonierte Front gegenüber den Marxisten (Antifaschisten) aufrechtzuerhalten. Und der «Freie Aargauer» zitierte einmal mehr einen Artikel aus dem «Landschäftler» (H. K. Sonderegger), der die starren Grenzen aufbrechen wollte: Der Gegensatz Bürgertum-Marxismus sei falsch. Heute stünden sich Diktatur und Demokratie gegenüber. Die Sozialdemokratie ist ebenso gefährdet wie das Bürgertum. Roman Abt sei auf dem Holzweg.[136]

Der Parteitag der aargauischen Sozialdemokraten stimmte anfangs Februar 1934 mit 142:50 Stimmen den Thesen der vorbereitenden Kommission zur militärischen Abwehr zu. Schmid kommentierte: «Wir müssen mit Kriegen ohne Kriegserklärung rechnen. Deshalb wollen wir aktionsfähig und gerüstet sein. Wir stehen für die Verteidigung des demokratischen Landes ein im Interesse des Sozialismus.»[137] Nachdem in Wien die Februarschlacht von 1934 tobte und 1600 Todesopfer kostete (Kampf der Heimwehren gegen den roten Schutzbund mitsamt dem Generalstreik in Wien), bezichtigte der FA das «Aargauer Tagblatt» der Geschichtsfälschung. Die NZZ hätte den Kampf mindestens als Zweifrontenkrieg von Bundeskanzler Dollfuss bezeichnet. Alle Animositäten in der Aargauer Presse flackerten an diesem Thema noch einmal auf. Das Elaborat des «Aargauer Volksblattes» über diese Ereignisse müsse tiefer gehängt werden; es sei eine eigentliche Hetze. Man freue sich dort über das Ende der Gottlosenbewe-

[135] FA, 6. Januar 1934.
[136] FA, 10. Februar 1934.
[137] FA, 5. Februar 1934.

gung. Die rote Herrschaft in Wien und im ganzen Land sei gestürzt. Walter Baumann nahm die Säuberungen Wiens und Österreichs in der «Schweizer Freien Presse» mit Befriedigung zur Kenntnis. 1600 Todesopfer des Austrofascicmus die auf dem Schlachtfeld des Heldenkampfes gefallen sind, wurden damit verleumdet und beleidigt, klagte der «Freie Aargauer» an.[138]

Das neue schweizerische Parteiprogramm der Sozialdemokraten vom Jahre 1935, in dem man die Wendung Diktatur des Proletariates fallenliess und sich grundsätzlich zur Landesverteidigung bekannte, schwächte die Animositäten zwischen den Presseorganen in diesem Punkte ab. Dennoch liefen die Diskussionen im «Freien Aargauer» weiter: Eine Volksarmee müsste unter der Führung der sozialistischen Arbeiterschaft stehen. Wie sollten die Fronten-Offiziere, wie sollten die Kapitalisten und Industriellen als mögliche Nutzniesser der Grossraumpolitik, wie sollte ein Motta, ein Sonderegger, das Volk in einen Krieg gegen fascistische Staaten politisch und militärisch führen können? Dazu braucht es Revolutionäre, meinte Ernst Walter, Zürich. Ergo, jeder Abbau der Demokratie heisst Entwicklung zum faschistischen Staat, das heisst Anpassung.

Dem Weltkrieg entgegen

«Der Presseknebel ist da!» titelte der «Freie Aargauer», als der Bundesrat die schweizerischen Presseorgane zur Mässigung in ihrer Ausdrucksweise mahnte. Verwarnungen, ja gar Verbote würden ausgesprochen, wenn diese durch besonders schwere Ausschreitungen die guten Beziehungen zu andern Staaten gefährden. «Ein verfassungswidriger Bundesbeschluss», behauptete Arthur Schmid.[139] Und Rusch schrieb einen geharnischten Artikel «Gegen die Unterdrückung der Pressefreiheit» in der «Nationalzeitung».[140] Und schliesslich wetterte auch Professor Leonhard Ragaz gegen die Knebelung der Presse und die Politik Bundesrat Mottas.[141] Entsprechend gehörten Raufereien zwischen Volksblatt und sozialdemokratischem Parteiblatt zum Alltag, und je mehr die renitenten katholischen Geistlichen in Deutschland in den Konzentrationslagern verschwanden, desto ungemütlicher wurde es Bärlocher mit seiner zwiespältigen Haltung bezüglich des Rechtes auf freie Meinungsäusserung.

Seit dem ganzseitigen Artikel über das Konzentrationslager Oranienburg vom 13. September 1933 hatte der «Freie Aargauer» in unerschrockener Weise über alle Greuelnachrichten an Regimegegnern berichtet. Laufend wurde Opfer genannt und über die Zahl der tödlichen Folterungen berich-

---

[138] FA, 14. Februar 1934
[139] FA, 27. März 1934.
[140] FA, 5. April 1934.
[141] FA, 27. April 1934.

tet. Lange vor der systematischen Vernichtung der Juden war für alle Leute hierzulande klargestellt, dass diese barbarische Einrichtung zehntausendfach die Menschenrechte in unvorstellbarer Art verletzt hatte. Titelgebung und Ausdrucksweise mit entsprechenden Wertungen und Verdammungen kannten im FA tatsächlich kaum Grenzen.

Der Presse-Beschluss des Bundesrates vom März 1934, ohne Konsultation der Betroffenen, «war eine im Rahmen der Entspannungspolitik auf Kosten der traditionellen Pressefreiheit eingestandene Konzession», überliess aber die Handhabung «der Selbstdisziplin und dem eigenen Verantwortungssinn der einzelnen Zeitungen».[142] Ernst Nobs glaubte noch am 18. April 1934, dass das Presse-Konklusum vom 26. März nur von kurzer Dauer sein würde. Noch sei es nicht im Bundesblatt veröffentlicht worden. Leider zeigte sich die Redaktion des FA nach Erlass der bundesrätlichen Verordnung als zu folgsam und brav. Berichte wurden kaum zurückgehalten, aber das harte Urteil überliess man nun der reifen und eingestimmten Leserschaft. Es erinnert an die Kriegszeit, während der aargauische Zeitungen kaum einmal ins Visier genommen werden mussten, während bürgerliche Blätter anderer Kantone laufend auf dem Index stunden und gemahnt oder verwarnt werden mussten. Der «Freie Aargauer» war durchaus eingeschlossen. Noch am Vorabend des Zweiten Weltkrieges hetzte Dr. Abt gegen die freiheitliche Pressepolitik der Schweiz und griff vor allem Dr. Oeri an.[143]

Im Frühjahr 1939, nach Zerschlagung der Rest-Tschechoslowakei, segelte die sozialdemokratische Partei und Presse voll auf Landesverteidigungs-Kurs. Aber wie man's machte, war's falsch. Dr. Müller-Grosshöchstetten, der Jungbauer-Redaktor, bemerkte anlässlich einer Milchpreis-Debatte hinterhältig: «Wer sich vom schärfsten marxistischen Klassenkämpfer zum zahmsten Verständigungspolitiker durchgemausert hat, wie Dr. Schmid, der ist auch noch zu andern Sachen fähig.»[144] Dieser wieder verteidigte sich in seinem Blatt: «Ich bereue keineswegs, dass ich in einer Situation, wo die Abrüstung möglich erschien, mit Energie für die Abrüstung eingetreten bin. Das Ziel bleibt das gleiche.» Wir hatten immerhin seit unserm Einstehen für die Verteidigung der Schweiz fünf Jahre Vorbereitungs-Zeit. Dennoch forderten die Promotoren der «Initiative zur Verstärkung der Landesverteidigung» am Vorabend des Weltkrieges rasche zusätzliche militärische Anstrengungen. «Es wird behauptet, dies sei ein Machwerk Duttweilers. Dass die Unabhängigen dabei sind, ändert nichts daran, dass auch namhafte Sozialdemokraten mitmachen.» Das aargauische Komitee bestand fast nur aus prominenten Landesring- und SP-Mitgliedern.[145]

---

[142] Kreis, Georg: Zensur und Selbstzensur, S. 23.
[143] FA, 4. Juli 1939, das heisst vor dem Beschluss vom 8. September 1939, der die Zensur einleitete.
[144] FA, 15. April 1939.
[145] FA, 28. März 1939.

Im Mai setzte eine Polemik zwischen der «Bauern- und Bürgerzeitung» und dem «Aargauer Tagblatt» einerseits und dem «Freien Aargauer» andererseits zu einem offenen Brief an Dr. Eugen Bircher und dessen Beantwortung ein. Thema: Darf der Wahlkampf in die schweizerische Armee hineingetragen werden; ist Gleichbehandlung von Soldaten und Offizieren gewährleistet? Die bürgerlichen Blätter verzichteten auf die vollständige Wiedergabe von Meinung und Gegenmeinung. «Sie wagen es nicht!» feixte Schmid.[146] Dafür veröffentlichte das «Aargauer Tagblatt» fast zur selben Zeit, zusammen mit der «Front», ein halbseitiges Inserat, das eine Einladung nach Deutschland zu den deutschen Festspielen enthielt. Statt Boykott, Aufforderung zur Sympathiekundgebung! Der Titel war auch zugleich der Kommentar des «Freien Aargauers»: «Heil Hitler!»[147]

Am 30. und 31. August, sowie am 1.September 1939 hiess die Schlagzeile im «Freien Aargauer»: «Vor dem Kriegsausbruch in Europa». Am Tage danach hiess es: «Infolge der Mobilmachung der schweizerischen Armee ist ein Teil unseres Druckereipersonals in den Aktivdienst eingerückt; ebenso der zweite Redaktor.» Mit Transportschwierigkeiten sei zu rechnen, und der Umfang der Zeitung würde wohl reduziert werden. Beim eingezogenen Redaktor handelte es sich um Karl Schmid, der seit 1937 als verantwortlich zeichnete. Als Zeichen der Zeit wurde auch gerne verkündet, dass auf den Jahreswechsel die «Front« zum Wochenblatt mutiere und mit vielen Worten beschönige, dass sich immer weniger Leser und Inserenten für das Produkt interessieren würden.

Da die Bundesratsbeteiligung der Sozialdemokraten damals wieder einmal aktuell war, versuchte Bärlocher eine sorgfältige Abwägung der Güter. Er fand, dass eine intensivere Zusammenarbeit sinnvoll sei, doch wäre das Ja zur Landesverteidigung noch zu jung, um die Regierungsbeteiligung zu rechtfertigen. So dargestellt im Volksblatt. Am 27. Oktober wurde gar eine Spezialnummer über die Sozialisten zusammengestellt, mit Anklagen über die Religionsunterdrückung in der Weimarer Zeit und das Versagen der sozialistischen Führung in Frankreich und England, als es um die Verhinderung des Weltkrieges ging. Als 1942, am 25. Januar, über die Volkswahl des Bundesrates abgestimmt wurde, da druckte der «Freie Aargauer» maliziös einen befürwortenden Artikel aus dem «Vaterland»aus dem Jahre 1900 ab. So ändern sich mit den Machtverhältnissen auch das Gewissen und die Ideale.[148] Wahlen und Abstimmungen brachten wenigstens etwas Salz und Pfeffer in das Blatt der Kriegsjahre. Der «Aargauer» war längst kein «Frecher» mehr. Über die Hälfte des Inhalts bestand aus Kriegsnachrichten. Innenpolitisch herrschten die Verlautbarungen vor. Nur die Leitartikel zeigten gelegentlich brisante Bemerkungen. Sie richteten sich aber weniger

[146] FA, 16. Mai 1939.
[147] Fa, 17. Mai 1939.
[148] FA, 17. Januar 1942.

gegen die bürgerlichen Regierungsparteien, als gegen den stets stänkernden Landesring, dessen Konkurrenz bei den Arbeitnehmern man fürchtete.

Der Umfang der normalen Zeitung in der Kriegszeit lag bei sechs, gelegentlich bei acht Seiten, dabei waren zwei Seiten Inserate. Praktisch mit dem Jahresanfang 1945 öffneten sich wieder die Schleusen für eine offenere Berichterstattung. Zum Tage der Machtergreifung vor 12 Jahren schrieb Arthur Schmid Worte des Gedenkens. Dass diese fast wörtlich von der «Lenzburger Zeitung» übernommen wurden, sei zwar für das sozialdemokratische Blatt eine Ehre, nicht aber, dass die bürgerliche Redaktion von einer «damals sympathischen Erscheinung» geschrieben habe. Es fehle nur, dass auch noch Bedauern über die Enttäuschung geäussert worden wäre. Diese Bemerkung war typisch für die Kriegsschluss-Phase. Furtwängler und Toscanini oder das Thema Künstler und politische Haltung symbolisieren das Ringen um die Mitschuldfrage. Ob Wissenschafter, Journalist oder Politiker, alle rutschten nun unter die Lupe der vermeindlich Reinen. Am 9. Februar 1945 zitierte der «Freie Aargauer» die Erklärung des Sozialisten Lord Strabolgi im britischen Oberhaus, «dass fünf von insgesamt sechs Millionen Juden, welche in Europa unter die Herrschaft der Achse gerieten, vernichtet worden seien.» Im April liefen täglich Greuelnachrichten aus befreiten Konzentrationslagern ein. Nach Kriegsende folgten dann die Namen der ausgewiesenen Nazis und Faschisten aus der Schweiz. Auch den deutschen Gesandten Kocher wollte man sofort auf den Ausweisungslisten sehen: «Hinaus mit Ihnen!» Am 26.März 1945 verfasste Arthur Schmid einen Aufruf zur restlosen Aufdeckung der Innen- und Aussenpolitik der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges. Dieser Haltung kann in der Rückblende mehr Sympathie und Verständnis entgegengebracht werden, als den Aufforderungen zur Säuberung in der aargauischen Verwaltung mit der Zielscheibe Staatsarchivar Dr. Hektor Ammann. Redaktor Karl Schmid und 58 Mitunterzeichner reichten die Interpellation ein, die zur Entfernung des – erst jetzt – im Staatsdienst unmöglich gewordenen Erstunterzeichners der Eingabe der 200 führte.

Dieser Einzelfall lenkte damals von viel anderem ab, das ebenso aufzuarbeiten und zu bewältigen gewesen wäre. Die Beschränkung der Pressefreiheit und das Thema der Sündenböcke der Schweiz[149] wurde im Aargau zur farcenhaften Aufrechnung: «Wer hat mehr?» Das «Aargauer Tagblatt» belächelte die Emsigkeit der Sozialdemokraten bezüglich Ausschlachtung der schweizerischen Pressepolitik und Pressepraxis während der Nazizeit. Von den Zensurmassnahmen seien vor allem bürgerliche Blätter betroffen gewesen; sozialistische Zeitungen hätten unter den bundesrätlichen Massnahmen erst in zweiter und dritter Linie leiden müssen. Antwort des «Freien Aargauers»: In gewissen Zeiten des Krieges wäre das «Aargauer Tagblatt»

[149] Gerhard Waeger.

überhaupt nicht von Einschränkungen behelligt worden: Eine Ermahnung zur Anpassung sei völlig überflüssig gewesen![150]

Die Nachkriegszeit

Der Krieg hat den Chefredaktor und Politiker Arthur Schmid zum überzeugten Patrioten gemacht. Entsprechend schweizerisch-selbstbewusst wirkte auch sein Sprachrohr, der «Freie Aargauer» und dessen Abonnentenschaft, die Sozialdemokratische Partei des Kantons Aargau. Die geistige Abwehrhaltung hatte die Schweiz vom Kriege bewahrt; die Partei wies keine Landesverräter unter ihren Mitgliedern auf und hatte allen Versuchungen zur Anpassung getrotzt. Aus diesem Selbstbewusstsein heraus verlangte Schmid von den Siegern Lob für die Schweiz und verbat sich Kritik oder Verdächtigung. Schmid gehörte zu den ersten, die «volle Aufklärung des Schweizervolkes» über alle fragwürdigen Vorgänge und Umtriebe im Lande von 1939–1945 forderte. Die Zensur habe bei uns grosse Informationslücken erzeugt. «Wir konnten nicht einmal auf gewisse Polemiken, die deutsche nationalsozialistische Zeitungen gegen uns führten, in der Schweizer Presse offen und klar antworten. Das war unrichtig und für unser Land nachteilig.»[151] Fehler machen alle; aber wir müssen jetzt unsere Haltung gegenüber Anschuldigungen «amerikanischer Journalisten» und ungerechtfertigten russischen Angriffen rechtfertigen. «Dazu brauchen wir eine lückenlose Aufklärung über alles, was zu Recht oder Unrecht während des Krieges verheimlicht werden musste.» «Die Schweiz hat sich keine Vorwürfe machen zu lassen», titelte Schmid am 7. Juli 1945. «Es ist eine Tatsache, dass das Schweizervolk sich je und je gegen den Fascismus und den Nationalsozialismus aussprach.» Und diese Haltung nahm «an Stärke und Entschlossenheit fortwährend zu». Die amerikanischen Anklagen bezüglich des Finanzplatzes Schweiz aber nahm der «Freie Aargauer» ernst: Im Leitartikel «Die Haltung der Grossbanken muss abgeklärt werden!!!» wurden Korrespondenzen zitiert, die vermuten liessen, dass «die Hauptsorge der Schweiz gewesen sei, die Geschäftsaussichten mit einem Nachkriegsdeutschland nicht zu verderben». Es wurde «sofortige offizielle Abklärung» verlangt.[152] Dass dies geschah, ja geschehen musste, zeigten dann die harten Verhandlungen in Washington im folgenden Jahr. «Dass die Delegation in Washington die Interessen der Schweiz mit allem Nachdruck verteidigt, ist selbstverständlich. Die Presse in den USA vermittle ein zwielichtiges Bild von der Schweiz im Kriege. Der Bundesrat habe verpasst, unsere Lage während des Krieges zu erklären. «Da hat Schweden sich ganz anders

[150] FA, 5. Februar 1946.
[151] FA, 26. Mai 1945.
[152] FA, 15. November 1945.

für seine Interessen in der amerikanischen Öffentlichkeit gewehrt.» Gleiches zu tun, habe er – Arthur Schmid – schon vor Jahren gefordert.

Die Generaldebatte vom 25./26. Juni im Nationalrat über das Washingtoner Abkommen zeigte dann, dass die Sozialdemokraten eine weniger harte Verhandlungsstrategie gewählt hätten. Man verspüre «den Hauch eines neuen Rechtes für die Völker» seit 1945, und die Schweiz könne sich nicht abschliessen.[153] Am folgenden Tag zeigte der Ratsbericht im «Freien Aargauer», dass Nationalrat Grimm mit seiner Ansicht dem Standpunkt der Chefredaktion bezüglich Geldhandels viel eher entsprach, als die offizielle Fraktionsmeinung: «Wir hätten gar nicht anders handeln können. Die rechtliche Lage ist in dieser Richtung vollständig klar. Die moralische Lage könnte einer anderen Beurteilung unterzogen werden. Wir hätten eine Reparation in jeder Form ablehnen können, aber der moralische, wie der materielle Schaden hätte uns schwer belastet. Es liegt keine Schuld darin, neutral geblieben zu sein.» «Die in Washington erzielte Transaktion bietet uns sozusagen eine letzte Chance, ein unangenehmes Kapitel zu schliessen.»[154] Diese Angelegenheit fand erst im August 1958 mit den Bericht des Bundesrates ihren vorläufigen Abschluss.[155] Fast täglich erschienen Berichte von Prozessen von Nazi-Verbrechern aus dem Ausland und Verfahren gegen Landesverräter im Inlandteil. Der Fall Hektor Ammann bekam 1950 neue Aktualität durch eine Interpellation von Redaktor Karl Schmid, der die Schlappe des Kantons vor dem Bundesgericht veröffentlicht wissen wollte.[156]

Zwei Jahre nach Kriegsende präsentierte sich die Zeitung stärker und einflussreicher denn je. Die «Neue Aargauer Zeitung» war verschwunden.[157] Die dauernde Werbung ergab pro Jahr über 500 zusätzliche Abonnenten. Laufend wurde über den Stand der Aktionen rapportiert. Ein zusätzlicher Lockvogel: Wer vier Franken zusätzlich einbezahlte, konnte damit eine Unfallversicherung abschliessen. Eine Zeitung umfasste mindestens acht Seiten, wobei die Redaktionsarbeit offenbar in zwei Etappen vorgenommen wurde; neueste Meldungen aus dem Ausland erschienen im zweiten Blatt, obwohl der Haupt-Auslandteil sonst die ersten zwei Seiten des ersten Bundes füllte, dasselbe galt für die letzten schweizerischen Nachrichten. Ansonsten war der zweite Bund vor allem dem Aargau, dem Lokalen und speziell den parteieigenen Informationen gewidmet. Die technische und kaufmännische Leitung des Zeitungsbetriebes unterstand bis 1951 dem ehemaligen Redaktor Benedikt Fuchs. Nach seinem Tode am 15. Oktober 1951 wurde die Leitung im Impressum nicht mehr erwähnt.

---

153 FA, Bringolf als Fraktionssprecher, 26. Juni 1946.
154 ohne andere Angabe im weiteren Text immer FA, 27. Juni 1946.
155 FA, 27. August 1958.
156 FA, 6. Februar und 14. Februar 1950.
157 FA, 9. Juli 1947.

Der wichtigsten Nebensache der Welt, dem Sport, widmete das Blatt meist nur ein kurzes Abschnittchen mit den Schlussresultaten, entsprechend dem Stellenwert der Wetternachrichten. Der Chefredaktor hatte sich schon 1947 im Artikel «verführtes Volk» dezidiert gegen die übermässige Sportpropaganda gewandt. Eine Ausnahme bildeten alleweil die SATUS-Treffen: hier war der Sport das Mittel, das gemeinsame Bewusstsein das Ziel.

Eindrücklich präsentierte sich das Inseratenvolumen. Während die offiziellen Mitteilungen und die allgemeine Reklame an ordentlichen Werktagen dominierten, so wurde jede Sondernummer zu speziellen Anlässen und Tagen mit einer riesigen zusätzlichen «Inseratenplantage» versehen: ein Beweis für die fleissige Akquisitionsarbeit, aber auch für das allgemeine Ansehen, das die Zeitung damals genoss. Die 1. Mai-Nummer 1950 zählte 37 Seiten Anzeigen, 1953 33 Seiten. Ähnliches galt für Weihnachten und Neujahr. Es war durchaus salonfähig, in der «roten» Zeitung zu inserieren. Diesen Erfolg durfte die Redaktion auf ihr eigenes Konto buchen. Dem Geist der Zeitung fehlte alles Dogmatische oder Sektiererische; die Politik war pragmatisch-gewerkschaftlich. Ausser in Wahl- und Abstimmungszeiten fehlte auch jede Polemik, und diese tauchte auch nur dann auf, wenn hämische Bemerkungen oder Verdrehungen eine Antwort provozierten. Der Zweikampf mit bürgerlichen Blättern fehlte fast ganz. Wichtig blieb die Pflege der sozialdemokratischen Werte, die Würde des arbeitenden Menschen. Die Information über das parteipolitische Wirken bildete die Grundlage für die Selbstachtung. So etwa liesse sich die Philosophie des Blattes umschreiben.

So war das Thema AHV, 1947 im Speziellen, aber auch in den folgenden Jahren, das innenpolitische Thema Nummer eins. Der Abstimmungskampf im Sommer 1947 zeigte am ehesten noch Klassenkampf: «Auf der einen Seite stehen sämtliche fortschrittlichen Kräfte des Landes. Auf der andern Seite finden wir die reichen Herren der Handelskammer und des Unternehmertums, denen angst ist um ihre Profite und die für ihr eigenes Alter längst reichlich vorgesorgt haben.»[158] Und Arthur Schmid kommentierte nach der überwältigenden Annahme der AHV: «Die Tatsache, dass führende Katholiken, wie Dr. Bärlocher (AV), gegen die Altersversicherung waren, konnte das katholische Volk als Ganzes nicht beeinflussen.» «Je mehr sich die grossen katholischen Blätter, wie das Aargauer Volkblatt, vor Wochen gegen die Altersversicherung einsetzten, um so mehr arbeiteten Christlichsoziale für die Annahme der Vorlage.»[159] Dass sich im Bezirk Aarau 9134 Ja 970 Nein gegenüberstanden, während im Bezirk Muri alle Gemeinden ausser einer einzigen, verwarfen, belegt besser als jede Umfrage die Einflussbereiche der

[158] FA, 1. Juli 1947.
[159] FA, 7. Juli 1947.

beiden gegensätzlichen Parteiblätter. Auch in der Folge gehörte die AHV zum pfleglichsten Thema des Blattes: Kritiker wurden beschwichtigt oder auf kommende Revisionen vertröstet: das Erreichte war tabu, die Grundstruktur des Sozialwerkes ein «noli me tangere».

Eindrücklich war die konsequente Haltung der Redaktion im Nachgang zum Fallen des Eisernen Vorhangs. Die kalten Umstürze in Ungarn, Rumänien, Bulgarien wurden in ebenso harten Worten gegeisselt, wie in den bürgerlichen Blättern. Schmid betonte mehrmals, dass auch die baltischen Randstaaten nie als Teil der UdSSR anerkannt werden dürften. Seine Haltung zu den Moskauer Machthabern ist unerbittlich, solange «Russland den in seinem Machtbereich stehenden Staaten ihre Aussenpolitik vorschreibt».[160] Die Auszeichnung der Satellitenstaaten Russlands sind «Todesurteile, Kerkerstrafen und Flucht».[161] Dass er die Kritik an der Politik der UdSSR mit der Anprangerung der moskauhörigen Partei der Arbeit verband, erzürnte höchstens Journalisten, die Arthur Schmid gerne und fleissig in die linke Ecke verbannt hätten. Unbeirrt kritisierte er im gleichen Atemzug Kommunismus und Kapitalismus in totalitären Staaten,[162] verwies auf die Terrormethoden in ostdeutschen Konzentrationslagern und die Ausbeutung der osteuropäischen Völker durch die russische Besatzungsmacht.[163]

Aus heutiger Sicht dürfte man ihn durchaus als kalten Krieger bezeichnen, verlangte er doch Abbruch der kulturellen Beziehungen mit den Satellitenstaaten, da alles nur für kommunistische Propaganda missbraucht werde. Im Fadenkreuz standen die Verhältnisse im ostdeutschen Staat. «PdA-Kommunisten, das solltet ihr sehen!»[164] Der verletzte Patriot kritisierte Ilja Ehrenburg, der in einem Vortrag in Prag die Schweiz verleumdete[165] und verlangte eine «zweite Säuberung beim Radio», als der Dirigent des Schweizer Radioorchesters, Hermann Scherchen, mit einem Vortrag und mit dem Dirigentenstock in Prag dem Regime zudiente. Wer beim Radio arbeitet, so Schmids Meinung, auch wenn er Ausländer sei, stehe in besonderer Treuepflicht zum Gastland.[166]

Der Krieg in Korea verschärfte die Kritik an der kommunistischen Welt und deren Friedensschalmeien. «Wir haben die Friedensheucheleien der Kommunisten satt», hatte er schon früher ausgerufen. Dabei kritisierte er den marxistischen Jargon nicht nur im Bereich der Aussen-, sondern auch in der Innenpolitik der Satellitenstaaten. «Die 99 Prozent von 99,96 Prozent

---

[160] FA, 30. August 1947.
[161] Titel eines Leitartikels, FA, 7. November 1947.
[162] Leitartikel, FA, 2. Juli 1951.
[163] FA, 25. April 1950.
[164] FA, 2. Mai 1950.
[165] FA, 3. Juni 1950.
[166] FA, 28. Juni 1950.

hinter Stacheldraht sind die Kriegsgefahr. Die einzige Garantie für den Frieden ist die Freiheit.»[167] Und der «Freie Aargauer» druckte gar den Artikel «Kryptokommunisten auf der Kanzel?» aus der Berner Tagwacht ab, der mit den «Barthianern und ihrer zweifelhaften politischen Agitation, in der sie sich als Geistliche noch über jeder weltlichen Kritik erhaben fühlen», abrechnete. Es gehe nicht an, «von der Kanzel herab der kommunistischen Politik des Landesverrates Vorschub zu leisten». Dies sind zwar Worte, die der ehemalige Mitstreiter von Pfarrer Barth in Safenwil, Arthur Schmid, nicht geschrieben hätte; in der damaligen Zeit aber gestattete er immerhin, diese Kritik im Aargau zu publizieren.

Der «Freie Aargauer» stand damals im Zwiegespräch und in Übereinstimmung mit seiner Leserschaft; er wollte nicht umerziehen. Dafür konnten als Auftakt zu den Herbstwahlen 4000 Anhänger zu einem Umzug von Brugg nach Vindonissa mobilisiert werden, und 10 000 Menschen lauschten anschliessend den Worten von Nationalrat Grimm und des Ständeratskandidaten Arthur Schmids im Amphitheater. Er erreichte zwar bei der Ausmarchung gegen die etablierten Bisherigen nur einen Achtungserfolg, dafür bei den Nationalratswahlen weitaus das beste Ergebnis im Kanton. Die Häme der bürgerlichen Blätter wirkte daher reichlich deplaziert.

In Wahlzeiten nützte aller ausgewiesene Patriotismus und aller Kampf gegen rote und braune Diktatoren des Chefredaktors nichts. Die Konkurrenzzeitungen gruben regelmässig alle alten Schemata aus und stritten gegen ein Phantom. Für Bärlocher vom «Aargauer Volksblatt» waren alle Sozialisten «Wegbereiter für Kommunismus»,[168] der «Wohler Anzeiger» pflegte eine «einfältige Sozialistenhetze»,[169] Herr Maurer vom «Zofinger Tagblatt» machte in Verdrehungen[170] oder man druckte gar als Antipropaganda das Bildnis von Arthur Schmid auf Rubelscheine, um ihn so zum Moskowiter zu stempeln.

Daneben wirkten die Kampfmethoden des «Freien Aargauers» eher harmlos. Die blosse Machterhaltung bürgerlicher Parteien war ein Dauerthema, sei es im Zusammenhang mit der Bundesrats-Beteiligung, sei es als Hintergrund für die Listenverbindungs-Praktiken. Schmid lehnte jede solche Verbindung ab, denn sie «verdunkeln die klare Entscheidung des Wählers.[171] Und dann war als Spottobjekt ja immer der Landesring da, dessen Presse, die «Tat», weit entfernt in Zürich herauskam; auf diese Bewegung konzentrierten sich gerne die kritischen Äusserungen, und es bot sich Gelegenheit, die «Welt des Idealismus» und «höchster geistiger Werte» dem Geschäftsgebaren Duttweilers entgegenzustellen. Die grundsätzliche Dis-

[167] FA, 5. April 1950.
[168] FA, 24. Oktober 1947.
[169] FA, 5. November 1947.
[170] FA, 30. Oktober 1947.
[171] FA, 17./18. März 1953.

tanzierung ermöglichte ihm auch, 1958 die Initiative des LdU für die 44-Stundenwoche als Mogelpackung zu bekämpfen.

Drei Journalisten empfingen immer wieder die Gnade, im «Freien Aargauer» erwähnt zu werden. Dr. Helmut Suter, Inlandredaktor des «Aargauer Tagblattes», wurde wegen seiner Überheblichkeit wegen geziehen, aber postwendend auch entschuldigt und bedauert, da er vom schweizerischen System keine Ahnung habe, weil er in Deutschland aufgewachsen sei. «Das tiefe Niveau des Dr. Bärlochers»[172] im ständigen Kampf gegen Arthur Schmid wurde nicht nur gerügt, sondern auch mittels historischer Reminiszenzen aufgeklärt: Dessen faschistenfreundliche Phase wirke nach; wenn er immer noch diesem Geist huldige, so müsse er natürlich die Sozialdemokraten ständig verfolgen. Die Meinung des Ing. agr. Hans Strahm von der «Bauern- und Bürgerzeitung» aber beruhe auf mangelndem Tiefgang oder Ignoranz. «Der Mann kann nicht lesen»,[173] betitelte Arthur Schmid eine saftige Duplik.

Der politisch-weltanschaulichen Bildung gehörte alleweil die Aufmerksamkeit des Chefredaktors, dies, ohne je den Boden unter den Füssen zu verlieren. Eine Artikel-Serie über die Frühsozialisten, geschmückt mit Porträt-Zeichnungen, sollte historisches Wissen und – über die Leiden der Pioniere – Selbstbewusstsein und Mut vermitteln.[174] Gedanken zum neuen Jahr, zum politischen Streben und zu Gedenktagen liessen sich aufreihen unter dem Titel: «Zu neuen Ufern ... unter den alten, ewigen Sternen.»[175] Oberrichter Fritz Baumann, der den selben politischen Entwicklungsprozess wie Arthur Schmid mitgemacht hatte, war oft mit seinen Aufsätzen ein bildungsbeflissener Mitstreiter, auch wenn sich die beiden persönlich aus dem Wege gingen. Schmid-Ammann vom «Volksrecht» liess 1953 eine vielteilige Folge über die schweizerische Neutralität im «Freien Aargauer» erscheinen. Und schliesslich folgten sich die staatspolitischen Leitartikel des Chefredaktors seit Ausbruch der Krankheit im Herbst 1957 in seiner ganzen Leidenszeit in regelmässigen Abständen: «Strafrecht und Schutz der menschlichen Gesellschaft», «Die tödliche Gefahr aus der Atombombe für die Menschen», «Chruschtschows Propagandafeldzug», «Hitler, Stalin, Chruschtschow und Anpassungsbereite», «Keine Freiheit und keine Menschenrechte in den Diktaturstaaten», «Kritik an der Politik und den Politikern», «Peace for our time», «Von der UNO und ihrer Bürokratie», usw. usw.

Neben den Betrachtungen zum Tage, dem Libanon-Konflikt und Artikeln zur Krise im Nahen Osten suchte sich Schmid während seiner Leidenszeit immer wieder grundsätzlich festzulegen. Und wir stellen mit

---

[172] FA, 2. Juni 1950.
[173] FA, 1. März 1950.
[174] August/September 1947.
[175] FA, 3. Juni 1950.

Erstaunen fest, dass er gegen eine mögliche Atombewaffnung der Schweizer Armee nichts einzuwenden hatte, solange die Sowjetunion die Abrüstung nicht anbietet. «Es ist deshalb ein Irrtum, wenn man glaubt, man könnte durch Verzicht auf atomare Waffen den Frieden in der Welt erhalten. Es kann daraus das Gegenteil eintreten.» Immer wieder schlägt die Rheinlandbesetzung durch, und daraus folgte automatisch das «wehret den Anfängen».[176] Dabei anerkannte er durchaus die Beweggründe, die die Mehrheit seiner Parteigenossen zum Nein veranlassten. Aber Pazifismus, war nicht mit Unterwerfung gleichzusetzen.[177] Dänemark war nach einem Tage in der Gewalt des Tyrannen. Andererseits gehe es nicht an, dass Bundesräte Kritik an Rüstungskrediten und Atombewaffnung mit Ablehnung der Landesverteidigung gleichsetzten. Das musste schon 1950 Kobelt angekreidet werden,[178] nun verfolgte Chaudet 1958 wieder dieselbe Taktik.[179] Hier stand die Meinungsfreiheit und damit die Demokratie in Gefahr, und damit wurde die ganze Verteidigung illusorisch. Unabhängigkeit ergab nur dann Sinn, wenn damit Freiheit und Menschenwürde besser geschützt werden. Vor diesem Hintergrund ist auch Schmids Haltung zur UNO zu verstehen. Solange die UNO nicht für die Freiheit in den einzelnen Staaten einsetzen kann, erbringt sie zu wenig Leistung. «Die Schweiz hat gut daran getan, dass sie der UNO nicht beigetreten ist. Sie hätte dabei nichts gewinnen können.» In Ungarn schaute sie zu; im Libanon hilft sie dem Tyrannen Nasser. Hammarskjöld reagiere ohne Grundsätze. Nun habe Präsident Eisenhower US-Truppen eingesetzt. «Nur diese Sprache verstehen die Diktatoren«.

Wie wenig Bitterkeit in seinem Wesen lag, beweisen die letzten Arbeiten vor seinem Tode: Nachrufe auf den Gewerkschaftsführer Nationalrat Arthur Steiner und auf Bundesrat Feldmann. Politischer Freund und politischer Widersacher: beiden galt derselbe Respekt, weil sie sich für Freiheit und Menschenwürde eingesetzt hatten. Dass jener schöne Zug Arthur Schmids auch im Nachruf am 15. November1958 im «Freien Aargauer», aber auch in allen Reden zum Abschied, abgedruckt am 19. November aufleuchtete, kann nicht erstaunen. Am 14. Novenber war der grosse Förderer des «Freien Aargauers» gestorben. Entsprechend seiner Verdienste um Blatt und Partei beschäftigten sich die folgenden Nummern eingehend mit Wesen und Wirken dieses Mannes. Dr. Hans Bachmann, Luzern, würdigte ihn als Pressemann mit den treffenden Worten: «Als homo politicus betrachtete Arthur Schmid Journalismus und Verlegertätigkeit als Erfüllung einer staatspolitischen Aufgabe.»

Dass ein Einsender am 20. November, das heisst kurz nach der Abdankung, im «Aargauer Tagblatt» den ursprünglichen Pazifisten glossierte,

[176] FA, 8. August 1958.
[177] FA, 11. Juli 1958.
[178] FA, 17. Februar 1950.
[179] FA, 2./3. September 1958.

wirkte geschmack- und pietätlos. Arthur Schmid, jun., Unterkulm, schrieb eine Entgegnung, zeichnete den Lebensgang seines Vaters nach, mit allen Hintergründen, die seinem Gesinnungswandel zugrunde lagen und gab so dem Ausfälligen eine treffende Antwort.

Die Thürig-Ära

Die wiederkehrenden krankheitsbedingten Absenzen von Arthur Schmid zwangen schon ab November 1957 Werner Thürig zeitweise die Rolle des Chefredaktors auf. Ab 1959 bekleidete er nun diesen Posten offiziell und Armin Bolliger stand ihm zur Seite, wie er dies schon beim früheren Chef getan hatte.

Thürig war von seinem Vorgänger wohl mit Bedacht ausgewählt worden. Er entsprach dem Werdegang wie dem politischen Temperament nach weitgehend dem Bild des Wortführers der aargauischen Sozialdemokraten. «Werner Thürig studierte nach einer Mechanikerlehre an der Universität Bern und erwarb 1950 das Diplom eines Volkswirtschafters. Danach arbeitete er für verschiedene Zeitungen, auch als Deutschland-Korrespondent, und war von 1952 bis 1957 Alleinredaktor der Seeländer Volkszeitung in Biel. Im Aargau wurde er während seiner Chefredaktorenzeit 1961 Grossrat, Mitglied verschiedener wichtiger Kommissionen, des Bankrates der Kantonalbank, und Vizeammann der Gemeinde Rohr.» So beschrieb später der «Freie Aargauer» selber den Werdegang und das Arbeitsfeld Thürigs.[180] Vom Zeitungsmacher erwartete man ein umfängliches politisches Engagement auf allen Ebenen. Keine Liste, auf der nicht einer der Redaktoren unter den Kandidaten erschien. Seit September 1957 redigierte er also am «Freien Aargauer». 1958/59 änderte sich an Inhalt und Gestalt nur wenig. Neuerdings wurde aber die Redaktion am Schlusse des Textteiles in einem Impressum detailliert aufgeführt; dabei fehlten auch nicht die zugeteilten Arbeitsgebiete. Genossin Bertel Balordi, vorher Sekretärin der Zeitung, zeichnete nun als Redaktorin im Halbamt für Feuilleton, Literatur und Frauenfragen, «Nach des Werktags Arbeit» und die Frauenseite. Die literarische Wochenbeilage war für Arthur Schmid für die Bildung und Weiterbildung der Arbeiterschaft von zentraler Bedeutung gewesen «und er investierte eine Menge Zeit für sie, indem er unheimlich viel las und ein treffsicheres Urteil über die Qualität literarischer Erzeugnisse hatte».[181] Sie hatte schon vorher dazu beigetragen, Fremdbeiträge einzuholen und den Nummern einzugliedern. Diese Institution war gleichsam ein geistiges Vermächtnis Schmids und wurde fortgeführt bis zur Konstruktion des AZ-

[180] 70 Jahre Freier Aargauer 1976.
[181] Auskunft von Arthur Schmid, jun.

Ringes im Jahre 1970. Obgleich diese Beilage nicht zur politischen Pressegeschichte im engeren Sinne zählt, gehört sie zur Arbeiterbildungs-Idee der Gewerkschaften, wie sie in der Ära Thürig fortgeführt wurde.

Genosse Armin Bolliger, vor vier Jahren in die Redaktion eingetreten, sichtete die kantonalen und regionalen Einsendungen, berichtete über Unglücksfälle, Gerichtsfälle und Sport. Er war, als ehemaliger Typograph, auch zuständig für den Umbruch. Die Bearbeitung der Agenturmeldungen oblag Werner Thürig, der auch die meinungsbildenden Kommentare aus sozialdemokratischer Sicht zu verfassen hatte. So meldete die erste Nummer des Jahres 1958 «In eigener Sache» die Arbeitsteilung in der Redaktion. In dieser Zusammensetzung wirkte dieses Team bis 1963. Damals trat Bertel Balordi zurück und Fritz Eigenmann übernahm die Bereiche Sport und Reportagen, so dass sich leichte Verschiebungen der übrigen Ressorts ergaben. Thürig – Bolliger – Eigenmann: Bis 1970, das heisst bis zum Ende des völlig selbständigen «Freien Aargauers», waren diese Namen die Markenzeichen der aargauischen Arbeiterpresse.

War es in der Ära Thürig, als die sozialdemokratisch orientierte Presse von den neutralen Zeitungen «beinahe abgekoppelt» wurde, wie Tagwacht-Redaktor Richard Müller im Nachhinein kritisierte?[182] «Die gesellschaftliche Entwicklung überholte das Konzept der SP-Zeitungen. Wer damals – in den fünfziger Jahren – darauf aufmerksam machte, wurde nicht nur verspottet, sondern es wurde seine sozialdemokratische Überzeugung bezweifelt. Dabei wandelten sich im Zeitraum einer Generation die meisten politisch ausgerichteten Blätter in Konsumprodukte. Immer mehr Leserbedürfnisse wurden abgedeckt, die Konkurrenz in der Aktualität durch das Fernsehen durch die Umstellung auf Nachtdruck recht gut aufgefangen und mehr Gewicht auf Hintergrundberichte und Kommentare gelegt. Diese Wandlung machten jedoch die SP-nahen Zeitungen so lange nicht mit, bis die neutrale und bürgerliche Presse auflagemässig enteilt war.»[183]

Tatsächlich hatte Thürig ein Organ übernommen, das sich von «einem Parteiblatt zur Volkszeitung entwickelt» hatte.[184] Die Ausgangslage: Einerseits stand damals der «Freie Aargauer» bezüglich Auflage dem «Badener» und «Aargauer Tagblatt» kaum nach, anderseits verteilten sich die Leserinnen und Leser auf das ganze Kantonsgebiet, das heisst es fehlte eine lokale Verankerung. Je mehr das Inseratengeschäft über Wohl und Wehe eines Presseorgans entschied, desto mehr war im kleinräumigen Aargau die fehlende Verankerung in einer volksreichen Agglomeration ein Handicap. Vor diesem Hintergrund erscheint heute die Kritik des Tagwacht-Redaktors ungerecht – oder stadtlastig; die Pressunion Aargau konnte ihr Organ nur als engagierte Meinungszeitung durchhalten. War ein eigentliches Partei-

[182] Sondernummer 75 Jahre Freier Aargauer, 27./28. Februar 1981.
[183] Richard Müller in 75 Jahre FA, 1981.
[184] Armin Bolliger in 75 Jahre FA, 1981.

organ nicht mehr gefragt, so musste der «Freie Aargauer» automatisch die Segel streichen.

Die drei zeichnenden Redaktoren leisteten in den zwölf Jahren Beachtliches. Eine Alltagsnummer umfasste acht, eine Wochenendzeitung zwölf Seiten, davon waren zwei, respektive drei Seiten Inserate. Die Schweizerische Depechenagentur war einziger Lieferant von aktuellen Auslands- und Inlands-Nachrichten. Thürig schrieb regelmässig den «Kommentar des Tages», der meistens auf der zweiten Seite oben plaziert war. Bertel Balordi rief die Frauen zur vermehrten journalistischen Mitarbeit auf und führte das Wort gegen eine Schweizer Frau, die politisch unmündig bleibt. Armin Bolliger holte die aargauischen Sektionsnachrichten ein, filterte die lokalen Berichte nach dem Gesichtspunkt des Arbeiterinteresses und sorgte damit für die gegenseitige interne Information, Vorbedingung für das gute Einvernehmen in der Kantonalpartei. Schon damals lehnte sich die aargauische Linkspresse eher an die Berner «Tagwacht» als an das «Volksrecht» an; alt Bundesrat Max Weber war immer wieder Gast im «Freien Aargauer». Er äusserte sich zu Wirtschafts- und Finanzfragen, zu gewerkschaftlichen Themen oder zur Alkohol-Abstinenz. Seine Linie, wenig ideologisch, entsprach weitgehend der aargauischen SP-Mentalität. Bis weit in die sechziger Jahre versuchte man – in der Tradition von Arthur Schmid (sen.) – dem Sport kein übermässiges Gewicht einzuräumen. SATUS-Mitteilungen galten als Teil der politischen Ertüchtigung und zählten nicht, wie Schmid immer wieder gewarnt hatte, zum «panem et circenses», das den Menschen zum politischen Eunuchen erzog. Um 1964 musste man dann dem Publikumsgeschmack nachgeben: am Montag füllten diese Nachrichten und Kommentare zwei Seiten, an normalen Werktagen eine Seite. Mit dem Eintritt von Fritz Eigenmann in die Redaktion begann diese Umstellung.

Die AHV-Thematik, das Herzstück der Sozialpolitik, wurde durch die «Ausfälle des «Trumpf Buur» dauernd am Kochen gehalten. «Reaktionäre Sparpolitiker ohne Mass» wurden angeprangert und jene Politiker in die Schranken gewiesen, die das Streben nach Sicherheit als «sozialpolitische Exzesse» abschrieben. Auch in der Tradition des Altmeisters Schmid war das Misstrauen gegenüber den Machenschaften des Landesrings. Und Arthur Schmid jun. sprach sich nach Ablehnung der 44-Stunden-Initiative für andere Formen der Freizeit aus: «Bezahlte Ferien für alle Arbeitnehmer», ein Feriengesetz im Aargau, und setzte damit folgerichtig die Politik seines Vaters fort.[185]

Aussenpolitisch steuerte Thürig den klaren Anti-Moskau-Kurs weiter. «Tibet erleidet das Schicksal Ungarns»; «Demaskierte Imperialisten»[186] liesse sich als Titel über viele seiner Kommentare zur Chruschtschow-Poli-

[185] FA, 2. April 1959.
[186] FA, 7. April 1959.

tik setzen. Wenn die «SED versucht, sich bei der SPD anzubiedern», so schlägt der «Freie Aargauer» von damals Alarm. Ein heisses Eisen war auch für die Linkspresse das Thema Ostkontakte. Max Weber hatte sich in mehreren Folgen im Januar 1962 zu dieser Sache geäussert und dabei versucht, im Kalten Krieg einen allzu billigen Antikommunismus abzudämpfen. Einerseits wurde der Propagandarummel der «Moralischen Aufrüstung» vom «Freien Aargauer» verurteilt, weil die Kritik am Sowjetsystem auch alle sozialistischen Ideen miteinbezog, andererseits verwies man mit Stolz bürgerliche Unterstellungen gegenüber der SATUS-Sportbewegung, sie sei auf dem linken Auge blind, ins Reich der Fabel. Im Gegensatz zu den «neutralen» Sportverbänden, die sich nicht gescheut hätten, seinerzeit Mussolini und Hitler die Ehre zu erweisen, gebe es keine offiziellen Kontakte des SATUS zu Ostblock-Sportverbänden.[187] «Moskau versucht Bonn vom Westen abzuspalten», ängstigte die Linkspresse ebensosehr wie bürgerliche Zeitungen.[188] Umso empörter reagierten diese Blätter auf die Tendenz, die Sozialdemokraten immer in die Nähe der Kommunisten zu plazieren (Bringolf!). Schmid hatte, als typische Nachkriegsreaktion, vor dem Beitritt der Schweiz zu überstaatlichen Organisationen wie UNO und Europarat gewarnt. Es war wieder Max Weber, der am 23. März 1962 mit einem Artikel eine Wende herbeiführte: der Beitritt der Schweiz zum Europarat sei nun fällig, herangereift, und er würdigte die Arbeit dieser Institution für Menschenrechte und Rechtsharmonisierung.

Wie sehr die aargauische Linkspresse Spiegelbild des SP-Kurses im Kanton war, beweist die Parolenfassung zur Initiative für das Verbot von Atomwaffen in der Schweiz: 80 Nein zu 79 Ja. Den ablehnenden Standpunkt vertraten Dr. Arthur Schmid und Redaktor Thürig. Wahl- und Abstimmungszeiten förderten die Auseinandersetzungen mit andern aargauischen Zeitungen. Dass vor allem kleine Blätter, wie «Freiämter Zeitung», «Zurzacher Volksblatt» oder «Botschaft» zum Zuge kamen zeigt, dass die Redaktion auch die Lokalpresse laufend zur Kenntnis nahm. Dennoch war generell der Wortstreit mit der Konkurrenz kein Anliegen. Offenbar pflegte man die Ansicht, dass jede Nennung eines parteifremden Organes nur zu dessen Profilierung und Propaganda diente. Daher brauchte es schon einem ganz groben «Klotz», dass ein ebensolcher «Keil» aufgesetzt wurde.

Die Änderungen im Erscheinungsbild 1959 hatten eigentlich wenig mit dem Wechsel in der Chefredaktion zu tun. Noch zu Schmids Zeiten wurde darüber diskutiert, ob man am alten Standort an der Renggerstrasse in Aarau einen Erweiterungsbau aufstellen oder in der Industriezone einen Neubau errichten sollte. Die Entscheidung der Druckereigenossenschaft, in der Telli, an der Weihermattstrasse, ein modernes Zentrum zu realisieren,

[187] FA, 19. Februar 1962.
[188] FA, 10. Januar 1962.

brachte der Pressunion nicht nur genügend Büroräumlichkeiten für die Redaktion und Administration des «Freien Aargauers», sondern auch eine neue Rotations-Druckmaschine. Am 31. März feierte man – laut Zeitung – Halbzeit beim Neubau; ein Ersatzfest für die verpasste Aufrichte, die man im vergangenen Winter, der fehlenden Saisoniers wegen, ausfallen liess. Als Resultat dieser technischen Umstellung finden wir im Sommer 1959 einen leicht modernisierten Zeitungskopf, auf der dritten Seite die Rubrik Schweiz mit Roman «unter dem Strich», eine ganze Seite «Aus aller Welt in Kürze» und «Radio und Fernsehen», dazu ganz allgemein vermehrt Bilder. Dazu kam die vierzehntägliche Sonderseite «Aus der Welt der Frau und Familie».

Im Jahre 1963 erfolgte der Ausbau des Sportteiles. Der einstige «Kommentar des Tages» von Thürig war der Spalte «Im Blickpunkt» gewichen, die unregelmässig erschien und gerne auch aargauische Themen aufnahm. Je länger der Chefredaktor im Aargau weilte und auch als Politiker praktizierte, desto mehr drängte es ihn, seine Arbeit ins journalistische Tun einzubringen. Dass ein Lenzburger Stadtammann Dr. Hans Theiler, erster Ersatz auf der Nationalratsliste, als «Verlegenheitskandidatur» für den Ständerat tituliert wurde, disqualifizierte nach seiner Ansicht die publizistischen Kampfmittel bürgerlicher Blätter. Damals wurde gerne und oft das «Badener Tagblatt» ausgenommen. Nicht nur seines damaligen sozial-liberalen Kurses wegen, sondern weil dessen Wohlwollen für Nicht-CVP-Kandidaten eine gewisse Tradition aufwies. Die Reibungsflächen an den Pressestandorten Aarau und Baden wirkten sich in solchen Situationen aus: Dem BT war die Konkurrenz und das Frontmachen zum «Aargauer Volksblatt» wesentlicher, als der Gegensatz zum «Freien Aargauer», der trotz politischer Fixierung halt in Aarau domiziliert war. So wurde auch Arthur Schmid (jun.), der seit 1965 Regierungsrat war, vom «Aargauer Tagblatt» viel häufiger ins Visier genommen, als das Tagblatt im Ostaargau dies für nötig erachtete. Noch mehr galt dies für Louis Lang, SP-Regierungsrat seit 1969, von dem die Fama berichtete, dass er mit BT-Hilfe den Sitz erobert und verteidigt habe.[189]

In der Phase Thürig und Bircher waren die gelegentlichen Fehden zwischen Helmut Suter vom «Aargauer Tagblatt» und dem «Freien Aargauer» viel typischer als mit bürgerlichen Blättern aus dem Ostaargau, auch wenn sich die SP-Zeitung generell nur ungern in solche journalistischen Gefechte verstricken wollte. Das politische Engagement der damaligen SP-Zeitungsmacher schuf persönliche Beziehungen über die Parteigrenzen hinweg. Dies führte – im Gegensatz zur Steinzeit der Arbeiterbewegung – zu mehr Wohlwollen, Verständnis und Toleranz. Auch in einer Zeit, in der Thürig behauptete, «die sozialpolitischen Auseinandersetzungen werden schär-

[189] FA, 17. Juni 1970.

fer»,[190] war der Chefredaktor des «Freien Aargauers» fähig, einen anerkennenden und freundschaftlichen Nachruf auf Nationalrat Hans Strahm (BGB), Redaktor der «Bauern- und Bürgerzeitung», zu verfassen und nur am Rande die dauernden Meinungsverschiedenheiten anzumerken.[191] Ein Beispiel von politischer Kultur, wie sie vor 1968 gepflegt worden war. Doch gerade das gegenseitige Schulternklopfen bei divergierenden politischen Ansichten war ein wichtiges Element, die jugendlichen Stürmer und Dränger in die ausserparlamentarische Opposition zu schieben und Konfrontation und Strassenaktion zum neuen Mittel der politischen Strategie zu entwickeln.

Wenn 1970, mit der üblichen Verzögerung, in der Schweiz die Jugendunruhen anhuben und der Maoismus als neues Gespenst durch Institutionen und Presseorgane strich, so stand den SP-Organen ein viel gefährlicher Konkurrent im linken Spektrum entgegen, als dies die Kommunisten stalinistischer Prägung gewesen waren. Die neue Linke kannte kein Schulterklopfen: die «verbürgerlichten Sozis» waren mindestens so suspekt wie die «Scheissliberalen», mit Konservativen auch nur zu sprechen, lohnte die Mühe nicht. Die neue Orientierung der SP-Presse der Schweiz lag nicht nur im geschäftlichen Konkurrenzkampf mit den bürgerlichen Medien begründet, dies war nur ein Teilaspekt. Ebenso galt es, die neue Linke zu domestizieren, sie einzufangen durch entsprechendes Entgegenkommen. Dies aber setzte voraus, dass straffer und zentralistischer geführt wurde, dass die kantonalen Färbungen, Resultat der regionalen Arbeiterzeitungen, als Spiegel der Mentalitäten, respektive Bewusstseinsstufe, verschwanden.

Dass dies in einer Kampfzeit, wie sie seit 1968 herrschte, gelingen konnte, wurde dann durch die Praxis widerlegt. So wurde am 3. September 1969 erstmals angekündigt, dass eine Zusammenarbeit der sozialdemokratischen Blätter der Deutschschweiz im grossen Stile geplant sei. Ein Maternaustausch im beschränkten Rahmen war seit 1. Februar 1968 vom «Freien Aargauer» schon gepflegt worden. Die «Basler AZ» und das Oltner «Volk» hatten täglich eine Seite Schweiz, die in Aarau redigiert, gesetzt und umbrochen worden war, übernommen. Der «Freie Aargauer» veröffentlichte im Gegenzuge vom «Volk» die Seite «Dies und Das» mit feuilletonistischem Charakter und dem Roman «unter dem Strich», sowie eine Auslandseite von der «Basler AZ». Die fremdgefertigten Seiten fielen in der sonst vierspaltigen Zeitung durch ihre Fünfspaltigkeit auf. Was aber für 1970 vorbereitet wurde, war ein Ringkonzept, wie es von der schweizerischen CVP-Presse schon vorexerziert worden war.

Am 27. September veröffentlichte Thürig eine «Betrachtung zur engen Zusammenarbeit sozialdemokratischer Zeitungen im AZ-Ring». Eingelei-

[190] FA, 19. Februar 1966.
[191] FA, 28. Februar 1966.

tet mit einem geschichtlichen Überblick verglich er die aargauischen Tagblätter früher und heute. Während vor zwölf Jahren alle je drei Redaktoren beschäftigt hatten, leisteten sich heute das «Aargauer Tagblatt» neun, das «Badener Tagblatt» gar zehn vollamtliche Redaktoren. Dieses Missverhältnis könne nur durch eine enge Zusammenarbeit wettgemacht werden. Redaktion und Satzherstellung für alle Teile ausser den kantonalen Nachrichten würden von der Zentralredaktion unter Helmut Hubacher in Zürich hergestellt. Das heutige Team des «Freien Aargauers» könnte sich dann auf den Aargauer Sektor konzentrieren und damit beste Arbeit leisten. Die Matern, aus Zürich zugeschickt, erlaubten dann, dass der ganze «Freie Aargauer» nach wie vor in der Genossenschaftsdruckerei Aarau hergestellt werden konnte. Die ganze Umstellung war eine Sache der Fachleute und der Trägerschaften, das heisst parteipolitisch nur dürftig abgestützt. Im Vergleich zu früher wird dabei sichtbar, wie die Medienwelt zu einem Teil des Marktes und auch Produkt der technischen Entwicklung geworden war.

Die Mitteilungen vom 3. und 27. September gründeten auf Verlautbarungen der Trägerschaften, die Kantonalpartei war in den Prozess nicht einbezogen. Selbst am schweizerischen Parteitag vom 2. November war das Presse-Experiment kein Thema. Die kantonale Redaktion im Aargau stellte sich positiv zum neuen Konzept – mindestens verbal. Thürig, der sich am radikalsten umstellen musste, fiel der Abschied von der Weltpolitik nicht leicht. «Das Gefühl, das einem bei dieser entscheidenden Wende beschleicht, ist ähnlich jenem des 65jährigen am Tage vor der Pensionierung», bekannte er nach der Abfassung des letzten aussenpolitischen Kommentars am 31. Dezember 1969.

Armin Bolliger, der seine angestammte Tätigkeit in voller Intensität weiterführen durfte, wusste um die konservative Haltung des passionierten Zeitungslesers, der wohl das Neueste an Meldungen, ja, gar die Überraschung liebte, sofern es um den Inhalt ging, den aber die kleinste Änderung störte, wenn es Stil und Präsentation betraf. Ab 18. Dezember brachte er täglich auf der Seite Aargau das zukünftige Signet «AZ-Freier Aargauer» bis zum Jahresende, um die Konsumenten an die neue Verpackung zu gewöhnen. Gleichzeitig entschuldigte er sich für die Namensänderung: die Bezeichnung AZ war zwingend, wollte man landesweit als eine Zeitung auftreten und sich den grossen Reklame-Kunden als Grosszeitung anpreisen. Beim Jahresschluss wurde noch einmal das ganze Konzept dargelegt. Das Besondere: die Berner «Tagwacht» machte nicht mit, als einziges SP-Blatt der Deutschschweiz. Es sollte ihr wohl bekommen. Nach dem Zusammenbruch des AZ-Experimentes wird die «Tagwacht» zum Rettungsanker für die geschwächten Regionalblätter in der westlichen Deutschschweiz werden. Der sogenannte West-Ring wäre ohne jene Tagwacht-Abstinenz wohl nie entstanden.

Der AZ-Ring

Lange Diskussionen und mühselige Projektarbeit waren dem Zeitungs-Ring vorangegangen. Das ganze Unternehmen schien weitgehend von Zwängen diktiert worden zu sein. Die Parteimitglieder waren nicht mit von der Partie gewesen. Kurz: am 5. Januar 1970 war die erste Nummer des «AZ Freier Aargauer» da: «Die AZ grüsst ihre 200 000 Leser». Schon dieser Gruss war nicht aus dem Aargau an die Aargauer gerichtet, es war ein Kurienwort, urbi et orbi, an die schweizerische Leserschaft gerichtet, in Zürich redigiert, in Zürich gesetzt. Der Zusammenschluss von zehn sozialdemokratischen Tageszeitungen ergab eine Auflage von 68 000 Exemplaren.[192] Dies ergab – über den Daumen gepeilt – 200 000 Leser. Damit reihte man sich unter die grössten Blätter ein, obgleich man im Inseratengeschäft lokal verankert bleiben wollte und musste. Was im Aargau schon Handicap für den kommerziellen Erfolg war, sollte es im schweizerischen Rahmen noch deutlicher werden. Nur die Grossreklame frohlockte über das neue Produkt. Der Rettungsanker für die einzige Zeitung mit landesweiter Ausstrahlung? Wirkte sich der Arbeitstitel «Einzige überregionale Tageszeitung der deutschen Schweiz, in der ein sozialdemokratischer Standpunkt vertreten wird», als Empfehlung oder als Abschreckung aus? Was für Abonnenten gut klang, war für Inserenten noch längst keine Musik.

Für den in Zürich redigierten und gesetzten Zentralteil zeichneten folgende Damen und Herren verantwortlich: Helmut Hubacher (Chefredaktion und Inland), Regula Renschler (stellvertretende Chefredaktion und Ausland), Paul L. Walser (Ausland), Otto Schmid (Inland und Sport), Hans-Rudolf Hilty (Kultur), Otto Hürlimann (besondere Aufgaben) und Hermann Battaglia (Bundeshausredaktion). Jede Zeitung führte ihren eigenen Titel über diesem Mantelteil, und eingeschlagen fanden sich je nach vorher üblichem Stoffanfall, die kantonalen oder regionalen Seiten, redigiert von der alten örtlichen Redaktion. Im «AZ Freier Aargauer» verblieb vorläufig das Dreigestirn: Thürig, Bolliger, Eigenmann.

Wie üblich schickte man das neue Presseprodukt mit einem Geleitwort ans Publikum. Der Chefredaktor Hubacher referierte: «Das neue AZ-Unternehmen ist ein Experiment. Die AZ ist die erste überregionale Linkszeitung des Landes mit einem bestimmten Kurs. Wir schwimmen nicht ziellos in der Gegenwart herum. Wir fühlen uns der demokratischen Linken verbunden, nicht aber auf eine sture Parteilinie angebunden. Unsere Optik soll nicht einseitig eingestellt, sondern frei und unabhängig sein. Wir wollen tatsachengetreu informieren, meinungsbildend kommentieren, wir wollen Ernstes und Heiteres, Schweres und Leichtes anbieten.»

---

[192] Freier Aargauer, Thurgauer AZ, AZ Abend-Zeitung (Basel), Freie Innerschweiz (Luzern), Das Volk (Olten), Volksstimme (St. Gallen), Schaffhauser AZ, Winterthurer AZ, Oberländer AZ (Wetzikon), Volksrecht (Zürich).

Damit begann für die Aargauer AZ-Leserschaft tatsächlich eine neue Zeit. Der «Freie Aargauer» bot nun einen Ausland- und Inlandteil an, der an Umfang den grossen Tageszeitungen nicht nachstand. Dieses Organ konnte bezüglich Infos tatsächlich als Erstzeitung dienen. UPI und AFP-Agenturberichte fanden direkt den Weg in die Zeitung und erhöhten deren Aktualität. 24 Seiten umfasste die erste Nummer, als Montagsblatt, wegen des Wochenendes, sogar mit drei Seiten Sport. Vier Textseiten waren von der Aargauer Redaktion bearbeitet, zwei bis drei füllten die einheimischen Inserate.

Schon nach drei Tagen wurde der Einstand der AZ von Samuel Siegrist, Redaktor des «Aargauer Tagblatts», unter dem Titel «Der erste Eindruck» zitiert. Er lobe die neue Konkurrenz und versteige sich sogar zum Urteil, dass die Zeitung «etwas weniger parteipolitisch gefärbt» wirke. Was Thürig zum Zusatz veranlasste: «Dass nur die Freisinnigen über die nötige Objektivität verfügen», sei hinlänglich bekannt.[193] Nach der ersten Woche urteilte dann Thürig selber über das Zusammenspiel: er lobte die gute Zusammenarbeit, die eilige Zustellung der Matern, so dass um 3.30 Uhr die Rotationsmaschine in Gang gesetzt werden könnte. Damit sei gesichert, dass die Zeitung am Vormittag zugestellt wurde.

Am 14. Februar stellte man auf einer Sonderseite die ganze Redaktion in Bildern vor, ein treffliches Mittel, dem Mantelteil die Fremdheit zu nehmen. Auf der Titelseite erschien mit Bedacht relativ häufig ein Anriss zu einem aargauischen Thema. Dennoch war nicht zu vermeiden, dass der hiesige Gewerkschafter, der vorher wie jetzt nur seine Hauszeitung konsultierte, vieles vom Inhalt fremd anmutete. Dies lag nicht nur an den andersartigen Kommentatoren, die eher intellektuelle Kreise ansprachen, sondern ebensosehr an völlig neuen Themen, die im Nachgang von 1968 die politische Szene verwirrten.

«Bildung als Ideologie» liesse sich als Motto über viele Nachrichten und Kommentare setzen: «Springer und die neue Linke», der Krach an der Kunstgewerbeschule Zürich wegen der Klasse Form und Farbe, das aargauische Hochschulprojekt für Bildungsforschung, die Mitbestimmung der Studenten an Hochschulen, Streit um den Krawall-Film nach den Solothurner Filmtagen, Neills umstrittene antiautoritäre Erziehung und das Experiment von Summerhill, Dozent Hans Heinz Holz an der Uni Bern wegen seiner marxistischen Weltschau weggewiesen usw. usw.

Die «harte Ausmarchung mit dem «Rechtsbürgertum»[194] in all diesen Fragen veranlasste die Kommentatoren immer mehr, die Terminologie der neuen Linken zu übernehmen, was den traditionellen Leser aus dem Arbeiterstande verunsicherte oder abstiess. Als auch im Aargauer Umfeld die

[193] FA, 7. Januar 1970.
[194] FA, 11. November 1970.

Themen sich in gleicher Richtung bewegten, man Kantonsschullehrern in Aarau Maoismus vorwarf, Dienstverweigerungsprozesse als Element ultralinker Agitation umfunktionierte und Grossratsdebatten über Gesinnungsterror und Gesinnungsschnüffelei rapportiert wurden, vermocht Thürig mit seiner Erklärung «im rote Chästli» immer weniger, die theoretischen Ergüsse zu diesen Ereignissen in die traditionelle Gewerkschaftspolitik, wie sie dem Arbeiter verständlich war, einzugliedern. Wenn zum Beispiel Hilty in seinem Kommentar «Bedrohung nach Mass» damals feststellen wollte, dass die Schweizer Neutralität mehr durch die NATO als durch Moskau oder Peking bedroht sei, weil die Vereinnahmung der Kleinen durch die grossen Freunde grösser sei als die effektive Gefahr der Raketenstationen, die ennet des Eisernen Vorhanges auf den Westen gerichtet sind, so war das ein so genannt nonkonformistischer Gedankengang, der die alten Strukturen aufweichen sollte, der aber für die Aktivdienstgeneration – auch der politisch linksorientierten – nicht mehr verdaulich war. Am ehesten fand die Kritik an jeder Form der Intoleranz Zustimmung, vor allem, wenn es sich um populäre Figuren handelte, wie den «Zivilverteidiger» Alfred Rasser.

Aber es erstaunt nicht, dass der Zentralsekretär der SP-Schweiz, Bertschinger, am 4. November 1971 im AZ-Ring zerknirscht verkünden musste: «Die SP scheint an sogenanntem angestammten Wählerpotential in erschreckender Weise verloren zu haben. Sie hat dafür bei den Jungen, bei den Frauen, bei den Intellektuellen hinzugewonnen. Das Resultat ist allerdings defizitär.» Was hier für die Partei festgestellt wurde, galt im selben Masse für die Leserschaft der AZ. Oder war der Wählerverlust zum Teil gar Resultat der Leserverärgerung?

Zudem wurde für die «AZ Freier Aargauer» der Widerspruch zwischen dem Mantelteil – vor allem baslerischer Provenienz – und dem Aargauer Teil in der Kernenergiefrage immer unerträglicher. Die umstrittenen Atomkraftwerke an Aare und Rhein waren weit weniger das Problem hiesiger Arbeiter und Angestellter, als die Sicherung der Arbeitsplätze in der Badener und Aarauer elektrotechnischen Industrie. «Die atomare Schizophrenie der Baselstädter» von Thürig[195] folgte einer typisch Aargau-konformen Terminologie im kantonalen Teil der Zeitung. «Der Stromkonsum wächst», eine Nachricht der NOK, kommentierte Thürig positiv: der Grund läge in der Ersetzung von Ölheizungen durch elektrische Energie; Die «Luftverseuchung drängt zur Atomenergie».[196]Die «Basler Agitation gegen Kaiseraugst»[197] war dem aargauischen Leser weitgehend unverständlich. Eine erste Konsequenz war nicht die Angleichung der Ansichten und der Sprachregelung, sondern der Rücktritt Thürigs. Am 24. November 1970

[195] FA, 30. November 1970.
[196] FA, 12. März 1970.
[197] FA, 19. März 1970.

wurde in Bild und Text der zukünftige Chef vorgestellt: Silvio Bircher, bis dato Grossrat des Team 67.

Der neue Redaktor hatte sich nach den Mittelschulen in Aarau und Olten an der Universität Zürich und der Hochschule St. Gallen das Lizentiat als Volkswirtschafter erworben. Er war im März 1969 «als jüngster in den Grossen Rat und Ende 1969 auch in den Einwohnerrat Aarau gewählt worden.» «In den politischen Anschauungen näherten sich die Team-Leute und insbesondere auch Silvio Bircher immer mehr der Sozialdemokratie, so dass seine Wahl zum neuen Redaktor keine spektakuläre Überraschung bildet. Gratulation!»

Das Team 67, die «zornigen Söhne freisinniger Väter», entstammte – wie das Datum im Namen schon klarstellt – als politische Gruppe nicht der 68er Bewegung. Es waren junge und «mittelalterliche» Technokraten, die amerikanische Arbeitsmethoden («It's team time») und jugendlichen Elan im Geiste John F. Kennedys einführen wollten. Mit dem Bericht des Club of Rome wurde deren Wortführer, der BT-Journalist und Grossrat Werner Geissberger, immer heftiger zum Verfechter von grünen Anliegen, so dass die ganze Gruppierung nach und nach auf diese Linie einschwenkte. Die Wahl Birchers für die «AZ Freier Aargauer» war daher eine Korrektur des aargauischen Zeitungskurses Richtung Umweltschutz, auch wenn sich dies noch eine Weile nicht im Inhalt der Zeitung niederschlug. Die Einarbeitungszeit Birchers und damit das Verweilen Thürigs dauerte noch bis zum Februar 1971, so dass noch Titel wie «Reaktor ist keine Atombombe» und Schlagworte wie «Die risikolose Technik ist eine Utopie» (Dietenberger) erscheinen konnten.[198] Zudem wusste Bircher auch nachher, in zurückhaltender Weise zu operieren: im ersten Arbeitsjahr als Chefredaktor vermied er weise, mit Kommentaren zu provozieren. Schliesslich galt es damals noch, das Experiment «AZ-Ring»zu retten. Eher war es Grossrat Franz Schmidbauer, der in seinen Beiträgen grüne Anliegen in die Zeitung brachte. Der Rücktritt Werner Thürigs aus dem Grossen Rat veranlasste das Blatt am 23. Dezember weitere Informationen preiszugeben, zum Beispiel dass dessen Frau, Eva Thürig, seit langem die Ratsberichterstattung besorgt hatte und dass der Demissionär auf den 1. Februar 1971 zum Sekretär der sozialdemokratischen Partei des Kantons Bern gewählt worden sei.

Am ehesten der neulinken Linie entsprachen 1971 die Beiträge des Zofinger Lehrers Christian Zaugg und des Aarauer Kantonsschülers Urs von der Mühll. Sie sprachen von Meinungsmanipulation der bürgerlichen Presse, von Basisgruppen zwecks politischer Bewusstseinsbildung. Es erstaunt daher nicht, wenn am 20. November gemeldet wurde, dass Christian Zaugg neuer Redaktor des «AZ Freier Aargauer» werde, während sich am 27. Dezember Fritz Eigenmann verabschiedete, in die Privatwirtschaft

[198] FA, 30. November 1970.

wechselte, dabei aber seine politischen Ämter als Grossrat und Einwohnerrat behielt. Diese Änderung folgte auf die wenig erfolgreichen Nationalratswahlen vom Oktober 1971, die im Aargau der SP Verluste gebracht hatten, dem Verband der Kleinen, LdU, EVP, Team und Freien Stimmberechtigten aber die zwei Mandate von 1967 in Bern abzusichern erlaubte.

Chefredaktor Hubacher vom AZ-Ring kommentierte, indem er das «Badener Tagblatt» zitierte, wie folgt: «Den freisinnigen Söhnen ist die bürgerliche Leistungsgesellschaft mit ihrer Jagd nach Geld und vordergründigen Ehre suspekt geworden. Denn die Folgen des egoistischen Denkens (Zerfall der sozialen Gemeinschaft, Zerstörung der Umwelt) sind deutlicher geworden, als dass sie länger verheimlicht werden könnten.» Und er ergänzte diese Worte mit den Folgerungen: «Diese Jungen sind heute oft politisch heimatlos. Diese Talentreserve gilt es für die SP zu erschliessen. Das wird nur mit einer profilierten Linkspolitik gelingen.»[199] Zwar hatte der Regisseur des AZ-Ringes, Ueli Goetsch, den Posten des Verlagsleiters verlassen, um einen Posten beim Fernsehen zu übernehmen.[200] Das verhiess nicht nur Gutes. Dennoch war der Rückblick Silvio Birchers am Jahresende 1971 recht positiv gehalten, und er versprach der Partei und ihrer Presse eine erfolgreiche Zukunft. Vorwärts! Zum Dienstleistungsstaat.

Das Aargauer Redaktionsteam war konsolidiert und ideell korrespondierend zur Ring-Zentrale. Das Aus für das Experiment gründete dann später nicht im alten Gegensatz Basel-Aargau in der Energiepolitik, sondern hatte andere Ursachen. Der AZ-Versuch «scheiterte, weil die Reibungsverluste an technischen Kosten – zehn Druckorte – viel zu gross waren, um Ertrag und Aufwand einander anzugleichen», behauptete Richard Müller 1981 und warnte gleichzeitig vor einer Wiederholung des Experimentes.[201] Diese Reduktion auf technische Schwierigkeiten führt am eigentlichen Problem vorbei. Aus zehnjähriger Distanz übersah Müller geflissentlich die ideellen Differenzen, die damals die Bewegten in der Partei von den Gewerkschaftern trennte. 1973 hatte ein ausserordentlicher Zürcher Parteitag in Urdorf beschlossen, die AZ-Tageszeitungen sollten bis mindestens Mitte 1974 gehalten werden. Man müsse aber mit aller Kraft «zu einer neuen Weichenstellung» beitragen. Der Bund solle – zur Erhaltung der Pressevielfalt – die schwachen Blätter subventionieren. Der SP-Fraktion wurde ein entsprechender Auftrag überbunden. Die Diskussion zeigte aber auch, dass bezüglich von Inhalt und Form keine Einigkeit bestand. Viele waren überzeugt, dass auch eine linke Parteizeitung, die sich in konstruktiver Weise um Staat und Wirtschaft bemühe, ein genügendes Inseratenvolumen einbringe. Dem standen offenbar die Intellektuellen an der Versammlung entgegen.[202] Harte

[199] FA, 6. November 1971.
[200] FA, 1. November 1971.
[201] In: 75 Jahre Freier Aargauer.
[202] FA, 1. Oktober 1973.

Worte müssen damals gefallen sein. Im langfädigen Artikel «Wir Salongenossen» versuchte Adolf Muschg zu beweisen, dass die wahre SP-Zeitung, nämlich «inseratenarm, meinungsintensiv und Unfrieden stiftend», nie wirtschaftskonform sein könne. Sie müsste von Idealisten getragen werden. Dabei bewies er mit seinem Schreibstil und der Gedankenakrobatik gerade, dass eine Zeitung, wie er sie verstand, von keinem Volksschulabsolventen gelesen werden konnte. Zwei Tage später wurde Gleiches von Walter Mathias Diggelmann vorgeführt: Er spielte mit fleissigem Wechsel von Ironie und direkter Aussage, so dass der Durchschnittsleser die Lektüre kaum bis zur Hälfte durchzustehen vermochte. Die Salongenossen wollten nun mit häufigen Kolumnen beweisen, dass sie sich für ein Unruhe stiftendes Blatt engagieren. Dabei war damals das «Fertigmachen» von James Schwarzenbach der wichtigste Beweggrund. Erfolgreicher bemühten sich die Schriftsteller Marti und Acklin als Journalisten. Endlich, am 5. November 1973 meldete sich eine Frau S. aus Münchenstein in einem in ausgesuchter Höflichkeit formulierten Leserbrief, dass sie noch nicht so weit sei, eine so hintergründige Sprache zu verstehen.

Klaren Wein schenkte Nationalrat Ernst Haller in einem Beitrag im «Freien Aargauer» ein, als es darum ging, dieses Kantonalblatt aus den Turbulenzen der «Zürcher AZ» herauszuhalten und einen eigenen Weg einzuschlagen. Nur aus Solidarität hätte man von der Pressunion Aargau aus die Zusammenarbeit im AZ-Ring 1973 nochmals durchgehalten. «Aber bald zeigte es sich, dass im Zentralteil der AZ den versprochenen Zielen gar nicht Rechnung getragen wurde. Der AZ-Ring wurde zu einer Tribüne von parteiinternen, gehässigen Auseinandersetzungen, an der viele Leser gar nicht interessiert waren.» Die Druckereien seien in finanzieller Bedrängnis; sie müssten vom Zeitungsdefizit entlastet werden. Der Vorstand der Pressunion lege daher ein Konzept vor, das von einer Zusammenarbeit mit dem «Badener Tagblatt» ausgehe.[203]

Die Generalversammlung der Genossenschafter trat innerhalb von zehn Tagen zweimal zusammen. Dem Wanner-Verlag wurden Expansionsgelüste angelastet. Schliesslich wurde das Konzept mit dem BT eindeutig verworfen und eine Zusammenarbeit mit der Berner «Tagwacht» und der «Solothurner AZ» vorgesehen. Der Nachtdruck des Blattes war aber für die Genossenschaftsdruckerei zu kostspielig; daher wurde dieser Auftrag der «Aargauer Tagblatt»-Druckerei erteilt, die noch über freie Kapazitäten verfüge.[204] Die Reaktion des «Badener Tagblattes» auf diesen entschwundenen Auftrag war heftig, und Bircher hoffte aufrichtig, dass sich diese Gehässigkeiten des Wanner-Blattes, das damals immerhin einen sozial-liberalen Kurs verfolgte, bald verziehen würden.

---

[203] FA, 4. Oktober 1973.

[204] FA, 15. Oktober 1973 über die Versammlung vom 13. Oktober in der Kettenbrücke, Aarau.

Am 19. November musste der «Freie Aargauer» vermelden, dass die Zürcher Genossenschafter sowohl die «Zürcher AZ» als auch die «Oberländer AZ» fallenlassen und die einbezahlten Spenden (65 000 Franken) zurückzahlen würden. Eine achtseitige Wochenzeitung als Informationsorgan müsste den Bedürfnissen genügen. Muschg schrieb am 10. Dezember «Vom Tod einer Zeitung oder Realpolitik als Alibi» einen halbseitigen Nekrolog, der sicher einmal in einem Sammelband seiner Werke erscheinen kann, aber in einer Zeitung bestenfalls von einigen Akademikern wirklich studiert und verstanden werden konnte. Zur gleichen Zeit durfte die Pressunion Aargau berichten, dass das Geschäftsjahr 1973 dank Spendengelder von 26 000 Franken ohne Defizit abgeschlossen werden konnte.

Bircher fasste am Jahresende zusammen: «Unsere Schwesterzeitung, die Zürcher AZ, wird zwar eingestellt, aber alle andern der SP nahestehenden Tageszeitungen machen weiter. Wir werden ab 3. Januar einzelne Seiten in leicht veränderten Form, den Stoff etwas konzentrierter, dafür reichhaltiger präsentieren.»[205] Damit verschwanden gewisse Namen 1974 aus dem «Freien Aargauer» oder waren dort nur noch selten zu Gast: Otto Hürlimann, Paul L. Walser, Monique Buri, Hans Rudolf Hilty, Edwin Knuchel. Redaktor Armin Bolliger ging mit dem Jahreswechsel in Pension. Er hatte 1955 als Nachfolger von Karl Schmid, Gränichen, vom technischen Fertiger einer Zeitung ans Redaktionspult gewechselt und gleichzeitig, nach altem Brauch, politische Ämter innegehabt. Bis anfangs 1973 gehörte er noch dem Grossen Rate an. Gleichzeitig trat auch Christian Zaugg zurück, um eine Stelle bei der Gemeinde Strengelbach anzutreten. Damit präsentierte sich im Januar 1974 das Impressum wie folgt: Silvio Bircher als Chefredaktor, Alfred Staubesand, Herbert R. Fischer, René von Euw als Redaktoren. Für den Inland- und Auslandteil zeichneten die beiden «Tagwacht»-Redaktoren Richard Müller und Fritz Escher. Im Büro des «Freien Aargauers» ging es in der folgenden Zeit zu wie in einem Taubenschlag. Fischer und von Euw waren ja ab Januar 1974 neu in der Redaktion. Während Fischer bald wieder aus dem Impressum verschwand, wurde von Euw am 1. April noch als zeichnender Redaktor von der Trägerschaft gewählt. Desgleichen am 2. Juli 1974 Frau Maria Clavuot-Brutschy aus Rheinfelden, die schon einige Monate vorher für diese Zeitung geschrieben hatte. Schon bald musste sie René von Euw ersetzen, der auf Semesterende sein kurzes Gastspiel schon wieder beendete. Mit Frau Clavuot-Brutschy erhielt das Thema Kaiseraugst und alle Aktionen und Proteste in diesem Zusammenhang eine warme Fürsprecherin. Jedenfalls klang der Wunsch nach regionaler Mitsprache im Falle von Grossprojekten in vielen Formulierungen durch.

Die samstägliche Frauenseite SIE war jedenfalls eingekauft. Das Wochenendblatt musste von der kleinen Redaktion überhaupt ganz eigen-

[205] FA, 29. Dezember 1973.

ständig zusammengestellt werden, da der Input der «Tagwacht» ausfiel (keine Samstagsausgabe). Damit fehlten in der Samstagsnummern die auffälligen dicken Abschlussbalken am Ende eines Themas, Merkmal der Berner Matern zum In- und Ausland, sowie für die Schlusseite.

Das Ende des AZ-Ringes hatte 1973 das Ende der «Freien Innerschweiz», auf Ende 1973 das Einstellen der «Zürcher AZ» gebracht. Die «AZ Freier Aargauer» hatte der Resignation getrotzt. Ja, sein Chefredaktor plante gar eine Ausweitung: mit dem Wiederbeleben des traditionsreichen «Volksrechtes» und der «Freien Innerschweiz» als Kopfblätter könnte die Abonnentenzahl erhöht, damit aber auch das Inseratenvolumen erweitert werden. Die Städte Zürich und Luzern sollten geschäftliche Schwerpunkte bilden, ohne dass dort gross investiert werden musste. An beiden Orten genügte eine Ein-Mann-Redaktion zur Herstellung der Lokalseite. Man erwartete ein Plus von 3000 Abonnenten. 1975, in der Zeit der Planung, wirkten im Aargau Bircher, Maria Clavout, Urs Müller und Hanspeter Eggenberger. Aus dem Bundeshaus berichtete noch bis Ende des Jahres (Ruhestand) Fritz Escher. Die technische Herstellung erfolgte in Aarau. Auf den 1. Mai 1976 wurden die beiden Kopfblätter auf den Markt geworfen, und vor allem Hans Steiger (haste) aus Zürich als Redaktor pflegte einen eigenen und aggressiven Stil. Als in Zürich der traditionsreiche Name «Volksrecht» wieder auftauchte, da verschwand auch im Aarau das AZ aus dem Namen. Es wurde auch versucht, mit der «Winterthurer AZ» ins Gespräch und Geschäft zu kommen, da auch deren Ende angekündigt wurde; die Verhandlungen führten aber zu keiner Zusammenarbeit.

Die Leistungen des aargauischen Chefredaktors waren unbestritten. 1979, im Vorfeld der Nationalratswahlen, führte sein Nachfolger in der Zeitung folgendes aus: «In seine Amtszeit fielen Aufstieg und Fall des Experimentes AZ-Ring, und Silvio Bircher ist einer von denen, die massgeblich daran beteiligt sind, dass der «Freie Aargauer» als eigenständiges Blatt nach dem Scheitern des gesamtschweizerischen Versuches erhalten blieb. Er hat auch den Wiederaufbau des Volksrechtes von Aarau aus geleitet. Anfangs 1977 zog er sich vom Redaktionspult zurück.»[206]

Bis 1977 aber wirkte er noch eifrig als Journalist. Längst war er zu einem emsigen Kommentator geworden, wobei die Aargauer und Aarauer Angelegenheiten wegen seiner Parlamentstätigkeit auf beiden Ebenen zu seiner Spezialität gehörten, Im Gegensatz zur Zürcher Redaktion pflegten die Aargauer noch immer eine eher pragmatische, gewerkschaftliche Linkspolitik. Bircher blieb seinem Stil treu: er war abwägend, nicht ideologisch fixiert und kaum einmal verletzend. Selbst sein Engagement für den Umweltschutz hatte nichts Sektiererisches an sich. «Wes Brot ich ess – des Lied ich sing», betitelte er die Besprechung einer Fernsehdiskussion über

[206] FA, 10. Oktober 1979, Peter Stöckling.

Kaiseraugst. Es wäre «eine breite Information nötig», die Bevölkerung über pro und contra Kernkraftwerke sachlich aufzuklären. Denn «es gibt achtenswerte Gründe», die Atomenergie abzulehnen. Bis zum heutigen Tag konnten leider keine Alternativen dazu vorgebracht werden. Aber die grossen bürgerlichen Zeitungen, «Aargauer Tagblatt» und «Badener Tagblatt» stünden in vollem Druck für Kaiseraugst, bei letzterem könne gar eine eigentliche Abhängigkeit zu Motor-Columbus festgestellt werden. In solchem Umfeld Emotionen einzudämmen, sei kaum möglich. Eine typische kritische Analyse des aargauischen Chefredaktors!

Während die Zürcher Seite sich für Jean Ziegler und seine Publikationen stark machte, sich Andreas Gross über die «Pressefreiheit nur auf dem Papier« ausliess («Tages-Anzeiger» und Emil Frey AG), verhielt man sich vom Aargau her seltsam vornehm. Der «Drall nach rechts lässt Köpfe rollen«, meinte die Zürcher Redaktion, der «Tages-Anzeiger» entlässt Niklaus Meienberg, ähnliches geschieht bei der «National-Zeitung» (Arnold Künzli) und beim «Badener Tagblatt». Aufgrund eines Artikels der «SJU-News» (Schweizer Journalisten Union) sei dort 1973 Erich Liebi entlassen worden, darauf kündigten Sebastian Speich, Urs Alter und Beat Müller – vor die Alternative gestellt – selber. So hätte man innert Jahresfrist beim BT neun Redaktoren gegen brave «umgetauscht». «Dem BT sieht man's an.» So kündete nicht die Aargauer, sondern die Zürcher Redaktion. Damals zeichneten neben Bircher weiterhin Urs Müller und Hanspeter Eggenberger als Redaktoren, während Christoph Grenacher neu dazugestossen war. Maria Clavout hiess damals nur noch redaktionelle Mitarbeiterin. Den Ausland- (Herbert Hess) und den Inlandteil (Richard Müller) bezog man weiterhin von der «Tagwacht» in Bern. Am SP-Parteitag 1976 hielt Max Frisch eine Ansprache zur Stärkung der Links-Presse, und Peter Bichsel, Otto F. Walter, Walter Vogt und Jörg Steiner unterstützen ihn und versprachen, von nun an vermehrt für diese Zeitungen tätig zu sein. Davon ist in der Folge – mindestens im «Freien Aargauer» – wenig sichtbar.

Am 2. November zeigte der «Freie Aargauer» in Wort und Bild die Demission von Silvio Bircher an, der als selbständiger Publizist und Dozent an der HWV Olten eine weniger hektische Gangart einschalten wolle, als in den letzten sechs Jahren. Der «Freie Aargauer» «hat in dieser Zeit eine harte Bewährungsprobe durchgemacht, gilt aber heute als eine der beachtetsten Linkszeitungen des Landes», gestand die Trägerschaft. Am 3. Dezember 1976 wurde der Nachfolger vorgestellt: Peter Stöckling, ein Ostschweizer von 32 Jahren werde sich auf Anfang 1977 einarbeiten. Nach der Matura machte er Stellvertretungen als Primarlehrer und besuchte Vorlesungen, bis er ab 1967 für das «St. Galler Tagblatt» arbeitete. 1969 kam er zum «Tages-Anzeiger», wo er sich insbesondere mit Zürcher Kantonalpolitik und Schulfragen befasste. Seit 1972 war er als Redaktor für den «Tages-Anzeiger» in Aarau tätig. Als Mitglied der Journalisten-Union war es ihm bei die-

ser Zeitung wohl etwas ungemütlich geworden. Mit der Affäre Cincera-Archiv überstürzten sich im November/Dezember 1976 die Ereignisse. Die Artikel von Frischknecht, oft eine ganze Seite umfassend, dominierten auch den «Freien Aargauer». Zürich wurde mass- und tonangebend.

Am 22. Januar nahm Silvio Bircher Abschied von den Lesern. Er deutete an, dass die journalistische Arbeit ihm einiges an Kraft abverlangt hatte, und es steigt bei der Lektüre die Vermutung auf, dass er den Weggang auch als Befreiung empfand. Er habe sich allezeit für Toleranz eingesetzt. Der «Freie Aargauer» sei unter ihm «nie ein stures, trockenes Parteiblatt, das blind nur die eigenen Urteile wiedergibt», gewesen. Dies durfte er mit gutem Gewissen anmerken. Die Wochenend-Ausgabe 12./13. März brachte in ihrem Impressum erstmals die ganze verantwortliche Redaktion: Peter Stöckling als Chef, Hanspeter Eggenberger und Urs Müller für das Ressort Aargau; Hans Steiger für die Stadt Zürich. Bis 1979 konnte das Aargauer Büro um Konrad Wittmer erweitert werden, während anstelle von Hans Steiger Adrian Knoepfli und Martin Enkelmann für Stadt und Kanton Zürich zuständig wurden. Als ständige Mitarbeiter zeichneten Andreas Gross und Jürg Meier. Schon vor dem Jahresende 1979 schieden aber Wittmer und Jürg Meier wieder aus.

Die Unruhe in der redaktionellen Zusammensetzung Ende Jahr 1979 hatte wieder einmal mit der wirtschaftlichen Lage des sozialdemokratischen Pressewesens zu tun. Die Chefredaktion orientierte «In eigener Sache» am 31. Oktober die Leserschaft, dass die Lage «alles andere als rosig» sei. «Für das Betriebsjahr 1979 zeichnet sich nun ein Defizit ab, das die Zeitung in ihrer Existenz bedroht.» Auf den 10. November müsse daher die Samstagsnummer eingestellt werden. Es fehlten die Mittel, Werbeaktionen durchzuführen. Mit den Neuabonnenten liessen sich kaum die natürlichen Abgänge durch Tod kompensieren. Das Fehlen des lokalen Schwerpunktes bei kantonalen Zeitungen erbrächten automatisch einen schlechten Deckungsgrad für die Inserenten. «Dabei ist die Frage nach dem politischen Kurs einer Zeitung von untergeordneter Bedeutung. Beim Freien Aargauer/Volksrecht ist die Zahl der politisch begründeten Abbestellungen und Reklamationen jedenfalls verschwindend klein, während die (wiederum aus finanziellen Gründen) fehlende regionale Berichterstattung sehr oft bemängelt wird.» Mit dieser Argumentation vermochte Stöckling allerdings die fehlenden Neuabonnenten nicht zu rechtfertigen. Platz für redaktionellen Text war offensichtlich genügend vorhanden. Die «Politischen Zeitprobleme» wurden regelmässig angekauft und betrafen seitenlang die Situation in Nicaragua und gewissen Drittwelt-Ländern, was der eilige Tagesnachrichten-Leser aus dem Arbeiterstande kaum in seinem Leibblatt suchte. Der Wille und Wunsch der Redaktion, die grossen Probleme der Welt einem «Blick»-gefährdeten Publikum aufzudrängen, war kaum zu übersehen. Selbst Links-Zeitschriften mit sekundärer Aktualität, wie

«Leserzeitung» und «Focus» mussten damals fusionieren, weil auf dem Platze Zürich für solche Anliegen die nötige Leserschaft fehlte.[207] So müssten eigentlich die Bearbeiter der flüchtigen Tagesereignisse gewarnt sein: es wurden in ihrem Produkt keine langatmige Texte zur tiefgründigen Bildung erwartet. Dies besorgten die Fachzeitschriften, die nicht auf dem Arbeitsweg erledigt und noch im Zugabteil entsorgt werden konnten. Was in der damaligen Links-Presse regelmässig von Freund und Feind konsumiert wurde, das waren die täglichen Randkommentare von Richard Müller und die gelegentlichen «Amslereien»von Fritz Amsler. Sie hatten das politische Bewusstsein der Abonnentenschaft mit den häppchenweise servierten Meinungen sicher mehr geformt, als alle seitenlangen «Politischen Zeitprobleme» zusammen.


Freier
Aargauer
Heute
Der Freie Aargauer wird 75 Jahre alt
Aus diesem Anlass erscheint die vorliegende Jubiläumsnummer mit einer Auflage von 100 000. Wir möchten gleichzeitig die Gelegenheit benützen, Ihnen zu diesem Anlass unsere Tageszeitung vorzustellen. Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

Kopf der 75-Jahr-Jubiläumsnummer des «Freien Aargauers» vom 27./28. Februar 1981.

Die Endphase

Peter Stöckling als Chef verlieh den Schwesterzeitungen «Freier Aargauer» und «Volksrecht» eine gewisse Konstanz. Auch die Zürcher Redaktion wies mit Hans Conrad Daeniker, später Martin Enkelmann, Adrian Knoepfli, Emil Lehmann und der redaktionellen Mitarbeit von Andreas Gross erstaunlich wenig Änderungen auf. Die Aargauer Redaktion wechselte 1980 von Urs Müller auf Josef Beck, Heini Lüthy und Hans Ott (1981). Das «Aargauigste», was damals zustandekam, war die Jubiläumsnummer vom 27./28. Februar 1981. Sonst fristete die kantonale Seite ein eher bescheidenes Dasein. Diese Leute waren wohl kaum im Vollamt eingesetzt. Zu bescheiden wäre, was aus lokalem Kreis und den Sektionen eingeholt wurde. Oder hatte man damals für solchen Kleinkram keine Verwendung mehr? Wurde überhaupt noch etwas von der Basis angefordert? Zeitweise war auch niemand mehr von der Redaktion im Grossen Rat, was sich nach-

[207] Schon im Oktober 1976 war «Focus» aus den beiden Zeitschriften «Agitation» und «Focus» durch Fusion entstanden.

teilig auf die Berichterstattung auswirkte. Reduziert man die Aargauer-Seite um die Energiediskussion (Kaiseraugst, NAGRA, EIR etc.), so bleibt fast nichts mehr an kantonalen und lokalen Themen, worüber laufend und zielstrebig orientiert und berichtet wurde. Gelegentlich scheint gar, dass die aktuellen Berichte versiegt wären. Wenn am Montag, 4. Februar 1980 die Seite Aargau alleine dem Thema Behinderte gewidmet war, so ist zwar das Unterfangen lobenswert, hat aber Zeitschriften- und nicht Zeitungscharakter: der Bezug zum aktuellen politischen Geschehen fehlt. Dann wurde einmal ein Fund aufgegriffen und aufgemotzt, wie dies die Boulevardmedien praktizierten. Häufig musste später zurückbuchstabiert werden, weil brave Sozialdemokraten als Verantwortliche in der nächsten Nummer antworteten und die Sache ins rechte Licht rückten.[208]

Am 18. März konnte wieder einmal eine Spendenaktion abgeschlossen und eine ausgeglichene Rechnung vorgelegt werden. Das Budget für 1980 verlangte «einschneidende Sparmassnahmen», der Verzicht auf die Samstagsausgabe war nur eine der Konsequenzen. Zudem: Was in dieser Zeit die Zürcher Seite füllte, nämlich die Krawalle in Zürich, die Anprangerung der Polizei und der Stadträte, hatte kein Pendant im Aargau, aber auch die hiesige Redaktion war erfüllt von dieser Thematik. Wenn ähnliche Jugendanliegen aus dem Zylinder gezaubert wurden, so waren es Eintagsfliegen oder viel Lärm ohne Echo. Jedenfalls: wer sich über Aargauer Politik informieren wollte, hatte mit dem «Freien Aargauer» wenig bis nichts in den Händen. Zudem: Die Zürcher Unruhen wurden von der Redaktion derart jugendfreundlich abgewandelt, dass sich Aargauer Sozialdemokraten, vorab als berufliche oder behördliche Staatsdiener, abgestossen fühlten. Sie hatten keineswegs im Sinne, aus dem Staate – der trotz bürgerlicher Mehrheit halt auch ihr Staat war – Gurkensalat zu machen.

Die ganze Redaktion, angeregt durch die Selbstverwaltungs- und Mitbestimmungsdiskussion, wollte sich auch im eigenen Erscheinungsbild zeitkonform verhalten. Das Impressum war nun alphabetisch geordnet. Ein Jahr später fehlte sogar die kantonale Abgrenzung: Ueli Ebneter, Martin Enkelmann, Elisabeth Hausmann, Steffie Gaus, Liliane Goldberger, Emil Lehmann, Peter Stöckling. Offenbar war damit die demokratische Führung vollendet. Man kannte keinen Chef mehr. 1985 wurde Ueli Ebneter durch Werner Bänziger ersetzt.

Die Druckereigenossenschaft hatte sich 1980 entschlossen, das Gebäude an der Weihermattstrasse zu verkaufen. Die Druckereifachschule fand in den Räumlichkeiten Platz für Schul- und Praktikumsräume. Ein Neubau für eine blosse Akzidenzdruckerei wurde erstellt; aber schon bald schlitterte das Unternehmen in einen geräuschvollen Konkurs hinein. Die Zeitung war von diesen Turbulenzen zwar nicht mehr betroffen, aber die

---

[208] Z. B. KV-Schule, Baden.

Redaktion musste neue Räumlichkeiten suchen: 1983 an der Bahnhofstrasse 35, direkt im Kontakt mit dem «Aargauer Tagblatt», das weiterhin die Drucklegung besorgte.

Das Nationalrats-Wahljahr 1983 erbrachte noch einmal eine Grossaktion zugunsten der Aargauer SP. In den Monaten September/Oktober wurde für jeden Bezirk eine Sondernummer gestaltet, worin der lokale Nationalrats-Kandidat ins Zentrum gerückt war. Damit konnten die Haushaltungen zu 100 Prozent abgedeckt werden. Eine beachtliche Leistung! Die Diskussion um die Nichtwahl von Lilian Uchtenhagen in den Bundesrat und das darauf folgende Feilschen um die Regierungsbeteiligung im Bund, präsentierte sich wieder zürichlastig, doktrinär und ideologisch. In den Aargauer Sektionen waren solche Sandkastenspiele den meisten ein Gräuel, da an das Aufgeben aller Leitfunktionen, eingeschlossen die entsprechende Macht im Bund, niemand glauben wollte. Die Amtsträger und die hohen Funktionäre sicherten nicht nur Einfluss und Ansehen der Partei, sondern waren über die Beiträge auch sichere Pfründe für die Parteikasse. In der Haus-Zeitung wurde gar darüber gemutmasst, ob nicht drei von vier Aargauer SP-Nationalräten für Bundesrat Stich gestimmt hätten.[209]

Zum eigentlichen Eklat aber kam es im Zuge der aargauischen Regierungsratswahlen vom Frühjahr 1985. Louis Lang bekannte, dass er gerne noch eine Amtsdauer gewirkt hätte, wenn die linken Ideologen in Partei und Presse nicht gewesen wären, die ihm das Amt verleidet und ihm indirekt die Demission aufgedrängt hätten. Davon wurde zwar vor den Wahlen gemunkelt, aber erst beim Wundenlecken nach geschlagener und verlorener Schlacht geschrieben. Dabei war der Verfasser der «Rüebliländer», Redaktor Schneider vom «Badener Tagblatt», der als Sprachrohr Langs galt und Stöckling zur Bemerkung veranlasste, dass Lang «die Schützenhilfe einer rechtslastigen Zeitung mehr bedeutet als die Verankerung in der eigenen Partei».[210] In Tat und Wahrheit hatte die grüne Politik des «Freien Aargauers» nicht nur Regierungsrat Lang längst an den Nerven gezerrt, sondern auch dem Fussvolk in den Gewerkschaften und Angestelltenverbänden des Kantons. Die Energiepolitik war für sie eine Frage von Sein oder Nichtsein bezüglich Arbeitsplatz, und die Diskussion um die Sicherheit der Kernkraftwerke stellte immer auch ihre eigene Zuverlässigkeit in Frage und galt daher als Affront. Louis Lang verheimlichte im Gespräch daher auch nicht, dass er den «Freien Aargauer» nicht mehr lese. Die Regierungsratswahlen hatten jedenfalls bewiesen, dass im Aargau der zweite Sitz in der Exekutive nicht gehalten werden kann, wenn die regionale Komponente nicht mit berücksichtigt wird. Und dazu benötigte man das Mitwirken von mindestens einer bürgerlichen Tageszeitung.

---

[209] Im Dezember 1983.
[210] FA, 22. Januar 1985.

Die Vox-Analysen, kommentiert vom Parteimitglied Claude Longchamp (Buchs), kamen der Redaktion sehr gelegen. Die Sozialdemokratische Partei finde immer mehr Anhang bei den Jungen, und die Schicht der mittleren Einkommen dominiere die Partei, nicht die Arbeiterschaft, lautete seine Folgerung.[211] Man lag also goldrichtig, wenn weiterhin grundsätzlich argumentiert und die pragmatische Politik der Werkplatz-Angehörigen in den zweiten Rang verwiesen würde.

Am 21. Januar 1985 wurde gemeldet, dass die parteieigene «Thurgauer AZ» eingehe und nur noch eine gewerkschaftlich und sozialdemokratisch ausgerichtete Wochenzeitung erscheine. Am 29. Januar kam die Nachricht, dass die «Winterthurer AZ» von der Trägerschaft der «Schaffhauser AZ» übernommen werden musste und von nun an, genauso wie die «Ostschweizer AZ», mit einem Mantelteil des «Badener Tagblattes» versehen werde. Am 6. Februar schliesslich nahm man zur Kenntnis, dass der «Schwyzer Demokrat» der SP in den «March-Anzeiger» integriert würde.

Dann demissionierte Peter Stöckling[212] nach achtjähriger Tätigkeit. Er verlasse seinen Posten, der «mehr als nur ein Job war» mit Wehmut, aber «ohne Groll und Gram: die Meinungsverschiedenheiten, die es natürlich gegeben hat, sind immer ausgetragen worden». Was immer auch dies heissen mag! Er leitete noch die Spendenaktion ein, unter dem Titel «Unsere Zeitung braucht Geld». «Das Ergebnis von 250 000 Franken der letzten Spendenaktion im Jahre 1982 machte es möglich, dass unsere Zeitung nicht nur erhalten, sondern in Teilbereichen auch verbessert werden konnte. Um dies auch in den nächsten Jahren zu ermöglichen, ist auch dieses Jahr eine Sonderaktion unumgänglich.» Und wir vernehmen bei dieser Gelegenheit, dass «Inserate und Abos leicht aber stetig rückläufig» seien. 100 000 Franken betrage der Fehlbetrag pro Jahr und werde von den Parteikassen von Zürich und Aargau mit je 50 000 Franken gedeckt.[213]

Eine Diskussion aller AZ-Redaktoren in Lenzburg, geleitet von Peter Stöckling, galt dem Thema «Zukunft oder Resignation?» Der Westring, das heisst die Zusammenarbeit von Solothurn, Aargau und Zürich mit der «Tagwacht» werde fortgeführt. Die «Basler AZ» war aus dem Pool ausgestiegen, als das Fusionsprodukt «Basler Zeitung» entstanden war. Redaktorin Toya Maissen begründete den Alleingang mit dem Argument, dass man bezüglich Aktualität der Konkurrenz «um die Ohren» fahren wolle und daher gezwungen sei, möglichst viel selber zu produzieren. Der Anlass war zugleich die Verabschiedung von Stöckling. «Mit seinem Abgang gehe zugleich eine Ära der politisierenden Redaktoren zu Ende», bedauerte SP-Präsident Josef Kälin. Stöcklings Platz wurde nicht mehr besetzt.

---

[211] FA, 23. Januar 1985.
[212] FA, 25. April 1985.
[213] FA, 27. April 1985.

Die bürgerlichen Blätter bemitleideten die Rumpfredaktion. Das SP-Blatt werde nur noch von Teilbeschäftigten produziert. «Haarsträubendes im Aargauer Tagblatt», titelte der «Freie Aargauer»; die bürgerlichen Blätter hätten den Sachverhalt kommentiert, ohne mit der betroffenen Redaktion Kontakt aufzunehmen. Man vermittle den Eindruck, als wenn «in Zukunft hilflos und unbedarft» eine Zeitung redigiert würde. Die Wahrheit sei: Der «Freie Aargauer/Volksrecht» werde in Selbstverwaltung produziert. Stöckling sei «einfaches Kollektivmitglied» gewesen. Einen Chefredaktor kenne man längst nicht mehr. Die Teilzeitarbeit sei als Modell wegweisend und vorbildlich. Und all dies verwende man nun für eine bürgerliche Diffamierungskampagne.[214] Aber, wer von der Leserschaft hat sich je für das Redaktionsmodell der SP-Zeitung interessiert? Nur das Produkt interessierte, nicht aber der Entstehungsprozess. Der Redaktion mögen die internen Gruppensitzungen und Selbsterfahrungs-Erlebnisse wichtig sein, der Abonnent achtet auf Schnelligkeit, Vollständigkeit und Objektivität der Information. Die allgemeine Kritik war nicht nur eine bürgerliche Kritik. Schon am 30. Januar hatte ein Leser die Verbissenheit gerügt, die im Text der Zeitung zum Ausdruck komme; es fehle jeder Ansatz zur guten Unterhaltung, die früher den «Freien Aargauer» ausgezeichnet und wertvoll gemacht habe.

Jürg Meier sah das ganz anders: «Scheitert die Linkspresse am Blick, sowie die Linke am Faschismus gescheitert ist?» Mit Zitaten aus Wilh. Reich und Paolo Freire konstruierte er die These, dass die Linkspresse das erotisch-emotionale Element vernachlässige, der «Blick« aber Scheinemotionalität verkaufe – und dies offenbar mit Erfolg. Daraus ergäbe sich der Schluss, dass die Links-Presse nicht durch Anbiederung an das Bürgertum oder den «Blick« (= Faschismus) gerettet werden kann.[215] So wurde es auch von der Redaktion gesehen und gleichzeitig der Leserschaft suggeriert: «Unser einziges Kapital sind Sie» und täglich der Barometerstand der Spenden verkündet. Am 28. Juni stand der Zeiger auf fast 80 000 Franken, 150 000 wurden benötigt. Schliesslich vermochte sich das Zeitungsunternehmen noch durch das Jahr 1986 zu schleppen. Totgesagte leben länger: die ausserordentliche GV der Pressunion in Lenzburg vom 2. Juli beschloss mit 46 zu 16 Stimmen, von einer Liquidation abzusehen. Damals arbeiteten Josef Beck und Tommy Dätwyler für den Aargauer Teil. Beck war 1985 in den Grossen Rat gewählt worden und das Blatt besass wieder den direkten Draht zur offiziellen Politik. «Jetzt erst recht: – ein Abo!» «Das kann doch nicht wahr sein: Ein Kanton, der liberal sein will ohne tägliche kritische Berichterstattung.» Am 25./26. Juli wurde für den «Freien Aargauer» ein neues Mitglied für die Redaktion gesucht, für ein «Teilpensum in selbstver-

[214] FA, 30. April 1985.
[215] FA, 28./29. Juni 1985.

waltetem Betrieb». Zum Bundesfeiertag führte Jürg Meier vor, was er unter echter Unterhaltung mit «erotisch-emotionalen Elementen» verstand. Eine Festrede im Stile eines NA-Politikers, sowohl in der Aussage , wie in der Ausdrucksweise. Eine Farce! Der linksorientierte Patriot zeigte sicher wenig Verständnis für diese Form von «Wort zum Tage».[216] Aber damals reagierte längst niemand mehr. Die Abonnentenwerbung wurde immer eifriger betrieben. Im Oktober durfte stolz ein Realzuwachs von 162 Abonnenten gemeldet werden. Die Kasino-Knospen von SP-Sekretär Valentin Trentin brachten 1986 alleweil etwas Lokalkolorit in die eintönige Thematik des Blattes, das nun vor allem Grünen, Alternativen und Bürgerinitianten zudiente und politisch-thematisch gleichsam unter dem Motto stand: «Wacht auf Verstrahlte dieser Erde!»[217] Jürg Frischknecht, der damals laufend über «Kinder der Landstrasse» und «Zürcher Spitzelaffäre» in der WOZ (Wochen-Zeitung) berichtete, hatte auch Gastrecht in der hiesigen Links-Tagespresse. Eine neuerliche Gross-Werbeaktion sollte im Aargau und in Zürich je 500 neue Leser einbringen; das «Volksrecht» brachte 311, der «Freie Aargauer» gar nur 91 zustande.[218]

Am 30. März 1987 wurde gemeldet, dass die Berner «Tagwacht» in akute Finanznot geraten sei. Der siamesische Zwilling «Freier Aargauer/Volksrecht» hätte den Vertrag kündigen müssen, so dass nun die jährlich bezahlten 70 000 Franken in der Kasse fehlten. Die Berner Partei zahlte ausnahmsweise den Fehlbetrag von 200 000 Franken, um ihr Blatt über die Runden zu bringen.[219]

Am 1. April verabschiedete sich Josef Beck, Chefredaktor und Grossrat von seinen Lesern. Am 15. April wurde die Betriebseinstellung von beiden Zeitungen auf Ende Monat angekündigt. Jede der beiden Blätter hatte vier Redaktoren in Teilzeit beschäftigt, dazu neun Setzerinnen und Setzer. Der eilige Versuch des «Volksrechtes», sich ans Ostschweizer Modell anzuhängen und sich des BT-Mantels zu bedienen, endete mit einem Eklat: Verleger Wanner kündigte gleich für alle Blätter den Vertrag, so dass sie sich einen neuen Partner suchen mussten. Am 30. April verkündete die Rubrik «Heute» resigniert: «Das wär's dann also gewesen. Der Freie Aargauer hat das Zeitliche gesegnet. Nach mehr als 80 Jahren, in denen er ein Gegengewicht darstellte zur bürgerlichen Berichterstattung im Aargau, ein Gegengewicht, das überall und gerade in diesem einseitig wirtschaftsfreundlichen Kanton wichtig war.» «Elisabeth Hausmann, Jürg Fischer, Tommy Dätwyler». Dem Abonnenten wurde von nun an als Ersatz die «Solothurner AZ» ins Haus geliefert und gleichzeitig versprochen, dass man nach einer gemeinsamen Lösung Ausschau halte. Davon ward nie wieder etwas gehört.

---

[216] FA, 1./2. August 1986.
[217] FA, 10. Juli 1986 (Trentin).
[218] FA, 6. April 1987.
[219] 1. April 1987.

Das katholisch-konservative Leitorgan

Das «Aargauer Volksblatt»

Das «Aargauer Volksblatt»: eine katholisch-konservative Zeitung unter anderen?

«Die katholisch-konservative Presse im Kanton Aargau hat sich seit den Tagen des Kulturkampfes, insbesondere seit den letzten 50 Jahren, stark entwickelt. Heute ist kein katholischer Bezirk mehr ohne eine oder sogar mehrere katholische Zeitungen. Die Gesamtauflage der aargauischen katholisch-konservativen Presse beträgt heute rund 30 000 Abonnenten, wobei allerdings zu beachten ist, dass die nämliche Person oft zwei, ja sogar drei katholische aargauische Zeitungen abonniert hat.»[220]

Der Redaktor des «Aargauer Volksblattes» gab also 1953 zu, dass seine katholische Tageszeitung zwar vielerorts im Aargau gehalten wurde, doch begnügten sich meist die Parteifreunde mit dem lokalen Blatt. Angesichts der 30 000 Abonnenten im Total, hatte das Zentralblatt aus Baden seine Zielsetzung nicht erfüllt. Der Untertitel «Allgemeines Tagblatt für den Kanton Aargau», der seit 1911 den Zeitungskopf zierte, begründete einen Anspruch, der weder ein halbes Jahrhundert später und noch weniger beim 75-Jahr-Jubiläum 1986 als erfüllt gelten konnte. Das «Aargauer Volksblatt» blieb, trotz täglichem Service, im Kanton ein katholisch-konservatives Parteiblatt unter anderen.

Das Ende dieser Tageszeitung im Oktober 1992 veranlasste den Historiker Andreas Steigmeier, in den Badener Neujahrsblättern 1994 eine Monographie über das AV zu verfassen.[221] Er hat der Versuchung widerstanden, dem verblichenen Presseprodukt eine Hagiographie zu widmen. Sachlich und kritisch werden die verschiedenen Phasen, Aufstieg und Niedergang, dieses Organes dargestellt. Besonders eindrücklich ist die Einbettung in den katholischen Kosmos, über die ganze Lebenszeit des Volksblattes hinweg. Damit ist der Selbstdarstellung Genüge getan. Wir werden öfters wieder auf diese Arbeit verweisen, ohne sie dabei zusammenfassend wiederzugeben. Uns verbleibt, das AV im Kontext, das heisst im Widerspruch und Gleichschritt mit anderen Presseorganen, vorab anderer politischer Provenienz, zu verfolgen. Die Betreuung der Leserschaft, die Pflege des Selbstverständnisses, ideell und materiell, erwachsen ja nicht nur journalistischen Predigten und literarischen Spiegelungen, sondern noch wirksamer aus den Zeitungskämpfen.

---

[220] Bärlocher: Die Katholische Presse im Aargau, in: Erbe und Auftrag, S. 218.

[221] Andreas Steigmeier: Ein Kreuz an der Wand oder das Ewigkatholische in der Geschichte des «Aargauer Volksblatts», in: Badener Neujahrsblätter 1994, S. 22–41.

Dem «Katholischen Pressverein», der die katholisch-konservative Tageszeitung als Nachfolgeorgan[222] des «Badener Volksblattes» 1911 den liberalen Organen am Orte entgegenstellte, war mit Redaktor Johann Baptist Rusch ein glänzender Start gelungen. Ob ohne seine träfe und scharfe Sprache und der bildhaften Ausdrucksweise der Aufstieg dieses Lokalorgans zum möglichen Leitblatt der Partei gelungen wäre, darf bezweifelt werden. Noch Jahrzehnte nach seinem unschönen Abgang 1917 gedachte man vielerorts seiner mit höchster Achtung, und in vielen aargauischen Haushalten zeugten die «Republikanischen Blätter» auf dem Familientisch, dass man auf dessen weitsichtige Kommentare nicht verzichten wollte. Mit dem Leitartikel «An Euch, verlassenen Frauen und Kinder!» setzte er nach Ausbruch des Krieges 1914 ein deutliches Zeichen für die strikte Einhaltung der Neutralität mit Hilfe der schweizerischen Armee. «Ja wirklich, wir haben Ursache, unsere Wehrmacht hoch zu achten.» Wilhelm II. habe bei den Kaisermanövern mit Recht kommentiert: «Ihre Armee ersetzt mir sechs Armeekorps.» Dasselbe Potential aber bewacht die Grenzen auf alle Seiten.

Doch zwei Tage später folgte, wieder an der Spitze des Blattes, «Papst Pius X. und der Weltkrieg», worin der Oberhirte als ein «Verächter des Krieges» erscheint und die nationalistischen Töne abgedämpft wurden. «Der Papst will nicht, dass die Katholiken um den Sieg ihrer nationalen Waffen beten, er will, dass sie um nichts anderes als um die Gnade raschen Friedensschlusses flehen.»[223] Und bald schon lugt die unverkennbare, eigenwillige Meinung der Redaktion durch die Zeilen. «Uns verbietet ein ehrlicher, eidgenössischer Patriotismus, der in jedem Tessiner, in jedem Genfer den Mitbürger liebt und achtet, die breite Strasse dieser Popularität zu betreten.» Das war eindeutig an die Adresse jener gerichtet, die dem Hurra-Patriotismus deutscher Nationalisten nacheiferten. Ein Schweizer könne niemals Nationalist sein, denn Nationalismus bedeute den Tod des eidgenössischen Staatsgedankens. Der Vielvölkerstaat, wie dies die Donaumonarchie darstelle, sei uns eher verwandt; daher dürfe – seiner Meinung nach – Österreich-Ungarn nie aufgeteilt werden. Damit lässt sich Rusch vor keinen Karren spannen: er jubelt weder den Mittelmächten noch der Entente zu. Ihn ängstigt mehr als alles andere der politische Graben, der Deutschschweiz und Welschland entzweit. Die Franzosenfeindlichkeit der «Botschaft»[224] giesse nur Öl ins Feuer. Dennoch zollte der Pressverein dieser Haltung mehr Sympathie als Ruschs drittem Weg. Und da Toleranz nicht gefragt war, liess man den Eigensinnigen fallen.

«Der Auszug aus der Redaktionsstube», Leitartikel des Verärgerten vom 30. November 1917, vermag einiges über das Verhältnis der Redaktion zum Auftraggeber, dem Pressverein, zu erhellen. Die offizielle Ablösung beim

[222] Es galt als Nachfolger, obwohl das BV noch Jahre nebenher geführt wurde.
[223] AV, 6. und 8. August 1914.
[224] AV, 9. November 1917.

AV hatte bereits stattgefunden. «Vorderhand werden wir noch auf dem hinteren Kutschenbrett ein Stücklein mitfahren müssen.» Das Testament von Ruschs Mutter, «schreib fürs Volk und nicht für die Herren, ehre die Wahrheit und fürchte nichts», war nicht nach jedermanns Gefallen. «Wir wollten es als Volksblatt schreiben und nicht als Weihrauchkessel vor gnädigen Herren und Oberen schwingen. «Das hat uns die Altweibertasse menschlicher Gunst zerschlagen und so wurden wir in der Volkspartei ein gehasstes und gemiedenes Gespenst.» «Wir sind ultramontan, nicht aus politischer Berechnung – den politischen Ultramontanismus, diese konservative Advokatenreligion, lehnen wir ab – sondern aus religiöser Überzeugung von der Wahrheit und Echtheit des Primates.» «Wir sind ultramontaner Katholik nicht an grossartigen politischen Festversammlungen und in der Wahlagitation, sondern immer und jedermann gegenüber. Aber wir wollen mit der Religion als unserem heiligsten Gut keine politischen Geschäfte machen. Der Rennomier- und Demonstrationskatholizismus ist Politik, aber kein Christentum.» In dieser Abrechnung mit seinen Gegnern blitzen Kontroversen mit Dr. Wyrsch auf, aber auch mit den leitenden Pfarrherren, den «gewissen Klerikern», die behaupteten, «er sei Freimaurer, Sozialdemokrat, Apostat, Ketzer». Für den Journalisten von solchem Zuschnitt gab es nur einen beruflichen Ausweg: die Selbständigkeit.

Am 7. November 1917 kommentierte dieser den Vollmachtenbeschluss des Bundesrates, alle Zeitungs-Neugründungen wegen Papiermangels zu verbieten. Handelte es sich dabei gar um eine Lex Anti-Rusch? «Wir haben, nachdem wir aus Gründen der Gesinnung und des Charakters zur Demission als Redaktor des Aargauer Volksblatt schreiten mussten, mit einer grossen Zahl von Freunden des deutschen und welschen Landesteils ein neues Pressunternehmen in die Wege geleitet», und zwar vor dem Beschluss. Muss dieser Plan verhindert werden? «Wir vermögen nicht zu glauben, dass die Mehrheit des Bundesrates gegen einen jungen Publizisten eine derartige Strafaktion unternehmen möchte. Wir könnten tatsächlich nicht einsehen, mit was wir diese Auszeichnung verdient hätten.» Eine Kürzung, zum Beispiel beim «Tages-Anzeiger», brächte viel mehr als das Verbot eines dünnen Wochenblattes.[225]

Am 5. Dezember 1917, kurz vor seinem Weggang, bekräftigte Rusch noch einmal sein Credo, und er nahm vorweg, was seither die kritische Geschichtsforschung bestätigen durfte: «Vor der Katastrophe von 1914 hat niemand den Krieg gewollt als die kaiserlich deutsche Kriegspartei. Niemand war für den Krieg gerüstet. Deutschland und Österreich allein.» Die Entente wollte ihren Frieden, richtig, aber kein vernichtetes Deutschland. Aber sie wollte ein Deutschland, «das nicht mehr bedeutet als eine andere Nation auch». Sicher hat Rusch mit dieser Haltung nicht nur einigen Pfarr-

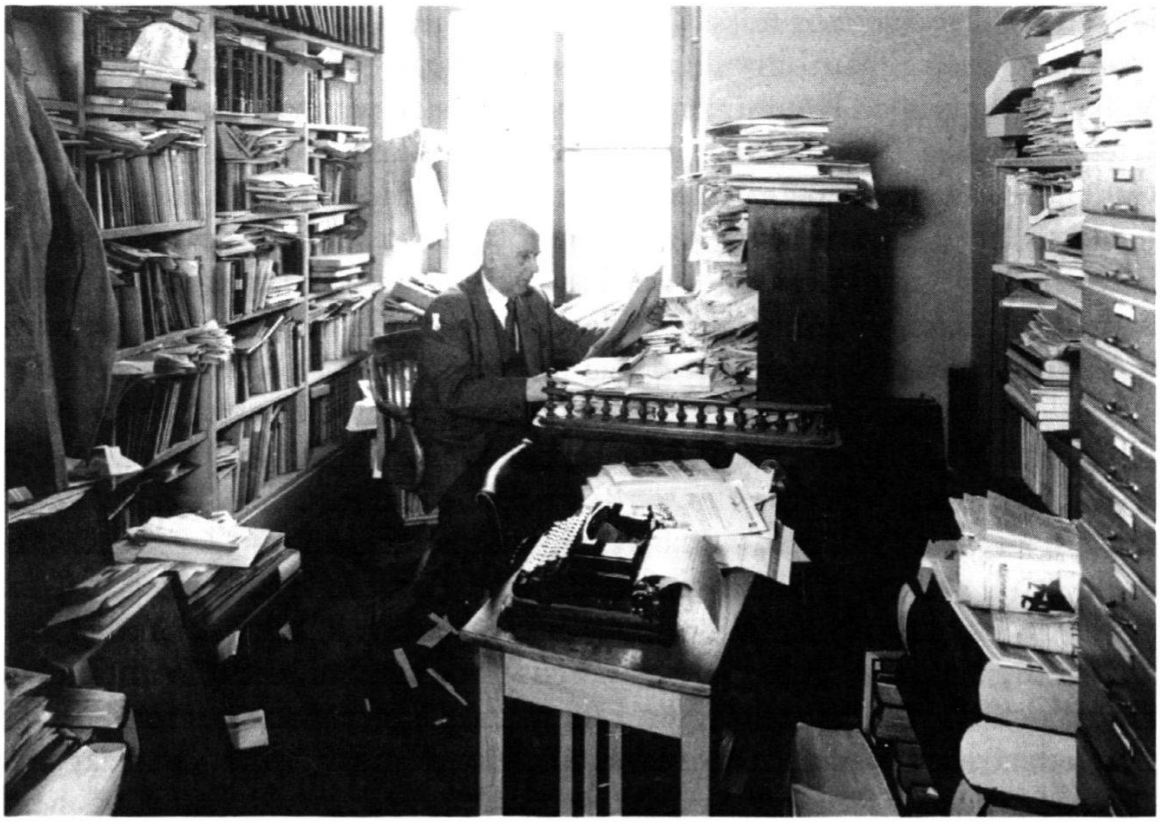
[225] Gemeint sind die «Schweizerischen Republikanischen Blätter».

herren des Pressvereins missfallen, wie Steigmeier meint. Es durften auch Reklamationen und Abbestellungen erfolgt sein. Andererseits wurde das Volksblatt von allen Konkurrenten von Anfang an ernstgenommen; Ruschs scharfe Analysen und seine Fähigkeit, hinter die Machenschaften und Gedankengänge anderer zu leuchten, machten ihn zum gefürchteten Streiter: das «Aargauer Volksblatt» wurde nicht geliebt, sondern geachtet – vielleicht mehr als die Partei oder der Pressverein, die dahinter standen. Man kannte ihn nicht persönlich, den Federfuchser, sondern nur sein geschriebenes Wort. Die erste persönliche Begegnung mit Gottfried Keller («Aargauer Nachrichten») auf der Pressetribüne des Grossratssaales kann dies augenfällig demonstrieren.

Was aus einem Volksblatt unter Ruschs lebenslanger Führung geworden wäre, selbst als Parteiblatt, ist schwer abzuschätzen. Seit dem Zweiten Weltkrieg «vollzog sich, stark vereinfacht, der Übergang von einer geschlossenen und straff der Sonntagspflicht verschriebenen Glaubensgesellschaft zum individuellen Gelegenheitschristentum. Das AV hat vergeblich versucht, sich diesem Wandel zu entziehen.»[226] Dem Wandel auszuweichen, war sicher dem Unternehmen als Träger der guten Presse nicht förderlich. «Eine Ablösung von Partei und Kirche hätte mehr Erfolg versprochen, wenn sie schon in den sechziger oder siebziger Jahren erfolgt wäre.» Doch: «Eine Marktbereinigung hätte sich so oder so aufgedrängt.»[227] Diese Überlegungen basieren auf der Tatsache, dass das AV praktisch das Lebenswerk Bärlochers war. Die Alternative ist aber schon im Dezember 1917 abgewürgt worden. Sie beruhte nicht auf populärer Anbiederung, Anpassung oder Forums-Aktivitäten, sondern auf eigenständiger, kritischer, fantasievoller Politik auf christlicher Grundlage. Ob dafür – vor und nach dem Zweiten Weltkrieg – nicht ein Markt vorhanden gewesen wäre, ob eine solche Zeitung sogar die kantonalen Grenzen gesprengt hätte, wie Rusch mit seinem eigenen Organ nachher zu beweisen vermochte, und ob sich in jüngster Zeit die Chancen für eine solche Tageszeitung sukzessive abgebaut hätten, steht auf einem andern Blatt. Sicher: «Im Grunde genommen ist es müssig zu fragen, ob es auch anders hätte kommen können.»[228] Aber, wenn sich solche Überlegungen dennoch aufdrängen, dann müsste man früher ansetzen: 1917 ist wohl die wichtigste Entscheidung gefallen. Bärlocher oder Rusch, das ist hier die Frage!

Schliesslich war mit der einzigen katholischen Tageszeitung im Aargau nicht die Region Baden zu bedienen, wo schon zwei täglich erscheinende Blätter um Abonnenten rangen. Das AV war dazu ausersehen, eine Klammerfunktion auszuüben, und zwar von Murgental bis Kaiserstuhl und von Dietwil bis Kaiseraugst. Ein kantonales Parteiblatt hätte mehr auf die zer-

[226] Steigmeier, S. 22.
[227] Steigmeier, S. 40.
[228] Steigmeier, S. 39.



August Bärlocher, 1917 bis 1962 Stimme des katholisch-konservativen Aargaus (Fotoarchiv Scherer).

streuten Schäfchen in der Diaspora zu achten, als auf die vollständige Abdeckung der Pfarrei Wohlenschwil-Mägenwil. Die Idee des Milieublattes war dannzumal schon falsch, als die Abonnentenzahl noch ihrem Höhepunkt zustrebte (1970: 13 500).

Der Nachfolger Ruschs, Dr. August Bärlocher, brauchte nicht eine Schafsgeduld, wie ihm sein wildgewordener Vorgänger prophezeite; er entsprach ganz dem Zuschnitt des Pressvereins und konnte sich in seiner Stellung ein halbes Jahrhundert selbst verwirklichen. Er war auch nicht zu bedauern, wie sein politischer Widerpart in Baden, Otto Wanner, meinte, weil er alleweil nur Nekrologe zu verfassen hatte.[229] Bärlocher war ein begnadeter Lobredner und musste dazu wohl nicht gedrängt werden. Bischöfe. Äbte, Domherren, Dekane, verdiente Ordensleute und Weltgeistliche standen im Zentrum; berühmte Polit- und Parteigrössen der eigenen Sorte kamen ihnen nur nahe, nicht aber gleich. Wir könnten von einer eigentlichen Jubiläums- und Nekrolog-Kultur sprechen. Der Historiker von heute weiss sich zu Dank verpflichtet, auch wenn er gelegentlich einiges ausbügeln und ergänzen muss.

Der Redaktor des Volksblattes brachte mit der Hagiographie nichts Neues in den Aargau. So wie auf liberaler Seite mit Augustin-Keller-Feiern

[229] Otto Wanner, Interview 1996

und unermüdlichem Lobreden in der Presse der Sockel des Denkmales dauernd erhöht und verziert wurde, so schnitzten die katholischen Zeitungen als Antwort darauf an der mächtigen Statue des Johann Nepomuk Schleuniger. Nur wer in der Politik im ähnlichen Geiste Gutes vollbrachte, wurde hüben und drüben mit jenen verglichen, die als aargauische Lichtgestalten voran leuchteten. Nach dem Tode von Nationalrat Alfred Wyrsch wurde nicht nur fast eine ganze Frontseite seinem Nekrolog reserviert,[230] sondern, nach der Beerdigung, praktisch eine ganze Sondernummer seinem Lebenswerk gewidmet.[231]

Die katholische Wertordnung, das Heimischsein im Kreise der Gleichgesinnten, wurde durch solche Rückblenden und Lebensläufen ungemein gefördert. Jeder engagierte Leser vermochte sich neben, über, vor allem aber unter den Belobigten einzuordnen. Alle gehörten zur selben patriarchalisch strukturierten Familie. Und historische Rückblicke, wie im Leitartikel «Vor 50 Jahren», in dem der Kulturkampf und vor allem das Schicksal von Bischof Lachat in parteilicher Einseitigkeit aufgewärmt wurde, vermittelte die Impulse, die gegenwärtigen Anfechtungen ebenso standhaft abzuwehren. «Es muss eine Ehrensache des katholischen Aargaus sein, ein schönes, reichhaltiges katholisches Tagblatt zu halten.» «Die Presse ist die grosse Kanzel der Gegenwart, von der Segen oder Fluch ausgeht.» Das «einigende Band», der «geistige Mittelpunkt», «das kann nur die Presse sein».[232] Oder weihnachtlich eingefärbt: «Krippe und Presse: Die herodianische Politik» ist der Feind der Wahrheit. «Die gute Presse ist die Krippe des Geisteslebens des 20. Jahrhunderts.» «Die Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe ist das Gotteskind, das in dieser Krippe ruht.»[233] Das Volksblatt kannte seinen Feind aus der Kulturkampfzeit: der aufklärerische, materialistische Geist, verkörpert im Liberalismus und seinem Abkömmling, dem Marxismus. Gefährlicher aber waren die wirtschaftspolitischen Sonderzüglein, die nach dem Ersten Weltkrieg gefahren wurden. Sollten diese ständischen Gruppierungen gar zu Parteien gerinnen, dann war der Journalist des Volksblattes gezwungen, deren ideellen Hintergrund so anzuleuchten, dass die areligiöse Struktur erkennbar wurde. In andern Fällen musste einprägsam dargelegt und bewiesen werden, dass die katholisch-konservative Volkspartei und das Volksblatt dieses Segment längst abzudecken vermochte, folglich die neumodischen Angebote völlig überflüssig waren.

Gefährlich war da die Entwicklung des Bauernverbandes; denn Bärlocher wusste, wer ausserhalb der Badener Region seinem Lager angehörte: die Bauern. Er adressierte eine Warnung an Brugg: Das erste Gebot des Bauernverbandes müsse die Innehaltung der parteipolitischen Neutralität

---

230 AV, 9. Juli 1924.
231 AV, 14. Juli 1924 (6 Seiten).
232 AV, 31. Dezember 1919.
233 AV, 24. Dezember 1920.

sein. Bitte, begebt Euch nicht auf's politische Glatteis! Im Aargau wurden die bäuerlichen Interessen durch die Volkspartei abgedeckt. Der katholische Bauer fühle kein Bedürfnis, sich einer separaten Bauernpartei anzuschliessen.[234] Das Liebäugeln mit einer Standespartei konnte vom katholischen Leitblatt nicht ganz verhindert werden. Predigten der Redaktion wie «Bauer, verzage nicht!» mit Verweisen auf das Schicksal von Hiob, dem Bauern der Bibel, vermochten einiges, aber nicht alles.[235] Als dann sogar eine gewerbliche «Freisinnige Bürgerpartei» sich von der Mutterpartei abzuspalten drohte, war dies für das Volksblatt kein Anlass zur Genugtuung «Wir haben keinen Grund zur Freude», auch wenn es sich um eine Angelegenheit «des um seine Existenz ringenden Freisinns» handelt. Der Einheitsblock ist einfacher zu bekämpfen, als diverse Wirtschaftsparteien, die Solidarität und Sicherheit versprechen und angeblich das Weltanschauliche beiseiteschieben. Immer wieder lauerte das Volksblatt auf Bekenntnisse der neuen Bauernpartei-Sektionen, dass sie dem Freisinn verpflichtet seien, und flugs, stand eine Mitgliedschaft des wahrhaft katholischen Bauersmannes am Pranger. Dass der Kauf der «Freien Presse» in Baden nur zum Zwecke erfolgt sei, durch die Hintertür der Bauernpartei neue Mitglieder aus Gewerbekreisen zuzuführen, kommentierte Bärlocher wie folgt: «Der konservative Bürger tut gut, sich diese neuesten Meldungen aus der Abt'schen und freisinnigen Politik wohl hinter die Ohren zu schreiben.»[236]

Die klarste Abgrenzung schien anfangs Richtung links gegeben. Unwahr sei, wenn der «Freie Aargauer» erkläre, dass er gerne soziale Aktionen und Taten der Bürgerlichen notiere. «Unsere Presse und Partei wird nur genannt, um sie in den Kot zu ziehen.» «Das war unter Redaktor Suter so und ist unter dem redigierenden protestantischen Pfarrer (Sigmund Büchi) zum mindesten nicht besser geworden.»[237] Die direkte Erfahrung mit dem Typographenstreik erneuerte die gedankliche Rückkoppelung an den Generalstreik und an die Ereignisse von 1917 in St. Petersburg. «Die Tempel sind verlassen und ausgebrannt, Gott ist entthront im Gotteshaus, im Staate, im Herzen. Darum mussten Kaiser und Könige vom Throne steigen, weil Gott im öffentlichen wie im privaten Leben abgesetzt wurde. Die Anarchie im Herzen ruft stets die Anarchie im Staate.»[238] Dieser Gedanke begleitete die Leser nach dem Weltkrieg über Jahre hinweg bis zur Konkretisierung im Rückblick zu 1923 unter «Kulturelles und Soziales», einer Abrechnung mit dem «Neuen Freien Aargauer». Dem Eigentum der modernen Feudalherren solle es ergehen, wie dem Adel und der Kirche bei der Französischen Revolution und den klösterlichen Grundbesitzern im

[234] AV, 31. Dezember 1920.
[235] AV, 1. Juni 1919.
[236] AV, 3. Januar 1923.
[237] AV, 8. Januar 1919.
[238] AV, 31. Dezember 1918.

Aargau 1840, rekapitulierte das AV aus der sozialistischen Presse. «Das ist ein Aufruf zu Diebstahl und Raub!» Hatte die Kirche etwa diese Güter zu Unrecht erworben? Die «sozialistischen Ausbeuter» vergessen offenbar, dass die Kirche als Grundherrin die Mutter der Armen und Schwachen war (unterm Krummstab ist gut leben) und schon im Mittelalter soziale Verantwortung wahrgenommen hatte.[239] Soziale Politik und die Forderung nach entsprechenden Staatsinterventionen, basierend auf der Enzyklika «Rerum novarum» von Papst Leo XIII., gehörte seit 1891 zum Programm der katholischen Arbeitervereine. Wenn der Marxismus als Wiederkunft des Urchristentums etikettiert wird, so kann dieses verweltlichte Postulat des sozialen Ausgleichs mühelos als Verdrehung christlicher Nächstenliebe entlarvt werden. Gefährlicher für das Volksblatt wird es, wenn katholische Arbeitervereine im Aargau finden, mit dem Halten der christlichsozialen «Hochwacht» sei dem Anliegen der guten Presse, im Hause Genüge getan. Dies sei keine Alternative, meinte Redaktor Bärlocher. Das Volksblatt treibe selber christlichsoziale Politik, aber für den Aargau. Die «Hochwacht» aus Winterthur vermöge diese Zeitung nicht zu ersetzen. Wer sich beide Organe halten könne, der solle dies tun; im andern Falle sei das AV in der katholischen Arbeiterfamilie unverzichtbar.[240] Und hier erkennen wir, dass für die Redaktion dieser Zeitung das Hochhalten des katholischen Milieus notwendig, ja zwingend war: dem Bauersmann gerecht zu werden, dem gewerblichen Mittelstand zuzudienen und gleichzeitig Arbeiterpolitik zu betreiben, war ein Unterfangen, das nur dank dauernder Repetition der kirchlich-dogmatischen Grundlagen möglich war. Oder anders: Nur der gemeinsame Himmel vereinigte die im Welttheater so unterschiedlich Hoffenden zur selben Politik. «Gibt es nicht zu denken, dass der Freie Aargauer, das Organ der Sozialisten, 6500 Abonnenten aufweist und der Freisinn des Kantons Aargau nicht weniger als fünf Tageszeitungen herausgibt – während die katholische Presse bedeutend magerer dasteht.»[241] Alban Stolz habe schon vor 50 Jahren gesagt: «Auf dem Papier kämpfen heute Himmel und Hölle miteinander.»

Eigenartigerweise entfielen 1925–1929 die ausländischen Nachrichten fast ganz, während unentwegt für das katholische Informationsmonopol gekämpft wurde. Der anspruchsvolle Leser war ja gezwungen, eine weitere Tageszeitung zu halten. Erst ab 1929 bequemte sich die Redaktion, täglich «Das Neueste» zusammenzufassen und damit wenigstens ein bisschen fremde Welt einfliessen zu lassen. Offenbar glaubte man längere Zeit, dass die Innenpolitik genüge, um den wahren Geist zu stählen. Es herrschte offenbar die Meinung vor, dass der Kulturkampf nur in eine andere – gefährlichere – Phase eingetreten sei, befürchtete ja selbst das «Zofinger

[239] AV, 29. Dezember 1923.
[240] AV, 31. Dezember 1920.
[241] AV, 30. Dezember 1925.

Tagblatt», dass die «freisinnige Areligiosität von der katholisch-konservativen Religiosität und der sozialdemokratischen Antireligiosität zerdrückt und zerpulvert wird».[242] Weil sich das Zofinger Organ fast doktrinär an freigeistige Normen hielt und selbst für das aargauische Schulwesen die «Persönlichkeit, die aus eigener Kraft ihrer selbst Herr geworden ist und deshalb zum wahren innern Freisinn gelangt» als Bildungsziel festsetzte,[243] konnte es von Bärlocher als Feindbild in wiederkehrenden Zitaten gepflegt werden. Anders die Blätter, die Neutralität hielten. Vor ihnen musste unentwegt gewarnt werden, auf dass sich der katholische Leser nicht Illusionen machte und ihm falsche Sicherheit vermittelt wurde. Der «Freie Aargauer» hingegen bot alleweil Gelegenheit, als das schlechthin Böse angeprangert zu werden, weil er selber mit Vorliebe sich an katholischen Themen gütlich tat und Hohn und Spott dann nach Widerlegung riefen.[244]

Der Ausbau des Volksblattes um 1930 versuchte vor allem, den beiden auseinanderdriftenden Ständen in der Partei, Bauern- und Arbeiterschaft, gerecht zu werden. Schon 1927 wurde ja über ein «Katholisches Bauernblatt» gemutmasst, und in einem Leitartikel im AV die Gefahr der Zersplitterung heraufbeschworen. 1930 finden wir dann als Ausweg fast jede Woche eine «Landwirtschaftliche» und eine «Christlich-soziale Beilage».

Seit über zehn Jahren trieb der Nationalsozialismus in Deutschland Politik. Dessen Programm von 1920 beschönigte oder verschleierte nichts; die Aktionspunkte nahmen vorweg, was in Hitlers Buch «Mein Kampf» seit 1925 in aller Ausführlichkeit gedruckt vorlag, obwohl er sich inzwischen aus taktischen Gründen von einigen Forderungen von 1920 distanziert hatte. In diesen Jahren nahm das AV nur ganz selten Notiz von dieser verschrobenen Ideologie, die im nördlichen Nachbarland Partei geworden war und Einzug in den Reichstag hielt. Bis 1929 ignorierte das katholisch-konservative Parteiblatt ja weitgehend die Ereignisse im nahen Ausland; eine Ausnahme machte höchstens der Faschismus, weil Mussolini das Konkordat mit der Kirche schloss.

Kabinettskrisen in der Weimarer Republik interessierten höchstens insofern, als das katholische Zentrum als Koalitionspartner von Links- oder Rechtsparteien mitspielte oder gar ein Katholik zum Reichskanzler wurde. So stand 1933 für den Nur-Leser des Volksblattes Adolf Hitler fast unvermittelt im Rampenlicht. Am 1. Februar 1933 wurde «Der neue Reichskanzler» vorgestellt, wobei ein völlig geschönter Lebenslauf Hitlers kommentarlos Aufnahme fand. Die Stellung der Nichtnationalsozialisten im neuen Kabinett erhielt mehr Aufmerksamkeit und Gewicht als der Umstand, dass eigentlich der personifizierte Antichrist als Kanzler die Koalition anführte.

---

[242] AV, 20. Dezember 1927.
[243] AV, 18. Dezember 1924.
[244] Z. B. Thema «Konnersreuth», AV, 20. Dezember 1928 oder «Strandbad» beim Kloster Engelberg, zitiert in AV, 13. September 1929.

Die Auflösung des Reichstages am 2. Februar 1933 veranlasste die Redaktion am Schlusse des Artikels wenigstens zum Hinweis, dass Hitler trotz seines Eides nicht demokratisch-verfassungsmässig zu regieren gedenke. Eine Woche später wurde das Volksblatt deutlicher. Der Nationalsozialismus stünde bezüglich Gesinnungsterror den Bolschewiken nichts nach. Die Tragödie des deutschen Volkes wurde beklagt. Ein Monat später lautete der resignierte Kommentar: «Das Zentrum nimmt nach den Reichstagswahlen die einzig vernünftige Stellung ein: Hitler soll nun zeigen, was er kann, wir legen ihm keine Steine in den Weg, im Gegenteil, wir treiben ihn ebenfalls zum Bessern.» Ob eine Besserung tatsächlich möglich ist, ist natürlich eine andere Frage.» Ein Rückblick am Jahresende listete dann empört alles auf, was von Hitler verbreitet und verfügt worden war und jedem Christen am System als ungeheuerlich erschien. Ein spätes Erwachen: nichts davon dürfte eigentlich Überraschung sein.

Was nun im Reich verkündet werde, sei keine Weihnachtsbotschaft. «Die letzten Kulturberichte riechen zu scharf nach Blut und Rasse und so herzlich wenig nach weihnächtlicher Liebe und göttlichem Erbarmen.» «Wenn der gleiche deutsche Führer meint, nur die Arier sind wahre Kulturträger, so ist das nicht bloss nicht wahr, sondern nicht einmal menschlich, geschweige denn christlich.» «Nicht besonders weihnächtlich mutet auch die Botschaft an, 400 000 minderwertige Deutsche müssen im Laufe des Januar 1934 entfruchtet werden.» «Was sich da Deutschland leistet, ist entsetzlich oberflächlich und himmelschreiend ungerecht. Nun sollen die armen Opfer der Sünden der Starken büssen.» Und dann erging sich der Redaktor in Erläuterungen zum Schlussgedanken und führte die Schädigungen und den Schwachsinn auf die Sündhaftigkeit der Erzeuger zurück. Eine fast ebenso monströse Theorie wie die Rassenlehre selbst!

Bärlochers Panik vor Freimaurern und Juden

Nach der Stabübergabe von Rusch zu Bärlocher beim Volksblatt zeigte sich sofort der frappante Unterschied: Die Pax Americana verkörperte die Ideenwelt Wilsons und dieser war Freimaurer. Somit wurden die USA zum «Haupthindernis zum Frieden».[245] Was war schon von der Entente an Gutem zu erwarten! «Clemenceau ist Atheist, Lloyd George ist Materialist, Sonnino (italienischer Aussenminister) ist ein jüdischer Freimaurer, der neugewählte Nathan ist Freimaurer-Grossmeister». «Den Namen Gottes suchen wir vergebens in ihren Erlassen.» Wir erkennen «die Mache der Loge, der Freimaurerei». Andererseits der tiefgläubige Czemin, österreichischer Ministerpräsident, Kaiser Karl, der immer von Gottvertrauen

[245] AV, 15. Dezember 1917.

spricht»! «Wir können uns der Erkenntnis nicht erwehren: es ruht ein sichtlicher Segen auf den Waffen der Mittelmächte und ein verhängnisvolles Missgeschick auf den Unternehmungen der Entente.»[246] So lautete der aussenpolitische Einstand des neuen Redaktors. Tausende von kleinbürgerlichen Lesern mussten nun regelrecht umgepolt werden.

Durch den Generalstreik, ein Jahr später, und die neue Feindschaft zu den Drahtziehern aus Moskau[247] weitete sich der Kreis auf die gottlosen Staatsmänner der Linken aus. Nach dem «verkrachten Streik» galt die Devise: «Nach rechts rücken!», «weg aus der sozialistischen Nachbarschaft!»[248] Und eilends wurde der neue Gegner eingereiht: «Hie Kirche – Hie Loge!» «Die Freimaurerei ist nach maurerischer Darstellung eine Kirche, eine Gegenkirche, der Gegenkatholizismus.»[249] Und der unselige Marxismus ordnet sich hier ein. Im Januar 1920 durfte ein Alois Liechtenstein aus Wien mit einem Aufsatz «Ursprung und Wesen der Freimaurerei» (Das Werkzeug der internationalen Judentums) in drei Fortsetzungen auf der Frontseite des «Aargauer Volksblattes» eine Theorie entwickeln, nach der «inmitten unserer europäischen, auf christlicher und arischer Grundlage auferbauten Zivilisation eine nicht assimilierbare, uns ewig fremde und gehässig-feindselige» gegenübersteht. Diese Minderheit sei das Judentum.[250] Zwei Wochen später erst distanzierte sich Bärlocher von der proklamierten These, dass die Freimaurerei orientalischen Ursprungs sei; erwiesenermassen entstammten die Logen den mittelalterlichen Bauhütten. Anderes an dessen Lehre wurde nicht in Frage gestellt. Hatte sich nach diesem zwielichtigen Beitrag Kritik oder Empörung artikuliert und die Redaktion zu dieser Korrektur veranlasst? Das AV adressierte die dürftige Verbesserung nicht.

Im Leitartikel «Warum Österreich zerbrach» kommentierte das Volksblatt den Sturz des Grafen Otto Czernin, Mitglied der katholischen Schwesterpartei des Nachbarlandes. «Ein zersetzendes Gift» verderbe langsam die Chance dieses Staates, weil «der jüdische Geist sich zur Erreichung seiner zersetzenden Ziele dem nationalen Chauvinismus als Vorspann anbot und willig als solcher akzeptiert wurde». «Jude bleibt stets Jude, seine zynische Skrupellosigkeit» wirke überall mit. «Sie haben sich gehäutet.» Die jüdischen «monarchischen Speichellecker» schwärmen nun für republikanische Segnungen, «knochendeutsche Judenblätter beglückwünschen die befreiten Nationen». «Judentum und Revolution sind unzertrennliche Begriffe.» Der eigentliche Sieger im Ersten Weltkrieg: das Judentum. Der freimaurerische Völkerbund einer gottlosen Entente konnte so mit der «Verbannung Gottes aus Russland» und den wütenden Christenverfolgun-

---

[246] AV, 21. Dezember 1917.
[247] AV, 8. November 1918.
[248] AV, 18. November 1918.
[249] AV, 28. November 1918.
[250] AV, 6./7./8. Januar 1920.

gen der Bolschewilki[251] trotz vorläufigen Differenzen unter einen Hut gebracht werden.

Das Schema funktionierte gar bei kantonalen, ja sogar bei lokalen Angelegenheiten. Auch kleinste Meldungen waren gut genug, hergebrachte Vorurteile zu festigen. Zur Renovation des israelitischen Friedhofes bei Lengnau seien in etwa 14 Tagen 40 000 Franken beisammen gewesen. «Es zeigt dies einerseits wie opferfreudig, andererseits wie kapitalkräftig die Juden sind.»[252] Die Sozialdemokraten würden der katholischen Kirche vorwerfen, dass sie den Zins nicht verbiete, wie dies die heilige Schrift verlange. «Herr Killer: warum kämpfen sie nicht gegen das Judentum?» Der Jude sei der eigentliche Wucherer. Schon 1877 habe ein Fabrikant aus Glarus prophezeiht, dass in Bälde an allen Nobel-Kurorten nur noch Juden anzutreffen seien. Warum führen Sie den Kampf nicht an dieser Front? Weil das Evangelium der Sozialisten von einem jüdischen Spross geschrieben wurde![253]

Und im selben Monat giftelte ein weiterer Leitartikel eines Korrespondenten (h = h) unter dem Titel «Ein freies Wort über die Juden» gegen kritische Einwände der örtlichen «Freien Presse» bezüglich Österreichs politischer Lage. Das Volksblatt kannte die wahren Feinde jedes ordentlichen, sprich christlichen Staates: «Ärgere Blutsauger hat man wohl selten an einem Volkskörper gesehen, als die Juden in Österreich und Ungarn.»[254] Sozialismus und Umsturz hätten hier ihre Wurzeln. Die strenggläubigen Juden in Russland hätten zwar mit Bolschewismus nichts am Hut, daher gerieten auch sie in Bedrängnis. Dies ändere aber nichts an der Tatsache, dass die sozialistischen Köpfe Juden sind oder jüdische Namen trügen. «Auch Lenin ist Jude.» Die neuesten Enthüllungen der «Schildwache» (ein katholisch-konservatives Blatt in Olten) hätten die Beziehungen zwischen Talmudisten und Bolschewiki aufgedeckt. Damit würden die Thesen der bösen Antisemiten noch erhärtet. Diese fürchterlichen Anschuldigungen wurden von Bärlocher mit einer beissenden Nachschrift versehen: «Man hat die Redaktion dieses Blattes in letzter Zeit von israelitischer Seite wegen gewissen angeblich antisemitischen Artikeln von ihr selbst und von Mitarbeitern des «Aargauer Volksblatt» schwer angefeindet, ja man hat das Ansinnen an sie gestellt, betreff der erscheinenden Artikel schön Abbitte zu leisten und betreff der kommenden, heilig zu versprechen, nie mehr etwas gegen die Juden zu schreiben. Wir haben nirgends die Juden von Baden, des Aargaus oder der Schweiz angegriffen, ein unbegründeter Angriff auf die Juden ist nie im Volksblatt gestanden.» Einen Grossteil der Juden in der Schweiz könne man in Schutz nehmen. «Leider müssen wir aber gestehen, dass der grössere Teil der Juden im allgemeinen eine geheime Verwandt-

[251] AV, 30. Dezember 1919.
[252] AV, 30. Dezember 1921.
[253] AV, 3. März 1920.
[254] AV, 29. März 1920.

schaft hat mit der extremen Sozialdemokratie und mit andern antiidealen, antichristlichen und antipatriotischen Strömungen. Wir könnten da mit Material aufwarten.» Doch die Kirche «liebe die Irrenden» und bete am Karfreitag: «Allmächtiger, ewiger Gott, der Du sogar die treulosen Juden von Deiner Erbarmung nicht ausschliessest, erhöre unser Flehen, das wir ob jenes Volkes Verblendung Dir darbringen: auf dass es das Licht Deiner Wahrheit, welche Christus ist, erkenne und seinen Finsternissen entrissen werde.»[255]

Gedanken und Worte waren nach AV frei und konnten dann nicht verletzen, wenn sie der christlichen Lehre entstammten und damit Wahrheit verkündeten. Erst wenn sich die Anprangerung der Juden zum körperlichen Angriff verdichtete, schreckte die Redaktion des Volksblattes zurück. Unter dem Titel «Ein ungemütlicher Herr» zitierte Bärlocher eine Passage aus einem Aufsatz eines Dr. Heinrich Pudor in der Zeitschrift «Hakenkreuz», der die Locarno-Politik kritisierte. Mit Hindenburg, dem Judendiener, habe «das Slawisch-knechtliche die Oberhand gewonnen», Ludendorff dagegen sei reiner Germane und gegen diese Politik. Man habe «Stresemann nicht gevierteilt», aus Mangel an Zivilcourage. «Es ist viel bequemer, sich selbst umbringen zu lassen, als seine Peiniger umzubringen.»[256] Dass die liberalen Blätter nichts von der «jüdischen Verschwörung» merken wollten, hing nach Bärlocher mit der Verzahnung des Freisinns mit den Logen zusammen. Die «Freimaurerischen Zusammenhänge» würden bis in die Schweiz hinein sichtbar. Die offensichtliche Sympathie der NZZ und ihrer alliierten Blätter für die Austromarxisten und damit gegen die katholische Politik in Wien, sei das Werk der Freimaurer. Man beachte bitte die Namen der Korrespondenten, die gegen die katholische Regierung schreiben: Dr. Zifferblatt, Herr Abeles aus Lokowitz und Laib Seligmann als Berichterstatter aus dem Börsentempel. Der AV-Redaktor war offensichtlich überzeugt davon, dass alles Stänkern und alles verbale Herumzerren der Juden deren Integrität nicht verletze, mit dem körperlichen Angriff oder der effektiven Vertreibung oder Beraubung aber die göttlichen Gebote gebrochen würden. Erst dann musste energisch Halt gerufen werden.

Hitler und seine Trabanten lösten beim AV kaum Wohlwollen aus, weil sie mit «Juden raus» 1933 eine Welle antrieben, die Bärlochers Menschenliebe – nicht zu verwechseln mit den fragwürdigen aufklärerischen Menschenrechten – zuwiderlief. Andererseits beruhten die Sympathien zu Mussolinis Ideologie vor allem darauf, dass er eine Nationalkirche verabscheute und «den Nationalsozialismus mit seiner Religion des Blutes» heimschickte.[257] Im selben Monat veröffentlichte das Volksblatt den genauen Plan, wie die NSDAP vorzugehen gedachte: «Die Aktion gegen die Juden».

[255] AV, 29. März 1920.
[256] AV, 14. Dezember 1925.
[257] AV, 21. Dezember 1934.

Selbstverständlich wurden solche Machenschaften als unchristlich verurteilt. Zwischen Anprangerung (Judenhetze) und Pogromen bestanden – wollen wir die Haltung des AV-Redaktion zusammenfassend beurteilen – keine Zusammenhänge. Und wir vernehmen mit Staunen, dass dieses Treiben der Partei als «instinktmässig» bezeichnet wurde, obwohl seit Jahren die Rassenlehre ein fester Bestandteil der Ideologie war und schliesslich nach der Machtergreifung als wissenschaftliche Basis von Lehre und Forschung diente.

Am 1. April 1933, nach den Ausschreitungen gegenüber der Juden, versuchte Bärlocher in seiner «Politischen Rundschau» die Gräuelmeldungen, wie sie in England über Deutschland verbreitet wurden, zu relativieren, Tatsache sei, «dass in Deutschland der Kampf gegen die Juden zwar nicht blutig ist, dass er andererseits moralisch und wirtschaftlich bis zum Exzess durchgeführt wird.» Dann aber versucht er zu erklären, Hintergründe auszuleuchten und breitete damit ungewollt sein eigenes Credo aus. Die Juden würden eben als Fremdkörper im deutschen Volke empfunden. Der «ausgesprochene Erwerbssinn» wurde angelastet und damit auch die «andern moralischen Erwerbsgrundsätze». Es fehlen eben die «christliche Güte», die «christliche Milde und Barmherzigkeit». «In unserem konkreten Falle ist es so, dass die Juden in Deutschland sich die ersten und schönsten Posten erobert haben. Das gilt vom Erwerbsleben, wie von der Literatur, Kunst, Musik überhaupt den akademischen Berufen. Eine viel zu grosse Überengagierung ist hier nicht von der Hand zu weisen.»

«So weit ist alles bis zu einem gewissen Grade erklärlich. Was wir aber verurteilen allda ist das Instinktmässige an diesem Rassenhass. Reichskanzler Hitler hat diesen Hass gegen die Laubhüttler in die Herzen seiner Getreuen eingehämmert. Nun hält es schwer, die Massen auf einmal zurückzupfeifen. Wir glauben zwar, dass auch hier die Suppe nicht so heiss gegessen wird, wie sie Hitler gekocht hat.» «Wir persönlich möchten bei allem Begreiflichen und Erklärlichen hüben und drüben einen etwas anderen Standpunkt einnehmen. Wir Christen müssen diesen Blut- und Rassenhass unbedingt verurteilen. Die Päpste haben das von jeher getan. Wir lehnen aber auch jedes Ausnahmegesetz ab.» Der numerus clausus – wenn nötig – wäre tolerierbar. Doch könnten, nach seiner Meinung, 65 Millionen Deutsche 600 000 Juden ertragen. Dann aber holt Bärlocher aus zum eigentlichen Anliegen. Wo waren die heutigen Protestler, als in Russland und Mexiko kürzlich die Katholiken blutig verfolgt und sogar getötet wurden?! «Wo ward ihr, als die abscheuliche Katholikenverfolgung in Spanien in allerjüngsten Zeit vor sich ging, gegen die die Judenverfolgung in Deutschland ein Kinderspiel ist?»[258]

[258] AV, 1. April 1933.

Am 31. Mai 1933 bekannte Oberstdivisionär Sonderegger bei seinem ominösen Auftritt in Brugg, dass die «Front» in der Schweiz für einen «rein defensiven Antisemitismus» einstehe. «Schlimm ist die Judenfrage bei uns nicht. Aber es gibt eine Judenfrage in der Welt. Das ist die schwerste Frage, welche die Menschheit zu lösen hat. Sollen wir diese Leute einfach aufnehmen in unsere Heimat? Die Juden aus dem Osten sind die gefährlichsten, aber was aus Berlin oder Wien kommt, ist nicht viel besser. Es ist unmöglich, zahme und gefährliche Juden zu unterscheiden. Und die scheinbar zahmen ändern sich, wie wir es an Einstein und Ludwig Kohn sehen. Also ein vollständiges Einreiseverbot für Juden her! Ich predige keinen Religions- und keinen Rassenhass. Religion und Rasse sind uns vollständig wurst.» Und er verlangte von den assimilierten Schweizer Juden, dass sie sich «von den andern klar und deutlich distanzieren». In zwei Fortsetzungen wurde die zwielichtige Rede Sondereggers an der Spitze des Blattes ohne Kürzung ausgebreitet.[259] Eine bessere Plattform hatte dem Referenten im Aargau nicht geboten werden können. Auf derselben Seite verkündete eine Agenturmeldung «Die Judenfrage vor dem Völkerbund», dass Professor Max Huber und «andere Rechtsgelehrte» ein besonderes «Rechtsguthaben» (wohl Rechtsgutachten gemeint!) über die Minderheitenfrage auszuarbeiten hätten. Der deutsche Vertreter gab dazu eine Erklärung ab, es sei doch sehr fraglich, ob die Juden in Deutschland als eine Minderheit zu betrachten seien, da sich die Juden über die ganze Welt erstreckten.

In der «Christlichsozialen Beilage» äusserte sich daher das Volksblatt noch einmal «Zur Judenfrage». Nach einem geschichtlichen Überblick folgte der Beweis, dass es sich bei den Juden um ein eigenes Volk handle, deren Einzelne sich nur äusserlich in andere Völker einfügten und deren Assimilation illusorisch sei. Darauf reagierte endlich die örtliche Judenschaft empört, Die Verleumdungen des AV-Artikels stammten zum Teil aus dem «Hitler-Arsenal». Selbst die statistischen Angaben seien falsch; so lebten in der Schweiz nicht 73 000, sondern 20 000 Menschen jüdischen Glaubens. Die Redaktion streue mit solchen Theorien eine «Giftsaat» aus. Man versuche heute mit allen Mitteln eine Judenfrage in der Schweiz zu konstruieren.

Es war damals nicht selbstverständlich, dass kritische Leserbriefe oder Reaktionen abgedruckt oder erwähnt wurden: Der Dialog fand zumeist nicht in der Zeitung selber, sondern zwischen den verschiedenen Organen statt. Doch ein Blatt inmitten der bekanntesten jüdischen Gemeinden der Schweiz wollte nicht allzuviel Geschirr zerschlagen und benützte die zugeschickte Kritik zu einer neuerlichen Rechtfertigung. Wenn das AV sich über Judenprobleme äussere, so betreffe dies immer nur die Judenschaft als ganzes und nicht die Individuen. Selbstverständlich müssten sich die israeliti-

[259] AV, 31. Mai 1933.

schen Mitbürger, die sogar zu seinem Bekanntenkreis zählten, nicht betroffen oder angegriffen fühlen. Sie seien bei den Ausführungen im Volksblatt nicht gemeint.[260]

Und nicht weit von den Sonderegger'schen Thesen bewegte sich auch die Bärlocher'sche Flüchtlingspolitik, mehr nationalistisch als christlich, vor allem aber kaum barmherzig, angesichts der angedrohten und bald auch praktizierten Verfolgungen. «Was die Judenfrage angeht, geben wir offen zu, dass es ein grosser Fehler des Bundesrates war, einfach alle Juden aus Deutschland, die sich an der Grenze anmeldeten, aufzunehmen. Eine Bevölkerung der Schweiz mit Juden über ein erträgliches Mass hinaus, müssen wir ablehnen. Das tun auch die bereits assimilierten Juden, von denen viele den Militärdienst gemacht haben und die sich recht einstellen. Diesen legen wir keine Steine in den Weg. Wenn diese dazu noch selbst sich von gewissen Elementen offen und klar distanzieren, glauben wir die Judenfrage für die Schweiz richtig gelöst zu haben. Vergessen wir aber nicht, dass es nicht bloss schlechte Juden, sondern auch schlechte Christen gibt.»[261] Angesichts der Tatsache, dass die aargauischen Juden Jahrhunderte vor der Gründung eines Kantons Aargau in der hiesigen Gegend wohnhaft waren, siebzig Jahre um die vollen bürgerlichen Rechte und Pflichten in diesem Staate kämpfen mussten, ehe sie ihnen endlich gnädiglich gewährt wurden, waren alle Argumentationen, selbst die positiven, eine Beleidigung für diesen Teil der angestammten Bürgerschaft.

Ständestaatliche Ideen und Anleihen

«Nieder mit der Revolution!» Man schrieb damals November 1918: «Der Proteststreik nun beweist jedem, der nicht mit Blindheit geschlagen ist, dass die offizielle Sozialdemokratie mit dem aufrührerischen Pack in Zürich und anderswo ein Herz und eine Seele ist.» Dem roten Terror wirken nur die vaterländischen Parteien entgegen. «Wir stehen auf dem Boden der religiösen, politischen und militärischen Autorität und fordern vom Bundesrat, dass er mit aller Energie den Bolschewismus niederwirft!»[262]

Das Bekenntnis der Redaktion des «Aargauer Volksblatts» verband nationalen Zusammenschluss mit jener Form von staatlicher Autorität, die der Struktur der katholischen Kirche innewohnt. Der Auslöser dieser Reform oder Notmassnahme ist der gottlose, internationale Marxismus-Leninismus von Moskaus Gnaden. In einen Satz eingefasst finden wir damit jenen politischen Kosmos, der die katholisch-konservative Partei des Kantons und seine Presse leiten sollte und die Verwandtschaft zu Mussolinis

[260] AV, 14. Juni 1933.
[261] AV, 1. Juni 1933.
[262] AV, 11. November 1918.

Ideologie bewies. Die journalistische Erziehung des Volkes stand daher vor der Frage: «Weitere Zersetzung im Volkskörper – oder innere Erneuerung unserer Politik.»[263] An zwei Fronten hatte Bärlocher daher in den 20er-Jahren zu kämpfen: neue Parteien, Parteispaltungen, waren unentwegt zu unterbinden, eher waren Zusammenschlüsse opportun, dann aber galt es, den Sozialismus zu entlarven, vorab seine «Gottlosigkeit», «die Verbannung Gottes aus Russland» und die bolschewistischen Christenverfolgungen.[264]

So konnte die Jahresrundschau 1922 im «Aargauer Volksblatt» den Marsch auf Rom von Mussolini nicht anders werten, als positiv für Italien. «Dort bildete sich die Fascistenbewegung, welche mit ihrer brennenden Leidenschaft die sozialistischen Umsturzprojekte zu bodigen sucht. Diese wurde auch das nützlichste, wenn auch rohe und gewalttätige Mittel gegen den Sozialismus. Wenn die Fascisten nicht wären, wäre der Umsturz durch die Sozialisten erfolgt. Wir wollen sehen, ob der Fascismus die Gesinnung des Volkes erobert und ob er auch die Klugheit und Mässigung zeigt, wenn er nun das Staatswesen leiten soll.»[265] Und Mussolini wusste – immer nach Volksblatt – was dem Staate zustand. Der neue Ministerpräsident hatte nämlich vor dem Parlamente erklärt, dass die katholische Kirche in Italien vorherrschend sei. Zwar habe er sich noch nicht zur römischen Frage ausgesprochen, aber der «Osservatore Romano» sei schon glücklich über die Vorherrschaft.[266]

In einem Leitartikel über Deutschland «Der Ruf nach dem Diktator» 1923 wurde die wirtschaftliche und politische Krise beklagt und die Sehnsucht nach einer Führerfigur verständlich gemacht. Aber: «Ein Diktator muss ein überragender Mann der Gewalt sein. Er muss stärker als die Verhältnisse sein. Geschieht aus Deutschland heraus nicht die rettende Tat, dann kommt der Diktator aus dem Lager der Feinde und zwingt den Deutschen seinen Willen und sein Joch auf.»[267] Damit wird offensichtlich, dass diktatorische Vollmacht an sich nichts Verwerfliches ist; es gilt die richtige Figur aus dem richtigen Lager auf den Thron zu hieven. Und Mussolini ist, allem Cäsarenwahnsinn[268] zum Trotz, ein Staatsmann.[269] Denn er weist der Kirche die ihr gebührende Rolle im Staate zu. Zwar klagte Bärlocher 1926, dass die römische Frage nicht vom Fleck komme. Aber: «Mussolini und sein System haben sehr viel Gutes an sich. Auch vom katholischen Standpunkt aus. Der Papst weiss die vielen Begünstigungen, die die Kirche erfah-

[263] AV, 12. Dezember 1918, Titel.
[264] AV, 30. Dezember 1919.
[265] AV, 29. Dezember 1922.
[266] AV, 27. November 1922.
[267] AV, 3. August 1923.
[268] AV, 5. September 1923.
[269] AV, 28. Oktober 1930.

ren hat, hoch einzuschätzen.»[270] Die Meldung, dass Mussolini in den dritten Orden des heiligen Franziskus eingetreten sei, enthob ihn weitgehend von Kritik, versah ihn mit einem Schutzwall von Achtung.

Auch wenn – im Zusammenhang mit der Ermordung Matteottis 1924 – dem Duce das frevle, «gottlose Wort» zugeschrieben wurde, dass man im Ernstfalle «für den Führer zu töten» bereit sein müsse und damit moralische Mitschuld auf sich geladen habe, so sei diese Untat letztlich heilsam gewesen. «Wenn Mussolini umdenkt und anders handelt, ist Matteotti ein guter Geist für ganz Italien geworden.» So wertete 1924 das Volksblatt, nach der Devise «alles hat auch sein Gutes», die ruchlose Tat und siehe, aus dem Übeltäter Mussolini ist ein reuiger Sünder, ein Bekehrter geworden. Beweis: die Lateranverträge von 1929. Auch wenn der Schwadronierer in seinen Ansprachen gelegentlich übers Ziel hinausschoss. «Die junge Generationen gehören uns ganz und gar und wir beabsichtigen nicht, eine Ausnahme von dieser unantastbaren Regel zuzulassen!» Bärlocher kommentierte, eingedenk von Canossa: «Die Zeit wird lehren, ob sich nicht schwere Konflikte bilden werden.»[271] Doch der Duce als Staatsmann blieb tabu.

Die Lateranverträge mit der Schaffung der Vatikanstadt als selbständiges neutrales Gebiet unter der Souveränität des Papstes schufen alle Voraussetzungen, gewisse Bedenken, wie sie totalitäre Ansprüche des Staates für Katholiken immer sind, beiseite zu schieben, Zwar wurde es auch Bärlocher in seiner Rundschau langsam ungemütlich, dass die allmächtige Partei in Italien immer wieder neue Säuberungen durchführen musste. «Wann ist sie endlich sauber?» Aber es gefiel ihm an der letzten grossen Rede Mussolinis,[272] dass Italien nie ein «Angreiferstaat» sein würde. Damit sei auch bewiesen, dass der Nationalsozialismus in Deutschland nie ein Verbündeter des Fascismus werden könnte. Bei solchen Differenzen! Die momentanen Erfolge im Reich seien ja nur der Krise zuzuschreiben. Ist diese vorbei, werde die NSDAP sofort verschwinden.

1932, als Hitler schon einmal als Reichskanzler im Gespräch war und mit gleichen Zielen wie einstens Mussolini, nämlich alles oder nichts, eine Regierungsbildung ablehnte, da schlug ihm aus der Redaktion des Volksblattes nur Hohn und Spott entgegen. Bauer, das ist ganz was anderes! Doch war die Haltung auch wieder verständlich: Etwas besseres als Brüning, der Katholik an der Macht, war für das arme Deutschland auch nicht denkbar.[273] Die NSDAP böte keine friedlichen Aussichten, würde Hitler doch – nach eigenen Aussagen – «zuerst den Kommunismus vernichten». Und Bärlocher ahnte wenigstens, was diese Ausdrücke bedeuteten. Diese Partei werde sich nicht mässigen. Das Spiel, das Adolf gespielt hat, war auch zu

---

[270] AV, 30. Dezember 1926.
[271] AV, 23. August 1929.
[272] AV, 28. Oktober 1930, Titel.
[273] AV, 19. November 1932.

unehrlich. Er wollte die Macht, nicht die Regierungsbildung. Und so hat er von Hindenburg den Laufpass bekommen.[274] Was immer Hitler tat oder sagte, selbst wenn es fast kongruent mit dem Wirken Mussolinis war, wurde vom Volksblatt ausgepfiffen: «Adolf Hitler verarmt!» «12 Millionen Schulden!»[275] Das Paktieren mit den Rittergutsbesitzern im Osten und mit der Schwerindustrie lastete Bärlocher Hitler schwer an, die Entfernung vom Volke sei damit perfekt. Selbst nach der Machtergreifung blieb er NS-kritisch: «Wir haben sogar eine aufrichtige Freude, zu sehen, wie dieser Wühlpartei (Kommunisten) nun in Deutschland zuleibe gerückt wird – wenn nicht in der Hitlerpartei der gleiche, verabscheuungswürdige Gesinnungsterror herrschte, wie bei den Kommunisten.» Und als Hitler dem Zentrum entgegentrat und der Partei das wahre Christentum absprach, konterte er: «Nun wohlan: eine lieblosere und hasserfülltere Partei hat es in Deutschland wohl noch kaum gegeben als die nationalsozialistische.»[276]

Und nach den Neuwahlen vom März 1933, die Hitler wiederum nicht die absolute Mehrheit sicherten, redete sich der Redaktor noch einmal ein, dass die positiven Kräfte im Reich die Oberhand behielten: Es ist die «überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes für die Diktatur nicht reif.» Das sei ein grosses Glück für Deutschland. Denn: «Hitler ist nicht Mussolini.»[277] Doch der Verächter des Primitiven und Gewalttätigen am NS-Systems wurde von den Verhältnissen gezwungen, sich Schritt um Schritt zurückzunehmen. Er begann zwischen Volk und Herrschaft in Deutschland zu differenzieren und kam selbst den neuen Machthabern halbwegs entgegen. Wir müssen darauf bedacht sein, dass «die natürliche Antipathie, die einem freien Demokraten beim ganzen Geschehen in Deutschland gegen Hitler unwillkürlich aufsteigt, nicht die Basis für seine Einstellung zum neuen Deutschland» wird. «Vieles ist aber doch urgesund an dem neuen Kurs. Alles Gute und Gesunde werden wir freudig begrüssen.» «Gesund ist der Kampf gegen die Gottlosenbewegung und den Kommunismus.» «Es war die höchste Zeit, dass gegen diese Blutpest im deutschen Volke mit glühenden Eisen vorgegangen wurde, sonst wäre die Gefahr gewesen, dass das deutsche Volk doch noch dem russischen System verfallen wäre.»[278] Doch «alles Rassen- und Blutkämpferische, den Judenhass,» lehnen wir entschieden ab. Und im folgenden Jahr 1934 wusste das Volksblatt sehr detailliert über die Hölle von Dachau zu berichten. Unter dem Titel «Teufel in Menschengestalt» folgten die Schreckenstaten von SS- und SA-Leuten im Konzentrationslager bei München: die Torturen wurden beschrieben, die ganzen Ungeheuerlichkeiten. Über 100 Hingemordete seien bis anhin zu be-

[274] AV, 26. November 1932.
[275] AV, 14. Januar 1933.
[276] AV, 18. Februar 1933.
[277] AV, 6. März 1933.
[278] AV, 11. März 1933.

klagen. Und da neben den Exponenten der Gottlosigkeit auch mutige Führer der katholischen Kirche Opfer der Gewalttaten waren, verschwanden auch alle Erklärungsversuche, die früher im Volksblatt noch gefunden werden konnten.

Aus all den vorgenannten Ausführungen und Zitaten liesse sich die Haltung der AV-Redaktion zu den «Fronten» in der Schweiz mühelos ableiten. Dies in allen Details zu tun, wäre überflüssiges Tun. Bezüglich erster Reaktionen auf die Erneuerungsbewegungen unterschied sich die Haltung Bärlochers kaum von der anderer bürgerlichen Blätter. «Die Zeiten sind ebenso ernst wie sie gross sind.» «Eine Partei, die diesen neuen Geist einer politischen und sozialen Renaissance nicht erfasst hat, wird von den harten Hufen der vorwärtsstürmenden Zeit unbarmherzig in den Boden hineingestampft.»[279] Obgleich die ständestaatlichen Ideen der «Fronten» der akademischen, katholischen Bewegung von Lorenz («Aufgebot») nach italienischem Muster entgegenkamen, witterte Bärlocher den Geist der «braunen Legionen» vorab in der «Nationalen Front» sehr früh, und er setzte sich rasch und entschieden von ihr ab. «Eine neue Schweiz?» Wenn wir gut hinhören, auf die Ausführungen der Erneuerungsbewegungen, dann erkennen wir: «ein sehr guter Geist». Wer noch besser hinhöre, der stelle fest: «ein alter, viele Jahre verschütteter» Geist. Etwas Autarktisches sei für die Schweiz wohl notwendig. Nach der berühmten Fronten-Tagung in Brugg ging er mit dem Gehörten abwägend ins Gericht: Die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande, der Kampf gegen den Sozialismus könnte das Bürgertum mit den «Fronten» verbinden, aber trotz gegenteiliger Behauptung sei vieles – innerlich und äusserlich – eine starke Kopie der deutschen Hitlerpartei.[280] Man wolle der Jugend entgegenkommen; grössere Machtbefugnisse für die Regierung könnten durchaus richtig sein. Aber dazu brauche es keine neuen Parteien. In einem zukünftigen Aktionsprogramm dürfte eine berufsständische Ordnung auf wirklich demokratischer Grundlage durchaus ein Ziel sein. Das politische Erwachen der Jugend sei «eine Gnade für uns», aber dies verlange nicht, dass an den Grundlagen des Staates gerüttelt werde.[281] Und auf der christlichsozialen Beilage wurde – abgeleitet von der päpstlichen Encyklika «Quadragesimo anno» – getitelt: «Die Idee der berufsständischen Ordnung marschiert.»[282]

Und Redaktor Bärlocher trat selber als Referent für die berufsständische Theorie auf, so auch bei der katholisch-konservativen Stadtpartei Baden, wobei die mehr als dreistündige Diskussion stürmisch verlief und das Verhältnis zu den «Fronten» eindeutig klärte.[283] Schweizerisch erfolgte die

[279] AV, 30. März 1933.
[280] AV, 13. April 1933.
[281] AV, 2. Mai 1933.
[282] AV, 1. Juni 1933.
[283] AV, 30. Juni 1933.

deutliche Absage erst 1934. Die Röhm-Putsch-Affäre hatte auch dem Letzten die Augen geöffnet. Und Bärlocher bekannte: Die «Fronten» schienen die Politik beleben zu wollen, doch es waren blosse «Betriebmacher». Der «Totalitätswahn» wurde zum «Warnsignal». Wir hatten gelegentlich «mitgekämpft», als das Unschweizerische noch nicht derart überhand genommen hatte. «Sich selber erneuern!» wurde nun zum Wahlspruch.

Die späte Erkenntnis: Nationalsozialismus und Christentum sind unvereinbar

Während sich viele Redaktoren zum Jahresende mit philosophischen Gedanken an die Leserschaft wenden oder gar einem befreundeten Pfarrer den Leitartikel für ein besinnliches Kanzelwort abtreten, hielt August Bärlocher in gleichem Stile alljährlich aktuelle Rückschau. Wir finden in solchen ausführlichen Darstellungen sowohl die Skizzierung der aussen- und innenpolitischen Ereignisse, als auch die persönliche Meinung des Autors. Im Auf und Ab der täglichen Nachrichten, abwägend und spekulierend, tritt das politische Credo weniger zutage, als aus der Distanz des Silvester-Standorts. Lassen wie daher einmal vorweg diese Besinnungen Revue passieren! Wir erfahren in neuer Übersicht den langen Weg des Zauderers zum stolzen Verächter der Diktatoren und deren menschenschänderischen und gotteslästerlichen Ideologie.

1935 wirkte noch das Mitleid für ein sanktionsgeplagtes deutsches Volk und die versteckte Bewunderung für dessen Retter. Wie «alle sittlich denkenden Menschen» missbilligte er das überhebliche Reden und Tun der Diktatoren, aber das «Wer weiss wozu es gut ist» schwang in allen Urteilen mit. «Deutschland ist das grosse europäische Fragezeichen.» «Aber trotz aller Not ringt sich in diesem Volke im Stillen eine gewaltige befreiende und erobernde Kraft nach oben. Deutschland war noch nie so passiv nach aussen und so übermässig aktiv nach innen. Das Dritte Reich rüstet!» Dieses Erwachen des Volkes war nach Meinung der Redaktion eindeutig der autoritären Führung zu verdanken. So galt auch die Demokratie nach schweizerischem Muster als unzulänglich zur Überwindung von Krisensituationen; die Bundesverschuldung gab dazu ein beredtes Beispiel. «Uns fehlt der starke führende Bundesrat und diesem zur Seite die stark stützende Bundesversammlung.»[284]

Das folgende Jahr vermochte daran noch nichts zu verändern. «Das scheidende Jahr verlässt die Welt in einem peinlichen Schwebezustand zwischen Krieg und Frieden. Ein grosses Bangen und Hoffen geht durch ganz Europa. Es braucht so wenig für einen europäischen Krieg, aber ebensowe-

[284] AV, 31. Dezember 1935.

nig für einen europäischen Frieden.» Trotz Abessinienkrieg, den er verurteilte, möchte er weiterhin an den Friedenswillen der Diktatoren glauben. Und bezüglich der Anpassungen der helvetischen Institutionen an ein verändertes Europa, versteckte sich Bärlocher hinter Nationalrat Meile (kk) aus Basel, der sich offen zum Reformflügel der katholisch-konservativen Partei bekannte.

Wollen wir die fremden Diktatursysteme abwehren, so müssten wir für eine neue «Ordnung in der Freiheit» eintreten und die «Schwächen unseres demokratischen Systems» erkennen. «Wer für eine Reform unserer verfassungsrechtlichen Verhältnisse eintrat, wurde als Fascist verschrien. Ja, jeder normale Mensch, der sich nicht in politischen und kulturellen Freiheiten austobte, wurde als Anhänger der Diktatur von rechts angeprangert. Mit den Freunden der Diktaturen von links wurden aber ungeniert politische Geschäfte getätigt.» Eine «autoritäre Demokratie» könnte «Übergriffe aus extremen Anschauungen verhindern». «Heute leben wir in einem wirtschaftlichen Bürgerkrieg!» Berufsmoral und Wirtschaftsethik müssten aus der Gemeinschaftsidee wachsen.[285]

1937 titelte die Redaktion den Silvesterbericht mit «Im Sturm der Ereignisse» und das Hoffen und Bangen der letzten Jahre wurde nun von der erklärten Angst abgelöst. «Bei dieser wilden, hemmungslosen Leidenschaftlichkeit und Rüstungsraserei, bei diesem oft geradezu frevelhaften Drauflossündigen auf die Geduld und Langmut des Volkes, muss man sich wundern, dass im Lauf dieses Jahres nicht Staatsschiffe untergegangen sind. Aber ungemütlich ist heute allen.» In diesem Jahre wurde die Achsenpolitik geschmiedet, ein Bündnis der Diktaturen, das automatisch als Reaktion den Widerstand der kleinstaatlichen Demokratien hervorgerufen hat. Ein letztes Aufflackern der früheren Tendenzen zum autoritären Staate zeigte sich im Lob über den Ständestaat Österreich. Ansonsten sattelte Bärlocher nun ein ganz anderes Pferd. Weder Staatsform, Organisatorisches noch gescheite Diktatoren vermochten das Unheil zu bändigen, sondern alleine die wahre Gottesfurcht. «Denn der ganze spanische Bürgerkrieg ist nichts anderes als eine gottverlassene Verirrung eines Volkes. Dieses Volk kommt aber nicht zur Ruhe, bis es vollständig entgiftet ist. Das wird der Fall sein, wenn die Gesetze Gottes, die da sind Gerechtigkeit und Liebe, wieder praktisch angewendet werden!» Und die nazistische Innenpolitik wurde dem spanischen Drama gleichgesetzt. Der «raffinierteste Kulturkampf» hat im Dritten Reich eingesetzt. Man gedachte der leidenden und duldenden Glaubensbrüder, der Menschen, die in Gefängnissen schmachten. Einbezogen in die Gemeinschaft der Verfolgten des «Neuheidentums» wurde auch Bekenntnispfarrer Martin Niemöller.

---

[285] AV, 31. Dezember 1936.

Der Untergang Österreichs, das «Finis Austriae» als Schlagzeile im März 1938, bleibt bis zum Jahresende das prägendste Erlebnis für Europa und insbesondere für die Schweiz. Es lohnt sich für einmal, mitten ins Geschehen zu tauchen und die spontanen Kommentare im Volksblatt aufzugreifen. «Der Leser sei nicht erstaunt, wenn wir ihm sagen, dass für uns wenigstens der Untergang Österreichs das Selbstverständlichste der Welt war. Gewiss war man im ersten Moment überrascht und erschüttert.» Aber – ein Blick in die Geschichte vermittle volle Aufklärung. Doch: «Sie geben Deutschland nicht das Recht, in Österreich einzumarschieren und das Land zu annektieren.»[286] Der freie Wille der Bevölkerung hätte in voller Souveränität ausgemehrt werden sollen. Und rhetorisch wird gefragt: Kann man «unter dem Druck der deutschen Truppen und bei dem Mangel an Rede- und Pressfreiheit» eine freie Volksabstimmung erwarten?[287] Dann rechtete das Volksblatt über die einstigen Entente-Mächte: die «Sieger von 1918 sind die Besiegten von 1938».[288] Im neuen Europa seien die Kräfteverhältnisse verschoben. Frankreich und England lägen schwer in der Defensive. Jene Staaten würden «erst erwachen, wenn ihr eigenes Haus brennt». Und die Folgerung Bärlochers lautete nicht bloss – wie anderswo in der aargauischen Presse – dass der Kleinstaat sich selber schützen müsse, sondern auch dem Ausland keine Handhabe zum Zugriff bieten solle. Die Presse dürfe sich nicht hinreissen lassen. So lobte er die «massvolle und doch deutliche Sprache» in der Erklärung von Bundespräsident Baumann. Es folge nun die Zeit der eidgenössischen Bewährung, aber auch – und dies bleibt von nun an der ständige Begleiter des Volksblatt-Kommentars – des christlichen, noch besser, des katholischen Mitgefühls.

«Österreich ist ein katholisches Land.» Es gibt kaum einen senkrechten Eidgenossen, «dem das Schicksal des christlichen Österreichs nicht tief zu Herzen ginge».[289] Die Kirche gehe nun einen schweren Gang. Die Hakenkreuzfahnen über den Tiroler Dörfern setzten ein Zeichen dafür, dass ein neuer Geist einzieht. «Als verwöhnte Kinder Gottes sind wir durch das Leben gegangen. Beim Untergang Österreichs kam ein Ernst über uns, der uns leider schon lange gefehlt hat.»[290] Erst die Bedrohung des Glaubens, erst die Verfolgungen der Kirche haben den Volksblatt-Redaktor zum konsequenten Gegner der NS-Ideologie und ihrer Praktiken gemacht. Doch diese Position wurde nun im Stile des religiösen Eiferers strikte durchgehalten. Selbst der spanische Bürgerkrieg erfuhr nach dem Jahreswechsel 1938/39 eine neue Wertung: der Siegeszug Francos bereitete gleichzeitig seinem Ansehen im «Aargauer Volksblatt» eine Niederlage. «Wir weigern uns je-

[286] AV, 15. März 1938.
[287] AV, 16. März 1938.
[288] AV, 17. März 1938.
[289] AV, 19. März 1938.
[290] AV, 23. März 1938.

doch, die Sache des Katholizismus mit einer bestimmten Bewegung zu solidarisieren, weil wir fürchten, Christus in eine Angelegenheit hineinzuziehen, die Gott der freien Diskussion der Menschen überlassen hat. In der Umgebung General Francos wächst der Einfluss der Hitler-Anhänger tagtäglich. Beten wir darum für Spanien».[291] Und im geistigen Harnisch des Glaubenskämpfers erwartete der einst Wankelmütige das drohende Unheil des Weltkrieges.

Kriegsjahre und Nachkriegszeit

Der Ribbentrop-Molotow-Pakt – sonst eine verwirrende Überraschung – wirkte auf August Bärlocher klärend: die satanischen Kräfte hatten sich verbunden. Mit dem Beginn des zweiten Weltkrieges in diesem Jahrhundert wurde das Böse zum Ereignis. Und: die Grossen frassen die Kleinen. Estland, Lettland und Litauen zeigten, wohin die Wehrlosigkeit führt; Finnland aber signalisierte, dass Abwehr sich lohnte. Ein «Riesenkampf zwischen Gut und Böse» wurde im Spätsommer 1939 eröffnet. So sah es der Redaktor dann am Jahresende, zur Zeit des finnischen Winterkrieges.[292]

Gleich zu Beginn des Polenfeldzuges, zur Zeit unserer Mobilisation und dem Einsetzen der Pressezensur in der Schweiz, als andere Zeitungen nur bitter über das Schwinden der Pressefreiheit zeterten, da instruierte Bärlocher sein Publikum, wie in Zukunft eine Zeitung zu lesen sei. Wir kämen nun in die Phase der «Hochkonjunktur der Lüge». Von nun an gelte es zu prüfen, woher die Meldung stamme, sich nicht zu früh zu ereifern, sich ein eigenes Urteil bilden und nicht alles zu glauben, was in der Zeitung stehe, kurz: die Zensur verlange «ein klein bisschen mehr überlegenes Schweizertum».

Was nun Redaktor Bärlocher in den ersten Kriegsmonaten an aufrichtenden, beschwichtigenden und tröstenden Artikeln verfasste, kann als sein Militärdienst in geistiger Landesverteidigung bezeichnet werden. Während kriegswirtschaftliche Berichte im Inland- und Meldungen von Offensiven und Schlachten im Auslandteil mit der selbstzensurlichen Schere im Kopf, normal kommentiert wurden, bot die Jahresrückschau wieder Gelegenheit, persönlicher zu werden. 1940 war ganz anders ausgefallen, «als wir es am letzten Silvester uns vorgestellt hatten». Wir sind «ein langes, schweres Jahr miteinander gewandelt». Auf den unerwarteten Zusammenbruch Frankreichs folge nun ein «Jahr der Hoffnung», ein «Jahr der Bewährung» für die Schweiz. Was ist damit gemeint? Wir blättern zurück zu den Nummern direkt nach dem Waffenstillstand und erhalten eine typische Antwort: Wir

[291] AV, 2. Januar 1939.
[292] AV, 30. Dezember 1939.

müssten nun vertrauen auf den Sieg des Guten. «Gott ist stärker als der Satan». Eine Revolution könne lange wüten. «Aber der Sieg wird immer Gottes sein.» Das gute alte Frankreich ist nicht gebrochen. «Aber auch in andern Ländern ringt sich das verschüttete gute Alte wieder empor.»[293] Der «Geist der Realpolitik darf aber unter keinen Umständen dazu missbraucht werden, die geistigen Grundlagen unserer Demokratie zu gefährden.» Die Urfrage «kann bei uns niemals einseitig auf Kosten der Selbstbestimmung beantwortet, niemals zu einem Abklatsch ausländischer Ideen werden, am wenigsten aber zu einem Abklatsch mit schweizerischem Anstrich». Und indem er über die schweizerische Staatsidee ohne fremdes Muster philosophierte, setzte er das Wort erneuern in Anführungszeichen. Und wir spüren, dass dem Schreiber – eingedenk des Frontenfrühlings – ein Schaudern über den Rücken fuhr.[294] Der «Geist der Realpolitik»[295] führte allerdings zur Prognose, dass noch im Jahre 1941 der Krieg zu Ende gehen würde.[296]

In den folgenden Jahren enthielt sich Redaktor Bärlocher dann voreiliger Schlüsse. «Der Hase läuft», und nur das «Gesetz der allgemeinen Ermüdung» lasse erahnen, wann das Rennen zu Ende sei.[297] Schon 1941, dann auch 1942 bestand die Rückschau grösstenteils aus einem ellenlangen Datenverzeichnis. Und Hoffnung fand er – wie sollte es anders sein – alleine in der christlichen Zuversicht. «Unsere Kultur hat versagt. Die Menschheit hat sich nach aussen ergossen und ist innerlich hohl und leer geworden. Diesseitigkeit und Naturferne» hätten obsiegt. «Die Menschheit hat den Zusammenhang mit dem Geistigen verloren.»[298] Und 1942, wie schon 1941, stand Bärlocher staunend und dankbar vor der Tatsache, dass die Schweizer eine namenlose Gnade erfahren hätten, bisher vom Kriege verschont geblieben zu sein. 1943 kreisen seine Gedanken um die Gefahren, die der Ruhe und Gewohnheit erwachsen können. Er warnte vor der süssen Gewohnheit des Geborgenseins. Der Kampf gegen den inneren Landesfeind werde zum Erbe des dauernden Krieges. «Man erschrickt nur über die nicht abreissende Kette der angefaulten Eidgenossen und erkennt darin die bösen Mängel unserer geistigen Vorkriegsrüstung und die Tatsache, dass eine wirksame nationalistische Werbung vor allem den Deutschschweizern zugesetzt hat.» Sollte es nicht eher «nationalsozialistische Werbung» heissen? Wie auch immer: Der Schreiber musste über den eigenen Schatten springen, dieses Thema hier anzuschneiden.[299]

Man könne dem Jahr 1944 «zugute reden, das heisst noch ein paar gute Seiten abgewinnen», nachdem der Friede auch diesmal ausgeblieben sei:

---

[293] AV, 20. Juli 1940.
[294] AV, 30. Juli 1940.
[295] AV, 31. Dezember 1940.
[296] AV, 31. Dezember 1942.
[297] AV, 31. Dezember 1941.
[298] AV, 31. Dezember 1943.
[299] AV, 30. Dezember 1944.

Vielleicht seien die Menschen reifer und seelisch geläuterter geworden. Es wäre das Wunder, das der Herr am Blinden gewirkt hatte. «Noch haben wir Schonzeit, wir verwöhnten Kinder Europas!» Die Schonzeit aber verpflichtet. Die Schweizerspende von 200 Millionen für die Linderung der Kriegsnot müsse ohne Opportunismus fliessen: nur aus Einsicht, Demut, Dankbarkeit und Liebe.

Das folgende Jahr des Kriegsschlusses, 1945, habe uns «mit Bewunderung und Schaudern erfüllt». Es habe aber leider den Frieden nicht gebracht. Und schon war es die schweizerische Politik, die wieder ins Zentrum rückte. Man habe den inneren politischen und sozialen Frieden wahren können.[300] Arbeitslosigkeit und Krise waren auch von Bärlocher erwartet worden. Und ohne Zensurvorschriften kommentierte er im Frühsommer die grosse Abrechnung im Grossen Rat mit jenen Elementen, die der Schweiz angeblich oder wirklich Schaden zufügen wollten. Und er fuhr gleichsam mit dem Flammenschwert des Erzengels gegen die Selbstgerechten auf, «die mit gleichen Nazimethoden gegen jene vorgehen» wollten. Es sollen saubere Verfahren durchgeführt werden. Die Scharfmacher wollen nur ihr eigenes Verhalten tarnen. Es wirke der gleiche Geist, der die Gestapo zu ihren Untaten umgetrieben. «Wir haben heute in der Schweiz Linkselemente, die einen Geist in sich tragen und diesen Geist auch zu betätigen suchen, der um kein Haar besser ist als der schärfste Nazi-Geist.» Viele haben sich geduckt, als die Gefahr gross war. «Nun haben sie auf einmal ihr tapferes Herz entdeckt. Ein Pfui auf solche Schweizer!»[301] Damit dürfte der erste Schritt zum Kalten Krieg im Inland getan sein. Und ausserhalb? «Ein eiserner Vorhang ist vor ihrer Front niedergegangen. Was dahinter vorgeht, wissen wir nicht», schrieb Churchill in jenen Tagen an Präsident Truman laut seinen Memoiren, und prägte damit ein Wort von vielschichtigem Symbolgehalt.

Der Weg des «Aargauer Volksblattes» nach 1950 wurde, wie der seines Konkurrenten an der Bruggerstrasse, von der Badener Verkehrssanierung mitbestimmt. 1961 feierte das «Volksblatt» seinen fünfzigsten Geburtstag und bezog gleichzeitig das neue Druckereigebäude im Gstühl: Das erste markante Hochhaus an der neuen Verkehrsachse. Weitere wichtige Daten: 1962 gab August Bärlocher die Leitung der Redaktion ab. Bis zu seinem Tod im Jahre 1968 blieb er als graue Eminenz der Zeitung erhalten. Zwischen 1950 und 1970 stieg die Auflage im Rahmen der Bevölkerungszunahme auf 13 500 an. Dies war der Höhepunkt, gleichzeitig zeichnete sich aber eine Überalterung der Abonnentenschaft ab. Das liess – wie bei anderen Parteiorganen – nichts Gutes ahnen.

---

[300] AV, 31. Dezember 1945.
[301] AV, 7. Juli 1945.

Die Phase von 1950 bis 1992 wurde – wie anfangs schon erwähnt – im Aufsatz von Andreas Steigmeier trefflich dargestellt. Es ergäbe wenig Sinn, seine Recherchen und Ausführungen hier zu wiederholen, umso mehr, als diese Arbeit auch eine kritische Würdigung enthält. Die 30er-Jahre mussten, zwecks Einhaltung der Fairness gegenüber andern aargauischen Presseorganen, eingehender ausgeleuchtet werden. So bleibt als Ergänzung: Auf Ende Oktober 1992 wurde die letzte Nummer des «Aargauer Volksblattes» ausgeliefert und damit hinter die Ära der aargauischen Parteizeitungen der Schlusspunkt gesetzt.

Die bäuerliche Parteipresse

Die «Schweizer Freie Presse» als Bauern-Tageszeitung

Übersicht: Brugg und Presse

Mit dem Einzug des Schweizerischen Bauernsekretariats in Brugg wurde die Druckerei Effingerhof um die Jahrhundertwende zum Alliierten dieser Institution. Die Drucklegung der landwirtschaftlichen Fachpresse im Hause fand ihre logische Fortsetzung in der Umwandlung des «Aargauischen Hausfreundes», später auch der «Schweizer Freien Presse» in Baden zu Parteiorganen der neuformierten «Bauern- und Bürgerpartei». Dazu einige Fakten!

Erst am 22. Dezember 1920 wurde die Bauern- und Bürgerpartei als Kantonalpartei gegründet. Dies geschah nicht unerwartet. Im Laufe des Jahres 1920 waren schon diverse Bezirksparteien gaschaffen worden, zu allererst – nämlich schon 1919 – in Brugg. Die Zusammenfassung dieser Abspaltung der freisinnig-demokratischen Partei in eine Kantonalpartei bedeutete nur noch das Einsetzen des Schlusssteines ins Gewölbe. Am 9. Dezember 1920 hatte das «Aargauer Tagblatt» das Programm der neuen politischen Gruppierung auf der Frontseite abgedruckt. Das Noch-Jäger-Blatt «Schweizer Freie Presse» erliess zu gleicher Zeit einen letzten Aufruf an die Freisinnigen, doch bei der Stange zu bleiben.

Im Bezirk Brugg musste gleich nach der Schaffung einer eigenständigen Sektion 1919 ein Presseorgan her! Neben dem ewig hungrigen «Brugger Tagblatt» gab der Effingerhof auch die billigere Version, den «Hausfreund», zweimal die Woche heraus. Daher war es naheliegend, der neuen Bezirkspartei, welche praktisch die alte freisinnig-demokratische Partei halbiert hatte, das mindere Blatt abzutreten. Unter den Lokalblättern im Aargau folgte auch das «Wynentaler Blatt» von August Baumann in Menziken dem neuen Kurs, ebenfalls darauf zählend, dass im bäuerlichen Bezirk Kulm mehr als die Hälfte der ursprünglichen Freisinnigen sich der neuen Partei anschliessen würden; während das Gegenblatt «Echo vom Homberg» sowieso vor allem die Vornehmen zu seinen Abonnenten zählte. Im Effingerhof entstand die groteske Situation, dass sich im gleichen Redaktionsbüro, Pult an Pult, die Schriftleiter der beiden feindlichen Zeitungen gegenübersassen. Dieses Idyll zwischen Redaktor Lory vom «Brugger Tagblatt» und Dr. Feisst vom «Hausfreund» war dem Chefredaktor der «Neuen Aargauer Zeitung», Allemann, sogar eine Glosse wert.[302]

---

[302] Neue Aargauer Zeitung, 17. Juni 1922.

Die Gründungsgeschichte der Bauern- und Bürgerpartei im Aargau war weniger zaghaft, als dies der spätere Pressechronist, Theo Fischer, in seinem Beitrag in der «Neuen Bürger Zeitung» vom 3. Januar 1973 glaubhaft machen will. Wenn man Rede und Gegenrede, respektive Schreibe und Gegenschreibe von damals in der Presse verfolgt, dann wechseln Beschuldigungen, Anwürfe, Beschwichtigungen hüben und drüben ab. Es war eindeutig die neue Chance der Proporzwahlen, die der Bauernschaft und ihren Anliegen Morgenröte versprach. Sie haben diese politische Möglichkeit nach dem Vorbild der Berner Berufskollegen genutzt und sofort eine reiche Ernte eingefahren. Damit war eigentlich die Gründungsphase schon beim Start abgeschlossen. Denn: Vor der Konstituierung irgend einer Partei erreichten die Bauern 1919 bei den Wahlen drei der insgesamt zwölf zu vergebenden Nationalratsmandate.

Was unter Organisationen schmerzhaft war und nicht ohne Anfeindungen zustandekam, die Trennung in zwei rivalisierende Parteien, blieb den leitenden Persönlichkeiten zum Teil erspart. Während der Vater des Bauernsekretariats, Ernst Laur, sich bei der Gründung der Partei und der Eröffnung eines Parteiblattes zurückhielt – das «Aargauer Volksblatt» lauerte geradezu darauf, die Parteilichkeit des Bauernverbandes zu beweisen –, schob sich der Freiämter Freigeist Roman Abt sehr rasch an die Spitze der neuen Wirtschaftspartei. Gewandt im Schreiben und, aus seiner freisinnigen Phase, befreundet mit Redaktoren allerorten, war er nie verlegen, seine politischen Beiträge auch ausserhalb der Parteiorgane unterzubringen. Sein anfängliches Zaudern machte sich schliesslich bezahlt. Es sicherte ihm das weitere Ansehen im Kreise der liberalen Grossfamilie, zu der sich die Bauern- und Bürgerpartei noch alleweil zählte. Ebenso gute Startchancen erhielt Eugen Bircher. Obwohl Abtrünniger der Freisinnigen, blieb er zeitlebens mit fast allen wichtigen Zeitungen des West- und Ostaargaus verbunden, ja, beim freisinnigen «Zofinger Tagblatt» wurde er 1942 sogar in den Verwaltungsrat geholt. Im selben Jahr wurde er Nachfolger von Abt als Nationalrat.

Dass den aargauischen Bauern das Eingliedern des mittelständischen Gewerbes in ihre Reihen misslang oder dies jedenfalls erst später, und zwar tröpfchenweise erfolgte, gehört zum Übernahme-Eklat bei der «Freien Presse» und soll dort zur Darstellung kommen. Und so stieg 1920 der «Hausfreund» vom Bezirksparteiorgan zur kantonalen Parteizeitung empor: «Die von 150 Delegierten besuchte Versammlung im Hotel Zum Roten Haus, Brugg, stand unter der Leitung von Nationalrat Jakob Baumann, Schafisheim, und es sprachen unter anderem Nationalrat Dr. König und Regierungsrat Studler. Beim Traktandum Presse lesen wir: Was die Presse angeht, so schlägt der Referent (Regierungsrat Studler) vor, mit Rücksicht auf verschiedene sich bietende Vorteile den Hausfreund als kantonales Parteiorgan zu erklären. Der Abonnementspreis ist sehr niedrig



Nationalrat Jakob Baumann (1881–1942),
Mitbegründer der BGB Aargau und Redaktor (Bild: Georg Mayer).

gehalten worden, um das Beibehalten der Bezirkspresse zu ermöglichen, auf die wir mit der Zeit auch einen gewissen Einfluss in geeigneter Form ausüben sollten. Es soll auch besonders darauf gehalten werden, dass die einfache Bauernsame sich sehr lebhaft an der Mitarbeit beteiligt.»[303] Der «Aargauische Hausfreund» blieb bis 1937 offizielles Parteiorgan der aargauischen Bauern- und Bürgerpartei, seit 1925 sogar neben der Tageszeitung «Schweizer Freie Presse».

Der Erste Weltkrieg hatte dem Jäger-Blatt in Baden arg zugesetzt. Die Übernahme von Verlag und Druckerei durch Manfred Jäger, dem Sohn von

[303] Neue Bürger-Zeitung, 3. Januar 1973.

Stadtammann und Nationalrat Josef Jäger, hatte dem Unternehmen keine Rettung gebracht. Für zwei freisinnige Zeitungen gab es im Raume Baden auf die Länge kein Brot, und die grundlegenden Differenzen zwischen den Flügeln der Partei, die früher die Stimmung angeheizt hatten und das Überleben sicherten, waren weitgehend ausgeräumt. Der Verkauf der «Schweizer Freien Presse» samt Druckerei war daher folgerichtig – und vielleicht war auch logisch, dass das Tagblatt schliesslich in die Hände der letzten Abspaltung der freisinnigen Partei fiel, der Bauern- und Bürgerpartei. Doch so reibungslos erfolgte dieser Übergang nicht.

Der Setzerstreik vom November/Dezember 1920 hatte dem Jäger-Unternehmen den Todesstoss versetzt. Am 18. Dezember wurde das Ende des Streiks verkündet. Tags darauf meldete das Blatt in eigener Sache, dass Druck und Verlag von einer Aktiengesellschaft übernommen worden seien. Die Zeitung werde nun unabhängig-bürgerlich ausgerichtet werden. Am andern Tag wurde angesagt, dass eine «Freisinnige Bürgerpartei des Kantons Aargau» gegründet werde. Ein Aktionskomitee habe schon am 11. Dezember entsprechend beraten und beschlossen. Als Präsident zeichnete: Dr. med. Siegrist, Brugg. Die Richtlinien und das politische Programm wurden dargelegt. Man wünschte eine klare Abgrenzung nach links. Die Sezessionsbestrebungen kamen einem eigentlichen Aufstand des selbständigerwerbenden Mittelstandes gleich, der sich vom Freisinn – angeblich von Beamten und fixbesoldeten Kaderleuten unterlaufen – nicht mehr vertreten fühlte. Da die «Schweizer Freie Presse» neuerdings als Medium dieser Bewegung wirkte, steigt heute der Verdacht auf, dass hinter der Aktion letztlich die Bauernpartei unter Roman Abt stand. Der Bauern- und Bürgerpartei auch einen gewerblichen Flügel anzufügen und damit dem radikalen Freisinn nur noch die Arbeitnehmer zu belassen, müsste als raffinierter Schachzug des Freiämter Bauernführers bezeichnet werden.

Das Gegenüber der «Freien Presse» waren nicht mehr das eher abdämpfende «Aargauer» und «Badener Tagblatt», sondern die «Neue Aargauer Zeitung», das Sprachrohr von Nationalrat Hunziker aus Zofingen, dem Präsidenten der freisinnigen Partei; die «rosenrote Journalistik» des Herrn Allemann.[304] So wurde am 27. Januar auch in der «Freien Presse» gross herausgestrichen, dass sich der Berner Gewerbeverband mit der Bauernpartei zusammengeschlossen hätte. Am 5. Juni 1923 wurde A. F. Billo erstmals als «verantwortlich für die Redaktion» der «Freien Presse» bezeichnet; ab 13. Oktober heisst Billo Chefredakteur. Das Schriftbild der Zeitung wird leicht verändert; die Zwischentitel werden unterstrichen. Am 15. und 20. Juni werden Referate von Nationalrat Roman Abt zu Leitartikeln. 1924 nennt sich die Zeitung «Unabhängiges bürgerliches Organ», «Tageszeitung für Volkswirtschaft». Am 20. Juli 1925 endlich beendet die Zeitung das Ver-

[304] SFP, 23. Januar 1923.

steckspiel: «Allgemeine bürgerliche Tageszeitung und offizielles Organ der aargauischen Bauern- und Bürgerpartei». Redaktion: A. F. Billo; Dr. Ernst Feisst. Der letztere war Sekretär der Bauern- und Bürgerpartei und Redaktor des andern Parteiblattes, des «Aargauer Hausfreundes» in Brugg. Als Präsident der Redaktionskommission zeichnete: Dr. Roman Abt.


Schweizer Freie Presse

Allgemeine bürgerliche Tageszeitung und offizielles Organ der aargauischen Bauern- und Bürgerpartei

Anzeigeblatt der Stadt Baden

Baden, Montag, 20. Juli 1925 — 42. Jahrgang. — Nr. 166

Kopf der «Schweizer Freien Presse» vom 20. Juli 1925, damals bereits Organ der Bauern- und Bürgerpartei.

1926 war das Blatt schon so ausschliesslich auf die Bauernschaft ausgerichtet, dass am 20. Januar an der Spitze der Titelseite der Aufruf stehen konnte: «In ein Restaurant, wo das kantonale Parteiorgan nicht aufliegt, geht der Bauer nicht!» Die Adressaten prägen den Inhalt des Blattes immer ausschliesslicher. In einer Nummer finden wir neben den üblichen kurzgefassten aussen- und innenpolitischen Meldungen, folgende Leitartikel: «Der Leidensweg der Steuerveranlagens-Unterhandlungen der aargauischen Landwirtschaft»; «Schädlinge im Winterwald»; «Vogelschutz»; «Die Gesellschaft schweizerischer Landwirte»; «Käse und Kondensmilch»; «Um den Milchpreis»; «Kurse für Hausweberei»; «Musterung im Hühnerhof».

Am Ende des Jahres 1927 wurde es dann einmal klar und deutlich ausgesprochen: wegen Nationalrat Hunziker und seiner politischen Haltung hätten sich die Bauern vom Freisinn abgespalten. Dass er selbst gar ein Bündnis mit den Sozialdemokraten geplant hatte, um den bürgerlichen Bauernvertreter Studler als Regierungsrat stürzen zu können, sei entlarvend für seine Politik. «Man meint es immer nur gut mit den Bauern», titelte die «Freie Presse» bitter und versuchte damit den Aargauer Freisinn als doppelzüngig zu brandmarken.

Wie ist das Geschehen um die «Freie Presse» einzuordnen? Finden sich im Umstellungsprozess grundsätzliche Aspekte aargauischer Polit-Geschichte? Willi Gautschi schreibt in seiner Aargauer Geschichte: «Im Jahre 1912 gründeten O. Hunziker und seine engeren politischen Freunde in Aarau eine weiter Tageszeitung, die «Neue Aargauer Zeitung», die inskünftig als Organ der Radikal-demokratischen Vereinigung diente.»[305] Damit

[305] Gautschi, KA, Bd. 3, S. 88, Titel des Kapitels: Die Entfaltung politischer Parteien.

geht er von der Annahme aus, dass politischen Gruppierungen ein Presseorgan begründeten oder sich ein bestehendes zulegten. Zeigt uns aber nicht die aargauische Pressegeschichte, dass der Weg umgekehrt verläuft? «Die Botschaft» von Schleuniger schuf zuerst die Klammer um die katholische Oppositionsbewegungen und leitete damit die Parteigründung ein. Aus dem Zeitungsstreik von 1905 erstand der «Freie Aargauer», der seinerseits die Arbeitervereine und Grütlisektionen zur Sozialdemokratischen Partei des Kantons Aargau vereinigen half. 1912 besass die «Radikal-demokratische Vereinigung» schon ein Sprachrohr, die «Aargauer Nachrichten»; es war der Journalist Allemann höchst persönlich, der sich gegen die Eigenmächtigkeiten des Verlegers Keller auflehnte und sich ein neues Organ schuf. Die Gleichgesinnten scharten sich um Allemann und seine «Neue Aargauer Zeitung».

Der «unpolitische» Bauernverband um Dr. Laur in Brugg brachte nicht nur das Sekretariat, sondern ab 1901 auch die landwirtschaftlichen Fachblätter in den Aargau, in den Effingerhof. Aus dieser Presse resultierte das politische Standesbewusstsein der Bauernschaft, das sich in verschiedenen Kantonen der Schweiz nach dem Ersten Weltkrieg in Sonderorganisationen verdichtete. Die Abspaltung von der freisinnig-demokratischen Partei war im Aargau verbunden mit der Parteinahme des «Aargauischen Hausfreundes» aus dem Effingerhof für die Sezession: damit wurde sie zur ersten Zeitung der Bauernpartei im Aargau. «Durch die Erwerbung der Schweizer Freien Presse schuf sich 1924 die Partei ein eigenes Organ, dessen Namen 1938 in Aargauische Bauern- und Bürgerzeitung abgeändert wurde.» Auch diese Mitteilung verschleiert mehr den wirklichen Sachverhalt als dass sie ihn klärte. Der Verkauf der Jäger'schen Druckerei samt Verlagsrechten an Roman Abt und seine Freunde im Dezember 1922 (!) war verbunden mit dem Versuch, mit einer weiteren Spaltung des Freisinns, die Bauernpartei um einen Gewerbeflügel zu verstärken.

In einer Vorphase sollte das Blatt die Gründung einer bürgerlichen Mittelstandspartei begünstigen, die sich, gleich dem Gewerbeverband des Kantons Bern, zur «Bauern- und Gewerbepartei» vereinigen sollte. Die ehemals Jäger'sche «Freie Presse» hatte daher die Funktion eines Katalysators. Im östlichen Aargau zeigte sich die Bauernschaft als eher störrisch, da sie bei der katholisch-konservativen Partei und nicht bei den Freisinnigen zuhause war. Sollte die neue Partei gesamtaargauisch wirksam werden, so musste das Potential beim städtischen und ländlichen Handel- und Gewerbestand geholt werden, der ob der arbeiterfreundlichen Politik des Freisinns verärgert war. Seit Nationalrat Jäger sich die Feindschaft der Sozialdemokraten zugezogen hatte, das heisst seit dem Generalstreik, hatte sich die Abonnentenschaft der «Freien Presse» aus jenen Kreisen rekrutiert, die eher Freiheit vom Staate, als Freiheit durch den Staat erwarteten. Damit war der Ankauf dieses Organs eine Kriegserklärung an das «Badener Tagblatt» und das

«Aargauer Volksblatt», das erstere als gewerblich-freisinniges Blatt, das andere als Fricktaler und Freiämter Bauernzeitung. Beiden sollten Abonnenten abgejagt und gleichzeitig der neuen Wirtschaftspartei Mitglieder gewonnen werden. Da sich Dr. Bärlocher, Redaktor des «Aargauer Volksblattes», seit den Anzeichen der Gründung einer Bauernpartei unentwegt gegen Wirtschaftsparteien einsetzte und jede Aktion oder taktische Massnahme – mindestens auf «seinem Erdreich» –zu torpedieren suchte, werden seine Meldungen und Kommentare zum Gradmesser der Erregung und zum Entlarvungsinstrument für alle verdeckten Strategien des Feindes. Das katholisch-konservative Parteiorgan war auch eher gewohnt, sich ideell abzugrenzen und spiegelte besser als das Wanner'sche Tagblatt, welche Spaltpilze im «materialistischen» Freisinn wirkten, ja wirken mussten, sollte tatsächlich der Egoismus die Treibfeder des Wirtschaftens sein.

Damit war das Experiment Gewerbepartei-Tageszeitung misslungen. Roman Abt musste das Organ umpolen und in den Dienst der Bauern- und Bürgerpartei des Kantons Aargau stellen. Im Jahre 1924 wurde die «Schweizer Freie Presse» aufgrund eines Beschlusses der Delegiertenversammlung der aargauischen Partei zum offiziellen Parteiorgan erhoben. Um einen Konflikt mit dem Effingerhof zu vermeiden, galten von nun an beide Blätter als Leitzeitungen, die Tageszeitung wie der «Hausfreund». Acht Jahre später, 1933, ging das Verlagsrecht der «Schweizer Freien Presse» durch Gründung einer besonderen Verlagsgenossenschaft in den Besitz der Partei über.

Gründung der Bauernpartei und «Aargauischer Hausfreund»

1919 trat das Brugger Bezirksblatt «Hausfreund» in seinen 56. Jahrgang; es sollte in diesem folgenschweren Jahr zum kantonalen Parteiorgan werden. Damit lässt sich das Geschehen um das Werden der Bauern- und Bürgerpartei treffend in diesem Presseorgan verfolgen. Der «Aargauische Hausfreund» war schon vor der Parteigründung ein stark landwirtschaftlich ausgerichtetes Blatt. Einerseits lag das an der Leserschaft: das zweimal wöchentlich erscheinende Organ richtete sich viel eher ans Landvolk, das «Brugger Tagblatt» war vorzüglich an die Bevölkerung des Städtchens und die Nichtbauern in den Dörfern adressiert, die über die Zeit zur täglichen Lektüre verfügten. Zum andern war der Verlag Effingerhof durch die bäuerliche Fachpresse im Hause auf landwirtschaftliche Pressedienste abonniert, das Bauernsekretariat nebenan verfügte über schreibgewandte Fachleute. So fanden sich häufig Artikel agrarischen Inhalts im «Hausfreund». Und die Versammlungen der bäurischen Organisationen, des «Aargauischen Bauernbundes» oder der «Jungmannschaft der Bauern» erhielten in der Berichterstattung eine bevorzugte Stellung, zumal diese meist in Brugg abgehalten wurden.

Am 1. Februar 1919 musste daher in diesem Blatte einmal klargestellt werden, was mit der Gründung einer Bauernpartei eigentlich bezweckt sei. Der Bauernbund verfolge wirtschaftliche Tendenzen; die Bauernpartei aber sei eine politische Organisation, diesen Bestrebungen zum Durchbruch zu verhelfen.[306] Wer in diese Partei eintrete, könne nicht Mitglied einer andern Partei sein; der Angehörige der Bauernbundes aber sehr wohl. Die neue politische Organisation sei für die Vorarbeit der eidgenössischen und kantonalen Wahlen notwendig geworden, da nun der Proporz gelte. «Mitglieder der Bauernpartei, die bisher im freisinnig-demokratischen Bezirkskomitee vertreten waren, können daher die am Samstag stattfindende Sitzung nicht besuchen.»[307] Am folgenden Tage antwortete der «Hausfreund» auf die Anschuldigungen der katholisch-konservativen Bauern aus dem Fricktal, angeführt von Gerichtspräsident Fricker aus Laufenburg, die neue Bauernpartei sei eine freisinnige (gemeint: freigeistige) Organisation: Dr. Laur finde von allen Christen grösste Anerkennung. Die Vorwürfe seien daher unbegründet. Dennoch musste die gleiche Zeitung von einer Bauernversammlung in Muri berichten, die von 250 Männern besucht war und sich gegen die Gründung von Bauernparteien in den Bezirken aussprach. Dies brächte nur Nachteile für die Standesanliegen. Wenn schon, dann müssten auch katholisch-konservative Organisationen der Bauernschaft geschaffen werden.[308]

Am 28. März 1919 beschloss die Bauern- und Bürgerpartei, den «Hausfreund» zum Parteiblatt zu erklären und schon am 2. April prangte als Untertitel «Offizielles Organ der Bauernpartei des Bezirks Brugg» auf der Frontseite. Erst am 4. Juni erfolgte dann im Artikel «Ein eigenes Presseorgan» eine Art Aktionsprogramm. Der «Hausfreund» wünsche in Zukunft über die Tätigkeit bäuerlicher Organisationen in den Gemeinden zu berichten. Dabei sei auch «Kritik am eigenen Holz» – wenn nötig – willkommen. Man stemme sich sowohl gegen Vetternwirtschaft als auch gegen das Heranwachsen von Autokraten. Nicht die Ich-Meinung, sondern die Wir-Meinung sei gefragt. Bei der Bildung würde vorzüglich die Entwicklung des Fachschulwesens verfolgt. Seit der Umpolung des «Hausfreundes» zum Parteiorgan zeichnete die Redaktionskommission für den Inhalt verantwortlich. Die Namen der Mitglieder blieben geheim. Die Vermutung liegt nahe, dass Dr. Laur und Fritz Zaugg, Brugg, vielleicht auch Friedrich Vonäsch, Oftringen, diesem Gremium angehörten, nicht aber Dr. Roman Abt, der damals andere Ziele verfolgte. Dr. Laur, als Sekretär der Bauern aller Parteischattierungen, wollte sicher nicht in den Vordergrund treten. Zudem bekannte das Blatt selber: «Das Eigentum des Blattes verbleibt aber beim Verlag Effingerhof.» Daher sei in der Redaktionskommission sowohl

306 Gleiche Thematik auch: «Hausfreund», 22. März 1919 «Aarg. Bauernbund und Bauernpartei».
307 Hausfreund, 1. Februar 1919.
308 Hausfreund, 29. März 1919.

die Bauernpartei als auch der Verlag vertreten. Hierin dürfte der Grund liegen, dass die personelle Zusammensetzung der Redaktion verschwiegen wurde.

«Zur Frage der Gründung einer aargauischen politischen Bauernpartei» äusserte sich Dr. Roman Abt im «Hausfreund» und zwar im negativen Sinne. Dies kann nicht verwundern, da er damals Präsident der freisinnigen Partei des Bezirks Muri war und gleichzeitig Mitglied des grossen Vorstandes des Aargauer Bauernbundes.[309] Seine Meinung: Die Gründung einer kantonalen Bauernpartei sei derzeit unmöglich; nur in den fünf reformierten Bezirken mache der Alleingang Sinn. Eine allgemeine Trennung der Bauern von den alten Parteien sei nicht zum Nutzen der Bauern. Besser wäre, wenn man in allen Bezirken Garantien für die bäuerlichen Anliegen bei der freisinnigen Partei erwirken könnte.[310] Diese reservierte Haltung Abts löste eine Kontroverse aus: Fritz Zaugg, Landwirtschaftslehrer, Brugg, versuchte in zwei sachlich gehaltenen Beiträgen Abt umzustimmen, während Friedrich Vonäsch von Oftringen, angeblich Schuldenbauer, mit schwerem Geschütz dem Herrenbauer Abt entgegentrat und dessen akademische Ausbildung anprangerte. Abt spielte im «Hausfreund» – auch wenn seine Reaktion durchaus auch sachliche Elemente enthielt – den Elefanten im Porzellanladen. Der Ausdruck freisinnig sei überlebt. Was heute Not tue, sei eine bürgerliche Fortschrittspartei gegenüber der Sozialdemokratie: also Zusammenschluss, nicht Trennung. Und an die Adresse Vonäschs: «Solange indessen solche Querköpfe im Organ der Bauernpartei des Bezirks Brugg das grosse Wort führen, muss ich auf weitere Mitarbeit verzichten.»[311]

Die Idee von der gemeinsamen Front gegenüber den Roten muss vor dem Hintergrund der Regierungswahlen gesehen werden: Lehrer Killer (soz.) wurde kurz vorher als Kampfkandidat dem Bauernvertreter Studler entgegengestellt, was den «Hausfreund» zum Aufruf «Die Revolution oder der Aufbau?» veranlasst hatte. «Die Sozialdemokraten empfehlen den Generalstreikführer Killer. Sie erklären aber, dass er nicht aufbauen und versöhnen dürfe, sondern dass er die aargauische Jugend zur sozialistischen Revolution vorbereiten müsse.»[312] Fritz Zaugg versuchte, Abt einen Schritt entgegenzukommen, immerhin standen die Nationalratswahlen vor der Türe. Zuerst sollte eine aargauische Bauernpartei geschaffen werden, dann erst, als Dachverband, eine bürgerliche Vereinigung, um den Kampf gegen die Linken zu gewinnen. Sozialdemokraten gäbe es zurzeit sowieso keine mehr.

---

309 Hausfreund, 27. August 1919.
310 Hausfreund, 13. August 1919.
311 Hausfreund, 23. August 1919.
312 Hausfreund, 5. Juli 1919.

Die volle Bauernliste erbrachte im November drei Gewählte; einer davon war Roman Abt. Die Freisinnigen würden sich nun gegenseitig Parteiverrat vorwerfen, kommentierte der «Hausfreund» die Erfolgsnachricht. Eigentlich müsste nun eine kantonale «Bauern-und Gewerbepartei» gegründet werden. Das Gewerbe hätte mit der Wegwahl ihres Vertreters, Dr. Ursprung, Laufenburg, beim Freisinn nur Misserfolg erfahren. Mit der Wahl Dr. Königs vom Bauernsekretariat Brugg durch die Berner BGB in den Nationalrat, sei die Vertretung der aargauischen Bauern noch zusätzlich verstärkt worden. Tatsächlich trat König sowohl als Schreiber beim «Hausfreund» als auch als Referent bei den aargauischen Bezirkssektionen auf. Die Frage «Und nun» im Parteiorgan der Brugger Bauern erheischte nach solch glänzendem Start nur eine Antwort: die Gründung einer Kantonalpartei[313] mit Namen «Bauern- und Bürgerpartei».

In den folgenden Jahren zeichnete Dr. Ernst Feisst, Sekretär der neuen Partei als Redaktor des «Hausfreundes», immer noch im Namen der Redaktionskommission. Bis 1925, das heisst bis zur Ernennung der Tageszeitung «Schweizer Freie Presse» als offizielles Organ der Kantonalpartei, sprengte der «Hausfreund» immer mehr die Grenzen des Bezirksorgans und übernahm vorübergehend die Funktion des kantonalparteilichen Informationsblattes. Selbst neben der kostspieligeren Tageszeitung hielt das bescheidenere Organ auch nach 1925 einen beachtlichen Einfluss. 1930 verzeichnete es eine Auflage von 7000 Exemplaren.[314] In der Diskussion der Krisenjahre vertrat der «Hausfreund» die bäurische Preispolitik gegenüber den Forderungen von Gewerkschaften und Sozialdemokraten nach billigeren Grundnahrungsmitteln. Im Gleichschritt mit diesem Ringen wurde immer wieder der Arbeitstag von Bauer und Bäuerin mit dem des Fabrikarbeiters verglichen. Den Höhepunkt erreichte dieser Streit mit der eidgenössischen Volksabstimmung über die Aufhebung des Achtstundentages im Februar 1924. Die Bauern im Aargau hatten die Ja-Parole beschlossen; die Vorlage wurde in der Referendumsabstimmung sowohl im Kanton als auch in der Eidgenossenschaft klar verworfen. Der «Hausfreund» glaubte in der Niederlage das Ende der Arbeitssamkeit in der Schweiz zu erkennen. So entwickelten sich zwischen Bauern und Arbeitern, neben den ideologischen Differrenzen, immer deutlicher die gegensätzlichen wirtschaftlichen Interessen. Unter dem Titel «Ein historischer Tag» feierte die bäuerliche Presse die von Dr. Laur gegründete «Grüne Internationale» als Institution gegen Preiszerfall und mörderische Konkurrenz.[315] Arthur Schmid blieb im «Freien Aargauer» die Antwort nicht schuldig. Nun seien die einstigen Patrioten (Landesstreik!) aus dem hehren Bauernstande selber zu «vaterlandslosen Gesellen» geworden. Brugg fand den Vergleich plump und ver-

[313] Hausfreund, 5. November 1919.
[314] Hausfreund, 10. Dezember 1930.
[315] Hausfreund, 4. Oktober 1924.

suchte zu beweisen, dass nur die Zielsetzung über die Qualität internationaler Zusammenarbeit entscheide.[316]

Neben der Front Grün-Rot musste journalistisch auch weiterhin mit den Spannungen zwischen Grün und Schwarz gerechnet werden. Vor allem die katholischen Freiämter Landwirte durften sich über ihre wirtschaftlichen Interessen nicht in die Bauernpartei verirren. Roman Abt, der wortgewandte Bauernführer aus Bünzen, musste neutralisiert werden. Nationalrat Nietlisbach (kk) bemühte sich daher, die katholischen Bauern in einem separaten Verband zusammenzuschliessen. «Gratulation!» höhnte der «Hausfreund», der katholisch-konservative Politiker tue dies nur, «weil er muss». Ansonsten würden sich seine Schäfchen allesamt in die Bauern- und Bürgerpartei abmelden.

Die «Schweizer Freie Presse» als Bauernzeitung

Das Konsortium unter Roman Abt und Dr. med. H. Sigrist übertrug Adolf Häfliger die technische und kaufmännische Leitung des Betriebes, A. F. Billo die Redaktion. Die «unabhängige Tageszeitung», das «bürgerliche Organ für Volkswirtschaft» und «Anzeigenblatt der Stadt Baden» versuchte einerseits die Kontinuität der Jäger-Presse zu markieren, indem es mit Vorliebe auf dessen rhetorischen und literarischen Arbeiten und seine heroische Kampfzeit verwies, andererseits betätigten sich die beiden neuen Leitfiguren eifrig als Artikelschreiber und versuchten damit ihre politische Position zu stärken.

1925 waren die Wunden der Parteispaltung und die Abwendung von Dr. Abt von der freisinnigen Partei noch keineswegs vernarbt, Anwürfe des freisinnigen Parteisekretärs und des Präsidenten Oberst Bruggisser in der parteinahen Presse gegenüber Abt wollte dieser nicht mehr auf sich sitzen lassen und verlangte, dass das «Aargauer Tagblatt» seine Erwiderung abdrucke. Als dies abgelehnt wurde, drohte Abt mit der Umwandlung der «Schweizer Freien Presse» in ein Tagblatt der aaargauischen Bauern- und Bürgerpartei. Am 30. Juni 1925 bewies eine Einladung in der «Freien Presse» zur Sitzung des Vorstandes der Grossratsfraktion, «Traktandum 1: Tagespresse», dass die Drohung wahr gemacht werden sollte. Am 4. Juni 1925, das heisst nach dem Beschluss, beschwichtigte Redaktor Billo in einer persönlichen Adresse die Leserschaft, dass die «Schweizer Freie Presse» bleibt was sie ist, in Kopf und Herz, auch wenn sie nun das kantonale Organ der Bauern- und Bürgerpartei werden sollte. «Der Kurs bleibt der alte, Sie können versichert sein.»[317] Offenbar fürchtete er eine Abwanderung der

[316] Hausfreund, 15. Oktober 1924.
[317] SFP, 4. Juli 1925.

bürgerlichen Abonnenten aus dem nichtbäuerlichen Mittelstande, die vorher speziell angesprochen worden waren. Am 20. Juli 1925 erschien erstmals der Untertitel: «Organ der aargauischen Bauern- und Bürgerpartei». Zur Redaktion von A. F. Billo gesellte sich Dr. Ernst Feisst, zugleich Redaktor des «Hausfreundes». Damit wurde indirekt dokumentiert, dass der «Hausfreund» nun zur verkürzten Ausgabe der «Freien Presse» mutierte und mindestens in der politischen Haltung, als eigenständiges bäuerliches Organ bis 1937 für unsere Betrachtung hinfällig wird.

Für die katholisch-konservative Presse war das neue Konzept ein gefundenes Fressen. Endlich herrscht Klarheit, kommentierte das «Aargauer Volksblatt». Mit Dr. Abt an der Spitze der Redaktionskommission nehme das Blatt Abschied von jeder Neutralität. Der katholische Bauernbund werde in ablehnendem Sinne von dieser Tatsache Notiz nehmen. Die «Neue Aargauer Zeitung» spreche einerseits von einem neuen Blatt, anderseits beklage sie die Tatsache, dass seit dem Ankauf des Jäger-Blattes der Einfluss von Brugg dauernd stärker geworden sei. Mit der offenen Firma müssten sich die Verwaltungsräte aus dem freisinnigen Lager nun entscheiden. Gleicher Meinung sei auch die «Neue Zürcher Zeitung». Redaktor Feisst hatte diese Reaktionen in der Übersicht «Hieblein und Stichlein» selber zusammenfassend publiziert.[318] Später, bei den Grossratswahlen 1929, wird man seitens des «Aargauer Volksblattes» gar von den «Herrgotts-Verrätern» der Bauernpartei sprechen und damit einmal mehr den Freigeist von Dr. Abt anprangern.

Tatsächlich wandelte sich der Inhalt der Tageszeitung beträchtlich. Nicht nur «s'Buureblättli», die landwirtschaftliche Rubrik, bescheinigte die neuen Adressaten, sondern auch die Auswahl der Leitartikel und die häufigen agrarischen Nachrichten aus andern Staaten. Dazu gesellte sich die Parteichronik; sie nötigte dem Mitglied die Tageszeitung auf, weil ihm sonst die Interna entgingen. Wie einst der «Freie Aargauer» dem Arbeiter, musste nun die «Freie Presse» dem Bauern zum ausreichenden, einzigen Informationsorgan werden. Der Blick ins standesfremde Blatt sollte zur Ausnahme werden. Es tue gut, wenn der Arbeiter gelegentlich mal den «Hausfreund» lese, er mache dasselbe mit dem «Freien Aargauer», meinte Redaktor Feisst, und bekannte in contrario, dass das dauernde Blinzeln in neutrale oder andere Zeitungen dem engagierten Bürger schade.[319]

In der Phase der Nationalratswahlen, im Oktober/November 1925, wurde diese Ausschliesslichkeit zum Muss. Der Kampf gegen die Linken war rein auf die Bauern bezogen. Eine Sonderseite «Des Bauers Leit- und Kampfblatt» reichte bis zum soziologisch-politischen Narzissmus, dem völkische Theorien zu Gevatter standen. In «Grundsätzliches» stärkte Dr.

[318] SFP, 28. Juli 1925.
[319] Hausfreund, 10. Dezember 1930.

Laur das Selbstbewusstsein der Bauernsame mit der Theorie, dass «gesunde Menschen, neues Blut», das nach den Städten fliesst, die Schweiz vor dem bösen Geist des Internationalismus bewahre und dem Landvolk daher besondere Verantwortung für die politische Zukunft der Heimat übertrage.

Das bereits eingeführte Blatt lieferte immer am Mittwoch vier Seiten zusätzliche Informationen, «um der Bauern- und Bürgerpartei speziell zu dienen».[320] E. Haggenmacher löste Adolf Häfliger in der technischen und kaufmännischen Leitung des Zeitungsunternehmens ab und wurde bis zum 22. Juni 1929 als solcher im Impressum erwähnt. Er liess sich auf den 1. Juli durch E. Schmid ersetzen. Am 30. April 1930 wechselte Dr. Feisst seinen Posten, um eine Stelle in Bundesbern anzutreten, nachdem er erst kürzlich, nämlich am 8. April, in den aargauischen Grossen Rat gewählt worden war. Nationalrat Jakob Baumann, geschäftsführender Präsident, übernahm vorübergehend alle Funktionen, das heisst die Redaktionen des «Hausfreundes» und der «Freien Presse» samt dem Parteisekretariat.

Was dem «Freien Aargauer» gelungen war, nämlich als Inserationsorgan den parteilichen Rahmen zu sprengen, wollte dem Blatt der Bauernpartei einfach nicht gelingen. Schon Ernst Feisst beklagte sich am 4. Januar 1930, dass die Konkurrenz der farblosen Anzeigenpresse der engagierten Zeitung zu schaffen mache. «Wie bei solchen Bemühungen um die Ausdehnung des Wirkungsfeldes eines Blattes vorzugehen ist, haben die grossangelegten Werbeaktionen für die sozialistische Presse gezeigt. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben.»[321] Redaktor Billo suchte, vor allem in der Weihnachtszeit, seiner «Freien Presse» Anzeichen zu akquirieren, indem er als Fridolin eine journalistische Beizentour durch Baden und Umgebung machte, wobei er alle Schaufenster am Wege und die besuchten Wirtschaften lobend beschrieb, sofern sie auf der grünumrandeten Sonderseite ein Inserat einrücken liessen. Mit diesem Trick wurde im Dezember seit 1925, ab 1930 gar in grösserem Rahmen, zuletzt den ganzen Aargau bestreichend, am Schlusse des Jahres die Rechnung der Tageszeitung aufgebessert. Dass das Verlagsrecht 1933 durch Gründung einer besonderen Verlagsgenossenschaft in den Besitz der Partei überging, spricht nicht unbedingt für das wirtschaftliche Florieren des Unternehmens. Kurz vorher wurde auch die Druckerei gewechselt.

Der Verleger und Redaktor des «Wynentaler-Blattes», August Baumann, selber Mitbegründer der Bauern- und Bürgerpartei und daher ein unverdächtiger Zeuge, machte in seinem Blatt am 23. Januar 1932 einige treffende Bemerkungen zur Rationalisierung des bäuerlichen Hauptorgans. Er bezweifelte offen, dass das «Defizitblatt» mit dem Umzug nach Brugg in die schwarzen Zahlen aufrücken könnte. Das Konsortium, das aus der

---

[320] SFP, 16. November 1925.
[321] Hausfreund, 4. Janujar 1930.

«Schweizer Freien Presse» ein «Organ der vaterländischen Vereinigung machen wollte», hätte «in der Organisation böse Fehler gemacht». «Es ist auch für einen alleswissenden Rechtsanwalt nicht leicht, einen heruntergekommenen Zeitungsbetrieb auf die Höhe zu bringen.» Seit diesem Seitenhieb auf Nationalrat Roman Abt machte er deutlich, dass die Ernennung dieser Zeitung als Hauptorgan der Partei eigentlich nur eine Rettungsaktion für die damals Beteiligten war. Dass zu diesen finanziellen Trägern bis 1932 immer noch Minister M. Jäger aus Wien, der Sohn des einstigen Stadtammans gehört hatte, überrascht, wirkt aber nicht unglaubwürdig.

Am 1. Februar 1932 erschien die «Freien Presse» erstmals im Effingerhof in Brugg. Da A. F. Billo mit dem Umzug nach Brugg der Redaktion nur noch nebenamtlich angehörte,[322] musste Jakob Baumann wiederum die Hauptarbeit leisten. Ab 1. November 1933 wurde Billo offiziell von der Redaktion verabschiedet. Er versuchte am Schlusse seines vollamtlichen Wirkens 1932 noch eine Art 50-Jahr-Jubiläum der «Schweizer Freien Presse» zu inszenieren, das 1933 fällig geworden wäre. Denn er war als Erbmasse aus der Jäger-Zeit übernommen worden, und er allein vermochte die jetzige Parteizeitung an das frühere demokratische Kampfblatt anzubinden und dadurch eine fiktive Einheit herzustellen. Wie immer zu feierlichen Anlässen verfasste Billo für das Geburtstagskind ein Gedicht. Dann kramte er in Erinnerungen. «Der Schreiber dieser Zeilen, der schon als Pennäler mit Stadtammann Jäger kämpfte, seit 1898 sein Mitarbeiter an der Freien Presse war, auch wenn man später etwa verschiedener Meinung war – die Zeiten haben so viel Grundsätzliches verflachen und versanden lassen. Die Freundschaft aus alten Kampftagen blieb doch lebendig.» Als einem eigenwilligen Kopf liess man ihn elf Jahre im Dienste des neuen Arbeitgebers weitgehend gewähren: er tat seine Pflicht gegenüber der Bauern- und Bürgerpartei, gehörte aber zum Stammtisch der Schlossberg-Runde auf der so genannten Kälberterrasse, verkehrte also bei der freisinnigen Badener Prominenz. Daher stand ein Umzug nach Brugg für ihn auch nie zur Diskussion. Ohne dass das je bemerkt worden wäre, lieferte er unter dem Namen «Quadrutter» Otto Wanner (sen.) seine humoristischen «Berichte des Turmwächters» zuhanden des «Badener Tagblattes» ab.

Mit dem 16. Novernber 1933 trat Fürsprech J. Böschenstein neben Nationalrat Jakob Baumann in die Redaktion ein, ein Mann der später einmal der journalistischen Prominenz zugerechnet werden wird. Seine Tätigkeit in Brugg dauerte bis 1936. In seine Amtszeit fiel die unheilvolle Zerrissenheit der Bauernpartei nach der Abspaltung der Jungbauern. Während in früheren Jahren noch wohlwollende Reportagen über die von Dr. Hans Müller, Grosshöchstetten, durchgeführten Bauernheimatwochen in der aargauischen Bauernpresse standen, die angeblich von 200–300 Teilneh-

[322] SFP, 1. November 1933.

mern besucht wurden,[323] folgten 1934 die ersten bitterbösen Kommentare zur Abspaltung des «Möschberger Schulmeisters» und dessen aargauischen Anhängerschaft. 1935 war ein Nationalrats-Wahljahr und der «Führer der Jungbauernbewegung» wurde des Wortbruches bezichtigt. Nicht nur im Aargau, sondern auch in Zürich, Bern und Thurgau kamen keine Listenverbindungen zustande, und dies führte zur endgültigen Trennung.

Eine «Verirrung und Verwirrung» griff um sich: Karl Steiner, Oberkulm, wurde verdächtigt, ein Müllerianer zu sein. Als Präsident der Jungbauern der aargauischen Bauern- und Bürgerpartei bekannte er sich aber treu zur Altpartei. Die Tendenz im Bezirk Kulm, die mindestens in Ansätzen vom «Wynentaler Blatt» mitgetragen wurde, mag an diesem Gerücht mitschuldig gewesen sein. Die Natonalratswahlen wurden «ein Unglückstag für die schweizerische Bauernpolitik».[324] Im Aargau wurde Nationalrat Richard Zschokke, Gontenschwil, vom Jungbauern Jakob Steiner, Reitnau, verdrängt. Im Artikel «Das Scherbengericht dauert weiter» bezichtigte Nationalrat Jakob Baumann den «Wynentaler», im wichtigsten Moment im «Müller'schen Fahrwasser» gesegelt zu sein und sich den Möschbergern immer zuvorkommend erwiesen zu haben. Nun die aggressive Haltung von Brugg als Grund für Zschokkes Wegwahl zu bezeichnen, sei unfair; andernorts sei auch keine Listenverbindung zustandegekommen. Vier Jahre später stand der «Wynentaler» und sein Verleger wiederum auf der Anklagebank. Er hatte Inserate «unserer grössten Feinde, der Jungbauern», aufgenommen, in der zum Streichen von Roman Abt aufgefordert worden war. Dann solle halt der Verleger seinen Zeitungskopf zeitgemäss anpassen.

Den Rückschritt auf zwei Mandate konnte die Aargauer Bauernpartei nicht verschmerzen. Unentwegt polterte ihre Presse gegen den Führer der Jungbauern und setzten nun, nach 1933, diesen Ausdruck immer in Anführungszeichen, obwohl es vorher gang und gebe war, von «Bauernführern» zu schreiben und zu sprechen. Aber mit der Anprangerung des autoritären Stiles, vermochte man die Müllerianer in die Nähe der Fronten zu rücken und damit in Misskredit zu bringen. Ansonsten lastete man ihnen eher ihre Nähe zu den Sozialdemokraten an, weil sie sich der so genannten Richtlinienbewegung angeschlossen hatten. «In Angst und Sorge um Sessel und Ämtlein» hätten sich die Altbauern aller Kantone zur «Schweizerischen Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei» zusammengeschlossen. So überschreibt das «Möschberger Diktatörlein» einen Artikel über seine einstige Partei. In Wahrheit machte er deswegen eine eigene Liste, weil er seinen Nationalratssitz wanken sah. Nun klopfe derselbige Sprüche dieser Art. Und im gleichen hämischen Tone ging es weiter, fast täglich, unermüdlich, immer wieder die Jungbauern als Bolschewisten, «nach links Abgedriftete»

---

[323] SFP, 3. Januar 1935.
[324] Z. B. SFP, Neujahr 1929, Hausfreund, 4. Januar 1930, usw.

und als «rosarote» Bauern bezichtigend. Vor lauter hautnahen Feinden vergass die altbäuerliche Presse fast den Kampf gegen die Linksparteien, der ihnen vorher so wichtig war. Nur die Migros-Partei des «Kapitalisten» Duttweilers brach ab 1935 in die aargauische Politik ein und rückte vorübergehend die Jungbauern etwas aus der Schusslinie. Ansonsten konnte Dr. Müller in seiner Hauszeitung keinen «Pips» machen, ohne dass dies nicht von der «Freien Presse» kommentiert worden wäre. Obwohl die Möschberger im Aargau kein eigenes Presseorgan besassen, war der «Schweizer Jungbauer» über die Blätter der Altbauern allgegenwärtig. Die Müllerianer hätten es diesen verdanken müssen,

Mit dem Jahresbeginn 1937 wehte im Parteisekretariat ein neuer Wind. Der junge Agraringenieur Hans Strahm übernahm aus den Händen von Nationalrat Jakob Baumann alle Verpflichtungen, die einstens Dr. Feisst im Vollamt besorgt hatte. Dabei wurde pressemässig gleich zu Anfang eine Bereinigung durchgeführt. «Der Aargauer Hausfreund wird nun seine eigenen Wege gehen und nicht mehr als Organ der Aarg. Bauern- und Bürgerpartei herausgegeben werden.» «Die Doppelspurigkeit ist beseitigt, die Reihen sind enger geschlossen worden.»[325] Aber nicht nur der «Hausfreund»-Vertrag wurde gekündigt, auch die «Schweizer Freie Presse» verschob ihren Standort wieder nach Baden und wurde nun bei Boner u. Co gedruckt. Die wichtigste Neuerung aber bildete die Umstellung von der Tageszeitung zum dreimaligen Erscheinen. Strahm behauptete, dass der Bauer keine Tageszeitung wünsche, weil ihm die Zeit zum Lesen mangle. Ausserdem wäre das Blatt zu teuer. Mit zwölf statt zwanzig Franken könne man diesen Wünschen entsprechen.

Aber die «Möschberger» blieben – neben dem Landesring – auch der neuen Redaktion der dauernde Seitenfüller, selbst als das Blatt nur noch für Dienstag, Donnerstag und Samstag zu präparieren war. Die Grossratswahlen im Frühjahr 1937 sorgten für entsprechende Animosität. Selbst ein Wortwechsel zwischen den Nationalräten Roman Abt und Hans Müller im Berner Ratssaal, eine eigentliche Anöderei, wurde in extenso aus dem Protokoll abgedruckt. Die altbäuerliche Presse sorgte laufend dafür, dass die Jungbauern-Bewegung nicht in Vergessenheit geriet. Abt behauptete an einer Delegiertenversammlung, dass die «Volksfront» der Richtlinienbewegung, einbezüglich die Jungbauern, den grössten Schaden für die bäuerliche Sache erbracht hätte. Seit die Jungbauern mit den Sozialisten und Kommunisten stimmten, glaube man im Volk nicht mehr an die staatserhaltende Kraft des Bauerntums. «Die Möschberger Hetzzentrale»[326] verbreite «Dr. Müllers Totengräberarbeit am Bauernstand».

---

[325] SFP, 2. Januar 1937.
[326] SFP, 8. September 1938.

Am 15. November 1938 musste der Titel «Schweizer Freie Presse« sterben. Neu nannte sich das dreimal wöchentlich erscheinende Blatt «Aargauische Bauern- und Bürgerzeitung«. Redaktor Strahm hielt anlässlich dieser Änderung zuerst einmal Rückschau und fand dabei Gelegenheit zu betonen, dass die Zeitung in den Händen der Partei sei. «Es schien uns notwendig zu sein, diese Tatsache festzunageln, da von gewissen Kreisen immer und immer wieder andere, wahrheitswidrige Behauptungen aufgestellt werden.» Ob hier auf Dr. Abt als Eigentümer angespielt wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Der neue Titel, angeblich auf vielfaches Begehren nun gesetzt, dürfte das Hauptanliegen des Blattes, die innerparteiliche Betreuung, im Auge gehabt haben. Nachdem zwei Bauernparteien bestanden, war die klare Etikettierung fast zwingend. Gleichzeitig war mit dem neuen Namen und der dürftigeren Erscheinungsweise jede Chance zur Entgrenzung genommen. Die Auflage wird in Zukunft mit der Mehrung oder Minderung der Parteimitglieder ziemlich genau Schritt halten. Eine gefährliche, wenig zukunftsträchtige Richtung wurde damit eingeschlagen.

Die Bauernpartei-Presse und Nazideutschland

Die junge Partei hatte vorerst andere Sorgen, als sich mit dem Parteiprogramm einer unbedeutenden deutschen Extremistenpartei zu beschäftigen. In der Frühzeit von Parteisekretär und Redaktor Dr. Feisst aber fiel ein kleiner Zwischenfall, der vielerorts Kommentare – und damit Bekenntnisse – hervorrief, die den Nachgeborenen zu denken geben. Ein deutscher Jude und ein Schweizer, angetan mit Hakenkreuz-Abzeichen im Revers, begegneten sich 1924 in der Kanzlei des Berner Stadttheaters. Eine Bemerkung des Deutschen zu dieser Brosche führte zu einem Wortwechsel und schliesslich zu einer Schlägerei. Die Redaktion lehnte sich nun dagegen auf, «wie sich gewisse Ausländer, namentlich internationale Juden, in unserem Lande aufführen, dessen Gastrecht sie in Anspruch nehmen.» Ihr rüpelhaftes Benehmen sei der Grund, dass sich Schweizer offen als Feinde ausländischer und jüdischer Anmassungen bezeichneten, fand die Redaktion.[327] Die Judendiskriminierung war seit 24. Februar 1920, dem Erlass des 25-Punkte Programmes der NSDAP, Allgemeinwissen; man hätte sich eine verständigere Reaktion des patriotischen Schreibers vorstellen können.[328] Bemerkungen zum Hitler-Ludendorff-Prozess im April gleichen Jahres, das heisst nach dem misslungenen Putsch, lassen uns noch einmal stutzen. Dieses Verfahren sei doch ein «Operettenprozess», eine eigentliche Verhöhnung des Rechtes. «Man hätte doch den Mut haben sollen, um einfach zu erklären:

[327] Hausfreund, 16. Januar 1924.
[328] Immerhin war er später schweizerischer Minister.

Wir strafen diese Leute nicht, sie haben nach unsern – deutschen – Begriffen, vaterländisch gehandelt!»[329] Als die NSDAP-Fraktion im Reichstag beantragte, die Juden unter Sonderrecht zu stellen und nach 1914 Eingewanderte auszuweisen, da versah die Redaktion die Nachricht mit einem Ausrufezeichen[330] und liess uns Heutige noch einmal im Dunkeln, wie dieser Kommentar zu verstehen sei. Bedenklicher erwies sich ein «Offener Brief» im Jahre 1929, adressiert an Prof. Laur, der stolz ins Parteiblatt eingerückt wurde. Ein in der Schweiz aufgewachsener, aber in Italien lebender Faschist bekennt sich als Bewunderer des Bauernführers, weil sein Urteil über die Werke des Faschismus in Italien, vor allem im Bereiche der Landwirtschaft, so sachlich und positiv seien. Dessen Haltung steche wohltuend vom Antifaschismus in schweizerischen Blättern ab.[331] Auch dieses Lob könnte man dem Bauernblatt noch verzeihen, galt es doch, mit allen nur erdenklichen Mitteln, das Standesbewusstsein der Bauern zu stärken, diese Berufsgruppe als Nährstand zu adeln. Aufschlussreicher erwies sich eine Kritik des «Hausfreundes» zum Streitgespräch Sozialisten-Kommunisten in Aarau[332] an die Adresse des «Freien Aargauers» und dessen Redaktion. Die Sprache dieser Zeitung gegenüber dem Faschismus sei unerhört, angesichts der Tatsache, dass kein Cent für die Landesverteidigung ausgegeben werden soll. «Den mächtigen Nachbarn mit der Faust an die Nase zwicken», heisse man solch frevles Tun.

In der «Freien Presse» druckte die Redaktion (wahrscheinlich Böschenstein) eine «wissenschaftliche Abklärung» unter dem Titel «Die Rassen der Schweiz» ab, in dem der damals gepflegten Lehre entgegen getreten und arisch als rein linguistischer Begriff definiert wurde. Die Schlussfolgerung: Kein Staat beherbergt eine reine Rasse.[333] Damit setzte sich die bäuerliche Parteipresse zwar ideell von den Anliegen der Herrschenden im Dritten Reich ab, stützte damit das helvetische Selbstverständnis, das keinen völkischen Nationalismus ertrug, aber versuchte auch, die Kreise der NSDAP nicht unnötig zu stören. Diese wenig heldenhafte Haltung, verbunden mit einem guten Stück sacro egoismo, zeigte sich in der Folge in allen Äusserungen zur Judenfrage. Und der sozialdemokratischen Presse ins Stammbuch: «Wir haben uns nicht in ausländische Angelegenheiten einzumischen, wir verbitten uns aber auch irgendwelche Einmischung des Auslandes in unsere schweizerischen Händel.» Der Bundesrat wurde für seine Pressepolitik gelobt, samt dem Verbot gefährlicher Auslandzeitungen, so «dass unser Schweizerhaus rein gehalten wird von jeglichem Kot, brauner, schwarzer oder roter Provenienz!» Als im nördlichen Nachbarland Massenverhaftun-

[329] Hausfreund, 9. April 1924.
[330] Hausfreund, 31. Mai 1924.
[331] Hausfreund, 16. Februar 1929.
[332] 1930, in der Kettenbrücke in Aarau.
[333] SFP, 5. Januar 1935.

gen von Juden erfolgten und diese von den Hochschulen verbannt wurden, da überdeckte das Gedenken an den schweizerischen November 1918, «der revolutionären Aktion mit dem Ziel, das bürgerliche Regime auf die Knie zu zwingen», alle übrigen Ereignisse. Es war wichtiger, den Roten zuzurufen, so sei es in Wirklichkeit gewesen, und «alles andere ist Geschichtsverfälschung»,[334] als die Braunen an die Menschenrechte zu gemahnen.

«Gibt es für die Schweiz ein Judenproblem?» fragte die «Bauern- und Bürgerzeitung» auf der Frontseite. Die Zuwanderung sei keine Frage der Zahl, sondern berühre sonstwie unsere Existenz. Einmal, dass viele in «übersättigten Berufen» tätig seien, dann aber wären sie insofern ein Fremdkörper, als sie «keine Verpflichtung zum Volksganzen verspüren».[335] 1939 wurde man massiv deutlicher: «Die Schweiz den Schweizern. Gedanken zur Überfremdung der Schweiz.» Hier wurde sowohl die wirtschaftliche Gefahr als auch die Einbürgerungspraxis in die Überlegungen einbezogen. Die Judenfrage sei «in der Schweiz kein Rassen-, sondern ein Qualitätsproblem. Jedes Volk kann einen gewissen Prozentsatz Juden verdauen, aber die Kapazität der Schweiz dürfte heute, vor allen in den kaufmännischen Berufen, erschöpft sein, ganz abgesehen vom Zustrom von Emigranten. Diese Auffassung wird sich übrigens weitgehend mit den Wünschen der schweizerischen Judenschaft decken.»[336]

Genauso wie die Judenfrage als innerdeutsche Angelegenheit abgehakt wurde, versuchte die «Bauern- und Bürgerzeitung» auch den Führerstaat als ausländische Sonderheit abzutun. Die Staatsform der Demokratie sei kein Exportartikel. «In andern Staaten ist Demokratie nur eine Verfassungsfrage und nicht ein Lebensgefühl.» Damit wird klar, dass eine Weimarer Republik nur bedingt etwas Schützenswertes darstellt. «Wir bekämpfen daher den Geist der Diktatur und des Terrors nicht bei andern Völkern, wohl aber bei uns.»[337] Diese Haltung veranlasste die Redaktion, die Pressefreiheit in der Schweiz entsprechend der Bedrohung von aussen zu relativieren. Am deutlichsten sprach sich Roman Abt immer wieder in diesem Sinne aus, im Nationalrat wie in der «Bauern-und Bürgerzeitung». Die Beleidigungen gegenüber fremden Staatsoberhäuptern, wie sie von Arthur Schmid laufend praktiziert würden, könnten der Schweiz nur zum Schaden gereichen. Die Linkspresse vertrete hierzulande etwa den Standpunkt: «Mag auch die Schweiz zugrunde gehen, wenn nur die Pressefreiheit gerettet wird!» Die Folgen für den Kleinstaat seien absehbar. «Mich plagt aber eine solche Möglichkeit der Demütigung unseres Landes und ich möchte sie unter allen Umständen vermeiden.»[338]

---

[334] Bauern- und Bürgerzeitung (BBZ), 17. November 1938.
[335] BBZ, 1. Dezember 1938.
[336] BBZ, 21. Januar 1939.
[337] BBZ, 21. Januar 1939.
[338] BBZ, 1. Juli 1939.

Mit gleichem Geschütz fuhr Abt auch gegen Dr. Oeri auf und wetterte in der Bundesversammlung Richtung Pressetribüne gewandt, dass seine Äusserungen verfälschend gekürzt würden, während Oeris Meinung «in epischer Breite» zur Darstellung komme. In den Tagen vor Kriegsausbruch folgten sich Schlag auf Schlag Artikel «im Namen der Pressefreiheit».[339] Ein Aufsatz des jüdischen Schriftstellers Max Nordan aus dem Jahre 1883 über Volksverhetzung wurde von der «Bauern- und Bürgerzeitung» Dr. A. Schmid zur Lektüre empfohlen. Ein Aufsatz von Nationalrat Markus Feldmann, veröffentlicht in der «Neuen Berner Zeitung» und im «Berner Student», wurde vom aargauischen Bauernblatt abgedruckt. Freiheit sei nicht um ihrer selbst willen da, sondern finde ihre Grenzen dort, wo öffentliche Interessen gewahrt werden müssten.[340]

Vertrauen in Hitler?

Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges rief auch Redaktor Strahm und das technische Personal an die Grenze. Das Parteisekretariat blieb bis auf weiteres geschlossen und die Redaktion wurde ad interim wieder von Jakob Baumann übemommen.[341] Roman Abt und Baumann eröffneten pressepolitisch sofort einen heftigen Kritikfeldzug gegen bundesrätliche und militärische Massnahmen, insoweit sie die Landwirtschaft in ihrer Arbeit behinderten. Am 3. Oktober wurde diese Kampagne brüsk abgebrochen. Unter dem Titel «Strenge Zensur» wurde geklagt, dass die «Bauern- und Bürgerzeitung» wegen verschiedener Artikel verwarnt worden sei. «Wir konnten in diesen Artikeln absolut nichts Anstössiges finden. Wir werden als gute Eidgenossen uns an die Vorschriften des Bundesrates halten, auch dann, wenn sie u. E. von den zuständigen Organen etwas intensiv interpretiert werden. Damit kommt allerdings der bäuerliche Standpunkt im Urlaubswesen, in der Pferdeabgabe und andern Dingen nicht mehr zur Geltung.»[342]

Jakob Baumann war damals fast sechzigjährig und voll in den kriegswirtschaftlichen und kriegstechnischen Vorstellungen des Ersten Weltkrieges befangen. Vor allem setzte er die traditionelle deutschfreundliche Haltung der Deutschschweizer Presse fort, als wenn im nördlichen Nachbarstaat keine Umwälzung zum totalen Unrechtsstaat erfolgt wäre. Sein Vertrauen auf Hitler als Staatsmann hatte durch keine Erfahrungen gelitten. In diesem Sinne versuchte die Zensur auch nie vorzuspuren und gab auch keine entsprechenden Richtlinien heraus. Alle Tageszeitungen im Aargau vermochten zu allen Verträgen mit Hitler Fragezeichen zu setzen und ängstigten sich

[339] BBZ, 8. Juli 1939, Titel.
[340] BBZ, 10. August 1939.
[341] BBZ, 2. September 1939.
[342] BBZ, 3. Oktober 1939.

nicht, Sympathien zu den Überfallenen und Geschändeten zu bekunden. Die Abwesenheit Strahms verwandelte die «Bauern- und Bürgerzeitung» vorübergehend zum Bewunderungs-Forum der Hitler'schen Erfolge. Nach dem Polenfeldzug als Beispiel: «Objektiv betrachtet scheint uns, dass sich die Westmächte zu Verhandlungen bereit erklären sollten.» «England kann u. E. nur verlieren, mit oder ohne Sieg. Es tut ja einem weh, ein Volk wie Polen preisgeben zu müssen, aber wenn Russland vertragstreu ist, so wird Polen nicht mehr auferstehen, wenn auch die Westmächte siegen.» «Uns scheint, Hitler habe seine Forderungen nicht allzusehr überspannt (kleines Polen und Rückgabe aller Kolonien, Ende von Versailles), aber man wird das wohl wieder als Schwäche auslegen.» Ein «Friedensangebot Adolf Hitlers ist der Prüfung wert». Und Jakob Baumann fand die Bemerkung Hitlers, «in Mitteleuropa müsse Einer Regent sein», als interessant.[343]

Als die zweite Mobilmachung Strahm wieder vom Redaktionspult wegriss, setzte Jakob Baumann seine Kommentare unerschütterlich fort. Nach dem Westfeldzug: «Die Waffenstillstandsbedingungen werden heute etwas anders lauten als im September, als Reichskanzler Hitler in deutschen Reichstag seine Friedensbedingungen bekannt gab. Wir haben damals unsere Ansicht dahin geäussert, dass auf diese Bedingungen eingetreten werden sollte. Man hat uns das von verschiedenen Seiten bös angeschrieben.» Frankreich müsse halt nun für die Sünden seiner Väter und die eigenen herhalten. Dass in Deutschland Jubel herrsche, sei verständlich, hat das Volk ja unter Versailles schwer gelitten. Die deutsche Armee sei nun erwiesenermassen die beste der Welt und damit Hitler eventuell der «allererste militärische Führer».[344] Und ein Monat später kommentierte derselbe Baumann eine Rede des Führers, in der Hitler England eine Friedensofferte machte. «Wir haben die Meinung, dass es dem Reichskanzler mit seinem Angebot ernst war. Es war immer sein Ziel, mit England auf einen guten Boden zu kommen, das auch rassisch gedacht nicht so abwegig wäre.» Ein gegenseitiges Zerfleischen würde letztlich nur Russland nützen.[345]

Während Eugen Bircher sich vor allem in kriegstechnischen Überlegungen erging, wie zum Beispiel in «Wandlungen der Kampfmethoden»,[346] begab sich Baumann mit seinen Werturteilen laufend aufs rechte Glatteis und damit bis an (oder über?) die Grenze, die von der Abteilung Presse und Funkspruch (APF) gesetzt waren. Noch eindrücklicher erwiesen sich die innenpolitischen Stellungnahmen. «Der eidgenössische Tagesbefehl» des Bundesrates wurde vollends anpasserisch interpretiert. «Wir gehen umwälzenden Zeiten entgegen, mit Mut und Zuversicht. Im Übergang zu einer neuen Ordnung, die unsere Bundesverfassung, aber vorerst unsere innere

[343] BBZ, 7. Oktober 1939, J. Baumann.
[344] BBZ, 22. Juni 1940, Rundschau von J.B.
[345] BBZ, 27. Juli 1940, Rundschau von J.B.
[346] BBZ, 21. Mai 1940.

Verfassung grundlegend verändern muss, wird eine starke Regierung den totalen Anspruch an die Bürger stellen.»[347] «In der Schweiz scheint allgemein in der öffentlichen Meinung ein Umschwung stattzufinden. Selbst sozialistische Zeitungen anerkennen nun die Leistungen des deutschen Nationalsozialismus und seines Gründers und Führers Reichskanzler Hitlers. Leider etwas spät. Man hätte in der Schweiz verschiedenes besser machen können, wenn man etwas mehr nach Norden als nach Westen geschaut hätte.»[348]

Ob darauf eine Intervention erfolgt war? Drei Tage später wurde aus der «Neuen Berner Zeitung» von Redaktor Feldmann eine geharnischte Stellungnahme aus demselben politischen Lager eingerückt, recht eigentlich, um das Gleichgewicht wiederherzustellen.[349] «Damit, dass man sich selbst vor aller Welt möglichst klein und hässlich macht, kuscht und sich duckt, angstmeiert und nervös nach allen möglichen neuen Ufern Ausschau hält, imponiert man niemandem.» Unser System tauge etwas und sei durchaus gesund. Doch Baumann liess sich nicht beirren. Er freute sich an jedem «Schrägmarsch nach rechts», vor allem, wenn es die verhassten Sozis betraf. Denn «sachte zeigt sich eine kleine Bräune an den blassroten Abendwolken des weichenden Marxismus».[350]

Aber Baumann blieb nicht alleine; sein aargauischer Fraktionskollege Roman Abt stiess ins selbe Horn. Am Parteitag in Brugg, am 3. November 1940, behauptete er: «Wir haben die Situation erfasst.» Das Volk denkt bei uns in der Regel vernünftiger «als einzelne seiner Vertreter». Diese wollen «engstirnig jede Konzession ablehnen und glauben, die Schweiz könne dadurch imponieren, dass sie möglichst widerhaarig wie ein Stachelschwein sich benehme!» Es tue vor allem Not, freundschaftliche Einstellung zu unseren mächtigen Nachbarländern zu pflegen. Es müsse verhindert werden, «dass unser Land ein Emigrantennest und eine Hetz- und Propagandazentrale von Internationalisten gegen die autoritären Staaten werden könnte». Zwar verwahrte er sich dagegen, Faschist oder Nationalsozialist geheissen zu werden, und er vermeide tunlichst das Wort Anpassung, «das bereits einen ominösen Beigeschmack erhalten» habe: doch erwarte er eine «vernünftige Einstellung und Anerkennung der realen Tatsachen». Die geistige Revolution, die «Neuorientierung Europas» gehe auch in der Schweiz «Richtung Stärkung der staatlichen Autorität».[351] Dass diese Einstellung nur von einer kleinen Minderheit des erwähnten «vernünftigen Volkes» geteilt wurde, bewiesen die Kommentare in allen andern Parteizeitungen im Aargau.

---

[347] BBZ, 27. Juni 1940.
[348] BBZ, 29. Juni 1940, J.B.
[349] BBZ, 2. Juli 1940.
[350] BBZ, 14. September 1940.
[351] BBZ, 7. November 1940.

Selbst die «Bauern- und Bürgerzeitung» fand, sobald Strahm wieder die Feder führte, auf einen andern Boden der realen Tatsachen zurück. Aber auch die ersten Rückschläge Hitlers im Lauf der ersten Kriegshälfte mahnten daran, dass dessen Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Zudem: Mit dem Tode Roman Abts im März 1942 und Jakob Baumanns im August desselben Jahres rückten im offiziellen Wahljahr die Ersatzmänner Bircher und Renold nach, die sich bezüglich politischer Eigenart der Schweiz mehr im Sinne der geistigen Landesverteidigung verhielten als deren Vorgänger. Die Hoffnung auf irgendwelchen Verständigungsfrieden versiegte vollends und verunmöglichte Spekulationen, die der einen oder andern Kriegspartei entgegenkamen. Auch die «Bauern- und Bürgerzeitung» jubelte am 31. Mai 1945: «Endlich wieder Pressefreiheit.»

Endphase: «Sein oder Nichtsein»

«Wenn wir heute zurückblicken, müssen wir irgendwie die Aufgabe der Tageszeitung bedauern, wurde doch damit wahrscheinlich der Anschluss an die Entwicklung auf den Zeitungsmarkt verpasst», meinte 1973 rückblickend der Nachfolger Strahms, Theo Fischer. Tatsächlich führte der Weg der bäuerlichen Parteipresse nach dem Kriege nur noch abwärts; die Chancen, ein finanziell selbsttragendes Blatt halten zu können, wurde laufend kleiner. In Wirklichkeit neigte sich damals die Ära der Parteipresse ganz allgemein ihrem Ende entgegen. Das allweil schon schwache Kantonalorgan war dazu nur das erste Opfer. Selbst in Bern konnte die dominante Staatspartei BGB ihr Zentralblatt nicht halten. Der andere Weg, den Fischer andeutete, hätte Schrecken ohne Ende gebracht, wie dies die Blätter der Sozialdemokraten oder der Christdemokraten ihren Parteien bescherten.

Die Änderung des Namens in «Aargauer Bauern- und Bürgerzeitung» am 15. November 1938 hatte den Weg zum blossen pateiinternen Meinungs- und Betreuungsinstrument vorbereitet. Das Streben allgemein bürgerliche Zeitung zu sein oder ein «Anzeigeblatt der Stadt Baden», wie es 1925 noch in Untertiteln angedeutet wurde, hatte man nach und nach aufgegeben. Noch 1938 meinte Redaktor Hans Strahm: «Der Kampf um die Existenz des Einzelnen und des Staates wird heute nicht mehr mit dem Zweihänder ausgefochten, sondern mit geistigen Waffen. Die beste Waffe einer Partei ist aber eine gutausgebaute Parteipresse.» So recht er im ersten Teil seiner Aussage – mindestens für die Zeit nach 1945 – hatte, so schief erwies sich seine Ansicht in der Folgerung. Zuerst wird es die Radio-Rede, dann das Bild, schliesslich das bewegte Bild sein, das die Menschen führte und verführte. Das grösste Nachsehen hatte die Parteizeitung. Nach dem Kriege lief deren Uhr langsam aber sicher ab. 1966 starb Hans Strahm. Als Nachfolger redigierte während anderthalb Jahren Eduard Nacht aus Bern

die Zeitung, den es jedoch bald wieder nach seiner Heimatstadt zog. So wurde nach kurzem Unterbruch Notar Theo Fischer der eigentliche Nachfolger Strahms im Parteisekretariat und der Redaktion. Er musste entschuldigend einen Rückzug nach dem andern vermelden. Über die Schlussphase lassen wir ihn persönlich berichten:



Windisch, Samstag, 28. März 1964 AZ Nr. 37

Aargauische

Bauern- und Bürgerzeitung

Organ der Aargauischen Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei

Redaktion: Dohlenzelgstrasse 3, Windisch, Postcheckkonto VI 3901
Abonnementspreise: Für die Schweiz bei Postbezug vierteljährlich Fr. 5.50, halbjährlich Fr. 11.50, ein Jahr Fr. 21.–
Insertionspreise: Annoncen 13 Rp. per einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum. Reklamen 30 Rp.
Druck: Werder AG, Windisch, Tel. (056) 4 17 66
Erscheint: Dienstag, Donnerstag und Samstag
Allgemeine Inseratenannahme: Orell Füssli-Annoncen AG
Baden: Bruggerstrasse 27, Telephon (056) 2 26 06 und Filialen
Aarau: Bahnhofstrasse 43, Telephon (064) 2 20 12
Inseratenschluss: Dienstag- und Donnerstagnummer: Vortag 16.00 Uhr; Samstagnummer: Freitag 16.00 Uhr. Todesanzeigen: Dienstag- und Donnerstagnummer: Erscheinungstag 7.00 Uhr; Samstagnummer: Freitag 14.00 Uhr



Samstag,
den 4. Januar 1969
1. Jahrgang

Erscheint Montag,
Mittwoch
und Samstag

Redaktion
und
Administration:

5210 Wohlen
Zentralstrasse 25
Tel. (057) 6 35 77

AZ

Schweizer
Freie Presse
66. Jahrgang

Aargauische
Bauern- und
Bürgerzeitung
31. Jahrgang

Neue
Bürger
Zeitung

Aus der Endphase der aargauischen Bauernpresse:
Kopf der «Aargauischen Bauern- und Bürgerzeitung» vom 28. März 1964 und der «Neuen Bürger Zeitung» vom 4. Januar 1969.

«Bis zum Jahre 1958 wurde die Zeitung in der Buchdruckerei Boner in Baden gedruckt. Auf den 1. Januar 1959 siedelte man nach Windisch über, wo das Blatt weiterhin in der Offizin der Firma Werder AG herauskam. Man gründete, um die Herausgabe des Blattes weiterhin zu ermöglichen, eigens eine Aktiengesellschaft, an deren Aktienkapital auch Parteimitglieder sich namhaft beteiligten. Die «Bauern- und Bürgerzeitung» verspürte, wie viele kleine Zeitungen in den sechziger Jahren, den starken Kostendruck und geriet immer tiefer in die roten Zahlen. Man suchte nach neuen Lösungen und nach einem neuen Druckort, nachdem die Erneuerung der Druckereianlagen bei der Buchdruckerei Werder AG grosse Investitionen

verlangt hätten. Den Verantwortlichen schwebte, ähnlich dem Kopfblattsystern der CVP-Blätter, eine enge Zusammenarbeit innerhalb der BGB-Zeitungen vor. Man nahm in der Folge Kontakt auf mit der Verbandsdruckerei Bern als Herausgeberin der «Neuen Berner Zeitung», Organ der schweizerischen und bernischen Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei. Einige Schwierigkeiten bereitete die unterschiedliche Erscheinungsweise der beiden Zeitungen. Aber auch dies konnte befriedigend gelöst werden, so dass am 1. Januar 1969 zum Experiment eines BGB-Kopfblattsystems gestartet werden konnte.»

«Für die aargauische Zeitung, die neu unter dem Namen Neue Bürger Zeitung erschien, redigierte die Redaktion im Aargau nur noch den aargauischen Teil. Alle übrigen Sparten der Zeitung wurden von der Redaktion der Neuen Berner Zeitung übernommen. Auch wurde die neue Zeitung bei der Verbandsdruckerei in Bern gedruckt. Die Zeitung fand sehr bald Anklang, doch zeigte es sich, dass die Erscheinungsweise (dreimal pro Woche) ein grosses Hindernis für die Abonnentenwerbung darstellte. Der Trend zu einer grossen Tageszeitung war zu eindeutig, als dass man eine dreimal erscheinende Zeitung hätte verkaufen können. Durch intensive Erhebungen und Studien wurde im Schosse der schweizerischen BGB abgeklärt, ob eine Angliederung von weiteren BGB-Zeitungen an das neue Kopfblattsystern möglich wäre. Es zeigte sich aber in der Folge, dass die BGB- beziehungsweise SVP-Presse zu heterogen war, um alle Blätter unter ein Dach zu bringen. Auch zeigte sich im Laufe der letzten drei Jahre, dass die beiden Kopfblattsysteme der Zürcher Nachrichten und des AZ-Ringes in immer grössere Schwierigkeiten gerieten, so dass das Projekt einer gesamtschweizerischen SVP-Zeitung ad acta gelegt wurde. Neben diesem gesamtschweizerischen Projekt versuchte die Verbandsdruckerei Bern für die Neue Berner Zeitung eine Lösung zu finden. Die Schwierigkeiten für eine zukunftsträchtige Neugestaltung dieses Presseorgans waren ausserordentlich vielschichtig, und die Erfolgsaussichten für die Zukunft konnten nicht allzu hoch bewertet werden. Auf der andern Seite waren die Defizite bei der Neuen Berner Zeitung für das Gesamtunternehmen so gross, dass eine weitere Herausgabe der Zeitung im bisherigen Konzept fast nicht mehr zumutbar war. Man entschloss sich dann kurzerhand, die Neue Berner Zeitung zu liquidieren, wobei die bernische SVP ein Arrangement mit dem Emmentaler Blatt treffen konnte.

Mit dem Entschluss der Aufgabe der Neuen Berner Zeitung war auch das Schicksal der Neuen Bürger Zeitung besiegelt. Für ein einstmals mit grosser Hoffnung begonnenes Experiment musste eine Lösung gefunden werden. Die Verantwortlichen der SVP glauben, in der Zusammenarbeit mit dem Aargauer Tagblatt eine Lösung gefunden zu haben, die der Partei auch für eine weitere Zukunft die Gewähr bietet, ein lebenskräftiges Publikationsorgan zu haben.»[352]

---

[352] Neue Bürger Zeitung, 11. Januar 1973.

Die Lokalpresse:
Blau, schwarz oder neutral

alle unsere Leser interessierende Publikationen bringen.» Der Preis von fünf Franken pro Jahres-Abonnement beweist, dass vom alten Gratis-Anzeiger lediglich der Untertitel geblieben ist.

Der «Hausfreund», als minderer Bruder des «Tagblattes», wurde von der nämlichen Redaktion geleitet und war vornehmlich der bäuerlich-ländlichen Bevölkerung des Brugger Umfeldes zugedacht. Zwischen 1907 und 1919 fehlte der verkürzten Ausgabe des «Tagblattes» die eigene Persönlichkeit; das zweimal wöchentlich erscheinende Blatt passte sich nur den zeitlichen und finanziellen Möglichkeiten des Landvolkes an. Es kann daher nicht erstaunen, dass 1919, nach der Gründung der Bauern- und Bürgerpartei, der «Hausfreund» zum ersten Parteiblatt dieser neuen politischen Kraft im Aargau wurde. Von 1919–1936 zählt der «Hausfreund» daher zur bäuerlichen Parteipresse und wird in jenem Kapitel behandelt.

Zu ergänzen wäre, dass der 1907 eingeflossene Titel «Brugger Anzeiger» 1934, das heisst während der parteilichen Hausfreund-Phase, im Untertitel einen Bruder bekam und vorübergehend wieder zum Gratis-Anzeiger wurde. Am 21. Februar 1934 wurde die Übernahme eines Periodikums bekanntgegeben. Der erste Versuch, ausserhalb des Bezirkshauptortes eine Zeitung herzustellen, nahm damit ein Ende. «An unsere Inserenten! Mit der heutigen Nummer ist der Unteraargauer Volksanzeiger mit dem Aargauischen Hausfreund verschmolzen worden. Der Aargauische Hausfreund wird bis auf weiteres allen Haushaltungen der Gemeinden im Bezirk Brugg gratis zugestellt. Das Blatt erreicht somit das gesamte kaufkräftige Publikum, weshalb Inserate den besten Erfolg sichern.»[12]

Wer stand hinter diesem «Unteraargauer Volksanzeiger»? Die Druckfirma Rolt-Müri in Schinznach-Dorf hatte 1929, die alte Anzeigeridee wieder aufnehmend, damit begonnen, ein Gratis-Inseratenblatt für den Bezirk herzustellen. Vom damaligen Schinznacher-Organ existieren leider nur noch wenige Nummern, die aber einiges über Inhalt und Aussehen vermitteln.[13] Zu Anfang war das Blatt ein reines Inseratenblatt, das jeden Freitag erschien. 1931 präsentierte es sich als kleinformatiger, dreispaltiger Anzeiger von vier Seiten, mit nur einem halbseitigen Roman-Abdruck als Textteil. Die Auflage wurde mit 7000 angegeben.[14] Im vierten Jahrgang, 1933, hatte sich das Gesicht insofern verwandelt, als die Frontseite nun ganz redaktionell bearbeitet war und – trotz kleinerem Format – voll einer ordentlichen Zeitung glich. Bezirkslehrer Dätwiler lieferte dazu seine Rundschau als Leitartikel. Die lokalen Mitteilungen reihten Verhandlungen der örtlichen Behörden, Eingesandtes von Vereinen und Nachrichten aus den Gemeinden des Bezirks geordnet aneinander, wobei auch inseratenähnliche Texte

[12] Hausfreund, 21. Februar 1934.
[13] Im Besitz der Druckerei Lerchmüller, vormals Rolt-Müri, Schinznach-Dorf.
[14] Unteraargauer Volksanzeiger, 17. April 1931.

zu Produkten (SEG-Futter) oder Organisationen (Verkehrverein Montreux) als Füllsel angefügt wurden.[15]


Schinznach, den 22 Dezember 1932. Nr. 51 Erscheint jeden Freitag

Unteraargauer Volksanzeiger

Insertions-Preise
Die einspaltige Millimeter-Zeile
Kanton Aargau 7 Cts.
Schweiz 8 Cts.
Ausland 9 Cts.

Verbreitungskreis:
Auenstein, Birr, Birrenlauf, Birrhard, Birmenstorf, Ob.-Bözberg, Unt.-Bözberg, Bözen, Brugg, Effingen, Elfingen, Gallenkirch, Gebenstorf, Habsburg, Hausen, Holderbank, Holtwil, Lauffohr, Linn, Lupfig, Mandach, Mönthal, Mülligen, Oberflachs, Remigen, Rinliken, Rein-Rüfenach, Scherz, Schinznach, Stilli, Thalheim, Umiken, Veltheim, Villigen, Villnachern, Wildegg, Windisch, Zeihen.

Abonnements-Preise:
Im Rayon jährlich Fr. 2.—
Ausserhalb des Rayons „ „ 3.—
Buchdruckerei: Telephon Nr. 36
Postcheck VI 439 Aarau

Inseratenschluss Donnerstag morgens 8 Uhr
Druck und Verlag der Buchdruckerei Rolt-Müri, Schinznach-Dorf.
Inseratenschluss für grössere Inserate Mittwoch 2 Uhr

3. Jahrgang | Inseratenannahme ausserhalb des Rayons durch die Schweizer Annoncen A.-G., Aarau und deren Filialen. | Auflage 6300

Zeitungskopf des «Unteraargauer Volksanzeigers» vom 22. Dezember 1932.

Offenbar war dem reinen Anzeiger von 1929 nicht der erhoffte Erfolg beschieden. Auch die Auflage mit 6300 Stück fiel 1933 etwas bescheidener aus. Ganz ohne Politik wollte Dätwiler in der damaligen Zeit seine Rundschau nicht konzipieren. Was in Deutschland damals passierte, ging auch die Schweizer ein «bisschen an, denn wenn der Krach losgehen sollte, werden wir auch in Mitleidenschaft gezogen». Dätwilers Sympathien lagen eher auf Seiten des Reiches, ganz einfach, weil ihm die Politik Englands in die Nase stach. «Diktatoren machen gewöhnlich keine Kriege, weil sie im Innern genug zu tun haben; so glauben wir, dass Hitler ehrlich bestrebt ist, den Frieden zu erhalten.» Dass die Österreicher den preussischen Justizminister Kerrl, der mit den Wiener Nazis anbiedern wollte, als «unwillkommenen Gast» erklärten, trug ihnen seites Dätwiler den Namen «Frechdachse» ein. Kurz, Dätwiler hatte eindeutig die Entente-feindliche Haltung auch 1933 nicht abgelegt und redete damals noch einer leisetreterischen Politik der Schweiz gegenüber dem Nazi-Staat das Wort.

Das Unternehmen kam nicht über die Durststrecke von fünf Jahren hinaus und floss schliesslich, wie anfangs erwähnt, ebenfalls ins Pressehaus Effingerhof ein. Noch 1937, als der Hausfreund, von der parteilichen Fessel gelöst, wieder Zweitzeitung des Hauses wurde, lebte der Name im Untertitel «Brugger Anzeiger und Unteraargauischer Volksanzeiger» weiter. In einem Inserat vom 11. Dezember 1937 wurde zudem angekündigt, dass der «Aargauische Hausfreund» von nun an allen Haushaltungen des Bezirks in einer Auflage von 6200 Exemplaren zweimal pro Woche zugestellt würde. Es war dies offensichtlich die Antwort auf den erneuten Versuch einer Druckerei ausserhalb Bruggs, einen Gratis-Anzeiger aufzubauen. Das Effingerhof-Monopol kam nicht zur Ruhe.

In Windisch hatte 1937, also kaum drei Jahre nach dem Misserfolg des Schinznacher Versuchs, die Firma Werder und Zobrist den «Brugger

[15] Unteraargauer Volksanzeiger, 26. Mai 1933.

Bezirks-Anzeiger» gegründet und damit den Inseratenmarkt in der Region aufteilen wollen. Doch der Effingerhof verteidigte weiterhin seine Alleinherrschaft. Während des ganzen Jahres 1938 übertrumpfte der Effingerhof seinen Konkurrenten aus Windisch mit einer zweimal die Woche erscheinenden Gratis-Zeitung; im folgenden Jahr immerhin noch mit einer Wochennummer. Während zweier Jahre mutierte also der «Hausfreund» zum Gratis-Anzeiger. Im Jahre 1939 schraubte man zwar den Hausservice etwas zurück. Zum Jahresanfang schrieb der «Hausfreund»: «Seit 72 Jahren hat der Aarg. Hausfreund die vaterländischen Bestrebungen gefördert und als Mittler zwischen Stadt und Land gedient. Obwohl versucht wurde, ihn durch Konkurrenz-Blättchen zu schlagen, hat er sich dank der treuen Inserenten und Abonnenten und dank seines ehrlichen Bekenntnisses zur wirklichen Auflage, halten können. Es würde ihm widerstreben, die Inserenten durch unwahre Angaben der Auflage zu ködern. Der AH erscheint zweimal wöchentlich und wird je Samstags in alle Haushaltungen der nachfolgenden Gemeinden zuverlässig durch die Post vertragen.» Mit einem Total von 7521 Exemplaren wurden der Bezirk Brugg plus die angrenzenden Dörfer Würenlingen, Station Siggental, Böttstein, Gansingen und Hornussen bedient. Damit zog er als Gratisblatt mit dem Bezirks-Anzeiger gleich. In der obigen Erklärung versteckt sich etliche Kritik, die sich sowohl auf die Auflage als auch auf die Seriosität der Zustellung des Konkurrenzblattes bezieht.

Seit September 1939 herrschte in Europa Krieg. Eine Zeit der Einschränkungen bedrohte den Zeitungsmarkt. Am 11. November 1939 erliess der Schweiz. Zeitungsverleger-Verein in einem Fenster einen Aufruf, im Dienste der wirtschaftlichen und geistigen Landesverteidigung der Meinungspresse zu helfen und mehr Inserate anstatt Einsendungen zu liefern. Vor allem die Amtsstellen sollten sich befleissigen, die Meinungspresse zu alimentieren. Der Effingerhof veröffentlichte den Aufruf ebenfalls, obwohl er momentan in einer eigenartigen Zwitterstellung verharrte: man verteilte ein Meinungsblatt, doch mit der Streuform eines verruchten Anzeigers.

Zum Jahresanfang 1940 zog man die Konsequenz. Nun versuchte der Brugger Verlag den Anzeiger aus Windisch mit gleicher Waffe zu schlagen. Am 30. Dezember 1939 verabschiedete sich der «Aargauische Hausfreund», als Zeitungsveteran von Brugg, in einer fast rührseligen Adresse nach einem Dasein von 72 Jahren von der Leserschaft. Die Redaktion versteckte dabei die wechselvolle Lebensfahrt dieses Blattes, das vorübergehend Parteiorgan der Bauern- und Bürgerpartei und zeitweise auch anderswo redigiert und gedruckt worden war. «An seine Stelle tritt mit dem neuen Jahr der Brugger General-Anzeiger, der wöchentlich einmal erscheinen und in erster Linie als Vermittler in Handel und Wandel, als Inserationsorgan für den ganzen Bezirk auftreten wird.» Im Untertitel wolle man den alten Namen weiterführen. Weiter werde die «Wochen-Rundschau

unseres F. D. im BGA weiter erscheinen, ebenso werden weiterhin die Nachrichten aus dem Bezirk Brugg im neuen Organ ihren gewohnten Platz finden.» Beim Leitartikler F. D. handelte es sich um Bezirkslehrer Dätwiler aus Schinznach-Dorf, den der «Hausfreund» seinerzeit vom «Unteraargauer Volksanzeiger» übernommen hatte. Die Redaktion verblieb bei Dr. Lukas Bader, der weiterhin hauptberuflich das «Brugger Tagblatt» betreute.

Für die Firma Werder und Zobrist begann mit dem Jahre 1940 der Kampf um Sein oder Nichtsein. Schon am 12. Januar musste der neue Anzeiger auf Vorwürfe des «Brugger Bezirks-Anzeigers» antworten. Diese mussten recht happig ausgefallen sein. Der «General-Anzeiger»versuchte in einem Fenster auf der Frontseite Punkt für Punkt abzuhaken, «um die Öffentlichkeit über die tatsächlichen Verhältnisse aufzuklären».

«Warum haben wir den BGA gegründet? Weil unser Bezirksblatt Aarg. Hausfreund im Lauf der Jahre immer wieder von neu auftauchenden Anzeigern in seiner Existenz bedroht wurde. Wir glauben es dem Gewerbestand, wie der gesamten Öffentlichkeit schuldig zu sein, dass wir unsere auf solider Basis aufgebauten Zeitungs-Unternehmungen gegen parasitäre Neugründungen, die auch vom Schweizerischen Zeitungsverlegerverein bekämpft werden, schützen.» Zweitens wurden die Zweifel an der Auflagenhöhe ausgeräumt: Die Post bestätige die 7900 Exemplare. Der Text werde unter die Inserate gemischt eingestreut. Drittens hätten die zahlreichen Angestellten des Effingerhofes, die im Dienste des Vaterlandes stünden, vom ersten Tage an die Lohnausfallentschädigung erhalten. Und viertens folgte die rhetorische Frage: Hätte etwa der Verlag «Brugger Bezirks-Anzeiger» die stellenlos Gewordenen des «Hausfreundes» übernommen?

Damit war das Ringen zwischen den beiden Gratis-Anzeigern eröffnet. Der «General-Anzeiger» konnte mit seinen traditionellen Artikelschreibern werben: «Die vielen treuen Abonnenten des Aarg.Hausfreundes werden bemerkt haben, dass ihr jahrzehntelang geschätztes Blatt nicht ganz verschwunden ist, sondern dass sein Geist in seinem jungen Nachfolger weiterlebet.»[16] Der «Bezirks-Anzeiger» hatte den Vorteil, in dieser Form schon drei Jahre unterwegs zu sein. Am Jahresende gab sich der Windischer Verlag geschlagen. «Mit 31. Dezember 1940 hat der Brugger Bezirks-Anzeiger sein Erscheinen eingestellt. Das Verlagsrecht ist zufolge gütlicher Vereinbarung mit der Firma Werder und Zobrist in Windisch, an die Buchdruckerei AG in Brugg übergegangen. Ab 1. Januar 1941 wird der BGA als einziges Inserationsorgan an alle Haushaltungen des Bezirks und angrenzenden Gemeinden in einer Auflage von über 8000 Exemplaren verteilt.»[17]

Damit lautete von nun an der Untertitel: «Aarg. Hausfreund, Bezirks-Anzeiger und Unteraargauer Volksanzeiger» und skizzierte damit fast die

[16] Brugger General-Anzeiger, 12. Januar 1940.
[17] Brugger General-Anzeiger, 3. Januar 1941.

ganze Geschichte des Brugger Anzeiger-Streites. Nur der erste «Brugger-Anzeiger» von 1903 verschwand spurlos aus dem Zeitungskopf. Das Monopol-Blatt, gestaltet von Redaktor Bader, füllte regelmässig sechs Seiten, wobei Text und Inserate bunt gemischt blieben, selbst auf der Frontseite. In den 50er-Jahren erweiterte sich der Umfang auf zehn Seiten, wovon zusammengezählt etwa eine Seite Text erschien, dazu ein ausgedehnter Kirchenzettel. Ab 1959 erfolgte die Umstellung auf Antiqua-Schrift. 1963 erschien der «General-Anzeiger» in einer Auflage von 9199 Exemplaren, war 16 Seiten stark, wovon drei Seiten Text, eingerechnet die Zivistandsnachrichten. Eigentliche Nachrichten fehlten praktisch ganz. Ein Auszug aus den Verhandlungen des Grossen Rates erfüllte immerhin eine allgemein politische Aufgabe. Sonst gehörten Vereins- und Kulturberichte, gelegentlich ein Nekrolog zum Inhalt des Geschriebenen. 1970 war der redigierte Text fast gänzlich verschwunden. Der Effingerhof hatte 1969 sein Hauptorgan, das «Brugger Tagblatt», ins «Aargauer Tagblatt» einfliessen lassen und beschränkte sich journalistisch von da an alleine auf den «General-Anzeiger». Die neue Drucktechnik ermöglichte ein moderneres Aussehen. Um 1986 lockerten rote und orange Farbakzente das Schriftbild auf. Politisch versank damals der «General-Anzeiger» in der Bedeutungslosigkeit.

Es war das Auftauchen der Kromer-Presse aus Lenzburg im südlichen Teil des Bezirks, das den Effingerhof wieder mobilisierte. Zudem waren nun alle Bande zum «Aargauer Tagblatt», respektive zum Fusionsprodukt «Aargauer Zeitung» abgebrochen; frühere Absprachen und Abrenzungen entfielen. Eine Redaktion sorgte nun dafür, dass auf unparteiische Art und Weise die lokale Information aus Gemeinde-, Kultur- und Vereinsleben, in ausreichendem Masse und detaillierter als die Tagespresse es vermochte, der Bezirks-Leserschaft zugeführt wurde. Mit der Auslagerung des Druckes nach Lenzburg konnte auch mit der expansiven Kromer-Presse ein gutes Einvernehmen hergestellt werden: das Eigenamt wurde wieder dem «General-Anzeiger» überlassen; die Bezirksgrenze sollte nun respektiert werden. Über die Drucktechnik passte sich der «General-Anzeiger», Untertitel «Brugger Woche» den Kromer-Zeitungen an.[18]

Was an seine frühere Form erinnert, das ist die Frontseite, rundum mit Inseraten garniert. Gegen 30 Seiten stark, passte sich der Anzeiger dem allgemeinen Trend der Lokalzeitungen an, fast aus jedem Dorf der Region zum Wochenende einen Beitrag anzubieten. So entstehen gewöhnlich an die zehn Seiten Text, Kirchenzettel, Veranstaltungskalender und Zivilstandsnachrichten nicht eingerechnet. Meldungen aus der politischen Lokalszene haben durchaus ihren Platz; sie werden nicht anders behandelt als Mutationen oder Anlässe von Dorfvereinen. Der Inseraten-Kombi «Aargau-Mitte», die meisten bei Kromer gedruckten Lokalzeitungen umfassend,

[18] Siehe den Abschnitt in Band II, Lenzburg/Seetal.

erreicht 70 000 Leserinnen und Leser.[19] Der «Brugger General-Anzeiger» steuert allein 21 624 dazu bei. Die «Rundschau», seit 1960 in Untersiggental als lokales Anzeige- und Gemeindeblatt beheimatet, ab 1970 ein abonnierbares Lokalblatt, ging 1980 ebenfalls vom Effingerhof aus und übernahm die Ausweitung des Brugger Gebietes Richtung Osten. Er nennt sich für diverse angrenzende Gemeinden Amtsblatt, was wohl amtliches Publikationsorgan bedeutet. Die fünfspaltige Zeitung gleicht insofern noch mehr den Kromer-Blättern als dem hauseigenen «General-Anzeiger», als weniger Farbakzente gesetzt werden und die Frontseite fast inseratenfrei ist.


PP 5600 Lenzburg 1 Mittwoch, 5. März 1997 Nr. 10 3. Jahrgang

Letzte Ausgabe

Anzeiger

Wochenzeitung für das Eigenamt und angrenzende Gemeinden

Verteilung in den Gemeinden

Birr, Birrhard, Brunegg, Habsburg, Hausen bei Brugg, Lupfig, Mägenwil, Mülligen, Scherz, Schinznach Bad, Schinznach Dorf und Windisch

Letzte Ausgabe des «Eigenämter Anzeigers» aus dem Hause Kromer in Lenzburg vom 5. März 1997.

Aber der Anzeiger-Konkurrenzkampf im Raume Brugg ist immer noch im Gange. Noch vor dem Kromer-Verlag im Eigenamt (1995) war 1993 die Triceps AG in Brugg mit einem redigierten Gratisblatt im selben Streugebiet wie der «Brugger General-Anzeiger» ins Geschäft eingestiegen. Die Zeitung «Regional» kam recht bunt daher: rosa und blau im Umschlag, mit roten Farbakzenten versehen im innem Teil. Sie vermittelte von Anfang an Lokales, reich illustriert mit fünfspaltigem Text, jeden Freitag im ganzen Bezirk und den angrenzenden Gemeinden in einer Auflage von 20 000 Exemplaren. Der Verleger und Redaktor ist ein gewiefter Kenner des lokalen Journalismus. Ernst Rothenbach, zwar in Basel aufgewachsen, hatte nach der Matura in Zürich studiert und beim einstigen «Brugger Tagblatt» das redaktionelle Volontariat gemacht. In Folge der Zusammenarbeit der Tageszeitungen von Aarau und Brugg arbeitete er für die Region Brugg beim «Aargauer Tagblatt», dann in gleicher Funktion beim «Badener Tagblatt». 1993 hat er sich mit seinem neuen Projekt selbständig gemacht. In der eigenen Firma wird alles besorgt: Verlag, Redaktion, Inseratenannahme, Werbeberatung und Grafisches. Nur der Druck wird auswärts vergeben: Die Bürli AG in Döttingen («Die Botschaft») besorgt die Fertigung der Zeitung «Regional», die auch 1999 noch besteht.

[19] Ausgenommen den Freischütz in Muri.

Der Bezirk Aarau

Der «General-Anzeiger»

Nachdem der Zeitungs-Verlag Keller in Aarau im Juni 1918 seine drei politischen Blätter, «Aargauer Nachrichten», «Aargauer Anzeiger» und «Suhrentaler Bote» an die Firma «Aargauer Tagblatt AG» verloren hatte, bekam der hauseigene «General-Anzeiger» ein ganz anderes Gewicht. Vorher, das heisst von seinem Gründungsjahr 1913 an bis 1918, verwendete Eugen Keller dieses Gratisblatt vor allem als wirtschaftliches Kampfmittel, um den Inseratenstrom im Raume Aarau auf die eigene Mühle zu leiten. Mit dem Verlust der politischen Meinungsblätter sollte nunmehr der «General-Anzeiger» ausserhalb des Verteilraumes zur abonnierten Wochenzeitung werden. Daher kam dem Textteil grössere Bedeutung zu. Was einst geschaffen worden war, um Inserate mittels eines Minimums an redigiertem Text an die Leserschaft zu bringen, sollte jetzt auch als allgemeines wöchentliches Informationsorgan Bestand haben. Damit gehörte ab damals der «General-Anzeiger» zur westaargauischen Presselandschaft, und seine wechselnden publizistischen Konzepte müssen Teil unserer Darstellung werden.

Max Keller, aus der dritten Generation der Verlegerfamilie, schrieb 1957 beim Bezug des neuen Druckereigebäudes in seinem Rückblick, dass es die Gründung der «Neuen Aargauer Zeitung» im Herbst 1912 gewesen sei, die das Gratisblatt hervorgerufen habe. Nachdem die neue Tageszeitung den «gleichen Leserkreis wie die Aargauer Nachrichten ansprach», und eine Reduktion der Abonnenten zu erwarten war, musste mit einem Kampfblatt der Inseratenmarkt in der Region Aarau gehalten werden. Dass man dabei auch den hauseigenen Zeitungen Anzeigen abzwacken musste, nahm man in Kauf. Der Erste Weltkrieg, der allen Presseorganen hart zusetzte und über Papier- und Inseratenmangel etwelche Presselichter ausbliess, hatte nicht nur die aargauischen Tagblätter meist auf vier Seiten, sondern auch den «General-Anzeiger» oftmals auf gar zwei Seiten reduziert. Mit dem Tode von Altmeister Gottfried E. Keller am 4. April 1916, entschwand auch jene aufreizende, aber auch arbeitswütige Gestalt, die mehr aus Idealismus denn zum Lebensunterhalt die Feder geführt hatte.

Nun musste das Geschäft gerettet werden. Die letzten Nummern der absterbenden Keller-Blätter wurden mit ganzseitigen Inseraten versehen, die für den «General-Anzeiger» warben, im Lokalsektor für potentielle Inserenten, im weiteren Umkreis für neue Abonnenten. Die Betreuung des verbliebenen Blattes wurde zum Lebenswerk Eugen Kellers. Offen für Geschäftsanzeigen aus allen Lagern, kannte er auch im Textteil keine Berührungsängste gegenüber neuen Wirtschaftsbewegungen, weder bezüglich der aufkommenden Bauernpartei, noch der später einsetzenden Dutt-

weiler-Bewegung. Dies hat ihm und seinem Presseprodukt nicht wenig Feinde eingetragen. Bis zu seinem Tode 1969, das heisst bis zu seinem 88. Lebensjahr, soll er sich um den «General-Anzeiger» gekümmert haben.

Sein Sohn Max, der 1929 im Hause seine Lehre absolviert hatte und nach weiterer Ausbildungszeit im In- und Ausland kurz vor dem Zweiten Weltkrieg in den väterlichen Betrieb zurückkehrte, wurde zum technischen Leiter der Firma und blieb zeitlebens mehr dem Ausbau der Akzidenzdruckerei verbunden als der inhaltlichen Gestaltung des Presseorgans. Seine Ehefrau, Mathilde Keller-Hochstrasser, hat sich nach dem Tode von Eugen Keller als ständige Mitarbeiterin des «General-Anzeigers» betätigt und dabei die kulturelle und lokalpolitische Seite der Wochenzeitung bis zum Tode ihres Gatten 1983 gepflegt. Als Grossrätin (LdU) und ehemalige Lehrerin waren ihr die Qualität der Beiträge wichtiger als deren Unterhaltungswert. Auch wenn der «General-Anzeiger» damals immer um die Existenz ringen musste, so galt er politisch als Gegenüber zum Lokalteil des «Aargauer Tagblatts». Wenn Ausweichmanöver nötig wurden oder das Wort auch an jene gerichtet werden sollte, die aus Prinzip das freisinnige Tagblatt verschmähten, so war die Keller-Presse immer wieder die Alternative.

Die erste Nummer 1913, beglaubigte Auflage 8240, war praktisch eine Inseratenplantage. Dreissig Gemeinden der näheren und weiteren Umgebung von Aarau bildeten den Untertitel im Zeitungskopf. Der Werbeaufwand spiegelte sich in der überhöhten Stückzahl. Unter dem Strich auf jeder Seite finden wir damals unterhaltendes Kunterbunt ohne höheren Anspruch. Aber schon die zweite Nummer wurde als normale Zeitung gestaltet: eine Seite redigierter Text, drei Seiten Inserate. In der «Wochenchronik» wurden die wichtigsten politischen Ereignisse zusammengefasst, unter Verschiedenes erschienen kuriose Begebenheiten mit Unterhaltungswert und das Feuilleton sammelte Beiträge, die eher als Plauderei bezeichnet werden könnten. Damit hatte das Blatt in der ersten Phase seines Bestehens 1913–1918 seine Form gefunden.

Vor dem Kriege wurde bei einem zweiten Zeitungs-Bund eine zusätzliche Textseite angeboten; während des Krieges gab es eher mal eine zweials eine achtseitige Ausgabe. Gegen Ende des Krieges begann man zahlende Abonnenten zu werben, indem man ihnen eine Unfall-Versicherung anbot. Damals, im Frühjahr 1918, sah man wohl schon ab, dass die übrigen Presseorgane des Hauses entschwinden würden und der «General-Anzeiger» daher besondere Förderung verdiente. Neben der Kriegsübersicht hatte man schon 1916 den Aargau als Rubrik eingeführt; dies vielleicht eher aus Verlegenheit, da es öfters für drei Seiten an Inseraten mangelte.

1919, nach dem Verlust der politischen Blätter, präsentierte sich der «General-Anzeiger» als ordentliche Wochenzeitung mit den Rubriken Eidgenossenschaft, Aus den Kantonen, Aargau, Aus dem Suhrental, Aus dem Wynental, Ausland, Bezirk Aarau und Buntes Feuilleton. Gelegentlich fand

sich auf der Frontseite gar ein Leitartikel. Auch Themen wie Stadtratswahlen in Aarau oder der kantonale Staatshaushalt wurden als längere Aufsätze angeboten.[1] 1922 finden wir zu Anfang des Jahres die Auflagezahl von 6880, zum Jahresende 7350. Damit dürfte klar sein, dass die Doppelfunktion als Gratisanzeiger im engern, als abonnierte Wochenzeitung im weiteren Raum Aarau, Erfolg zeitigte.

In der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg blieb der GA eine kleine Wochenzeitung ohne grosses politisches Gewicht. Der Informationsgehalt bestand aus Kurzmeldungen, einer redigierten Umschau und «Aus aller Welt» (Feuilletonistisches). Dazu gesellten sich Aufsätze allgemeinen Inhalts und ein Fortsetzungsroman unter dem Strich. Das am häufigsten auftretende Kürzel für über zwanzig Jahre (1933–1955) war das Zeichen (prv). Dennoch zeigten die Auflagezahlen – Anfangs 1932: 17 750; Ende 1932: 13 100 – für die damaligen Verhältnisse eindrückliche Höhen, obwohl sie, je nach Anzahl der Gemeinden, die den GA als offizielles Publikationsorgan hielten, stark variierten. Diese Allerweltszeitung hielt sich bis zum Tode von Eugen Keller. In den letzten Jahren seines Wirkens setzte sich das Lokale immer deutlicher durch, und nach 1955 finden wir in den Nummern gelegentlich einen Bericht aus dem Grossen Rat oder einen Leitartikel, meist gezeichnet mit (Hu-).

1954 stellte man von der Fraktur- zur Antiquaschrift um, was dem Blatt ein modernes Aussehen vermittelte. Dennoch entschuldigte sich der Verlag fast für den Husarenstreich: seit dem Weltkrieg würden keine entsprechenden Lettern mehr hergestellt; die abgenutzten Frakturschriften ergäben keinen sauberen Druck mehr. So sei man gezwungen, auch beim Textteil – wie zuvor schon im Inseratenteil – Antiquaschriften zu verwenden.

Ab 1968 änderte die Firma Keller das Konzept der Zeitung. Seit dem Überhandnehmen der Radio- und Fernsehinformation und dem Nachziehen der Zeitungen, am folgenden Tage schon die entsprechenden Kommentare zu vermitteln, hatte das Wochenblatt alter Schule ausgedient. Der Textteil schrumpfte zugunsten der Inserate. Oft zählte eine Nummer dennoch 16 Seiten. Als weltpolitische Übersicht figurierte darin immer noch die Umschau, sonst aber besassen viel Beiträge Zeitschriftencharakter. Sie behandelten Themen aus Landwirtschaft, Handel, Haushalt, ohne direkten Bezug zur Aktualität. In dieser Phase war der «General-Anzeiger» kein Medium der politische Auseinandersetzung.

Je mehr aber der «Freie Aargauer» lokalpolitisch kaum mehr als Alternative zum «Aargauer Tagblatt» in Erscheinung trat – das war vor allem nach dem Rücktritt Silvio Birchers als Chefredaktor der Fall – schlüpfte das lokale Geschehen wieder in die Spalten des Anzeigers hinein. Nicht zu vergessen: Die Einführung des Einwohnerrates 1969 in Aarau hatte häufigere

[1] GA, 1920 und 1922.

und tiefere lokalpolitische Debatten in den Blättern zur Folge. 1970–1980 redigierte Franz Xaver Erni unter dem Zeichen (fxe) die Zeitung und schrieb Randglossen wie «Zeit in der Zeitung». Leitartikel und Beiträge mit viel Lokalkolorit stammten von einem Ansässigen, bezeichnet mit (zri). Der Abschnitt «Aus der Stadt Aarau» wurde, obwohl es sich um offizielle Rathaus-Informationen handelte, zum zentralen Teil des Textes, weil diese Nachrichten. eingebettet in kleine Reportagen über lokale Veranstaltungen, Firmenjubiläen oder Aarauer Sportereignisse, einen ganz andern Stellenwert bekamen. Damals hatte Mathilde Keller eifrig an der Textbeschaffung mitgewirkt.


AZ 5000 Aarau, Donnerstag, den 17. Dezember 1981

70. Jahrgang Nr. 51

General-Anzeiger

REGION AARAU

Die Wochenzeitung der Region Aarau. Offizielles Publikationsorgan der Stadt Aarau. Erscheint in allen Haushaltungen der Gemeinden: Aarau, Biberstein, Buchs, Gränichen, Oberentfelden, Oberentfelden/SO, Unterentfelden, Küttigen, Rombach, Rohr, Suhr, Unterentfelden.

Verlag und Herstellung: Keller AG, Buchdruck+Offset, Rain 36, 5001 Aarau, Telefon 064 22 24 81. — Abonnement: Fr. 14.— jährlich, Fr. 8.— halbjährlich. Inseratenverkauf und Promotion: ofa Orell Füssli Werbe AG, Bahnhofstrasse 18, 5001 Aarau, Telefon 064 24 45 51.

Club Dancing Bar
happy landing
Aarau
Dezent und Exklusiv
... den Damen zuliebe
DAS DANCING MIT STIL IM AARAUERHOF

Zeitungskopf des «General-Anzeigers» vom 17. Dezember 1981.

Am 30. April 1981 erschien der «General-Anzeiger» in neuem Gewand. Ein moderner Kopf setzte «Region Aarau» grösser als den altgewohnten Namen. Die Umstellung auf fünf Spalten bedeutete eine Anlehnung an das Erscheinungsbild des «Aargauer Tagblattes». Man setzte damals: «Verlag und Herstellung: Keller AG, Buchdruck und Offset» unter den Titel. Von Druck und Expedition war nicht mehr die Rede. Damals wurde der GA zwar im eigenen Hause gesetzt, aber bei der einstigen härtesten Konkurrenz, dem «Aargauer Tagblatt» gedruckt. Die moderne grafische Gestaltung ging mit dem neuen Konzept einher, «die Zeitung übersichtlicher und lebendiger zu machen». Man strebte nun an, vermehrt auch regionale Themen zu behandeln. Dazu seien Mitarbeiter aus der Agglomeration ersucht, Beiträge und Fotos einzusenden. Auf der Frontseite gelangte von nun an immer ein Hauptthema zum Abdruck, zum Beispiel Interviews mit sämtlichen Gemeindeammännern der Umgebung mit dazugehörigem Bild und Kommentar. Damals war der «General-Anzeiger» Region Aarau tatsächlich ein politisches, lokales Wochenblatt für die Grossregion Aarau.

Nach dem Tode von Max Keller übernahm Robert Keller alleine die Firma. Schon vorher hatte er sich die Aktienmehrheit gesichert. Nach Studium und Lizenziat der Handelshochschule St. Gallen war er auf Wunsch von Vater Eugen 1955 in die Firma eingestiegen. Robert, Sohn aus zweiter Ehe, «war vor allem der Kontakt nach aussen, zu dem immer grösser wer-

denden Kundenkreis», aufgetragen, während Max die innere Leitung des Betriebes besorgt hatte.[2]

1984 wurde das Konzept des «General-Anzeigers» wiederum neu festgelegt. «Nachdem die grossen Medien alles bringen, beschränkt er sich auf die Information innerhalb seines Erscheinungsgebietes. Er macht sich zum Ziel, von den Menschen wie Du und ich, die in dieser Region leben, arbeiten und ihre kleinen und grossen Sorgen haben, zu berichten – damit der heutigen angeheizten Hektik und Oberflächlichkeit nicht die wertvollen Dinge verloren gehen, der Kontakt zum Mitmenschen und Nächsten von nebenan.»[3] Eigentlich präsentierte sich die Zeitung eher im Outfit als im Inhalt anders als bisher. Roberts Ehefrau, Gisela Keller-Becke, schrieb selber als geübte Kolumnistin in der Hauszeitung. Robert Keller «trennte den General-Anzeiger innerbetrieblich schon vor einigen Jahren von der Druckerei und gründete 1986 die Arena-Verlags AG, die nun die Zeitung herausgibt. Dies drängte sich auf, damit die Textgestaltung durch die Redaktion frei ist von Interessenkollisionen.»[4]

Am 13. Dezember 1989 meldete das «Aargauer Tagblatt», dass das «Zofinger Tagblatt» auf den Jahreswechsel die Aktienmehrheit der Keller-Druck AG und der Arena-Verlags AG übernommen habe. Dieser Einbruch des Zofinger Verlages in die Aarauer Medienlandschaft wurde an der Bahnhofstrasse mit grosser Sorge verfolgt. Nachdem die «Zofinger Tagblatt AG» vor einigen Jahren bereits den in Oberentfelden herausgegebenen «Landanzeiger» erworben und in die Region Aarau expandiert hatte, wollte sich diese Firma nun mit einem weiteren Ankauf einen neuen Wirtschaftsraum erschliessen.[5] Robert und Gisela Keller hatten sich zum Verkauf der beiden Firmen entschlossen, um eine «rechtzeitige Nachfolgeregelung» vorzunehmen, denn «die Jungen der Familie Keller wählten andere als Druckerei-Berufe». Wie schon 1989 beim «Landanzeiger» hatte auch bei diesem Verkauf die «Aargauer Tagblatt AG» eine Offerte gemacht, um den örtlichen Gratis-Anzeiger nicht in fremde Hände gleiten zu lassen. Mit der Übernahme des GA durch die Zofinger Firma ging auch der langjährige Druckauftrag am 31. März verloren. Seit 1981 war das Keller-Blatt beim AT gedruckt worden. Dies veranlasste den AT-Verlag ein Konkurrenzprodukt, die «Regional-Zeitung», nach gleichem Konzept gefertigt, im selben Einzugsgebiet zu verbreiten.

Die weitere Entwicklung ist mit wenigen Daten zu markieren. 1990 wurde in der Telli ein neues Geschäftshaus gebaut und am 1. November 1990 mit einer Sondernummer der Einzug gefeiert. Obwohl «Landanzeiger» und «General-Anzeiger» demselben Zofinger Verlagshaus angehörten,

---

[2] GA, Jubiläumsnummer 75 Jahre, 23. März 1988.
[3] GA, 23. März 1988.
[4] GA, 23. März 1988.
[5] GA, 13. Dezember 1989.

waren es doch verschiedene Firmen (Verwaltungsräte), und sie kämpften erbittert um den Inseratenmarkt. Vor allem waren die Gemeinden Biberstein und Rohr seit Jahrzehnten dem «Landanzeiger» zugetan, obwohl dem Rayon Aarau zugehörig. Der «GA Region Aarau» wurde im Erscheinen noch etwas bunter, behielt aber weitgehend sein früheres Konzept bei. Wir suchten «mit Schwung eine neuen Nähe zu unserer Leserschaft»; mit «Wochenjournalismus abseits des grossen Weltgeschehens pflegten wir das regionale und menschliche Detail»,[6] so charakterisierte die abtretende Redaktion ihr Tun in der Abschiedsnummer, die schon zwei Jahre nach dem Umzug in die Telli eine Ära beendete. Sechs zeichnende Redaktoren, alles Teilzeitmitarbeiter, standen damals im Impresssum. Am 4. März 1992 wurde die «Regional-Zeitung» für die Grossregion Aarau anstelle des «General-Anzeigers» in die Briefkästen gesteckt. Das Logo «General-Anzeiger GA» figurierte als Nebenzeichen im Zeitungskopf. Was war geschehen?

Um die Expansion des «Zofinger Tagblatts» in den Raum Aarau abzuwehren, hatte das «Aargauer Tagblatt» selber eine Gratis-Zeitung gleicher Art mit dem Titel «Regional-Zeitung» auf den Markt geworfen. Damit fanden sich zwei fast gleiche Produkte in sämtlichen Haushalten der Gegend, akquirierten und offerierten im selben Marktgebiet. Der GA schrieb alljährlich massiv rote Zahlen. Gespräche zwischen den Direktoren des Aarauer und Zofinger Verlagshauses brachten eine Lösung. Dem sinnlosen Treiben ein Ende zu setzen, wurden die Anzeiger zusammengelegt und mit dem «Landanzeiger» eine Inseraten-Kombination Regional–Kombi RZ-LA geschaffen. Im gleichen Zuge wurde auch eine Absprache über das Streugebiet geführt: das eigentliche Gebiet Aarau (inklusive Rohr und Biberstein) beanspruchte nun die AT-Verlags AG für sich allein. Mit der angeblichen Fusion der beiden Anzeiger konnte auch die Zofinger Firma das Gesicht wahren Der Vertrag lief ab 1. Juli 1992. Diese gütliche Einigung war gleichsam die Vorstufe zum späteren redaktionellen und technischen Zusammenarbeitsvertrag der politischen Tagblätter von Aarau und Zofingen. Vom letzten Keller-Blatt blieb nur noch eine kleine Erinnerungsmarke im Titel eines Gratis-Anzeigers des einst feindlichen Verlages, bis auch diese Zeitung 1997 nach der grossen aargauischen Fusion (1996) der allgemeinen Flurbereinigung zum Opfer fiel.

Der «Landanzeiger»

1907 hatte der deutsche Staatsbürger Anton Brändle in Oberentfelden eine Buchdruckerei eröffnet. Zwei Jahre später, 1909, erschien der erste «Land-

[6] GA, 27. Februar 1992, Abschiedsnummer.

anzeiger», ein Gratisblatt für die Gemeinden Buchs, Muhen, Oberentfelden, Kölliken und Suhr. Das reine Inseratenblatt kam noch recht kleinformatig daher, nämlich 23 mal 32 Zentimeter gross. Die Auflage betrug 3600 Exemplare. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges geriet die Druckerei in eine missliche Lage. Bei Beginn der Kampfhandlungen wurde der Inhaber in die deutsche Wehrmacht eingezogen. «Die Firma war fortan ohne Patron, und Herr Brändle verkaufte daher die Druckerei notgedrungen, aber zu einem fairen Preis an die Familie Suter. So steht es jedenfalls in den offizielle Familienannalen. Gerüchte besagen jedoch, dass Frau Brändle die Druckerei ohne Wissen ihres Mannes, der zu jenem Zeitpunkt im Schützengraben lag, an Albert Suter verkauft habe.»[7] Am 5. November 1915 übernahm Albert Suter Druckerei und Verlag. 1920 zog man in ein neues Gebäude an der Schönenwerderstrasse, wo sich das Unternehmen noch heute befindet. In zwei Etappen musste das Betriebsgebäude durch Anbauten vergrössert werden.



Druckerei und Geschäftshaus Suter in Oberentfelden (Bild: Georg Mayer).

Das Unternehmen war ein eigentlicher Familienbetrieb und drei Generationen lösten sich im Herstellen des «Landanzeigers» ab: Albert Suter-Badetscher (II.) löste 1935 seinen Vater Albert Suter-Suter (I.) ab; nach dem Tode Albert Suters (II.) im Jahre 1993 führten seine zwei Söhne Albert

[7] Visio, Oktober 1998, S. 20.

Suter-Lindegger (III.) und Hans Suter-Schaffner das Geschäft weiter. Die Familie Suter war wohlhabend; die Druckerei war nicht ihre alleinige Existenzgrundlage. Geld für Investitionen war vorhanden. Der Betrieb wurde mit den besten Druckmaschinen ausgerüstet. 1974 gar mit einer Wifag OF 6–24 Seiten-Rolloffsetmaschine mit zwei Farbdruckwerken. Noch 1982 hatte man eine hochmoderne Harris-Fotosetzanlage angeschafft. Doch 1987 wurde der Betrieb an die Zofinger Tagblatt AG verkauft und Werner Iseli, vorher in Zofingen tätig, wurde Betriebsleiter in Oberentfelden. Albert und Hans Suter wünschten damals den Betrieb altershalber und mangels Nachfolger zu veräussern. «Just zu jenem Zeitpunkt lancierte das Aargauer Tagblatt mit einer Splitausgabe einen Grossangriff auf die Leserschaft im Bezirk Zofingen.» Mit dem Kauf des «Landanzeigers» wollte die Zofinger Tagblatt AG verhindern, dass ein Fremder ins Zofinger Einzugsgebiet einbrechen würde.[8] Es war allgemein bekannt, dass auch die Aargauer Tagblatt AG ein Kaufangebot gemacht hatte, aber von der Zofinger Firma ausgestochen worden war.

Vergleichen wir die Auflagezahlen von ursprünglich 3600 mit denen von 1987 (25 650) und 1997 (27 000), so wird klar, dass auch Form und Inhalt des Blattes eine Wandlung durchgemacht haben müssen. Das kleine Blättchen war zu Anfang des Jahrhunderts ein bescheidenes Inseratenorgan, das jeden Donnerstag in den nächsten Gemeinden der Grossregion Aarau verteilt wurde. Solange der Gratisanzeiger in den Händen der Familie Suter war, hatten redigierte Nachrichten keinen Platz. Die Nummern wurden zum Teil mit Farbakzenten visuell attraktiver gestaltet, doch Texte zu Firmenjubiläen, zur Anwendung von Produkten oder zu Veranstaltungen hatten immer Reklamecharakter und wurden auch in Form und Gestalt von Grossinserenten präsentiert. Politischen Meinungsaustausch oder entsprechende Information suchte man vergeblich. Von einer Zeitung zu sprechen wäre Hochstapelei.

In der Jubiläumsausgabe vom 24. Oktober 1983 zum 75. Erscheinungsjahr wurde der «Landanzeiger» klar als Nur-Geschäftsblatt deklariert, das nicht danach strebe, den politischen Lokalzeitungen im Textlichen Konkurrenz zu machen. Wir vernehmen darin, dass die Umstellung auf Antiqua-Schrift schon 1926 und die grosse drucktechnische Umstellung 1974 erfolgt sei. Von konzeptionellen Änderungen des Inhalts im Laufe der Geschichte bis 1983 vernehmen wir nichts. Was an Textteil eingestreut wurde, hatte der Leserfreundlichkeit des Blattes zu dienen und wurde entsprechend dem Inseratenvolumen bemessen: Zeitweise fanden sich nur einige redaktionelle Einsprengsel, als Fenster zwischen den Inseraten platziert, gelegentlich – völlig unsystematisch – wurde eine ganze Seite mit

[8] Fast alle Angaben aus «Neue Mittelland-Zeitung», 6. März 1999. Druckerei Suter, Oberentfelden.

unterhaltenden Meldungen aus der Region eingesetzt. Edwin Hämmerle, technischer und gestalterischer Mitarbeiter in der Firma Suter, besorgte die Redaktion der mit Inseraten durchsetzten Seite «Landanzeiger-SPEZIAL». Aber auch gelegentliche Sonderseiten unter diversen Namen, wie Hier und Heute, Magazin, Buntes Allerlei wurden von ihm zusammengestellt. Verblieb beim Umbruch eine ganze Seite ohne Reklame, so wurde wieder einmal ein Angebot der Organisation HEKS übernommen, und so kam für einmal eine reine Text- und Bilderseite mit Ausländischem zum Abdruck. Ein feste Institution waren die kirchlichen Meldungen auf der dritten Seite jeder Nummer.[9]

Das änderte sich mit der Übernahme durch die Zofinger Tagblatt AG. Die Auseinandersetzungen mit andern Gratisanzeigern in derselben Region, die mit reichlichem Textteil versehen waren, veranlassten auch die Verleger des «Landanzeigers» dasselbe zu tun. Da war einerseits der «General-Anzeiger» der Firma Keller in Aarau, der zum Teil dasselbe Gebiet bediente; vor allem aber der «Aargauer Kurier» der Aargauer Tagblatt AG, der in attraktiver Aufmachung und mit grossem Aufwand gestaltet, den Inseratenmarkt im ganzen Kanton in die eigene Tasche stecken wollte. Nur ein redigiertes Blatt konnte daneben auf die Dauer bestehen.

Die Wandlung vollzog sich leis und sachte. Nach 1987 redigierte nämlich weiterhin Edwin Hämmerle die Texte, die – etwas reichlicher – zwischen den Inseraten eingepasst wurden. Sofort nach dem Kauf des Geschäftes duch die Zofinger Tagblatt AG wurde der Druck der Zeitung nach dort verlagert. Trotzdem wurde das Erscheinungsbild nicht auf einen Schlag, sondern ebenso behutsam verändert: die lockerere Anordnung der Anzeigen und Texte, die neue Überschrift «LA-Landanzeiger». Mit der Anstellung eines hauptberuflichen Redaktors in der Person von Markus Schenk am 1. Oktober 1994, wurde der Textteil massiv ausgeweitet. Schenk war vorher beim «Allgemeinen Anzeiger» in Aarburg als Geschäftsführer und Redaktor tätig gewesen und brachte von dorther die Vorstellung mit, dass der Textteil eines Gratisanzeigers geschlossener auftreten musste, um mehr Lokalblatt-Charakter zu erreichen. «Der Wiggertaler», die Wochenzeitung der Zofinger Tagblatt AG, fast den ganzen Bezirk Zofingen bedienend, wurde massgebend für den nachbarlichen Anzeiger in Oberentfelden. Dieser wollte aber mit seiner Inseraten-Frontseite demonstrativ ein Anzeiger bleiben. Er behielt auch das Streuen von Text-Rubriken («Mini-Gäld-Frog») unter die Inseratenseiten bei und rückte die Seite mit redigierten lokalen Mitteilungen und Eingesandt weit nach hinten (zum Beispiel erst Seite 26). Die Gedanken von Markus Schenk, zu «heissen Themen ohne Maulkorb», meist politischen Inhalts, gehörten zur dritten Seite, die sonst den Anzeigen vorbehalten blieb. Seit auch Stellungsnahmen lokaler Par-

[9] Landanzeiger, 24. Oktober 1983, Jubiläum 75 Jahre.

teien aus dem Einzugsgebiet präsentiert wurden, war auch beim «Landanzeiger» das Politische nicht mehr tabu.

1989 hatte die Zofinger Tagblatt AG die Aktienmehrheit bei der Keller-Druck AG in Aarau erhalten. Nicht nur der «Landanzeiger», auch der «General-Anzeiger», neu «GA Region Aarau», wurde nun in Zofingen gedruckt. Die beiden selbständigen Anzeiger-Firmen mit eigenen Verwaltungsräten unter dem Dache der Zofinger Tagblatt AG blieben auch dann erbitterte Konkurrenten, als der AT-Verlag eine «Regional-Zeitung» als Kampfblatt herausgab, das den Angriff aus Zofingen auf Aarau abwehren sollte. So gab es Gemeinden, in denen alle drei lokalen Wochenblätter neben dem «Aargauer Kurier» in den Briefkästen steckten. Eine mörderische Situation! Die Aargauer Tagblatt AG hatte den längeren Atem. Die als Fusion von «General-Anzeiger» und «Regional-Zeitung» vertuschte Übernahme des ehemaligen Keller-Blattes machte den Weg frei für eine gütliche Zusammenarbeit des Anzeigers «für die Grossregion Aarau» mit dem benachbarten «Landanzeiger» unter der Bezeichnung «Regional-Kombi RZ-LA», gültig ab 1. Juli 1992. Die Streugebiete wurden nun klar abgegrenzt. Diese Ordnung war auch der Auftakt zur weiteren Zusammenarbeit der Zofinger Tagblatt AG mit dem Aargauer Tagblatt.[10]

Diesem Abkommen machte die Fusion Badener Tagblatt/Aargauer Tagblatt 1996 insofern ein Ende, als der «Aargauer Kurier» im gesamtaargauischen Anzeiger «Aargauer Woche» (Badener Woche, Aarauer Woche) aufging, und die «Regional-Zeitung»1997 zugunsten der Aarauer Teilausgabe verschwand. Damit floss auch der selbständige «Landanzeiger» über den alten Kombi-Vertrag bezüglich der Inserate in diesen Verband ein.

[10] Weitere Angaben von Werner Iseli, November 1999.

Der Bezirk Brugg

Die Anzeiger-Schlacht im Bezirk Brugg

Der Brugger Zeitungsstreit 1900–1906[11] hat, neben einem lokalen Tagblatt ein Inseratenblatt, einen Anzeiger mit bezirksweiter Ausstrahlung gezeugt. Am 1. Januar 1903 fuhr der Effingerhof mit einem Gratisblatt mit einer Auflage von 4400 Exemplaren auf und damit dem Zeitungsverein, der damals die beiden politischen Meinungsblätter besass, an den Karren. Im Gerichtsprozess zwischen den beiden Verlagen, Zeitungsverein – Effingerhof, wurde dann der «Brugger Anzeiger» als unpolitisch eingestuft, und er durfte weiterhin fabriziert und ausgeliefert werden.

Eine Gratis-Anzeiger-Welle durchzog zu Anfang des Jahrhunderts den Aargau. Daher schien der Brugger Presse-Neuling im allgemeinen Trend zu liegen und galt juristisch als problemlos. In Brugg aber war das Unternehmen Anzeiger als solches hochpolitisch – die reine Wirtschaftspolitik bestimmte letztlich auch die Parteipolitik der Presseorgane am Ort. Der Effingerhof vernichtete mit dem neuen Instrument den Zeitungsverein der Brugger Demokraten. «Brugger Tagblatt» und «Aargauischer Hausfreund» kehrten in den Schoss des Effingerhofs zurück. Der Kampf-Anzeiger hatte seine Pflicht getan.

Sicher, der «Brugger Anzeiger» war 1903–1907 keine Parteizeitung, aber er war auch kein Insertionsorgan, das nur den Text aus postalischen Gründen oder zwecks Leserfreundlichkeit mit sich führte. Von vier Seiten widmete man nur etwas mehr als die Hälfte den Anzeigen; der zweite Teil präsentierte sich als normale Zeitung mit den Rubriken Eidgenossenschaft, Aus dem Bezirk Brugg, Aargau, Kantone und Ausland. Auf der vierten Seite «unter dem Strich» fand sich gar das obligate Feuilleton. Die dreispaltige Zeitung wies sich nicht nur bezüglich der Reihenfolge, Inserate vorn – Text hinterher, als typischer Gratis-Anzeiger aus. Amtliche Beglaubigung der hohen Auflagezahlen wirkten als Reklame für den Werbeträger und minderten die Erträge der beiden Meinungsblätter.

Wenn zum Jahresende 1906 die beiden Titel zum Effingerhof zurückkehrten, so musste logischerweise eines der drei Blätter sterben. Die Zeit der Gratis-Postille war vorbei. Am 2. Januar 1907 versteckte der Verlag das Ende des Anzeigers hinter einer internen Fusion. «Seit einer Reihe von Jahren haben wir den BA als Inserationsorgan unentgeltlich an unsere Leser verteilt. Nunmehr ist dieses Organ mit dem Hausfreund verschmolzen worden. Aus den seit November versendeten Nummern haben unsere Leser ersehen, dass wir um geringen Preis vielen reichhaltigen Lesestoff und

[11] Siehe Band I, S. 115–117 und Band II, Abschnitt «Brugger Tagblatt».

Der Bezirk Lenzburg

Vom «Wochenblatt» zur «Lenzburger Zeitung»

Das «Aargauische Wochenblatt» von Lenzburg war zu Anfang des 20. Jahrhunderts weder eine geschickte wöchentliche Zusammenfassung der grossen Politik und der kantonalen Begebenheiten, wie der Titel vermuten lässt, noch vermochte es als Lokalblatt der Stadt und der Umgebung als Informationsorgan zu dienen. Seit dem Tode von Diethelm Hegner 1883 waren Druck und Verlag im Besitze von Frau Hegner-Ernst; in Wirklichkeit war Jakob Urech aus Brunegg, Geschäftsführer von 1886–1906, die Seele des Unternehmens. Der einstige Lehrling Hegners blieb zeitlebens der technischen Fertigung der Zeitung mehr verbunden als der Redaktion; obwohl der sogenannte «Blättli-Urech» als Schriftleiter zeichnete. Wie sein Lehrmeister neigte der «stürmisch veranlagte» und «unbesonnene» Urech mehr der demokratischen Richtung der freisinnigen Politik zu. Man genoss die Monopolstellung am Orte, nachdem die Konkurrenz «Der Aargauer» nur noch das Leibblatt einer im Kanton verstreuten, elitären Leserschaft war. Das «Wochenblatt» stand «textlich auf einem tiefen Niveau. Einsendungen findet man nur sehr wenige. Fast alles ist aus andern Zeitungen herausgeschnitten.»[20]

Die Urech-Zeit erbrachte über die Inserate geschäftlich guten Erfolg, und dies ohne grossen redaktionellen Aufwand. Als die Druckerei Öchslin samt der Zeitung «Der Aargauer» von einem Mitarbeiter derselben, Franz Xaver Kromer, 1900 übernommen wurde, nutzte dieser die geschäftliche Situation und die Schwäche des «Wochenblattes» geschickt aus. Er liess den «Aargauer» eingehen und lancierte ein reines Inseratenblatt, den «Lenzburger Bezirks-Anzeiger». Viele Lenzburger stillten ihren Informationshunger mit dem «Aargauer Tagblatt»; textlich lieferte das Pseudo-Lokalblatt kaum Zusätzliches, sodass dem «Wochenblatt» langsam aber sicher der Boden entzogen wurde.

Genau in diese Zeit fiel der Verkauf des Unternehmens. Am 25. Juli 1906 veräusserte Witwe Hegner das Geschäft mit dem Zeitungstitel an die «Genossenschaft Aargauisches Wochenblatt» und Jakob Urech nutzte die Gelegenheit, sich aus dem Geschäftsleben zurückzuziehen. Der Aufsichtsrat unter Oberst Alfred Zweifel, Ernst von Niederhäusern und L. Kim umfasste neun Mitglieder. Die Redaktion wurde vorerst in die Hände von Dr. A. Widmer, dem späteren Nationalrat, gelegt. Ab 1908 war es dann eine fünfköpfige Redaktionskommission, die Inhalt und Gesicht des Blattes gestaltete. Politisch konnte so nichts fehlgehen und das Ganze war zudem

[20] 100 Jahre Lenzburger Zeitung, September 1949, W. Hübscher.

preisgünstig. Ab Dezember 1906 nannte sich das Blatt im Untertitel, ab 1907 gar im Haupttitel, «Lenzburger Zeitung» und erschien zweimal pro Woche. Dennoch blieb man dem Programm des Allerweltsblattes treu: Die Zeitung sollte über alles, was in der Welt vor sich ging, ein bisschen orientieren. Da nützte auch die Beteuerung wenig, dass in Zukunft grössere Aufmerksamkeit dem geschenkt werde, «was im Kleinen, innerhalb der Grenzen des Bezirks geschieht».[21] Das reduzierte Inseraten-Volumen liess zu wenig Raum, um den gestellten Ansprüchen gerecht zu werden.



Früherer Druckort des «Aargauischen Wochenblatts» beziehungsweise der «Lenzburger Zeitung» an der Niderlenzerstrasse in Lenzburg (Bild: Stadt Lenzburg).

Programmatisch war aber der grösste Fehler, dass man just in dieser Zeit das wöchentlich zweimal, nämlich mittwochs und samstags, erscheinende Blatt ganz in den Dienst der freisinnig-demokratischen Partei stellte. Im obern Seetal vertrat «Der Seetaler» bereits eine gleiche Interessenpolitik; damit war ein Grossteil des bürgerlich ausgerichteten Landvolkes bedient. In Lenzburg selber entwickelte sich damals die Industrie, und neue soziale Schichten siedelten sich im Städtchen an, die andere politische Richtungen bevorzugten. «Unseres Erachtens handelten jene verantwortlichen Männer nicht klug, die aus der kleinen Lokalzeitung ein politisches Organ machen wollten», urteilte der Chronist schon 1949, als die «Lenzburger Zeitung» jubilierte und das nahe Ende noch nicht in Sichtweite lag. Im Konkurrenz-

[21] LZ, 100 Jahre, September 1949, W. Hübscher.

kampf mit dem «Bezirks-Anzeiger» hätte nur eine annähernd gleiche Verbreitung das Inseraten-Volumen umlagern können, aber dazu hätte man die «Lenzburger Zeitung», als Jedermanns-Lokalblatt gestalten müssen. Im Rückblick erscheint es allzu billig, dem bösen Anzeiger alle Schuld aufzubürden. Es wirkt heute fast lächerlich, dass die Verleger damit warben, dass die Zeitung, weil sie nur zweimal wöchentlich erscheine, den Vorteil habe, dass sie dem Leser nicht «den fast unverdaulichen Wulst aller unmöglichen und möglichen Nachrichten vorsetzen muss, sondern ihn durch eine klare übersichtliche Orientierung auf dem Laufenden halten kann» (sic). Damit ist auch angedeutet, dass sich zu den Scherenschnitten aus den Tagblättern, den fehlenden lokalen Zuschriften, auch noch die unzulängliche Präsentation gesellte.


Lenzburg, Samstag, 29. Dezember 1906. № 52. 58. Jahrgang.

Aargauisches Wochenblatt

und

Lenzburger Zeitung

Freisinnig-demokratisches Organ des Bezirks Lenzburg und allgemeines Anzeigeblatt für den Aargau und übrige Kantone.

4-seitige Gratisbeilage: „Aargauisches Unterhaltungsblatt".

Druck, Verlag und Expedition der „Genossenschaft Aargauisches Wochenblatt". Niederlenzerstraße No. 120 & 121.

Freisinnig-demokrat. Partei des Kantons Aargau.

Herrn Max Schmidt, Studiosus, Aarau.

Notiz.

Zum Jahreswechsel

16. August 1919

№ 66.

Lenzburger Zeitung

Lenzburg, Samstag

Aufruf.

Die beiden Zeitungsköpfe der einstmaligen Lenzburger Presseorgane.

Es war wohl diese Unzulänglichkeit des Produktes, die dafür sorgte, dass es kein Redaktor in diesem Betriebe lange aushielt. «Die Genossenschaft hatte einen tüchtigen Geschäftsführer, Alfred Dätwyler (1906–1930), der aber in der alten Druckerei mit ungenügendem Material und zum Teil mit

Setzern, die im Laufe der Jahrzehnte wunderliche Käuze geworden waren, beim besten Willen unter den gegebenen Verhältnissen nicht mehr herausholen konnte. Die Redaktion wurde im Nebenamt besorgt. Die Redaktoren blieben länger oder weniger lang; ihr Nebenerwerb war sehr gering bezahlt.» «Manchmal waren zwei tätig – oder untätig.» «Junge Juristen, die nebenbei ihre politischen Ziele verfolgten und nach Höherem strebten, Schulmeister, die einst ihrem mageren Löhnlein noch einen Zuschuss verschaffen wollten, und ähnliche Idealisten besorgten die Redaktion.» Diese Charakterisierung stammt von einem ehemaligen Redaktor, wohl Dr. Werner Geissberger, langjähriger Redaktor am «Badener Tagblatt» und selber im Städtchen aufgewachsen. Er besass das Insider-Wissen. Bezirkslehrer Dr. Alfred Güntert war zum Beispiel seit 1926 ständiger Mitarbeiter gewesen. Dieser «draufgängerische Fricktaler» und «temperamentvolle Verteidiger der Gedanken der Vaterländischen Vereinigung», versuchte dem Blatt Profil zu geben und dies «schuf ihm nicht wenig Feinde». «Wegen seiner hie und da scharfen Artikel entstanden während seiner Tätigkeit im Kanton verschiedene Pressepolemiken.»[22]

Ansonsten kargte das Blatt mit der Veröffentlichung von Namen der Autoren. Dr. H. Irmiger redigierte 1920/21, Dr. Eugen Landolt 1922/23 die Zeitung. Diese Namen sind bekannt, weil im Jahre 1923, übrigens ein Jahr zu früh, das 75-Jahr-Jubiläum des Blattes gefeiert und dazu geziemend Rückschau gehalten wurde. Obwohl sich die Genossenschaft zum Ziele gesetzt hatte, keinen Gewinn zu machen und alles in die «Ausstattung und Verbesserung der Zeitung» zu stecken,[23] blieb das Blatt auch in dieser Phase übers Ganze gesehen wenig attraktiv. Die führenden freisinnigen Politiker in der Genossenschaft waren «zufrieden, wenn durch die Zeitung ihre Interessen nicht gestört wurden und politisch ihre Ansichten vertreten und für ihre Wahlvorschläge genügend Propaganda gemacht wurde».[24]

«Christian Ebners Wissenschaft» (30er-Jahre und Kriegszeit)

Am 1. November 1930 ging Verlag, Druck und Expedition der «Lenzburger Zeitung» an die Firma Christian Ebner in Lenzburg über. Dieser Mann sollte das Schicksal dieses kleinen Blattes bestimmen wie kein anderer zuvor. Bei seinem Tode am 12. April 1947 war das Presseorgan ebenfalls dem Sterben nahe. Bei der Übernahme durch die Druckerei R. und L. Müller in Lenzburg, wenige Wochen danach, zählte es noch 800 Abonnenten.[25] Trotz 12jährigen Anstregungen liess sich das einstens stolze Schiff nie mehr

[22] LZ, 100 Jahre, «Ein ehemaliger Redaktor», wahrscheinlich Werner Geissberger.
[23] LZ, 100 Jahre, zitiert aus LZ, 1. August 1906.
[24] LZ, 100 Jahre, «Ein ehemaliger Redaktor».
[25] LZ, 30. Oktober 1959, «Zum Abschied».

flott machen. Angesichts des stetigen Abstieges in der Ebner-Ära lässt sich nicht alles auf die Kromer-Konkurrenz zurückführen. An vergleichbaren Orten haben sich im gleichen Zeitraum Presseorgane neben Gratisanzeigern nicht nur gehalten, sondern mächtig entwickelt.

Christian Ebner war tatsächlich in allen Sparten der Buchdruckerei gut bewandert, wie er sich selber in «Anzeige und Empfehlung» anpries. Sohn des Verlegers «Der Freie Rätier» in Chur, war er in diesem Milieu aufgewachsen und hatte seinen Beruf zünftig erlernt. Was er am wenigsten beherrschte, das war die deutsche Sprache; dennoch konnte er es nicht lassen, sich dauernd schriftlich zum Worte zu melden. Offenbar liess er sich weder vom Spott seiner Leserschaft noch von den Glossen des «Nebelspalters» davon abhalten, in einem hilflosen Stil und mittels grotesker Bilder platteste Formeln in Leitartikel zu giessen. Erstaunlich nur, dass ein Teil der Lenzburger sich das 17 Jahre lang gefallen liess. Denn «Christians Wissenschaft – war nur eine Knospe und keine Blüte»,[26] meinte ein späterer Redaktor. Damit war nicht nur der Schreibstil Ebners angesprochen, sondern auch seine Ansichten respektive seine Windfahnenpolitik in den gefährlichen 30er-Jahren. «Freisinnig-demokratisches Blatt nannte sich die Zeitung, aber es war manchal etwas einseitiger Freisinn und nicht immer reine Demokratie, die darin Ausdruck fand», fasste ein Redaktor der Müller-Ära zusammen, und wir müssen ihm nach dem Studium der Ebner-Texte Recht geben.[27]

Das Lenzburger Lokalblatt geizte schon immer mit der Veröffentlichung von Auflagezahlen. Nur gelegentlich lüftete man den Deckel; dem Anzeiger am Orte hatte man nichts Gleichwertiges entgegenzustellen. Mit stolzen 7000 Exemplaren startete Ebner sein Unternehmen. Auch wenn die Hälfte davon zu Reklamezwecken gratis gestreut wurde, dürfen wir von einer stattlichen Abonnentenzahl ausgehen. Da im November 1930 der neue Besitzer voll guten Willens das Lokalblatt dreimal wöchentlich, nämlich am Dienstag, Donnerstag und Samstag, herausgab und versprach, dass nunmehr die Leserschaft «in vermehrtem Masse mit Lokalnachrichten» bedient werde, musste ein zeichnender Redaktor im Nebenamt eingestellt werden. Dr. Alfred Güntert, bestens bekannt und versiert, sollte 1930–1933 dem Blatt zum Aufschwung verhelfen. Seine politische Position war klar und allgemein bekannt. Er fuhr einen stramm antimarxistischen Kurs; Wehrbereitschaft und Treue zu den helvetischen demokratischen Traditionen standen im Zentrum seiner Betrachtungen. Der spätere Präsident der Aargauischen Vaterländischen Vereinigung, war damals der typische Vertreter jener Richtung, die sich dem Einfluss des «Bundes für Volk und Heimat» entzog, als dieser dem Antisemitismus nicht abschwor. Was sich in Deutschland

[26] LZ, 100 Jahre, «Ein ehemaliger Redaktor».
[27] LZ, 100 Jahre, W. Hübscher.

anbahnte, wurde von Güntert mit Argwohn verfolgt, und frontistische Anleihen aus der NS-Ideologie wurden kritsiert. Dennoch dürften Lenzburger Leser aus Arbeiterkreisen ob der Rechtslastigkeit des Lokalorgans erbost reagiert haben.

Am 30. März 1933 nahm Dr. Güntert seinen Abschied: «Aus meinem Herzen habe ich nie eine Mördergrube gemacht und bin zu meiner Überzeugung gestanden. Es war vielleicht manchmal nicht das Verhalten, das man politisch klug nennt. Dazu bin ich zuwenig politisch belastet. Ich bin mit der freisinnigen Partei marschiert, habe aber auch andere politische Ansichten hochgeschätzt, wenn ich sah, dass sie dem Bestreben galten, dem Vaterlande zu dienen.» «Es ist mir zum Vorwurf gemacht worden, ich hätte mit meiner Feder die Zeitung zugrunde gerichtet. Wir wollen nicht untersuchen, ob dieser Vorwurf berechtigt oder zu Unrecht erhoben wird.» Obwohl er persönlich in den Schmutz gezogen worden sei, bleibe seine Liebe zur «Lenzburger Zeitung» bestehen. In den drei Jahren seiner intensiven Tätigkeit durfte sich dieses Blatt inhaltlich positiv entwickeln. Unter Güntert hatte sich nicht nur der lokale Teil ausgeweitet, wichtige örtliche Ereignisse rückten gelegentlich gar auf die Frontseite vor, oder im selbstverfassten Leitarikel zur grossen Politik schimmerte etwas Lokalkolorit durch: Man stand dazu, die Welt aus der Froschperspektive zu kommentieren. Dennoch wehte ein offener, liberaler Geist durch die Spalten, Stil und Sprache waren gediegen und die Urteile basierten auf Sachkunde und Bildung. So wagte er zum Beispiel nicht nur die im Sinne alldeutscher Kunst umgestalteten Weihnachtslieder von Frau Ludendorff als Schund zu bezeichnen, sondern mit entsprechend glossierten Beispielen die ganze Bewegung lächerlich zu machen. Vielleicht war es seine Gabe, sich sowohl die Extremen zur Linken wie zur Rechten zu Feinden zu machen.

Ab März 1933 schien nun Ebner auf einen Redaktoren verzichten zu können; er selber kommentierte nun die Ereignisse und Veranstaltungen. Und diese Texte sprechen noch heute für sich selber. Den Aktivitäten der verschiedenen Fronten wurde breitester Raum gewährt, und das Erscheinen der «Eidgenössischen Zeitung» des «Bundes für Volk und Heimat» warm begrüsst. Zur «Völkerwanderung nach Vindonissa», das heisst an die Veranstaltung der Erneuerer anfangs Juli 1933, wurden auch die Sozialisten eingeladen, «aber nicht zum Radau machen». Die «Harste» würden schon für «Ruhe und Ordnung sorgen».[28] Ebners Sympathien für die Fronten und ihre Lehren offenbaren sich vor allem in Nebensätzen oder zwischen den Zeilen, sofern überhaupt verständlich formuliert wird. «Und die Nationale Front, die mit uns eine neue Sozialpolitik verlangt in erster Linie, und die Rückgewinnung der Arbeiterschaft, wurde gerade deshalb angefeindet und des Nationalsozialismus verdächtigt. Wir aber sind überzeugt, dass diese

[28] LZ, 4. Juli 1933.

Verdächtigungen aus Kapitalistenkreisen stammt und ganz ungerecht ist. Die Nationale Front ist mit dieser ihrer sozialen Forderung durchaus im Recht; diese ist das Gebot der Stunde.»[29]

«Wir halten auch für das richtige, so viel wie möglich bei den historischen Parteien zu bleiben. Diese müssen aber den neuen Geist in sich aufnehmen in ihrem ureigensten Interesse.» «Lassen wir das Brodeln ruhig gewähren momentan.» «Der gährende Wein wird ruhig.» «Schon die diesjährige Bundesfeier wird Öl auf die schäumenden Wellen giessen und man wird sich erinnern an die Verwunderung der Gesandten nach der Milchsuppe von Kappel 1529.» Diese Leute «führen ein bisschen ein böses Maul in ihrem Eisernen Besen, aber etwas Kritik tut gut. Im Grunde haben sie nicht so ganz unrecht».[30] Oder: «Im faszistischen Italien und nationalsozialistischen Deutschland musste die Freiheit mehr oder weniger stark eingeschränkt werden, aber nur der Not gehorchend und hoffen wir vorübergehend, um diese Länder vor dem Untergang zu retten, vor Bolschewismus und Chaos.» Erst der Röhmputsch, rund ein Jahr später, weckte Ebner aus seinem Dämmerzustand. «Was lehrt uns die deutsche Revolution? Sie lehrt uns, unsere demokratische Freiheit schätzen und gibt uns einen Abscheu vor der Diktatur. Die ganze Welt empfinde nur Grausen und tiefen Abscheu vor dem Regime im Reich. Die Wirkung solcher drakonischen Massnahmen auf die Welt ist eben nicht, wie sie die Urheber gern hätten.» «Nationalsozialismus ist Bolschewismus, denn sie sind beide den christlichen Grundlehren diametral entgegengesetzt.»[31] Mit dieser Formel war für Ebner die Schwarzweiss-Ordnung zurückgewonnen. Aber er öffnete stracks seine demokratischen Ansichten wieder in Richtung autoritärer Führung: Dollfuss regiere in Österreich zwar auch diktatorisch, aber er schütze damit sein Staatswesen vor dem Nationalsozialismus. Ergo genoss er Ebners Sympathie.

Da alle wichtigen Erlasse und Verlautbarungen der freisinnig-demokratischen Partei, sowohl des Zentralsekretariates als auch der kantonalen Sektionen, in vollem Wortlaut auf der Frontseite erschienen, wirkten die danebenstehenden Leitartikel von Ebner doppelt befremdend – und zwar nicht nur stilistisch. Auch schreibgewandte Lenzburger, zumal Bezirkslehrer Güntert, versuchten mit Betrachtungen politischer oder staatsphilosophischer Art zu Festen und Feiern, das Niveau ihres Lokalblattes zu heben. Aber Ebner war nicht zu bremsen. Gerade Gedanken zu Festtagen oder zum Jahreswechsel lagen ihm besonders am Herzen. Überzeugt davon, dass er und seine Zeitung der Öffentlichkeit getreulich gedient hätten, führte er aus: «Man kann alles, was bei uns öffentlich geschieht, immer vollständig und aus erster Quelle in nächster Nummer lesen. Und in unserm aufge-

[29] LZ, 20. Juli 1933.
[30] LZ, 20. Juli 1933.
[31] LZ, 10. Juli 1933.

weckten Städtchen mit bedeutender Vergangenheit herrscht ziemlich reges Leben, das sich allerdings etwas stossweise äussert, nicht kontinuierlich. Damit schwankt natürlich auch der interessante Charakter des Blattes. Eine Zeitung ist nach unserer Auffassung wie eine Glocke, die mitfühlend aber objektiv von höherer Warte aus das menschliche Treiben verfolgt und beurteilt, aber auch selber anregt und eingreift, wo es nötig scheint im allgemeinen Interesse unserer Bevölkerung. Polarstern ist für uns das Gesamtwohl; wir lehnen jede Einseitigkeit ab und lassen uns nicht von der mittleren Linie abdrängen weder nach rechts noch nach links. Wir erstreben ein einiges Schweizervolk ohne Klüfte und Risse, aber auf bürgerlich-vaterländischer Grundlage.»[32]

1936 finden wir endlich wieder einen ordentlichen Redaktoren im Impressum: Hans Peter. In der Folge erschienen vor allem wirtschaftspolitische Artikel, gekennzeichnet mit M. P. Aber auch der Weltüberblick, der politische Kurzbericht der Woche, verurteilte 1938 klar und deutlich den vernichtenden Schlag gegen das deutsche Judentum nach dem Mordanschlag des jungen polnischen Juden auf einen deutschen Diplomaten in Paris. «Wie die Welt einig war in der Verurteilung dieses Verbrechens, ebenso einmütig ist der Entrüstungssturm über die Vergeltungsmassnahmen in Deutschland, die jedes menschliche Gefühl vermissen lassen.» Auf derselben Seite riefen die Flüchtlingsorganisationen zur tatkräftigen Hilfe auf. Aber sie taten es sorgfältig und in kluger Einschätzung der öffentlichen Meinung: «Zuflucht suchend sind Tausende von Flüchtlingen über unsere Grenze getreten.» «Nur als Transitland dürfen Flüchtlinge die Schweiz betreten.» «Mehr als eine kurze Rast und erste Erholung kann ihnen die Schweiz nicht bieten. Aber bis zur Regelung ihrer Weiterreise müssen wir denen Zuflucht gewähren, die unser Land voller Hoffnung aufgesucht haben.» Denn: «Solange gegen hunderttausend Landsleute ohne Erwerb den Winter durchleben müssen, ist es uns nicht möglich, Fremden eine neue Heimat zu bieten.» Diese Art von Hilfe aber wolle man stolz anbieten, «im Gedanken an die jahrhundertelange Tradition unseres Landes, Hort und Zuflucht für Verfolgte und Bedrängte zu sein».[33]

Doch schon bald tauchen wieder Ebner'sche Kommentare auf. Unter dem Titel «Protestanten=Juden=Katholiken» wurde da ausgeführt: «Alles kommt daran. Nichts wird gefragt. Da heisst es nur, bist du nicht willig so brauch ich Gewalt.» «Der Berliner Korrespondent des Daily Telegraph erregt allgemeines Entsetzen durch die Nachricht, er könne auf Grund verlässlicher Quellen feststellen, dass im Konzentrationslager Buchenwald zwischen Juni und Mitte August 146 Juden zu Tode geprügelt wurden.»Weitere Gräueltaten und Barbareien wurden aufgelistet. Dann folgte

[32] LZ, Neujahr 1934.
[33] LZ, November 1938.

der Schlusskommentar: «Auch wir sind nicht judenfreundlich. Aber darüber sind wir sicher, dass solches Vorgehen sich einmal rächen wird. Man bedenke, der kleine David hat auch den grossen Goliath geschlagen.»[34] Diese Bemerkung belastet aus heutiger Sicht weniger den Autoren als seine verbliebene Leserschaft, der er mit diesem Vorbehalt entgegenzukommen vermeinte.

«Mit dem guten Willen und der Gutmütigkeit war es eben nicht getan», meinte der spätere Kritiker Ebners im Gedenken an sein journalistisches und geschäftliches Wirken. Und in der letzten Monaten vor dem Ende der Pressefreiheit, kurz vor dem Weltkrieg, bot die «Lenzburger Zeitung» ein eher trostloses Bild: Scherenschnitte noch und noch, dazu Erlasse der Partei, obwohl das Blatt seit 1938 den Untertitel «Allgemeines Anzeigeblatt für den Aargau und übrige Kantone» trug und die Parteibezeichnung verschwunden war. Ob taktisch-geschäftliche Rücksichtnahmen dahinterstanden oder ob die Partei sich selber vom Zeitungskopf verabschieden wollte, kann heute nicht mehr eruiert werden. Im Nekrolog Ebners 1947 jedenfalls wurde festgehalten, dass sein Blatt «doch das Sprachrohr der freisinnig-demokratischen Volkskreise unserer engern Heimat» geblieben war.[35] Der Inhalt des Blattes in der Kriegszeit zeigt jene Konfektion, die in fast allen provinziellen Medien damals zu finden war, in Lenzburg einfach etwas dürftiger. Die Papierkontingentierung veranlasste Ebner, seine Zeitung ab 1940 nur noch zweimal wöchentlich, am Mittwoch und Samstag, erscheinen zu lassen. «Dass die sieben Kriegsjahre auch nicht geeignet waren, sein Geschäft günstig zu beeinflussen, ist leicht verständlich», schrieb W. F. rücksichtsvoll im Gedenken an den verstorbenen Zeitungsmann. In grosser Eile mussten die Verleger R. und L. Müller die Zeitung übernehmen, hoffend, dass geschickte Öffentlichkeitsarbeit dem geschäftlichen Erfolg nicht im Wege stehen müsse – selbst bei einem Lokalblatt. Am 21. Mai versprachen die neuen Besitzer, dass sie sich bemühen wollten, «der Lenzburger Zeitung den guten Ruf zurückzugewinnen, den sie in vergangenen Jahrzehnten besass». Dem Lokalteil gehöre von nun an die grösste Aufmerksamkeit; entsprechend versuche man Mitarbeiter anzuheuern. Der Neuanfang versprach Morgerröte.

Der Rettungsakt (Die Ära Müller)

Ein Blatt zu retten, das zum Gespött der Lenzburger, aber auch weiter Kreise aus Nah und Fern geworden war, musste ein schwieriges Unterfangen werden. Wir stellen aber fest, dass der Ausbau, respektive Umbau des Blattes rasch an die Hand genommen wurde. Schon nach zwei Monaten, ab

[34] LZ, 15. November 1938
[35] LZ, 15. April 1947, Notiz, 18. April 1947, In memoriam Christian Ebner.

1. Juli 1947, zeigte sich die LZ in moderner Aufmachung, mit neuem Kopf und ausgiebigem Lokalteil. Das Blatt erschien jetzt am Dienstag und Freitag. Von nun an zeichnete Dr. Werner Geissberger, ein junger Lenzburger, als verantwortlicher Redaktor. Er sollte ziemlich genau ein Jahr das Flaggschiff steuern. Noch immer glaubte man dem Publikum schuldig zu sein, die ganze Frontseite der eidgenössischen Politik und dem weltweiten Geschehen reservieren zu müssen. Immerhin räumte man allen übrigen Platz – und das waren freitags oft acht Seiten – dem Geschehen in der nähern Umgebung und den Anzeigen ein.

Nach kurzem Zwischenspiel von Dr. Anton Krättli und Max Mittler 1948 sorgten Willi Hübscher und Fritz Nöthiger für den Inhalt des Blattes und boten dem Presseorgan jene Kontinuität, die zur gedeihlichen Entwicklung eines persönlich gefärbten Lokalblattes unabdingbar ist. Bis zum Jahresende 1956 wirkte dieses Zwiegespann auf der Redaktion; ab Dezember 1956 bis zum bittern Ende durfte oder musste Willi Hübscher im Alleingang das Blatt betreuen. Angesichts der «stattlichen Schar, wollte man die Redaktoren der letzten fünfzig Jahre in Reih und Glied aufstellen», die an der LZ gewirkt hatten, dürfte man diese Stetigkeit als beste Voraussetzung zum Erfolg des Lokalorgans werten.[36]

Dazu gesellte sich das ehrliche Bemühen, auch äusserlich die Attraktivität des Blattes zu steigern. Ab 1951 wurde am Freitag «Das Bild der Woche» als Wochenendseite angeboten, ab April 1952 alle drei Wochen zusätzlich die Frauenseite «Susy und Kathrin». Während die andern Texte in der traditionellen deutschen Fraktur-Schrift gehalten waren, präsentierte sich diese Sonderseite in moderner Antiqua und oft auch auf Glanzpapier. So hatte man seinerzeit schon die Jubiläumsausgabe «100 Jahre Lenzburger Zeitung» 1949 gestaltet und gleichsam vorweggenommen, wie sich eine ordentliche Nummer ab 4. Februar 1958 einmal zeigen würde. Damals wurde in einem letzten Kraftakt das Blatt total modernisiert: unter dem Titel in Unzial-Schrift reihten sich in vier Spalten, in sauberer Antiqua gehalten, die lokalen Nachrichten auf. Man beliess der Ausland-Chronik nur die äusserste Spalte der Frontseite und lockerte die Texte mit Bildern und Zwischentiteln auf. Kurz, was anderthalb Jahre später untergeht, ist nicht ein windiges Produkt einer maroden Firma, sondern geradezu vorbildlich in der Ausgestaltung. Damit drängt sich die Frage auf, weshalb das Produkt eine genügende Abnehmerschaft nicht finden konnte.

In den zwölf Jahren der Müller'schen Verlegerschaft konnte die Abonnentenzahl von 800 auf 2100 gesteigert werden.[37] Das ist viel und wenig: eine Verdoppelung pro vier Jahre ist beachtenswert, doch blieb die Zahl weit hinter der Auflagestärke vergleichbarer Organe andernorts im Aargau

[36] LZ, 100 Jahre, «Ein ehemaliger Redaktor».
[37] LZ, 30. Oktober 1959, «Zum Abschied».

zurück. Der Auf- und Ausbau des Blattes fiel genau in jene Zeit, als die professionellen Inserentenhändler den Zeitungsmarkt intensiver zu bewirtschaften begannen, weil Radio und Fernsehen in den Reklamebereich einzudringen drohten. Auflagezahlen wurden massgebend und wirkten selektionierend. Die «Lenzburger Zeitung» war gezwungen, ihren Wiederaufbau – fast vom Nullpunkt an – im ungeschicktesten Zeitpunkt durchführen zu müssen. Im Zeitungskampf der Tagblätter im Aargau lag Lenzburg genau auf der Scheidelinie zwischen West- und Ostpresse. Zudem war damals «Der Seetaler» als Blatt des obern Bezirkteils noch quicklebendig. Wie später das «Brugger Tagblatt» musste das Lenzburger Organ «dran glauben», das zarte Pflänzchen zuerst, fast als Vorbote zum folgenden Zeitungssterben. Denn als Vorbedingung zum Untergang stimmte in Lenzburg fast alles perfekt. Nur das Produkt, das vom Markte verschwand, hätte das böse Ende nicht verdient.

Am 30. Oktober 1959, eigentlich doch total überraschend, erschien in einem Fenster auf der Frontseite der «Abschied». Man hatte offensichtlich den Nationalrats-Wahlkampf mit seinem Inseratensegen noch abwarten wollen, um sich einigermassen schadlos zu halten. Zudem endete gerade der Fortsetzungsromen «unter dem Strich». Die Abmachung mit dem «Aargauer Tagblatt» ging wohl dahin, die Abonnenten auf den Bezug dieses Organs durch zweimonatliche Gewöhnung vorzubereiten. Ein üblicher Vorgang! Am 2. November 1959 flatterte anstelle des gewohnten lokalen Blattes das AT ins Haus, das heisst überall dort, wo nicht schon bisher diese Zeitung Hauptorgan gewesen war. Um die neuen Leser zu trösten oder gut zu stimmen, war die erste Nummer mit der erweiterten Seite «Lenzburg und Umgebung» von einer hübschen Sonderseite «Lenzburg aus Geschichte und Gegenwart» mit Fotos und Stichen garniert, begleitet. Mit dem Beitrag «Vor einer neuen Aufgabe» wurde zwar nichts Unangemessenes versprochen, aber doch der Eindruck vermittelt, dass ob dem Eingehen der LZ nichts verloren ginge. Doch was in den folgenden Nummern auf der Lenzburger Seite angeboten wurde, entsprach bei weitem nicht dem, was das Städtchen vordem besessen hatte: ein Forum für die Bewohner, das der Anonymisierung entgegewirken konnte.

Dass der Verleger des «Lenzburger Bezirks-Anzeigers» langsam aber stetig die Lücke auszufüllen trachtete und sein Blatt entsprechend ausbaute, kann ihm niemand verargen. Dass heutzutage in Lenzburg bezüglich Presse nichts mehr fehlt, ist – im Gegenteil – ihm zu verdanken.

«Der Seetaler»

Schon in der Ära Mellinger, dann aber vor allem unter Otto Fehlmann war der «Seetaler« das Beispiel einer wenig ambitiösen Landzeitung. Die einlau-

fenden Nachrichten wurden sortiert und den Rubriken zugeordnet; Agenturmeldungen erschienen unter Eidgenossenschaft und Kantone, die eigene lokale Korrespondenz in etwa gleichen Portionen unter Seetal und Umgebung. Das Ausland meldete sich nach den vermischten Nachrichten ganz am Schlusse mit wenigen Positionen und erlebte von Zeit zu Zeit eine redaktionell bearbeitete Zusammenfassung. Man wollte regionales Nachrichtenorgan sein, und nichts als das. In der parteibestimmten Presselandschaft von damals eher eine Seltenheit.



Das ehemalige Druckereigebäude des «Seetalers» in Seengen (Bild: Georg Mayer).

Die bürgerliche Ausrichtung des Inhaltes und damit des Redaktors lässt sich heute noch am ehesten aus den Titeln erkennen, wobei Titel weit übertrieben klingt; es handelte sich um die typographisch immer gleich gestaltete Benennung des folgenden Inhaltes. Und da klangen gelegentlich Untertöne von Sympathie oder Verachtung durch. Kein Ereignis erfuhr eine stärkere Markierung als gelegentlich ein Händchen, das mit Fingerzeig auf einen Vorfall hinwies. Alle Nachrichten folgten brav den Spalten, sodass

auch nie ein Titel diese Grenze sprengte. Nur selten wurde an der Spitze der Frontseite gleichsam ein Leitartikel eingerückt, irgend etwas Zugeliefertes von interessierter Seite, die für den Abdruck dankbar war und kaum eine Entschädigung verlangte. Otto Fehlmann bediente so die Landbevölkerung mit Informationen, aber er putschte nicht auf. Die politischen Stürme Sandmeier'scher Prägung galten damals als Jugendsünden des «Seetalers». Die Rechnung des Publikationsorgans mag wohl immer ausgeglichen gewesen sein. Die hauseigene Zeitung sorgte für das Renomee der Kundendruckerei. Da machte das dörfliche Verlagshaus in Seengen keine Ausnahme: ein Lokalblatt war kein grosses Geschäft.

37 Jahre lang belieferte Fehlmann die Region am untern Ende des Hallwilersees zweimal die Woche mit dem Nötigsten an Informationen, als Lokalzeitung eingeengt vom «Lindenberg» und dem «Echo vom Homberg» im Süden und der «Lenzburger Zeitung» im Norden, überlagert vom «Aargauer Tagblatt» und bezüglich Inseraten konkurrenziert vom «Bezirks-Anzeiger» von Kromer aus Lenzburg. Dies ergab wenig Spielraum und verhinderte politische Eskapaden. Dennoch lohnt es sich, in den 30er-Jahren das Blatt auf Äusserungen der Redaktion abzuklopfen und die seltenen Merksätze am Schluss einer Nachricht zu beachten. Für jene Haushaltungen, die keine Tageszeitung führten und sich mit dem «Seetaler» begnügten, waren die stetigen Bekenntnisse der Redaktion wie Tropfen, die damals den berühmten Stein höhlten.

Vor der Machtergreifung im Reich, am 18. Januar 1933, berichtete der «Seetaler», unter dem Titel «Hitler-Anpöbeleien» wie folgt: «Im Alemanne, dem nationalsozialistischen Kampfblatt Oberbadens, kann man mit Bestimmtheit darauf rechnen, dass wenn der Heilige Adolf nur einmal in der Schweizerpresse in ein nicht gerade günstiges Licht gestellt wird, von jenseits der Grenze ein dreckiger, ja dreckigster Anwurf auf sie geschleudert wird. Natürlich lassen wir uns deshalb die freie Meinungsäusserung nicht nehmen. Die grün-braunen Jungens ennet dem Rhein täten besser daran, den Augiasstall, in dem sie sich tummeln, einmal auszumisten, statt über schweizerische Verhältnisse in grobdreckiger Weise abzuurteilen. Wenn die Sympathie der Schweizerbevölkerung für die Nachbarschaft umschwingt, bemerkt dazu der Fricktaler Bote, dann buche man das aufs Konto dieser Jungens.»[38] Dieser Scherenschnitt aus einem verwandten Lokalblatt war gleichsam ein Bekenntnis Fehlmanns für seine Haltung, der er auch nach dem Umschwung im Reich treu blieb. «Die Regierung Hitler an der Arbeit» vom 11. März 1933 schilderte die Ausschreitungen der SS- und SA-Formationen und verglich diese Auswüchse mit dem Faschismus-Regime in Italien.

«Hitlerei in der Urschweiz» lautete die Überschrift zum Vortrag des Fronten-Führers Wolf Wirz in Sarnen; «Harus!» zum Bericht des Kampf-

[38] Seetaler, 18. Januar 1933.

bundes der «Neuen und Nationalen Front» in Zürich. Sonstige Kommentare zu den Aktivitäten der Fronten finden wir meist nur indirekt im «Seetaler», nämlich über Äusserungen der historischen Parteien. Der Alemannentag in Säckingen mit der Ansprache von Reichsstatthalter Wagner am 23. August 1933, der auf die Brüderschaft der Völker diesseits und jenseits des Rheins hinwies, entlockte Fehlmann den Satz: «Die Schweiz bleibt auf solche Rührseligkeiten kalt und hält an ihrer Demokratie weiter fest!» In der nächsten Nummer setzte er den Titel «Die standhaften Fricktaler» und freute sich hämisch, dass die wenigen Schweizer, die nach drüben wallfahrteten, von Deutschen angerempelt worden seien.[39]

Berichte von Konzentrationslagern fanden im selben Jahr mehrmals Eingang in den «Seetaler».[40] «Der Dank des Hitlerstaates» betitelte er die Nachricht, dass der im Ersten Weltkrieg hoch ausgezeichnete Rudolf Mosse, ein bekannter jüdischer Journalist, verhaftet worden sei und auf mysterlöse Weise mit 43 Jahren den Tod gefunden habe. Interessant ist, dass der «Seetaler» weder die antisemitischen Aktionen heraushebt, noch für antimarxistische Ausschreitungen im Reich Verständnis zeigt: Menschenrechtsverletzungen und Beschneidung der Freiheiten sind vorerst grundsätzlich von Übel, und sie wurden daher gleicherweise mit entsprechenden Titeln oder am Schluss mit wertenden Ausrufen versorgt.

Im Laufe der 30er-Jahre, vor allem aber 1938 häufen sich die Anklagen an die Adresse des Dritten Reiches wegen der Judenverfolgungen. Sie bleiben bescheiden verpackt und ohne Pathos, wie dies dem «Seetaler» angemessen erscheint. Ein Beispiel: «Hitler als Schriftsteller.» «Der Führer will nachweisen, was alles Grosses unter ihm bereits zustande gekommen ist.» «Hoffentlich wird Hitler in dem Buche auch sagen, wie viel Dummes auch geschaffen wurde und noch geschaffen wird.»[41] Am 9. Februar 1938 titelte Fehlmann: «Ein politischer Rutsch im verdunkelten Deutschland.» Am 12. Februar: «Deutschland. Hinausgeekelt! Aus Deutschland sind seit 1933 nicht weniger als 135 000 Juden ausgewandert.» Eine Judenhetze nennt der «Seetaler» die deutsche Weisung, dass Juden nur noch typisch jüdische Vornamen verwenden dürften. Am 16. November 1938 finden wir unter der Überschrift «Die Ausrottung der Juden» die Meldung, dass in den letzten Tagen 10 000 Juden verhaftet worden seien. Reihen von Lastwagen rollen Richtung Konzentrationslager. Die abgeführten Juden reisen einem «ungewissen Schicksal» entgegen.

Kein Mord könne gerechtfertigt werden, meinte der «Seetaler» nach dem Attentat eines Juden auf einen deutschen Diplomaten in Paris. Aber die Ursache müsse bei den Verfolgungen gesucht werden, einer echten «Kulturschande». «Dem jüdischen Exaltismus wäre auf andere Art beizukom-

[39] ST, 26. August 1933.
[40] Z. B. ST 15. Juli und 13. September 1933.
[41] ST, Januar 1933.

men gewesen, als durch eine rücksichtslose Entwurzelung.»[42] Aus dieser Bemerkung guckt zwar die Wirkung jahrelanger antisemitischer Propaganda aus Nazi-Deutschland heraus; wesentlicher aber erscheint uns, dass dem Redaktor 1938 das ungewisse Schicksal in Form von Entwurzelung bekannt war, dass aber die «Ausrottung» nicht wörtlich genommen wurde. Diese Beispiele aus dem Bereich der Rassenpolitik könnten mit Titeln und Bemerkungen aus dem allgemeinen Polit-Bereich ausgeweitet werden: «Österreich erdrosselt», «Neue protzige Rede Hitlers» usw.[43]

Zur Genüge wird damit aufgezeigt, dass selbst die kleine, angeblich unpolitische Landzeitung in der Abwehr der braunen Gefahr nicht ohne Wirkung gewesen sein kann. Was dem heutigen Menschen Schlagzeilen sind, das waren den damaligen – sensibler reagierenden – Menschen, die einstimmenden Überschriften und träf gesetzten Schlussworte oder Ausrufezeichen. Dass Krieg und Zensur, die berühmte Schere im Kopf, diesen bekennenden Ausfällen Grenzen setzte, ist bedauerlich, aber nicht bedenklich: sechs Jahre negative Bemerkungen genügten vollauf, um – angesichts der Bedrohungslage im Kriege – eine Leserschaft gegenüber braunem Gedankengut immunisiert zu haben.

Die Kriegszeit 1939–1945 bestimmte zwar weitgehend die Inhalte des «Seetalers», vermochte aber Stil und Aufmachung nicht zu verändern. Noch immer finden wir die Eidgenossenschaft auf der Frontseite, dann folgen Aargau, Seetal und Umgebung, um dann auf der dritten Seite erst die «Betrachtungen zur Kriegslage» und die Frontmeldungen aufzulisten, dort, wo schon immer das Ausland aufgeführt war. Der «Seetaler» hatte kaum unter der Zensur zu leiden, da direkte Wertungen schon immer unüblich waren und die Redaktion entgegen der Tageszeitung die Musse besass, die einlaufenden Lokalberichte nach Weisung zu filtrieren.

Erst im Frühjahr 1945 nahmen die Darstellungen der angedrohten Wirtschaftsmassnahmen der USA gegen die Schweiz überraschend viel Raum ein. Von Januar bis März wurden längere Beiträge von Artikelagenturen eingerückt.[44] Mit der Befreiung von Konzentrationslagern im April des gleichen Jahres finden wir auch in der kleinen Landzeitung ausführliche Enthüllungsberichte über die schrecklichen Zustände in Nordhausen, Buchenwald und Auschwitz. Wir entdecken in einem Beitrag die Aussage General Pattons, in Auschwitz seien «ganze Gesellschaftsschichten und Völker» vernichtet worden. Noch wurden die Juden als Meistbetroffene mit keiner Silbe herausgehoben.[45] Erst am 2. Mai, das heisst kurz vor Ende des europäischen Krieges, erfolgte die Ankündigung: «Das Hilfskomitee für die Opfer der Nazi-Herrschaft teilte am Mittwoch mit, dass über vier

[42] ST, 21. November 1938.
[43] ST, 9. November 1938.
[44] ST, 6. und 10. Januar, 14. März 1945.
[45] ST, 21. April 1945.

Millionen Juden in den von Deutschland besetzten Gebieten Europas ums Leben gekommen sind.»

Es stellt sich wiederum die Frage, wie weit der Nur-Lokalblatt-Leser vorher über die Vernichtungslager überhaupt informiert war. Die Beschäftigung mit eigenen Schwierigkeiten, Einschränkungen und Zwangsmassnahmen, die Abwehr einer Invasion – von wem auch immer – und die Furcht vor Blockaden erfüllte seit Jahren das Denken der Landbevölkerung. Die Wut auf Hitler und seine Trabanten gründete mehr in eigenem Weh, als im Mitleiden mit Opfern des Terrors oder der Flächenbombardierugen. Die Diskussion im Bundesrat, ob nach der offiziellen Meldung von Hitlers Tod nach der feststehenden Regel unsere Fahnen auf Halbmast gesetzt werden müssten, wurde am 5. Mai im «Seetaler» rapportiert und gleich noch kommentiert: Es wäre innenpolitisch ein grosser Fehler, wenn wir hier dem Protokoll folgen würden. Hitler habe uns zuviel angetan, als dass ihm solche Ehre erwiesen würde. Uns bedeutet ganz eindeutig «uns Schweizern». Diese Sicht der Dinge stand zu Ende des Krieges vorerst im Zentrum; erst langsam träufelten jene Informationen ins Bewusstsein, die zu Vergleichen zwangen und das eigene Schicksal relativierten. Nothilfe der Schweizer an Kriegsgeschädigte gehörte 1939–1945 so zum Alltag, dass darob kaum mehr Aufhebens gemacht wurde. Wiedergutmachung passte daher nicht ins Wörterbuch eines Schweizers. «Die Säuberungen in der Schweiz» dagegen beschäftigte während des Sommers die Bevölkerung mehr als die Entnazifizierung Deutschlands und das Leben auf und unter den Schutthalden.[46]

Und die langsame Normalisierung unseres Lebens brachte auch dem «Seetaler» die einstmals gepflegte Konzentration aufs lokale Geschehen zurück. Eingekaufte Artikel beschäftigten sich 1950 mit Rindertuberkulose, mit dem Missbrauch von Subventionen, mit der Heeresmotorisierung und die Auslandsmeldungen betrafen vorab das besetzte Deutschland. Formal wurde das Ausländische nun in Kleindruck gehalten. Am Samstag wurden die «Seerosen» der Zeitung beigelegt, im Querformat gedruckt, den Roman und Unterhaltendes anbietend. Das vierseitige Hauptblatt vermochte sich mit einer Seite Inserate über Wasser zu halten. Redaktionskommentare erschienen noch seltener und betrafen meist die lokale Informationspraxis oder Mitteilungen in eigener Sache.

Am 30. Oktober 1959 musste die «Lenzburger Zeitung» die Segel streichen und wurde durch das «Aargauer Tagblatt» abgelöst. Otto Fehlmann wollte dem expandierenden Aargauer Verlag das Feld nicht kampflos überlassen und schritt zum Gegenangriff. Er gab einem Kopfblatt des «Seetalers» den Namen «Lenzburger Nachrichten» und suchte mit zusätzlichen lokalen Berichten aus dem Raume des Bezirkshauptortes die Attraktivität

[46] ST, 13. Januar 1945.

zu steigern. Ganz zu Anfang strebte nämlich der «Lenzburger Bezirks-Anzeiger» noch nicht danach, mit redigierten Lokalberichten die entschwundene «Lenzburger Zeitung» zu ersetzen und redaktionell den Wettstreit mit dem «Aargauer Tagblatt» aufzunehmen. Das Landblatt der Seengener Druckerei glaubte, zu solchem Tun fähig zu sein.

Es war die letzte Grosstat des bisherigen Verlegers. Am 30. September 1960 verkaufte er Geschäft und Zeitung an F. Imhof aus Willisau. Damit begann die tragische Phase des «Seetalers», die sich immerhin noch über 13 Jahre dahinzog. Nach 37 Jahren Tätigkeit war Fehlmann die Arbeitslast zu gross geworden. Er plante, sich sachte aus dem Betrieb zurückzuziehen. Vorerst blieb er der Zeitung als Redaktor erhalten. Sein bester technischer Mitarbeiter, Kurt Lüscher, wurde vom Nachfolger übernommen, und er wird schliesslich alle Stürme der Endphase des Blattes miterleben. Da Imhof nicht aus der Branche kam, stellte er mit H. J. Völlmin einen Geschäftsführer an. Die Firma trug den Namen «Seetaler Druckerei und Verlag AG (vorm. Fehlmann) Seengen». Imhof zeichnete offiziell nur als Präsident des Verwaltungsrates. Tatsächlich hatte er den Betrieb vorwiegend mittels fremdem Kapital unter eigenem Namen erworben und sich dabei arg verrechnet, auch wenn die Begrüssung «Ein neuer Zeitabschnitt beginnt», am 5. Oktober 1960, noch recht optimistisch klang. Schon nach wenigen Wochen glaubte sich Imhof in auswegloser Situation und nahm sich im November 1960 das Leben.

So wechselte der Betrieb erneut den Besitzer und der «Seetaler» kam in die Hand des etablierten Verlegers Ernst Wallimann, Beromünster, dem Inhaber des dortigen «Anzeigers für das Michelsamt». Bis April 1961 versah Otto Fehlmann noch die Aufgabe der Redaktion. Dann fehlen weitere Angaben. Unter Wallimann wurde verschiedenen Versuche gemacht, das Unternehmen und das Inseratengeschäft zu stärken. In Zusammenarbeit mit andern Lokalzeitungen lancierte man den «Aargauer Anzeiger», eine monatliche Beilage mit einer Gesamtauflage von 12 730 Exemplaren. Ab 22. Februar 1961, also mit diesem Start, stellte die Druckerei von der dreizur vierspaltigen Zeitung um. Ab März 1964 wurde mit Fritz Siegrist, Fahrwangen, eine Zusammenarbeit vereinbart, die dessen Lokalblatt «Der Lindenberg» gleich den «Lenzburger Nachrichten» als Kopfblatt des «Seetalers» gestaltete. Damit stieg die Auflage der dreiteiligen Gesamtzeitung auf über 5000 Exemplare und stand wohl auf dem Höhepunkt ihres Daseins.

Seit 1963 wirkte Kurt Hennefarth als Redaktor. Er hatte vorgängig die technische Fertigung der Zeitung besorgt und war erst allmählich zum Schreiber geworden. Geboren 1934 in Calw, hatte er nach Gymnasium, Setzerlehre und höherer Fachschule in Stuttgart ab 1955 beim «Anzeiger von Uster» gearbeitet und dann nach Seengen gewechselt. Zuerst als Alleinredaktor, dann zusammen mit Günter Windfelder (ab 1. November 1964),

war er für den Inhalt der drei Lokalblätter besorgt. In einem fliessenden Übergang arbeitete Hennefarth ab 1. Januar 1965 gleichzeitig für das «Aargauer Tagblatt», um 1968 schliesslich ganz in den Dienst dieses Organs zu treten. Somit war ab dato Windfelder Alleinredaktor des «Seetalers». Hennefarth markierte mit seinem Arbeitsverhältnis die sachte Übernahme des Lokalblattes durch die «Aargauer Tagblatt AG».[47] Nachdem Wallimann sein Geschäft in Beromünster mit neuen Maschinen und Druckutensilien versehen hatte, benutzte er die überflüssig gewordenen Gerätschaften, um den Betrieb in Seengen aufzurüsten. Dann versuchte er, die Druckerei und den «Seetaler» abzustossen.

«Nach dem Prinzip, dass nur der Wechsel Bestand hat, kam der Betrieb am 1. Januar 1965 erneut in andere Hände, der Firmenname blieb bestehen. Der Verwaltungsrat wurde neu bestellt mit Rudolf Müller, Seon, als Präsident und Bruno Thut, Seengen, als Aktuar. Damit war unser hundertjähriger Seetaler wieder in aargauischem Besitz und der Weg frei zur technischen Zusammenarbeit mit dem Aargauer Tagblatt.» Diese Darstellung 1972 beschönigte den Sachverhalt; sie verschleierte mehr als dass sie erklärte. In derselben Sondernummer wurde das Seengener Geschäft als Zweigunternehmen des AT bezeichnet.[48] Tatsächlich hatte Wallimann den «Seetaler» dem härtesten Konkurrenten verkauft. Dem Luzerner lag die aargauische Presselandschaft weniger am Herzen. Direktor Hinden (AT) war zwar anfänglich voll guten Willens, die Eigenständigkeit des Lokalblattes zu wahren, obwohl er offen bekannte, vom Verkäufer erwischt worden zu sein. Alte Maschinen der AT-Druckerei ersetzten zum Teil die unzulängliche Einrichtung des Vorgängers. Paul Hörni amtete als Geschäftsführer. «Von verschiedenen Seiten wurde damals der Untergang des Seetalers prophezeiht. Aber das Gegenteil war der Fall. Durch eine kräftige Rückenstärkung wurde es möglich, die Zeitung auszubauen und als politisch unabhängiges Lokalblatt weiterzuführen. Auch der Umfang nahm erheblich zu, von 962 Seiten im Jahr 1964 auf 1396 Seiten im Jahr 1970», schrieb 1977 Hörni stolz und sang dazu das hohe Lied auf die kleine Dorfzeitung mit intensivem Kontakt zur Bevölkerung. Verschwiegen wurde die Tatsache, dass 1965, bei der Übernahme durch das AT, das Kopfblatt «Lenzburger Nachrichten» verschwand und damit der Kampf des Seengener Blattes an dieser Front endgültig verloren war.

Am 6. Januar 1965 war das 100jährige Bestehen des «Seetalers» mit einer Sondernummer gefeiert worden. Die reich bebilderte Nummer wurde zwar in der AT-Druckerei hergestellt, aber von Hennefarth und Windfelder eigenständig redigiert. Wir finden darin selbstbewusste Bekenntnisse zur Eigenständigkeit, hören «vom ehrlichen Bemühen der Beteiligten, unserer

[47] AT, Jubiläumsnummer 125 Jahre, 12. Juni 1972 mit Lebenslauf von Hennefarth, dazu mündliche Ergänzungen von Günter Windfelder, Seon.
[48] AT, 125 Jahre, 12. Juni 1972.

Talschaft seine Zeitung zu erhalten» und Worte des Dankes, dass dem «Seetaler» das traurige Schicksal anderer, nämlich die Fusion, erspart worden sei. Die Gestaltung des Lokalblattes war damals recht ansprechend; «Seetaler Regionalchronik», «Aus dem Lindenberggebiet» und «Lenzburg und Umgebung», die Titel der drei Lokalrubriken, wurden von Bild-Vignetten begleitet, und deren Inhalt bildete den Hauptteil der Zeitung. Bis zum Februar 1965 wurden die «Seerosen» der Samstagsnummer noch beigelegt, dann musste das ganze als Feuilletonseite integriert werden. Die Landzeitung hatte nichts Verstaubtes an sich.

Dennoch sollte am 1. Oktober 1973 das zweimal wöchentlich erscheinende Lokalblatt ein Ende nehmen. Hinter dem stolzen Titel «Seetaler Tagblatt», der damals das vertraute lokale Organ ersetzen sollte, verbarg sich das «Aargauer Tagblatt», dem eine Seite Seetal mit den Inseraten aus dem näheren Umkreis beigefügt war. Diese Seite wurde noch in Seengen produziert. Ein Jahr und fünf Monate dauerte das Experiment. Dann wurde die Druckerei ohne Zeitungstitel an Geschäftsführer Hörni verkauft und den Abonnenten das «Aargauer Tagblatt», Separatausgabe Lenzburg/Seetal, zugestellt. Noch blieb das Redaktionsbüro in Seengen bestehen; man konnte doch die früheren Beteuerungen, dass der lokale Kundenkontakt unabdingbare Voraussetzung zum Erfolg sei, nicht einfach über Bord werfen! Windfelder gestaltete noch immer im Seetaler Umfeld die Separatseite für das AT. Er besass in seinem Büro wohl das erste Faxgerät in dieser Landesgegend; in vier Minuten konnte die Seite von Seengen nach Aarau in die Zentrale transportiert werden. Eine Sensation damals! Doch auch dieses Relikt war nur die letzte Etappe vor dem Aus. 1978 wurden die Zelte in Seengen abgebrochen.

Die Titel «Der Seetaler» und «Der Lindenberg» aber verschwanden nicht in der Versenkung. Zwar durfte Buchdrucker Hörni kein Konkurrenzprodukt herausgeben. Aber Fritz Siegrist aus Fahrwangen hatte den Titel «Der Lindenberg» eigentlich nie aus den Händen gegeben und wollte – auf kleinstem Feuer kochend – sein Blatt in kleinerem Format weiterproduzieren. Auf Wunsch der einheimischen Bevölkerung, die sich nach all den Beteuerungen etwas verschaukelt vorkommen musste, setzte er auch den Untertitel «Der Seetaler» in altbekannter Manier in den Kopf der Zeitung. Direktor Hinden hatte seinem ehemaligen Lehrling Siegrist diese Bitte nicht ausschlagen können, umso mehr, als er nicht daran glaubte, dass das Experiment gelingen könnte. Aber er sollte sich täuschen! Bis zum 18. März 1994, als Verleger Kromer aus Lenzburg das Blatt übernahm, betreute das Lokalblättchen trotz AT ein Vierteljahrhundert die Leserschaft am rechten Seeufer. Wenn heute die vergrösserte Zeitung im fernen Lenzburg gedruckt wird, so dient sie doch weiterhin, unter den altbewährten Titeln, ausschliesslich den Menschen aus der Sonnenstube des Aargaus, zuhause und in der Fremde.


FREITAG, 4. SEPTEMBER 1998

Der Seetaler ◆ Der Lindenberg

SEETALER WOCHE

Der neu-alte «Seetaler» / «Lindenberg» in einer Ausgabe vom 4. September 1998.

«Der Lindenberg»

«Zwei biedere Gesellen, ein Setzer und ein Drucker gründeten im Jahre 1922 in Fahrwangen den Anzeiger vom Lindenberg.»[49] Obgleich die Nummern aus der Frühphase des Blattes nicht mehr aufzufinden sind, lässt sich nach den Exemplaren aus dem ersten Halbjahr von 1924 Form und Inhalt rekonstruieren. Versehen mit dem Untertitel «Politisch und konfessionell neutrales Publikationsorgan für das aargauisch-luzernische Lindenberg-Gebiet und das obere Seetal» galt es, der lokalen Vielgestaltigkeit gerecht zu werden, niemanden zu bevorzugen, keine soziale Gruppe zu verletzen. Schon die Gründer erkannten: in diesem Raum journalistisch zu überleben, verlangte mehr als nur Fingerspitzengefühl.

Die einmal wöchentlich, freitags, erscheinende dreispaltige Zeitung bedeckte etwa ein Drittel einer normalen Seite. Offenbar müssen wir die Nummern 1922 als Probenummern einer Einlauf-Periode verstehen. Zum Jahresanfang 1924 setzten die Verleger nämlich «2. Jahrgang». Redaktion, Druck und Verlag waren bis zum 11. April 1924 in den Händen der Buchdruckerei Häfeli und Stocker, also der Gründer; ab dann signierte nur noch Häfeli als Herausgeber, bis am 1. August desselben Jahres Fritz Siegrist die Druckerei übernahm.[50]

Die Leitartikel vom örtlichen Bezirkslehrer Wilhelm Wiss, (-ss-) waren immer überschrieben mit Überblick und betrafen die Aktualität des Aus- und Inlandes, sowie Auffälligkeiten aus dem Lokalbereich. Sie präsentierten einen tour d'horizon aus Fahrwanger Sicht. Dabei kamen Schüler und Schule recht häufig zum Zuge. Jedermann kannte den Autor, da gab es nichts zu verbergen. Die kurzen Rubriken Eidgenossenschaft, Kantone und Ausland leiteten den Nachrichtenteil ein. Dann folgte die reichste Sparte: «Aus der Nachbarschaft», der sich «Unglücksfälle und Verbrechen» samt Verschiedenes anschloss. Der Wille, nur Lokalblatt zu sein, ist für die 20er-Jahre beachtlich. Der Fortsetzungsroman «unter dem Strich» über zwei Sei-

[49] Lindenberg, 5. Oktober 1973.
[50] Lindenberg, 8. August 1924.

ten hinweg trug 1924 gar den Titel «Der Freiherr von Fahrwangen» (Erzählung aus dem Seetal) ohne Nennung des Verfassers. Lokalhistorisches von R. B. (Dr. Reinhold Bosch, Seengen) gehörte ebenfalls zum Lesestoff feuilletonistischen Charakters.

1924 übernahm also «der junge Buchdrucker, Vater Fritz Siegrist, der seine Lehre beim Seetaler in Seengen absolviert hatte», käuflich den Betrieb.[51] Das Blatt erlebte weder im Geiste noch in der Form eine Änderung. 1925/26 wurde im Zeitungskopf die Gemeinde Meisterschwanden genannt, die das Lokalblatt als «Amtliches Publikationsorgan» benutzte, später um 1930 kam auch Fahrwangen dazu, und so blieb es bis in die Zeit des Zweiten Weltkrieges hinein. Wiss blieb weitethin der Leitartikler; nur in der Vorweihnachtszeit verfasste – wohl der Verleger selber – einen Rundgang durchs Dorf als Bericht auf der Frontseite, wobei die beschriebenen Schaufenster mit den Annoncen im betreffenden Blatt übereinstimmten. Das Überleben des dörflichen Mittelstandes sicherte auch Fritz Siegrist die Fortführung des Lokalblattes, das, auf vier Seiten bezogen, mindestens eine Seite mit Inseraten füllen musste. Am 27. Dezember 1929 meldete der Verlag in einem Fenster auf der Frontseite: «Auf vielseitiges und dringendes Verlangen von Behörden, Inserenten und Abonnenten, haben wir uns dazu entschlossen, ab 1. Januar 1930 den Anzeiger vom Lindenberg wöchentlich zweimal erscheinen zu lassen.» Damit zog man dem benachbarten «Seetaler» gleich und gewann damit wohl die Gemeinde Fahrwangen als Dauerinserenten. Das Experiment sollte sechs Jahre dauern.

Typisch für die 30er-Jahre: Der Leitartikel wechselte im Laufe des Jahres 1929 von der allgemeinen Übersicht zur Rundschau, mit ausschliesslich ausländischen Themen. Damit verlor sich auch das Lokalkolorit auf der Frontseite. Die Berichte waren wohl von einer Agentur eingekauft. Die Politik auf allen Ebenen spielte sich sonst nur auf der Inseratenseite ab. Hier konnte man das Pro und Contra bezüglich Volksabstimmungen verfolgen, da präsentierten sich die Ortsparteien bei Gemeinderats- und Kommissionswahlen. Im Textteil dagegen fehlten vorgängig die Diskussionsbeiträge, oft gar die Resultate nach dem Urnengang, geschweige denn, dass Kommentare zum Ausgang der Volksbefragungen eingerückt worden wären.

Die Rundschau wurde in den 30er-Jahren zum fast einzigen Übermittler der Veränderungen im Deutschen Reich. In kurzen Bemerkungen vernehmen wir das Bedauern über den Verlust an Freiheiten. Zum Jahresende 1933 wurde die Vollendung der Diktatur als wichtigstes Jahresereignis bezeichnet. Alles sei nun unter Zwang gestellt. Das System, die Form sei nun festgefügt. Nun warte man gespannt auf die Inhalte. Geht man nun an die «gewaltsame Durchführung der nordischen Rassenideale?» «Beim Nieder-

[51] Lindenberg, 5. Oktober 1973.

reissen wurde viel versprochen. Wird der Aufbau die Versprechen erfüllen?» Dieses Lavieren zwischen Hoffen und Bangen, das Mitleid mit den dortigen geknechteten Menschen, reflektierte auch im «Lindenberg« die Grundhaltung der Leserschaft. Kurze Berichte zur «Diskussion im Frontverband» an verschiedenen Orten im Aargau, dann aber auch die deutlichen Stellungsnahmen der Delegiertenversammlungen der aargauischen Freisinnigen und der katholisch-konservativen Partei gegen die Frontenziele «Gleichschaltung» und «totaler Staat», fanden wir unter den kantonalen Nachrichten des Lokalorgans. Politik als Bericht!

Zum Jahresbeginn 1936 stellte der Verlag auf normales Zeitungsformat um. Sechs Jahre war nun der «Lindenberg» schon zweimal die Woche erschienen. Am 31. Dezember 1936, eher überraschend, gab Redaktion und Verlag bekannt, «dass der Anzeiger vom Lindenberg inskünftig nur noch einmal, und zwar am Freitag, erscheinen wird. Der Abonnementspreis kann dadurch auf Fr. 4.– gesenkt werden. Es bedeutet dies eine Sparmassnahme, die in der gegenwärtigen schweren Zeit gewiss von jedermann verstanden und gewürdigt wird.» Im Rückblick 1973 wurde dies wohl objektiver und nüchterner dargestellt: «Die nötigen Inserate aber fehlten, sodass das Experiment abgebrochen werden musste.»[52] Interessant ist, dass weder die Erweiterung noch der Rückschritt zum Wochenblatt an Inhalt und Form eine Änderung erbrachte: Alles Nichtlokale gehörte wohl zur freien Manövriermasse.

Beachtlich ist, dass vor dem Kriege 1939 – für den «Lindenberg» ungewöhnlich – auf der Frontseite eine Abrechnung mit den Hitlerfreunden unter dem Titel «Verrat am Land» eingerückt wurde. Nachdem das Bundesgericht zwei Deutsche und sechs «Schweizer» (sic) ohne Ausnahme verurteilt hatte, wurde von der kleinen Lokalzeitung noch grössere Aufmerksamkeit und Härte gegenüber Verrätern gefordert. Die Affäre Keusch-Jöhl in Zurzach habe manchem die Augen geöffnet, «dass es Schweizer gibt, die aus freien Stücken ihrer schweizerischen Heimat Schaden zufügen». Dass ein Schweizer «so tief sinken» kann, sei unverständlich. Der Hinweis auf Zurzach kennzeichnet den Bericht als eigenständigen Beitrag.[53] Und kurze Zeit darauf trat auch Fritz Siegrist formal aus seiner Zurückhaltung heraus: Am 1. September 1939 war fast die ganze Frontseite dem Thema «Henri Guisan zum General gewählt» mit Porträt gewidmet. Die Kriegsereignisse samt inländischen Mobilisierungs- und Kriegswirtschafts-Massnahmen schlüpften dann wieder in die gestalterische Normalität zurück, die weder fette Titel noch andere Markierungskünste kannte. Das zieht sich fast durch alle Kriegsjahre hindurch. Weder Angst noch Grausen – obwohl inhaltlich dargeboten – vermögen das ordentliche Erscheinen zu sprengen. Erst im

[52] Lindenberg, 5. Oktober 1973.
[53] Lindenberg, 21. Juli 1939.

Frühjahr 1945, mit der Entdeckung der Zustände im Konzentrationslager Buchenwald, verlässt das Lokalblatt seinen formalen Gleichmut und prangert mit Bildern und Text das an, was nach Meinung der Besatzer auch dem letzten Deutschen als Schuld aufgeladen werden müsse.[54] Die Leitartikelserie im Mai 1945 von M. spricht über die Titel für sich selber: «Diktatoren sterben, die Demokratie lebt», «Entschlossenheit und Zuversicht», «Winston Churchill, Vater des Sieges» und «San Francisco und die Schweiz», worin Neutralität und UNO als unvereinbare Begriffe definiert werden.[55] Das Zwiegespräch Redaktion/Leserschaft über den Zweiten Weltkrieg fand damit einen vorläufigen Abschluss. Am 25. Mai 1945 wurde dem Publikum mitgeteilt: «Aus Gründen der Papierkontingentierung kann der heutigen Nummer keine Sonntagsbeilage beigelegt werden. Es ist infolge der scharfen Vorschriften leider nicht mehr zu umgehen, dass monatlich eine Nummer unserer Sonntagsbeilage Feierabend ausfallen muss.» Schon zu Anfang des Krieges musste die damalige Beilage «Schwyzerland» vorübergehend eingestellt werden.[56]

Im Jahre 1951, anlässlich des Seetal-Gesangfestes in Fahrwangen erschien am 25. Mai das Lokalblatt in neuem Gewand. Zuerst wurde damals der Titel in «Der Lindenberg» verkürzt, dann wurde nicht nur für die Inseratenseite, wie bisher, die Antiqua-Schrift verwendet, sondern auch für den Textteil. Die Überschriften der Rubriken prangten nun aus schwarzen Feldern in weisser Schrift und statt des heimeligen «Aus der Nachbarschaft» passte man sich der üblichen Mode an: Lokales. All diese Neuerungen änderten nichts daran, dass das Organ in die roten Zahlen rutschte und das Blatt nur dank der Akzidenzdruckerei gehalten werden konnte, wie 1973 der «Lindenberg» in eigener Sache berichtete.

Ein Vertrag mit dem «Seetaler» 1964 erbrachte für die Leserschaft eine Verbesserung des Angebotes, für die Verleger durch die Zusammenarbeit eine Entlastung auf der Kostenseite. Beide Blätter erschienen nun genau deckungsgleich, nur die Köpfe wiesen die alten Schriftzüge auf. Der Vertrag sorgte dafür, dass beide Betriebe ihre völlige Unabhängigkeit bewahren konnten und die entsprechenden Seiten, «Seetaler Regionalnachrichten» oder «Aus dem Lindenberggebiet» und «Lenzburg und Umgebung», wurden vorerst je in Seengen oder Fahrwangen redigiert und gesetzt. Der Druck hingegen war Sache der Seetaler-Druckerei. Stolz verkündete man, dass die Inserenten nun 5000 Abonnenten, das heisst 15 000 Leser erreichen könnten. Den traditionellen Fortsetzungsroman verlegte man in den letzten Bund, der auch sonst Feuilletonistisches oder Sonderseiten enthielt. Beide Organe erschienen nun am Mittwoch und am Freitag. Ab dem 25. September wurden die Titel der drei Einzugsgebiete mit Vignetten versehen. Als

[54] Lindenberg, 27. April 1945.
[55] Lindenberg, 4., 11. und 25. Mai 1945.
[56] Lindenberg, 5. Oktober 1973.

Redaktor zeichnete Kurt Hennefarth, der zum Jahresende ein «freudiges Ja zur Heimatzeitung» verkündete. Am 28. Februar 1964, anlässlich des Zusammengehens, bekannte die Redaktion: «Es stimmt, durch das enorme Anwachsen der Herstellungskosten sind die Lokal- und Regionalzeitungen in eine sehr schwierige Lage geraten.» Es bleibe nur die Rationalisierung, um das Zeitungssterben zu verhindern.

Diese Zusammenarbeit erbrachte ein erstaunliches Lokalorgan. Der Leitartikel betraf abwechselnd ausländische, eidgenössische oder kantonale Themen, eine redigierte Randspalte reihte das aktuelle Weltgeschehen als Blickfang auf, dann folgte das Lokale aus den drei Regionen auf den folgenden Seiten, um den ersten Bund mit einer Inseratenseite abzuschliessen. Ein zweiter Bund wurde wieder mit redigiertem Text eingeleitet, nämlich mit «Aargauischen Impressionen» und mit «Helvetikanischem». Darauf wechselten Inseratenseiten mit Bekanntmachungen kirchlichen und gemeindepolitschen Ursprungs ab. Im letzten Bund erschienen Sonderseiten und Annoncen, wobei Bild-Reportagen aus der Region nicht selten waren. Kurz: eine Ausgabe konnte 20 und mehr Seiten zählen. Dabei wurde am Freitag noch der «aargauische anzeiger» beigelegt, ein Inseratenblatt mit Text allgemeinen Inhalts, 1972 redigiert von Marga Hennefarth, Verena Lehner, Alfons J. Lehner und F. Schiesser. Diese Beilage wurde zusammen mit einigen Zeitungen des Freiamtes herausgegeben, umfasste selber nochmals bis zu 12 Seiten, war fünfspaltig gehalten und wurde zuerst in Wohlen, dann in Muri gedruckt.

Zählen wir die reichen Annoncenseiten zusammen, haben wir ordentlich Mühe uns vorzustellen, dass das Fahrwanger-Seengener-Kombinat nicht rentieren sollte. Doch das Publikum versagte dem ausgeweiteten Regionalblatt die nötige Gefolgschaft: entweder man konsumierte eine Tageszeitung und ertrug dabei einen aufgeblasenen Anzeigenteil oder der dörfliche Leser verfolgte peinlich genau alles, was im Nahbereich passierte, ob dies nun in Form von Texten oder Inseraten präsentiert wurde. Ein Zwischending war kaum mehr gefragt. Und Fritz Siegrist fasste die Situation wie folgt zusammen: «Die Gestehungskosten stiegen in die Höhe im Gegensatz zur technischen Ausrüstung, die mehr und mehr in die Knie ging.» Die Druckerei in Seengen hatte Probleme.[57]

Die Zusammenarbeit mit Seengen war für Fritz Siegrist nicht ungefährlich. Seit 1965 gehörte dieser Betrieb dem «Aargauer Tagblatt». Die Direktion in Aarau hatte dem «Seetaler» bis anhin die Selbständigkeit garantiert. Als das Lokalorgan trotz Zusammenarbeit mit dem «Lindenberg» nicht rentieren wollte, wurde am 1. Oktober 1973 das zweimal wöchentlich erscheinende Blatt eingestellt und dafür das «Seetaler Tagblatt», das heisst eine Splitausgabe des «Aargauer Tagblattes» ins Haus geliefert. Damit hatte

[57] Lindenberg, 5. Oktober 1973.

sich auch der Verleger Fritz Siegrist neu zu orientieren. Zwar musste er nach Vertrag einräumen, dass die früheren Abonnenten des Kombinats bis Ende des Jahres das Produkt aus Aarau zum selben Preis zugestellt erhielten. Für die Folgezeit strafte er sich damit selber, denn am östlichen Seeufer war man über die Entwicklung ungehalten und forderte Siegrist auf, ein neues Blättchen mit dem alten Titel «Der Lindenberg» in Quartformat anzubieten. Damit kehrte er zur totalen Selbständigkeit zurück; gleichzeitig wurde sein Produkt zum «Mini-Lindenberg», wie er es selbst nannte: ein Gemeinde-Orientierungsorgan ohne kantonale oder eidgenössische Nachrichten, geschweige denn entsprechende Kommentare. Der Anzeiger sollte in alle Haushaltungen der Gemeinden Fahrwangen, Meisterschwanden, Tennwil, Sarmenstorf, Bettwil, Schongau, Mosen, Aesch und Altwies gratis verteilt werden. Ausserhalb dieses Bereiches war das Blatt zu abonnieren.

Mit diesem Konzept konnte nicht nur das Lokalblättchen gerettet werden, auch das Eingehen des «Seetaler Tagblattes» 1975 nach 17 Monaten Lebensdauer konnte dem Verlag Siegrist nichts mehr antun. Im Gegenteil: Siegrist vermochte Direktor Hinden vom AT das Zugeständnis abzuluchsen, dass er ab 1978 den Untertitel «Der Seetaler» in sein eigenes Organ setzen durfte, als dieser Name auf dem Zeitungsmarkt zu verschwinden drohte. Sein einstiger Lehrmeister Hinden habe sich deshalb so grosszügig gezeigt, weil er sowieso nicht an die Dauerhaftigkeit des Untemehmens glauben konnte, lautete der Kommentar von Verleger Siegrist. «Mit dieser Nummer soll der Seetaler zu neuem Leben erweckt werden», meinte er stolz, und beide Druckereien, jene von Fahrwangen und jene von Seengen unterzeichneten das Editorial. Man verwies im Zeitungskopf auf die entsprechenden Jahrgänge der «Seetalers» und des «Lindenbergs» und fühlte sich als geistiger Erbe beider Blätter.[58]

Was in der Folge aus dem bescheidenen Quart-Blättchen wurde, darf als erfreulich bezeichnet werden. Redaktion und Fotos wurden von Peter Büchler aus Fahrwangen besorgt. Neben Lokalnachrichten, Einsendungen, Leserbriefen usw. entstanden Bildberichte von Anlässen in solcher Ausführlichkeit, wie dies ein Tagblatt nie hätte anbieten können. Normalerweise zählte ein Wochenblatt etwa 20 Seiten, davon waren acht reine Annoncenseiten, während am Rande des Textteiles oft noch Reklame untergebracht wurde. In der Vorweihnachtszeit weitete sich die Seitenzahl enorm aus. In dieser Form hatte das Blatt Bestand bis zum Jahre 1993. Mit Jahresanfang erschien das Blatt in Höhe und Breite leicht vergrössert, obwohl sich inhaltlich und im Umfang kaum etwas veränderte. Es war die Zeit, als die Revolution im Druckereigewerbe einsetzte und seine ersten Opfer heischte. Das Akzidenzgeschäft wurde laufend härter und schmälerte das Einkommen der Kleinbetriebe. Am 9. Juni 1993 meldete das «Aar-

[58] Lindenberg, 6. Januar 1978.

gauer Tagblatt» unter dem Titel «Der letzte Lindenberg?» dass im Seetal die «Rettungsversuche laufen». «Am 12. Mai ist die Entscheidungsgewalt über die Geschicke der Meisterschwander Druckerei an das Konkursamt übergegangen, nachdem sie ihre Bilanz beim Bezirksgericht Lenzburg deponiert hatte.» Es falle daher die Nr. 19 1993 aus. Die Gemeinden seien aber am Weiterleben des «Lindenberg» interessiert.

Noch in der Nummer 18 vom 1. Mai 1993 bekräftigte Fritz Siegrist sein altes Credo, dass er den grossen politischen Blättern keine Konkurrenz zu machen wünsche und er die grossen Themen nur dann einrücken lasse, wenn ein direkter Bezug zur Region gegeben sei. Das grosse «Tagblatt» zeigte sich zufrieden. Schon am 9. Juni 1993 konnte das gleiche «Tagblatt» vermelden: «Der Lindenberg erscheint wieder.» Ehemalige Angestellte gründeten eine Auffanggesellschaft, sodass das Blatt nach drei Wochen wieder erscheinen konnte. Als erstes waren damit die Arbeitsplätze gesichert und die Lokalzeitung gerettet. «Der Lindenberg / Seetaler hat Zukunft!» titelte die alt-neue Crew. Die geschaffene Firma «Lindendruck AG» werde die Herausgabe des Blattes sicherstellen. Alles sah so aus, als wenn das gewohnte Team selber zum Chef aufsteigen würde. Da die Druckerei unter der Obhut des «beauftragten Controllers Felix Oeschger» stand, und damit ausfiel, wurde das Blatt ausser Haus im normalen Zeitungsformat gedruckt.

Aber schon einen Monat später sah alles anders aus. Das Motto von Fritz Siegrist vom 6. Januar 1978, «Nichts ist beständiger als der Wechsel», sollte sich 15 Jahre später als besonders aktuell für den «Lindenberg» erweisen. Die Firma Kromer AG Lenzburg übernahm nicht nur den Zeitungstitel, sondern zog sich mit dem eigenen Hausblatt «Lenzburger Bezirks-Anzeiger» etwas zurück, um dem neuerworbenen Blatt mehr Raum und Leser zu vermitteln. «Mit der heutigen Ausgabe nützen wir die Gelegenheit», eröffnete Roland Kromer in seinem Editorial, «sowohl ein sanftes Face-Lifting zu machen wie auch die beiden traditionsreichen Zeitungstitel Der Lindenberg und Der Seetaler gleichwertig nebeneinander zu stellen.» Das war aber mehr als Kosmetik: Die linke Seeseite, das heisst Birrwil, Beinwil am See und Mosen zählten nun zum Berichterstattungsraum. Dem «Seetaler» wurde also zusätzliches Gewicht zuerkannt. Was einstens dem AT-Direktor eine Belanglosigkeit erschienen war, der traditionsreiche Titel, wurde dem neuen Besitzer zum Programm und Planungselement. Das «Aargauer Tagblatt», Ausgabe Seetal, erhielt Konkurrenz. Auch das «Wynentaler Blatt», das bisher auf diesem Acker alleine gesät und geerntet hatte, wurde dadurch doppelt provoziert und zum Gegenangriff aufgestachelt.

Neu erschien das Doppelblatt mit einer Gesamtauflage von 6170 Exemplaren. Die vollberufliche Redaktion betreute nicht nur das eine Blatt, sondern sämtliche Organe des Kromer'schen Verlagshauses. Dennoch suchte man das alte Einzugsgebiet um den Hallwilersee so persönlich wie möglich anzusprechen. Aus der Gratisanzeiger-Idee von Fritz Siegrist und dem

ursprünglichen «Seetaler», dem abonnierten Lokalblatt im Stile der Grossen, wurde nun als Kompromiss die neue Zeitung im Normalformat redaktionell von Berufsleuten betreut, der Lokalberichterstattung verpflichtet und als Gemeindeblatt offizielles Publikationsorgan gratis in alle zugehörigen Haushalte geliefert. Ein Konzept, das offenbar trägt. Am Ende des Jahrhunderts gehört das Blatt jedenfalls zu den Überlebenden.

«Lenzburger Bezirks-Anzeiger» und weitere Kromer-Zeitungen

Neben dem «Aargauischen Wochenblatt» (ab 1907 «Lenzburger Zeitung») vegetierte um die Jahrhundertwende das einstige Kampfblatt «Der Aargauer» dahin. Nach der Lösung des Nationalbahn-Problems «verlor die Zeitung ihren Einfluss und kämpfte vor allem ums Überleben». «Die anfänglich von Gottfried Müller an der Rathausgasse gedruckte Zeitung wechselte den Druckort später zu J. H. Oechsli an den Ziegelacker.» «Wenig Inserate und wenig Abonnenten veranlassten den späteren Besitzer Franz Xaver Kromer die Zeitung 1901 aufzugeben und den Lenzburger Bezirks-Anzeiger aus der Taufe zu heben.»[59]

Franz Xaver Kromer, geboren 1875 in Rümenen (SO), besuchte – zusammen mit dem späteren Dichter Josef Reinhard – die Kantonsschule Solothurn und absolvierte daselbst anschliessend eine Lehre als Schriftsetzer. Nach der Gesellenzeit in Bern und Freiburg arbeitete er bei Oechsli in Lenzburg. Mit dem Kauf der Druckerei wurden Verlag und Druck des «Aargauers» ebenfalls akquiriert. Dieses Blatt stand um die Jahrhundertwende ganz im Dienste des renitenten Elektro-Pioniers Peter Zai aus Turgi. Als der in den Journalismus verirrte Fabrikant, der Streitereien und Prozesse mit der Regierung müde, dem Aargau den Rücken zukehrte, hatte das Organ nichts mehr zu sagen und wurde vom jungen Franz Xaver Kromer aufgegeben.[60] Schon vorher, nämlich am 1. März 1901, hatte dieser mit einer Startauflage von 4850 Exemplaren den «Lenzburger Bezirks-Anzeiger» als Gratis-Inseratenblatt auf den Markt geworfen. Er versuchte sich damit in einem Segment des Pressewesens, das im Bernbiet und in Solothurn bereits mit Erfolg bearbeitet wurde: Ein reines Inseratenblatt soll sich durch die Annoncen-Einnahmen selber tragen und mit den offiziellen Gemeinde-Mitteilungen auf der Frontseite als Bürger-Information attraktiv werden. Die flächendeckende Verteilung in alle Haushalte müsste automatisch die gewählten Instanzen veranlassen, Publikationen vorzüglich hier unterzubringen. «Schon bald nach der Gründung und Herausgabe des Lenzburger

[59] Lenzburger Bezirks-Anzeiger, Januar 1981, «Einst und heute».
[60] zur Geschichte des «Aargauers» siehe Band I, S. 128–137.

Bezirks-Anzeigers wurde der junge, initiative Drucker und Verleger Fr. X. Kromer durch Missgunst von Bürgern und Behördemitgliedern boykottiert, um ein Schliessen der Druckerei zu erzwingen.»[61]



Franz Xaver Kromer (1875–1933),
Begründer des «Lenzburger Bezirks-Anzeigers» (Bild: Georg Mayer).

Der Begriff Missgunst umfasst den Sachverhalt nur teilweise. Tatsächlich musste der Pionier Kromer erleben, dass damals im Aargau die Zeitung als politisches Meinungsorgan so hoch im Kurs stand, dass die Arbeit des Redaktors praktisch dem Wort des sonntäglichen Kirchenpredigers gleichkam. Wer der Meinungspresse Substanz entzog, galt als Totengräber der

[61] LBA, Januar 1981, «Einst und heute».

Demokratie. Inseratenplantagen wurden solche Blätter verächtlich genannt. Alle gewählten Behörden waren über Partei-Kandidaturen zu Amt und Würde gekommen. Partei-Organe erfuhren daher deren Sympathie und Protektion. Das «Aargauische Wochenblatt» («Lenzburger Zeitung») war nach dem Ende des «Aargauers» das alleinige Blatt des Freisinns am Orte, und der Verlag und die Druckerei zählten vor dem Ersten Weltkrieg zu den Machtinstrumenten der vorherrschenden Partei. Kromer musste diese politische Hürde nehmen, sollte er hierzulande wirtschaftlich überleben. Rückblickend haben er und seine Nachfahren schliesslich alle Krisen bewältigt und in Lenzburg ein kleines Presse-Imperium aufgebaut. Zugegeben, die Hochkonjuntur-Phase vor 1913 begünstigte das Experiment: Obwohl die Stadtverwaltung und die meisten Kanzleien in der Umgebung von Lenzburg den «Anzeiger» möglichst mieden, setzte sich das kleinformatige, fast immer vier Seiten umfassende Blatt mit andern Inseraten durch. Es waren schliesslich jene Behörden und Kommissionen, die etwas zu verkaufen hatten, wie die Stadtforstkommission (Holzhandel) und das Betreibungsamt (Steigerungen), die das Tabu durchbrachen und dort einrücken liessen, wo der grösste Kundenkreis angesprochen werden konnte.

Nach dem Ersten Weltkrieg erschienen dann auch andere Verlautbarungen der Stadtverwaltung: am 14. Februar 1919 zum Beispiel zählen wir elf städtische Anzeigen an der Spitze des Blattes. In dauernder räumlicher Entgrenzung begriffen, konnte der «Anzeiger» die Auflage erhöhen, ohne dass redaktionelle Arbeit im Spiele war. Die «Lenzburger Zeitung» versuchte sich mit grosser ideeller Unterstützung über Jahrzehnte zu behaupten. Das eine Organ lebte von den Inseraten, das andere vom Abonnementspreis: so war mit der Zeit die landläufige Meinung und Entschuldigung der Konsumenten. Am 22. Oktober hiess der LBA noch «Gratis-Anzeiger», am 29. Oktober nannte er sich erstmals «Amtliches Publikationsorgan» und zählte sämtliche Gemeinden des Rayons auf. Die Auflage betrug damals bereits 13 500 Exemplare. Erst jetzt galt also der «Bezirks-Anzeiger» als salonfähig. Was war geschehen?

Grundsätzlich wäre ein reiner Inseraten-Anzeiger ohne redigierten Text kein Thema der politischen Pressegeschichte. Doch im 20. Jahrhundert schlugen je länger je mehr auch bei der parteipolitischen Strategie ökonomische Überlegungen zu Buche. Die reine Parteipresse war vorwiegend zur Betreuung der Mitglieder und parteinahen Bürger da. Politische Kampfinserate brachte man nur ungern bei der parteilichen Konkurrenz unter; der parteifremde Verlag sollte nicht finanziell vom Feinde profitieren können. Zudem galt die Leserschaft des gegnerischen Parteiorgans zu Recht als wenig ergiebige Kundschaft. Der unverdächtige «Anzeiger» bot sich als Forum geradezu an, den Kampf um die Mehrheit der Bürger, nämlich der ungebundenen, per Inserate auszutragen. Nach dem Zweiten Weltkrieg lässt sich der Termin jeder Abstimmung, jeder Wahl im Kromer'schen

Blatte am Inseratenmarkt ablesen: Was sanft, aber stetig beginnt, steigert sich bis zum Wildwuchs kurz vor dem Urnengang.

Ein zweites: Die Gratisanzeiger haben durchaus dazu beigetragen, dass die einstige blühende Parteipresse gewissenorts früher das Zeitliche segnen musste als anderswo. Je mehr die Anzeiger es verstanden, mit kurzen Informationsrubriken Bedürfnisse lokaler Art abzudecken, desto eher verlor das politische Meinungsblatt am Orte seine lokale Monopolstellung. Neben der Tageszeitung musste nun keine zweite Meinungspresse gehalten und bezahlt werden, der «Anzeiger» kam ja von selbst ins Haus. Dies führte am 30. Oktober 1959 zum Ende der «Lenzburger Zeitung» im 110. Jahrgang. Es war dies das erste Opfer des beginnenden Zeitungssterbens; und nicht eine Eintagsfliege musste daran glauben, sondern ein etabliertes Organ par excellance.

Nach dem Tode von Theodor Kromer 1964 (Sohn von Franz Xaver) wurde Eduard Stöcker als Redaktor und Betriebsleiter angestellt. Auch die Witwe, Alice Kromer, verarbeitete in der Folge Daten von Kirchen- und Vereinsanlässen zu Wochenprogrammen. Was sich überall abspielte, war in Lenzburg geradezu exemplarisch. 1975/76 finden wir eine redigierte «Städtli-Seite» im Kromer'schen Organ, mit Vorschauen für Veranstaltungen, Fotos zum lokalen Geschehen und den «Lenzburger Nachrichten», dem Veranstaltungskalender der Woche. Am 16. Dezember 1976 eröffnete die Redaktion eine lokale Sport-Spalte und rief unter dem Titel «In eigener Sache» zum Einsenden von Sport- und Spielberichten auf. Auch dem Regionalen wurde eine Seite gewidmet, und auch hier – ohne Vorurteil und parteiliche Rücksichtsnahme – jede gewünschte Veranstaltung angezeigt und vorbesprochen. Im selben Jahr wurde zum 75jährigen Bestehen des LBA eine Leserreise ins westliche Mittelmeer organisiert, an der 556 Passagiere teilnahmen und die Verankerung des «Anzeigers» in der Bevölkerung klar dokumentierte. Das Blatt hatte nun zum Teil jene Funktionen übernommen, die als Nischen den Lokalorganen verblieben, als sie – ob der Nachrichtenflut – nur noch Zweitzeitungen sein konnten. Der LBA war zum Ersatz der verstorbenen «Lenzburger Zeitung» geworden. Auf Jahresanfang 1980 zeichnete bereits die dritte Generation für den Verlag als verantwortlich. Da die Akzidenzdruckerei, die Herstellung und der Handel mit Schützenscheiben ebenso zum Betrieb gehörten wie die Zeitung, wurden die Zuständigkeiten unter den Familienmitgliedern aufgeteilt. Dies hatte schon die vorige Generation so gehalten.

Dem Ausbau der Druckerei am Kronenplatz ging der Ausbau der Redaktion des LBA parallel. 1991 war das Blatt erstmals mit einem Impressum versehen. Margrit Byland leitete damals die Redaktion. 1993 zählte man bereits drei zeichnende Redaktorinnen und mehrere ständige Mitarbeiter. Der Umzug an den Untern Haldenweg 12 im Frühling desselben Jahres eröffnete zugleich weitere Möglichkeiten auf dem Pressesektor. Am 23. Juli



PP 5600 Lenzburg Donnerstag, 18. März 1982 Nr. 11 81. Jahrgang

Lenzburger Bezirks-Anzeiger

Einspaltige Millimeterzeile 37 Rp. Jahresabonnement inkl. Porti Fr. 30.– Inseratenannahme für ganzen Bezirk und angrenzende Gemeinden durch den Verlag, übrige Gebiete durch Publicitas AG, Aarau

Amtliches Publikationsorgan der Gemeinden
Ammerswil, Auenstein, Boniswil, Brunegg, Dintikon, Dürrenäsch, Egliswil, Fahrwangen, Hallwil, Hendschiken, Holderbank, Hunzenschwil, Lenzburg, Leutwil, Meisterschwanden, Möriken, Niederlenz, Oberlfachs, Othmarsingen, Rupperswil, Schafisheim, Seengen, Seon, Staufen, Tennwil, Thalheim, Veltheim, Wildegg

Inseratenannahmeschluss: Mittwoch 09.00 Uhr
Druck und Verlag: Kromer AG Buchdruck und Offset, Kronenplatz 12 5600 Lenzburg, Telefon 064 51 28 77

Erscheint jeden Donnerstag

Verteilung in alle Haushaltungen des Bezirks und den angrenzenden Gemeinden

Nutzauflage 16700

Zeitungskopf des «Lenzburger Bezirks-Anzeigers» vom 18. März 1982.

1993 wurde «Der Lindenberg/Der Seetaler» von Meisterschwanden in das Kromer'sche Verlagshaus integriert. «Wir nützen die Gelegenheit, ein sanftes Face-Lifting zu machen und beide Titel gleichwertig nebeneinander zu stellen.» «Das heisst, dass die Berichterstattung über das linke Seeufer ausgebaut wird. Ab heute stösst deshalb auch die Bevölkerung von Birrwil, Beinwil und Mosen, die wir herzlich begrüssen möchten, zur Leserschaft.» «Im Zuge der Gebietsbereinigung zwischen unseren beiden Lokalzeitungen zieht sich der Lenzburger Bezirks-Anzeiger ab sofort aus dem Kerngebiet des «Seetaler/Lindenberg»zurück, während dieser nicht mehr in Egliswil erscheinen wird.»[62] Kurze Zeit später, am 4. Januar 1995, wurde der «Eigenämter Anzeiger» aus der Taufe gehoben. Damit erfolgte eine Erweiterung des Einzugsgebietes im Bereiche des Bezirks Brugg, aber zugleich eine kleine Einschränkung des LBA Richtung Norden. Die Redaktionsleitung war für alle Blätter diesselbe, während eine zusätzliche Redaktorin und örtliche Mitarbeiter das neue Gebiet beackerten. Schon nach gut zwei Jahren wurde das Experiment abgebrochen. Am 5. März 1997 erschien der «Eigenämter» zum letztenmal. Ein Kooperationsvertrag mit dem Effingerhof in Brugg führte zu einer Gebietsabsprache im Birrfeld zwischen dem LBA und dem «General-Anzeiger» von Brugg. Ein Inserentenverbund «Aargau Mitte» sollte alle vier Zeitungen, «General-Anzeiger» und «Rundschau» vom Effingerhof und «Lenzburger Bezirks-Anzeiger» und «Der Seetaler/Der Lindenberg» zur geschäftlichen Zusammenarbeit vereinigen und eine Gesamtauflage von etwa 70 000 erreichen. Damit stieg der Konglomerat «Aargau Mitte» im Inseratengeschäft zu den Grossen auf. Seither versucht das Verlagshaus Kromer mit einer Splitausgabe des «Seetalers/Lindenberg» das Gebiet Richtung Wohlen zu erweitern. «Der Unterfreiämter», seit Anfangs Januar 1998 im Geschäft, enthält drei Seiten Lokalberichterstattung aus dem Raume Hilfikon/Villmergen und versucht auch in dieser Gegend vermehrt Inserate zu akquirieren.

All diese Anzeiger erbringen heute eine erstaunlich intensive Behandlung des dörflichen und regionalen Lebens mit vielen Details und Lokalkolorit.

---

[62] Seetaler/Lindenberg, 23. Juli 1993, Frontseite.

Wenn schon die ganz Grossen allen politischen Richtungen Gastrecht gewähren und dabei geschäftlich – und moralisch – keinen Schaden nehmen, warum sollten nicht die Nischenbetreuer ein Gleiches tun. Dass sich redaktionelle Kommentare und Belehrungen in den lokalen Medien weniger aufdrängen als bei den Tageszeitungen, machen sie gegenüber ideologischer Kritik beinahe immun. In dieser Beziehung hat die Tageszeitung eine schwerere Bürde zu tragen: trotz aller Öffnung hat sie eine politische Meinung zu vertreten, eine eigene Linie einzuhalten; das verlangt eine kritische Leserschaft von ihr, bedingt aber auch ihre Rechtfertigung den neuen Medien gegenüber.

In der letzten Zeit vermochte nun auch der «Lenzburger Bezirks-Anzeiger» über den eigenen Schatten zu springen, nicht bezüglich Inhalts, aber in der äusseren Gestalt. Fast hundert Jahre lang waren die Inserate auf der Frontseite gleichsam sein Markenzeichen; der redigierte Teil versteckte sich gleichsam im traditionellen Mantel des ursprünglichen Annoncen-Blattes. Auch die Tochter-Zeitungen, nach modernsten Kriterien im Layout gestaltet, haben dem Mutterorgan nichts antun können. Neuerdings tritt auch es mit neuem Gesicht auf. Die Jugendlichkeit wird auch hier zum Statussymbol.

Dennoch: Was einstens als reine Inseratenplantage begonnen hatte, ist heute unverzichtbare Ergänzung zur kantonalen Tagespresse, weniger im Inseratengeschäft, als bezüglich Detailinformation. Ob sich heute die Annoncen mit gutem Text besser verkaufen lassen oder der Text dank reichem Annonceteil, ist nicht mehr auszumachen. Der Kromer-Verlag hat in der neuen Medienlandschaft des Aargaus eine Lücke ausgemacht. Wo immer Lokalblätter dem lokalen Kleinkram, genannt Chäs, nicht gerecht werden, erstehen gemeindeeigene Miniblätter. Damit ist das Bedürfnis ausgewiesen.[63]

[63] Verlag und Druckerei: 1. Generation: Franz Xaver Kormer, 2. Generation: Franz, Theodor und Siegfried Kormer, 3. Generation: Theo, Roland und Martin Kromer. Redaktion chronologisch: Alice Kromer, Eduard Stöcker, Margrit Byland, Tobias Frey, Ralph Bode, Villa Amellino, Alexandra Pellanda, Nathalie Büchler, Richard Wurz. Seetaler/Lindenberg: Felix Fischer. Eigenämter Anzeiger: Marie-Louise Strauss, Claudia Benetti.

Der Bezirk Kulm

«Wynentaler-Blatt»: Ergänzungen zum 19. Jahrhundert

Ende des Jahres 1997 wurde bei einem Umbau eines Hauses in Burg Isolationsmaterial zwischen Böden und Wänden in Form von Gemeinderatsakten, Amtsblättern und Lokalzeitungen enthüllt und durch den anwesenden Zimmermann sichergestellt. Dieser, Mitglied des Vorstandes der Historischen Vereinigung Wynental, behändigte diese zerknüllten und verstaubten Papiere aus der Zeit von etwa 1810–1868 und liess sie von seinen Historiker-Kollegen auswerten.

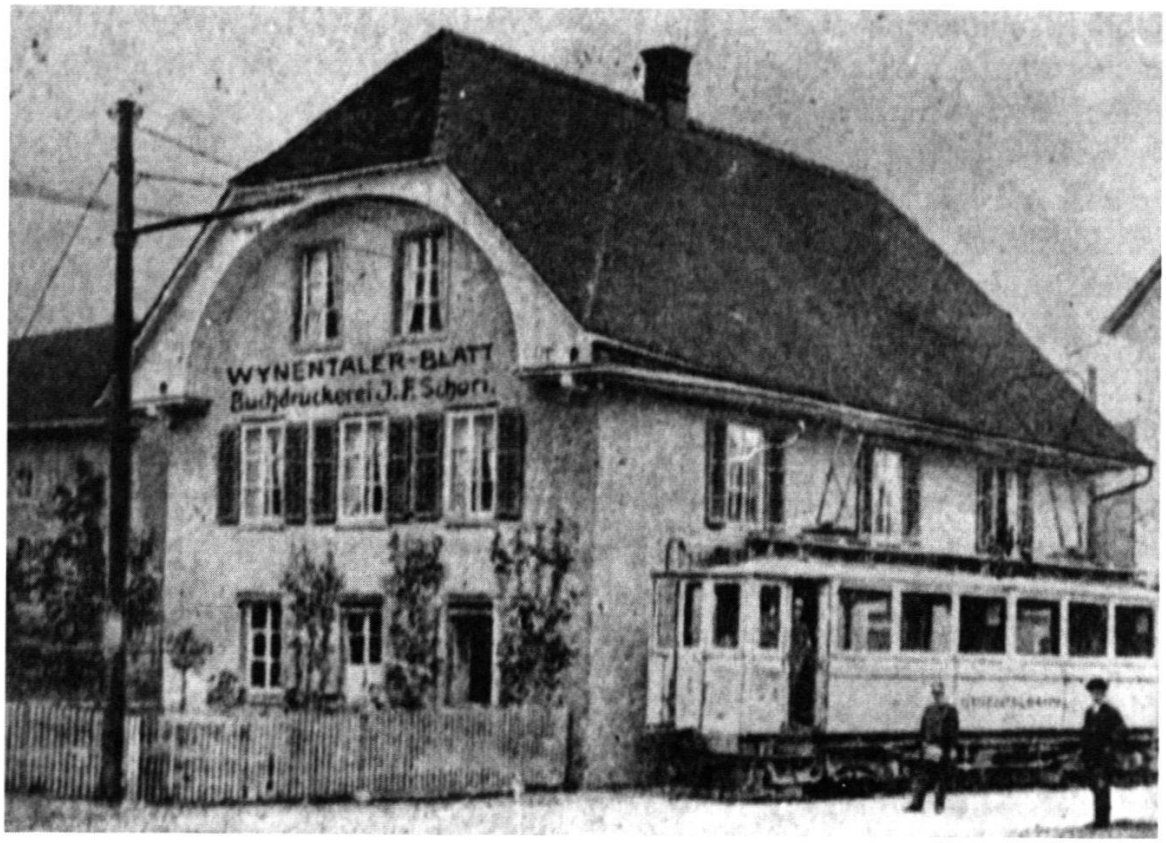
Nummern der «Freien Presse», Reinach und Menziken, von 1859–1863 und des «Wynentaler Blattes» 1864–1868 waren für die Pressegeschichte des Bezirks Kulm von besonderem Interesse. Daneben bedeuteten die Nummern des verschwundenen «Suhrentaler Boten» 1867 eine besondere Trouvaille. Wie immer beim Fund neuer Dokumente können die früheren Angaben und Spekulationen überprüft und auch korrigiert werden. Im grossen und ganzen brachten die zusätzlichen Zeitungsnummern mehr Bestätigungen als Korrekturen von früheren Darstellungen. Dennoch verlangt die historische Ehrlichkeit, dass die neuen Erkenntnisse nun nachgetragen werden. Die Leserinnen und Leser verzeihen daher, dass noch einmal kurz Rückschau ins 19. Jahrhundert gehalten wird.

Der Name «Freie Presse» anstelle von «Volksbote» hatte sich 1859 durch eine Fusion mit der Wohlener Zeitung gleichen Titels ergeben. Beweis für diese Tatsache ist, dass die aufgefundenen Nummern ab August 1859 bis Ende Jahr als Ortsangabe «Reinach und Wohlen» tragen. In Wirklichkeit blieb die Verankerung in Reinach bestehen; wir finden keine Inserate aus dem Freiamt, die auf eine Geschäftsstelle in Wohlen hinweisen würde. 1860 enffällt auch dieser einzige Hinweis auf die Fusion.[64]

Während der Chronist des «Wynentalers», Bezirkslehrer G. Maurer, nur das anfängliche Druckereilokal beim Bären in Reinach gekannt hatte, beweist ein Inserat einer Schuhverkäuferin namens Frau Wiedmer am 26. Dezember 1860, dass die Druckerei «auf der Rothfarb» (Harder-Haus in Reinach) verlegt worden, wo auch das erwähnte Schuhgeschäft untergebracht war.[65] Dieses Domizil des Zeitungsunternehmers Konrad war offenbar nur von kurzer Dauer. Nach den Angaben auf den aufgefundenen Blättern muss der Druckort am 1. Januar 1862 nach Menziken verlegt worden sein; in welches Gebäude, ist bis anhin nicht eruierbar.

Die Verlegung ins alte Schulhaus Menziken erfolgte laut Maurer erst nach dem 31. März 1864, weil damals der Gemeinderat die Vermietung für sechs

[64] Freie Presse, 3. und 10. September 1859, 2. und 12. November 1859.
[65] Freie Presse, 26. Dezember 1860 und in weiteren Nummern 1861.





Das alte Schulhaus in Menziken und der Neubau der Druckerei Baumann in Menziken von 1933 (Bilder: Druckerei Baumann).

Jahre beschlossen hatte. Dass Konrad vorher wie damals mit seinem Unternehmen nicht auf Rosen gebettet war, beweisen seine bittern Worte am Jahresanfang 1861: «Mager ist das Feld, auf welchem ein Zeitungsschreiber gegenwärtig zu pflügen hat, und der Baum der Schweizerpresse ist wahrlich reicher an Blättern als an Früchten; 28 Blätter haben mit 31. Dezember 1860 das Zeitliche gesegnet und 56 sind neu erstanden, somit 18 Stück Überschuss.» (sic) Auf 7000 Seelen treffe es in der Schweiz eine Zeitung. Bei der damaligen Geldknappheit waren Abonnenten und Inserenten daher umworben wie nie zuvor und danach, und J. Konrad und Sohn bekamen dies deutlich zu spüren.[66]

In Inseraten des Inhabers wird auch deutlich, dass die Zeitschriften «Bilder der Gegegenwart» und «Familienfreund», die bis vor kurzem im Hause fabriziert worden und nun eingegangen waren, schnellstens liquidiert werden sollten. Während früher die gebundenen Jahreshände zu fünf respektive drei Franken angeboten wurden, pries nun Konrad seinen Lesern an: «den Band der erstern zu Fr. 3.50 und der letztern Unterhaltungsschrift zu Fr. 2.–, um damit gänzlich aufzuräumen».[67] Dies klang nicht gerade freundlich und es scheint, dass die Lagerbestände nicht gerade Hätschelkinder des Inhabers waren.

Die ganze Krisenphase des Zeitungsunternehmens fand daher in Menziken und nicht in Reinach statt, wie bisher angenommen worden war. Darauf würde auch die Fristerstreckung des Geldstagsbegehrens gegen J. Konrad durch den Gemeinderat Menziken hinweisen. Der – wahrscheinlich hastige – Verkauf an J. Schneider-Weber in Menziken betraf nur die Zeitung und die Druckerei ist daher schwer lokalisierbar. Am 9. April 1862 wurde die Geschäftsübergabe von Konrad an Schneider in der «Freien Presse» offziell angezeigt. Der neue Eigentümer gab keinen Hinweis darauf, dass J. Konrad und Sohn im Betrieb als Mitarbeiter verblieben waren. Konrad verabschiedete sich von der Leserschaft aber nur als Redaktor. Tatsächlich blieb die Gestaltung des Blattes bis zum Juli 1862 die alte. Mit dem zweiten Semester 1862 änderte die Titelgrösse und die Gestaltung des Zeitungskopfes. Der Untertitel «Korrespondezblatt für Fortschritt und Humanität», das Markenzeichen Konrads, entfiel. Dafür wurde die Gratisbeilage «Die Abendstunden» angezeigt. In den Inseraten verkaufte nun Schneider auch Drucksachen, Bücher, Gichtwatte «Patterson» und «Fliegentod«, alles Produkte, die auch Konrad vertrieben hatte. Am 6. September 1862 zeichnete Schneider für «Redaktion, Druck und Verlag». Erst ab Neujahr 1863 wurde am Schlusse des redigierten Teiles S. Weber-Vogt als Redaktor genannt, und im Zeitungskopf entfiel der entsprechende Vermerk für J. Schneider-Weber. Dabei handelte es sich um Gemeinderat Weber, der auch für den Vorstand

[66] Freie Presse, 26. Januar 1861.
[67] Freie Presse, 9. Januar 1861.

des Polen-Sammelkomites zeichnete. Dieses Zweigespann vermochte die Zeitung während des ersten Semesters 1863 zu führen. Offensichtlich waren die Konrads damals, das heisst im Juli 1862 ausgebootet worden. Am 24. Juni 1863 wurde im Amtsblatt der Geldstag von Hieronimus Schneider-Weber, von Schlossrued, wohnhaft in Menziken angezeigt, des Buchdruckers und Verlegers des öffentlichen Blattes «Die Freie Presse». Zur Versteigerung gelangte aber nur der Papiervorrat im «Schatzungswerte von Fr. 1000.–» Alles übrige hatte der Schuldner am 6. Mai 1863 seiner Ehefrau für Fr. 5798.80 übermacht.

Im zweiten Semester 1868 erfolgte die Umgestaltung des Blattes in die äussere Form des früheren Konrad'schen Produktes.[68] Nur die Redaktion von S. Weber-Vogt blieb bestehen. Daher muss die technische Fertigung wieder in die Hände der Konrads gekommen sein. Dies würde übereinstimmen mit der Rechnungsstellung für Drucksachen an die Gemeinde Menziken: anfangs 1863 noch durch Schneider getätigt, erfolgte das Inkasso durch Konrad.[69] Noch am alten Druckort irgendwo in Menziken, nämlich am 1. Januar 1864, muss die Umwandlung des Namens in «Wynentaler Blatt» erfolgt sein.[70] Damals zeichnete J. Konrad Sohn, als Verleger und Drucker, während S. Weber-Vogt noch immer als Redaktor genannt wurde. Offenbar war die Geschäftsübergabe vom Vater auf den Sohn mit der neuen Namensgebung 1864 erfolgt und nicht erst 1867, wie Maurer vermutet hatte.

Es war also bereits das «Wynentaler Blatt», das ab April 1864 im alten Menziker Schulhaus produziert wurde. Ab 1865 verschwand der Name S. Weber-Vogt aus dem Impressum; in der Nummer vom 25. Januar 1865 zeichnete Konrad selber als Redaktor und vermerkte auch im Kopf erstmals korrekterweise: «8. Jahrgang». Bis das Geschäft 1869 an Robert Wildi verkauft wurde, müssen wir daher Konrad selber als verantwortlich für den Inhalt des Blattes annehmen, auch wenn dies nicht mehr offiziell vermerkt war.

August Baumann, der «Erfinder» der wahren Lokalzeitung

Aus dem kämpferischen Demokratenblatt der Familie Wildi war zu Anfang des Jahrhunderts das lendenlahme Organ der Firma Ott und Schori geworden. Ab 1905 führte J. F. Schori das Geschäft im Alleingang weiter. Die Zeitung sollte nun dreimal, am Dienstag, Donnerstag und Samstag, erscheinen. Zudem fügte er zum Wochenende die Unterhaltungsbeilage «Heimatland» bei.[71] Aber diese Vorwärtsstrategie rettete ihn nicht vor dem Fall. «Als

[68] Freie Presse, 1. Juli 1863.
[69] G. Maurer, in Jubiläumsnummer 1933.
[70] Wynentaler Blatt, 25. Januar 1865.
[71] 1896, zur Zeit Wildis, hatte das Beiblatt noch «Für die Familie» geheissen.

Tribut an das anbrechende technische Zeitalter, schaffte er eine Setzmaschine an, die damals eine ungeheure Summe kostete. Die finanzielle Belastung war in der Folge so gross, dass die Bürgen ihn zwangen, das Geschäft zu verkaufen.»[72] 1910 nahm die Konkurrenz im Nachbardorf, das «Echo vom Homberg», mit Befriedigung zur Kenntnis, dass der neue Verleger, August Baumann, seinem Blatt mehr Charakter zu vermitteln scheine, als dies dem Vorgänger gegeben war.[73] Diese Bemerkung lässt erahnen, dass nicht nur die neue Setzmaschine am Niedergang des «Wynentalers» die Schuld trug. Mit der obigen Bemerkung im «Echo vom Homberg», immerhin des Gegenblattes, wurde die neue Verlegergestalt in der Region eingeführt. Tatsächlich schien mit seinem Erscheinen ein friedlicheres Zeitalter im obern Tal eingeläutet zu werden. Wie geschickt Baumann seine Fäden zu spannen wusste und den friedlichen Wettbewerb schliesslich zu seinen Gunsten entschied, war damals keineswegs absehbar, denn er übernahm ein weitgehend marodes Unternehmen.

August Baumann von Mülligen, geboren am 5. Juli 1881, war ein Bauerssohn, verlor aber schon als Schulbub seinen Vater. So arbeitete er zuerst als Arbeiter in der Textilindustrie, bis er dann eine Lehre als Buchdrucker absolvieren konnte. Als Wandergeselle wirkte er dann vielerorts in Deutschland, um dann in Solothurn, Bern und Zürich seine Weiterbildung zum Typographen zu betreiben.[74] Im Herbst 1909 übernahm er die Druckerei Rausser in Schöftland mit dem dort erscheinenden wöchentlichen Anzeigeblatt. Daraus wollte Baumann eine zweimal die Woche erscheinende politische Zeitung «Aargauer Post» machen. «Bald sah ich ein, dass ich mit der Gründung etwas hoch gegriffen hatte, das in Frage kommende Gebiet war etwas klein für ein Mittwoch und Samstag erscheinendes Blatt, besonders da noch alles von Hand gesetzt werden musste und wöchentlich ein Inseratenblatt in alle Familien kommt.» So bekannte er später selber und spielte offenbar auf den seit 1909 in Oberentfelden erscheinenden «Landanzeiger» an. Bei dieser Selbstkritik blieb das etablierte Kopfblatt «Suhrentaler Bote» des Aarauer Verlagshauses Keller total vergessen, weil diese Zeitung 1918, zusammen mit den «Aargauer Nachrichten» vom «Aargauer Tagblatt» respektive vom «Aargauer Volksfreund»aufgesogen worden war. Aus dem Auge, aus dem Sinn!

Die Möglichkeit, die Druckerei in Menziken zu übernehmen, wurde daher fast als Erlösung betrachtet. «Die Buchdruckerei Schöftland hatte ich mündlich meinem Vorgänger wieder verkauft; ein Vertrag bestand jedoch nicht.» Da die Abmachung nicht eingehalten wurde, verfügte Baumann gegen seinen Willen ab 1910 über zwei Druckereien und zwei Zeitungs-

[72] WB bei der Ünernahme des Echos vom Homberg, 4. Juli 1962.
[73] Echo vom Homberg, 22. Oktober 1910.
[74] Eigener Lebenslauf in 100 Jahre WB, Oktober 1957.



August Baumann (1881–1960), der «Erfinder» der wahren Lokalzeitung (Druckerei Baumann).

organe. «Erst acht Jahre später konnte ich Schöftland verkaufen», bemerkte er 1933, fast mit etwas Selbstmitleid. In Wirklichkeit ist unübersehbar, dass Baumann diese missliche Ausgangslage trefflich zu meistern wusste.

Die Verhandlungen mit den Bürgen von Schori zogen sich 1910 lange hin. Schliesslich wurde das Unternehmen vom neuen Verleger zum stolzen Preis von 40 000 Franken übernommen.[75] Sofort eröffnete Baumann eine rege Geschäftstätigkeit. Als Merz-Wildi mit seinem Tuchladen aus dem alten

[75] Angaben aus WB, Jubiläums- und Baunummer, Dezember 1933. Historisches von G. Maurer und von August Baumann. Weitere Angaben aus dem Nekrolog zu Baumann.

Schulhaus in Menziken auszog, «wurden beide untern Räumlichkeiten mit dem Buchdruckereibetrieb belegt». «Die Gemeinde setzte in der Folge den jährlichen Mietzins auf Fr. 1130.– fest.»[76] Tatsächlich hörten mit dem Antritt des neuen Unternehmers die vorher anhaltenden Streitereien zwischen dem «Wynentaler-Blatt» und dem «Echo vom Homberg» auf. Politische Leidenschaftlichkeit sind mit erfolgreicher Geschaftstätigkeit unvereinbar; dies wusste der neue Verleger, aber nicht nur das. Der lokale Inseratenmarkt war nur dann aufs eigene Organ zu lenken, wenn der Nachrichtenteil aus der Region für die Region konzipiert war. Dies hatten andere ihren Lesern zwar auch schon versprochen, nicht aber einhalten können. Weil er als Virtuose in ländlicher Anpassung wirkte, galt er in Verbandskreisen später als «Erfinder der Lokalzeitung».

Leider fehlen uns die ersten Nummern der Baumann'schen Blätter. 1913 erst liegt ein ganzer Jahresband vor. Wie die genaue Strategie angelegt war, kann daher nur erahnt oder rekonstruiert werden. Das «Wynentaler–Blatt» nannte sich damals gleichzeitig «Kulmer Bezirksblatt». Ein einziger noch vorliegender Jahresband, derjenige von 1936, beweist uns, dass die Zeitung unter beiden Titeln verbreitet war; der zweite Titel sollte offenbar die untere Talschaft bedienen und den «Anzeiger von Kulm», als reines Inseratenblatt, in die Schranken weisen. Inhaltlich waren die beiden Baumann-Blätter weitgehend identisch. Eine Sonderstellung nahm als Dritte im Bunde die Lokalzeitung des Suhrentales, die «Aargauer Post» ein. Zwar blieben die redigierten Texte, die Aufmachung und Präsentation weitgehend dieselben; dennoch sorgten veränderte Ressorttitel für Lokalkolorit, ebenso die Inseratenseite oder kleine Retouchen am Erscheinungsort, bei Bemerkungen zu Inseratenannahme oder kleine Veränderungen bei Ortsangaben. Baumann versuchte sich in Schöftland wie in Menziken als «Hiesiger» zu zeigen, um nicht als aus der Ferne wirkender Manipulator zu gelten. Daher registrierte er alle lokalen Empfindlichkeiten und sorgte pingelig für entsprechende Anpassungen.

Die Zeitungsköpfe wurden entsprechend der anvisierten Leserschaft speziell gestaltet: der Bezirksteil wurde genau umschrieben, die Freisinnigkeit in irgend einer Form beteuert; doch lautete der Untertitel im «Wynentaler» neben «freisinnig-demokratisches» auch «bürgerliches Organ», während in Schöftland dieses Attribut – wie seit eh und je – wegfiel. Selbst bei der Datums-Angabe des «Wynentalers» befleissigte sich Baumann über Jahre hinweg «Menziken-Reinach» hinzusetzen, um der Reinacher Bevölkerung das Blatt als ausgewanderte «Freie Presse» aus Reinach anzudienen und niemandem vor den Kopf zu stossen. Tenger, der Verleger des «Echos», fühlte sich im Gegenzug bemüssigt, als Erscheinungsort «Reinach-Menziken» anzugeben. In späteren Jahren, nach dem Ersten Weltkrieg, als endlich das

[76] WB, Jubiläums- und Baunummer, 1933.

Schöftler Unternehmen verkauft war, passte Baumann die Erscheinungstage der Kapazität seiner Menziker Druckerei an: das «Kulmer Bezirksblatt» erschien dienstags und freitags, das «Wynentaler-Blatt» aber am Mittwoch und Samstag. Dies bedingte noch geringfügige redaktionelle Änderungen: was die Aktualität verloren hatte, entfiel oder musste ersetzt werden.[77] Zu Beginn des Jahres 1914 zeigte Baumann Herrn Giovanoli, Bezirkslehrer, als Mitredaktor an. Damit wollte der Verleger sein Standbein in Schöftland stärken. Im «Wynentaler» versteckte man den Wohnsitz des neuen Mitarbeiters geflissentlich, während in der «Aargauer Post» Schöftland als Wirkungs- und Wohnort herausgestrichen wurde.[78]

Getreu seiner Vorstellung, dass eine Landzeitung allen in der Region dienen müsste und daher Feindschaft jedenfalls zu vermeiden sei, war es Baumann 1920 möglich, der neuen Bauernpartei beizutreten, dennoch sachlich zu bleiben und andern in seinem Blatt das Wort zu gönnen. Gleiches bewies er 1935, als die Bauernpartei in der Krise war und sich zwei Lager gnadenlos bekämpften. Er hörte sich politische Meinungen an, nicht aber Worte von Scharlatanen und Demagogen, und gab allen Raum, selbst dem aufmüpfigen Duttweiler-Landesring, dessen Migros-Geschäftsgebaren er verurteilte.

1937 bot sich Gelegenheit, «in eigener Sache» zu referieren. Im Artikel «Die Landzeitung» analysierte August Baumann die Situation im Pressewesen. In den letzten Jahren hatten die Tagblätter den weit grösseren Aufschwung erlebt als die kleinern Organe. Diese hingegen seien auch für die grosse Politik notwendig: sie allein stellten im lokalen Bereich die Verbindung zwischen den Parteien her, forderten den Dialog und machten Sachentscheide möglich. Dass der Redaktor des Lokalblattes «mit der Schere» arbeite, sei ein altes Cliché. Die Landzeitung müsse Lokalblatt sein, denn hier läge ihre ureigenste Domäne. Die Musikkritiken möchten zwar nicht so professionell sein und das Rühmen möge gewiegten Lesern der grossen Blätter unerträglich erscheinen. Aber auch dies sei – samt Rücksichtnahmen – ein Spiegelbild des ländlichen Lebens.[79] Wenn die sozialistische Parteipresse frozzle, die Landpresse bediene ihr Publikum lieber mit Romanen statt mit sozialen Fragen, dann müsse er entgegnen, dass eine AHV nur über die Lokalpresse realisiert werden könne, wie dies gerade bei der Volksabstimmung im Aargau 1931 bewiesen worden sei.

Eine ähnliche Politik verfolgte Baumann bezüglich der luzernischen Nachbarschaft. Die religiöse Grenze bedeutete ihm Ansporn, in seinem Blatte religiöse Polemiken oder Ausfälle tunlichst zu vermeiden. Als 1927 der pfiffige neue Redaktor des «Anzeigers von Münster», Wallimann-Huber, der Schwiegersohn des früheren Besitzers, die vorherige gute

[77] Eigener Lebenslauf in Jubiläumsnummer, 1957.
[78] WB, 31. Dezember 1914, Aargauer Post, 31. Dezember 1914.
[79] WB, 17. Dezember 1937.

Zusammenarbeit aufkündigte, weil ein früherer luzernischer Oberrichter einen historischen Aufsatz im grenznahen Ausland bei Baumann platzierte, da nahm dieser traurig zur Kenntnis, dass es Leute gibt, die um jeden Preis Streit wollten.[80] Zehn Jahre später versuchte Pfarrer Ackermann aus Rickenbach zu verhindern, dass kirchliche Nachrichten aus seinem Sprengel im Menziker Blatt veröffentlich wurde, und widmete gar eine Neujahrspredigt diesem Thema. Da konnte es auch August Baumann nicht einfach weg- und einstecken, sondern führte die Auseinandersetzung hart, aber fair, bis zum bittern Ende durch.[81] Wie sollte er eine Grenze akzeptieren, die ein Pfarrer – rein konfessionell – zwischen guten und schlechten Presseprodukten sich zu ziehen erlaubte!

Erster Weltkrieg und Krisenjahre

«Die durch die Mobilisierung hervorgerufenen Veränderungen werden uns jedenfalls zwingen, die Buchdruckerei Schöftland einstweilen zu schliessen. Die Aargauer Post wird aber vorderhand gleichwohl regelmässig dreimal pro Woche erscheinen. Herr Bezirkslehrer Lüscher in Schöftland hat sich in verdankenswerter Weise bereit erklärt, für uns Inserate und Drucksachen entgegen zu nehmen.»[82] Die Kundendruckerei in Menziken lief auf kleinem Feuer weiter, während die Zeitungen bei der Firma «Neue Aargauer Zeitung» in Aarau hergestellt wurden. «Ohne weitere Umstände und ohne mich lange zu fragen, wurden das Blatt von Aarau aus kurzerhand nur noch zweimal in der Woche herausgegeben.» Gleiches galt auch für den «Wynentaler». Und dabei blieb es bis heute.[83] Die Nummern vom 17. August 1914 versprachen im Zeitungskopf noch die dreimalige Erscheinungsweise, während bereits umgestellt worden war.

Der Unteroffizier Baumann bediente offenbar von ferne seine Blätter mit gelegentlichen redaktionellen Beiträgen. Unverkennbar stimmte er ein in den Chor der deutschfreundlichen Kommentatoren. Im Artikel «Ein deutsches Urteil über die Schweiz» zitierte er aus der «Kreuzzeitung», wonach die «germanischen Nationen wohlwollende Neutralität pflegten»; «in der Schweiz überwiegt gleichfalls eine uns freundliche Stimmung». Lob aus Deutschland galt als Anerkennung vollkommenster Neutralität. «Es unterliegt keinem Zweifel mehr, dass England die moralische Schuld für den Weltkrieg trägt.» «Es wollte den Krieg«, kommentierten die Baumann'schen Blätter andernorts.[84] Und später wurde entsprechend den «Dresdner

[80] WB, 17. Dezember 1927.
[81] WB, 6., 9. und 23. Januar 1937.
[82] Aargauer Post, 3. August 1914.
[83] WB, Jubiläums- und Baunummer, 1933.
[84] WB, 29. August 1914.

Nachrichten» mit sichtlichem Stolz verkündet, dass der Glaube der Deutschen an unsere Neutralität ungebrochen sei. Die Schweiz könne und werde die Neutralität durch Abwehrkampf sicherstellen, dies sei wichtig für die Südgrenze des Deutschen Reiches. Solches Verhalten eines kraftvollen Staates verdiene die ehrliche Sympathie aller. Ob die Entente-Mächte und unsere Mitbürger in der Romandie ähnlich geurteilt hätten?

Wie vielerorts wurde auch im obern Wynental die Kriegsschuldfrage Mitte des Jahres 1917 neu aufgerollt. Trotz Erfolgen der Mittelmächte versiegte nach und nach die Begeisterung für die deutsche oder kaiserliche Sache. Ein J. B., später dann unter vollem Namen zeichnend, J. Bänninger, beklagte sich bitterlich, dass man sich heute nicht mehr im Sinn und Geiste der Centralmächte äussern dürfe. Bezirkslehrer Dr. A Greuter, Menziken, sozialdemokartischer Grossrat, wetterte dagegen über «germanophile Publikationen», «incl. Tages Anzeiger», ein Blatt, das sowieso der deutschen Schwerindustrie zudiene. Um dem Diskurs die Spitze zu brechen, erklärte Baumann, «dass wir weder die Auffassung des Herrn J. B. noch diejenige des Herrn Dr. Greuter teilen», und er beauftragte Bezirkslehrer O. Brogle, ausführlich das Thema abzuhandeln. In drei Beiträgen versuchte dieser die Frage zu objektivieren, indem er weniger den «preussischen Militarismus», als das notwenige Ende des Absolutismus ins Zentrum rückte. Wer Demokratie und mündige Menschen forderte, der fand in der Schweiz allemal Zustimmung.[85] Und in seiner Neujahrsbetrachtung nahm auch August Baumann dezidiert Stellung zur allgemeinen Lage. Er geisselte den Egoismus im Kleinen wie im Grossen, der einen richtigen Frieden vermiese, den «überspannten Militarismus» ordnete er als Erscheinung derselben menschlichen Untagend zu und forderte einen «richtigen Frieden», einen «Völker-Frühling», dessen Ziel ist, das «Brot für alle» zu sichern.[86]

Das letzte Kriegsjahr stand weitgehend im Banne der Ereignisse an der Ostfront und der Wirkung der bolschewistischen Revolution, die man im November 1917 noch als nebensächliches Ereignis behandelt hatte. In seiner Rundschau vom 7. September 1918 hatte sich seine ursprüngliche Friedenshoffnung auf Moskau« bereits in offene Skepsis gewandelt. «Es geht in Russlands Revolution alles ins Masslose. Diese Menschen verstehen es nicht, eine reinliche, nette Revolution zu machen, wobei ein besseres System ein schlechtes ablöst, unter möglichster Schonung an Gut und Blut des Volkes.» Die Bolschewisten zerstörten alles, was Frieden und Glück bringen könnte. Und im November, als der lange Arm Moskaus scheinbar auch in die Schweiz reichte, dann fand Baumann jene Worte, die der Bauer wie der Arbeiter im Wynental verstand: Die «Bolschewiki-Grampol-Gesell-

[85] WB, 12. und 19. September, 10. Oktober 1917.
[86] WB, 29. Dezember 1917.

schaft in und um Zürich führt dazu, dass unsere Soldaten ihre Arbeit liegen lassen müssen, um in Zürich Wache zu schieben».[87]

Als von «Generalstreik in Zürich» und «Zusammenbruch des deutschen Reiches« in fetten Lettern berichtet wurde, da äusserte sich der Verleger «Zur Lage» in Menziken. Vielerorts – auch bei uns – sei die Streikparole eingehalten worden. Die Arbeiter aber wüssten nicht, weswegen gestreikt werden müsste. Es gäbe momentan keine Differenzen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Und: «Was soll denn faul im schweizerischen Staate sein?» fragte er rhetorisch. «Als am letzten Donnerstagmorgen das Wynentalerblatt ein Bulletin, in welchem der Streikschluss angezeigt war, verbreitete, stiess dasselbe auf heftigen Widerspruch, und das Sekretariat der hiesigen Arbeiterunion beeilte sich bekannt zu machen, wir hätten gelogen.» Doch mit dieser Nummer würde sich alles bestätigen.[88]

Die Streikdebatte in der Dezembersession 1918 gab dem verantwortlichen Redaktor Gelegenheit, aus seiner Sicht den Streik zu verurteilen und aus ländlicher Sicht zu behaupten, dass auch viele Arbeiter den Generalstreik verurteilen würden. Die Zugeständnisse in politischer und sozialer Hinsicht seien ja schon vor dieser unseligen Kundgebung gemacht worden. So oder so sei auch im neutralen Staat eine Neugestaltung zu erwarten. «Bei dieser Änderung fällt der Presse eine grosse Aufgabe zu und es mag angezeigt sein, bei dieser Gelegenheit auch über die Stellung der Landpresse ein Wort zu sagen. Im allgemeinen nimmt diese weder gegen die eine noch andere Seite eine extreme Stellung ein. Wie in den meisten dieser Zeitungen, so wird es auch in den Spalten dieses Blattes gehalten: Bürger und Arbeiter soll zum Wort kommen.» Schliesslich müssten sich die Parteigruppierungen immer wieder zu Lösungen zusammenfinden. Die Sicht, dass alles, was in der hohen Politik Resultate erbringe, nach dem Muster und Modell der kleinsten Einheit, der Gemeinde, ablaufe, war tatsächlich eine schweizerische Staatsmaxime von damals und Baumann war mit seiner Landzeitungs-Doktrin ein typischer Vertreter dieser Praxis, die keiner Theorie oder Ideologie bedurfte.

Mit Grossinseraten in der «Aargauer Post» hatte die Buchdruckerei Menziken über die Firma in Schöftland Aufträge einzusammeln versucht, auf dass die geschlossenen Läden nicht dem Ansehen und dem Wert des dortigen Geschäftes Schaden brächten. Ab 18. November 1916 wurden beim «Wynentaler» im Zeitungskopf alle Gemeinden des Bezirks einzeln aufgeführt, auch jene des Suhrentales. Zudem warb Baumann auf ganz neue Weise: «Der Inseratenteil der Samstags-Ausgabe wird sämtlichen Haushaltungen des Bezirks Kulm» zugestellt. Die werten Inserenten wurden durch Baumann in einem Fenster auf das neue Angebot hingewiesen. Damit stellt

[87] WB, 9. November 1918.
[88] WB, 16. November 1918.

sich die Frage, ob damals die Druckerei Schöftland mit den Verlagsrechten veräussert worde sei. Baumann selber nannte nirgendwo ein Datum des Verkaufes. Der Zeitpunkt würde nicht ganz übereinstimmen mit den acht Jahren, die er als Wartefrist für den Verkauf genannt hatte. Das Presse-Verzeichnis im Buch «Der Kanton Aargau im Lichte der Zahlen» liefert den Eintrag: «Von 1911 an in Menziken als Kopfblatt des Wynentaler Blattes gedruckt, 1918 vom Aargauer Tagblatt aufgekauft und im Aargauer Volksfreund aufgegangen.»[89] Diese Angaben stützten sich selbstverständlich auf die Angaben von Maurer oder Baumann in der Jubiläumsaummer 1933. Die vorher erwähnten Massnahmen des Verlages ergeben aber keinen Sinn, wenn die Baumann'schen Kopfblätter bis 1918 weiterbestanden hätten.

Dass der Konkurrenzdruck unter den Kundendruckereien damals heftig gewesen sein muss, beweist eine konzertierte Aktion des «Vereins Schweiz. Lithographie-Besitzer», dem 133 Firmen angehörten. In einem Inserat warnten sie die Jünglinge, in einem Nichtverbandsbetrieb eine Lehre zu absolvieren: Vertragsfirmen würden solche Gesellen nie anstellen.[90] Da die angeprangerten Betriebe aus der Region ebenfalls in einem Grossinserat darauf reagierten, kennen wir die Unterschriften: Rob. Weber und Söhne, Menziken; Alb. Sigrist, Menziken; Rich. Sigrist, Menziken und E. Tenger, Reinach. Der Ausgang der Kampagne führte offenbar nicht zum Streit zwischen dem Tenger'schen «Echo» und dem «Wynentaler». Bis zum Ende des Weltkrieges vermochten die zwei Konkurrenten Preiserhöhungen und geschäftliche Massnahmen aufeinander abzustimmen und gemeinsam zu propagieren.[91] Kunden-Lithographie und Zeitungsbetrieb galten eben als zwei Paar Schuhe.

Auf Samtpfoten hin zur Bauernpartei

Der Generalstreik und dessen Nachspiel liessen der Leserschaft keinen Zweifel: Verleger und Redaktor Baumann zeigte sich zwar diskussionsbereit, aber er blieb stramm bürgerlich. Als im Januar 1919 die Gründung einer Bauernpartei zum Thema wurde, füllten sich die Spalten des «Wynentalers» mit Pro und Contra, samt allen Varianten dazwischen. Denn nicht allein die neuen Möglichkeiten des Proporzes forderten die Bauernschaft heraus; die freisinnig-demokratische Partei hatte während des Krieges kurz und einfach ihre Gefolgschaft aus diesem Wirtschaftszweig politisch und personell vernachlässigt. Das sollte sich nun rächen.

Als in der Kirche von Unterkulm ein Bauerntag abgehalten und ein Initiativkomite zur Gründung einer Bauernpartei bestellt wurde, meldete sich

[89] Der Kanton Aargau im Lichte der Zahlen, S. 369, unter Anzeiger von Schöftland 1904–1910.
[90] WB, 24. Februar, 3. März 1917.
[91] WB 26. Dezember 1917, 20. Dezember 1919.

ein skeptischer August Baumann zum Wort und sprach die Hoffnung aus, «die Bauernsame möge mit den Handwerkern vereint marschieren, insofern es sich um Fragen handelt, die beiden Ständen nahe liegen.»[92] Dabei hatte er – beeinflusst vom Kanton Bern – als Ziel eine Gewerbe- und Bauernpartei im Auge. Am 26. März referierte Baumann als Präsident des Handwerker- und Gewerbeverbandes über dieses Thema in der Turnhalle von Reinach. Er propagierte damals, eine Mittelstandspartei zu gründen. Erst wenn diese festgefügt und konsolidiert sei, soll das nächste Ziel anvisiert werden, sich mit der Bauernpartei zu vereinen. Da praktisch alle hiesigen Geschäftsleute und Bauern, die parteipolitisch organisiert waren, den Freisinnigen zugehörten, wähnte man daselbst, dass solche Interessengruppen blosse Unterorganisationen ein- und derselben Partei bleiben würden. Auch Baumann versuchte noch bei den Nationalratswahlen im Oktober 1919 sowohl der freisinnig-demokratischen Partei als auch dem getrennt marschierenden Aargauischen Bauernbund je an einem Tage ein Aufruf-Fenster auf der Frontseite einzuräumen.[93]

Auch im folgenden Jahr 1920 änderte sich vorerst nichts, bis der «Wynentaler» und das «Kulmer Bezirksblatt» ab Dezember in neuem Kleide erschienen und sich offensichtlich nach neuen Zielen ausrichteten. Am 15. Dezember 1920 wurde das Programm der aargauischen Bauern- und Bürgerpartei an der Spitze beider Zeitungen eingerückt und in den folgenden Nummern auf der Frontseite bis zum Ende fortgesetzt. In der vorher genannten Nummer vom 15. Dezember wurde bekanntgegeben, dass der «Aargauische Hausfreund», Brugg, als offizielles Organ der neuen Partei bestimmt worden sei. Dass auch das Baumann'sche Blatt gerne diesen Ehrentitel getragen hätte, lässt sich nur erahnen. «Die Bauernsame unseres Bezirkes Kulm hat Gelegenheit, in den Spalten des Wynentaler-Blattes ebenfalls alles das zu lesen, was zu Nutz und Frommen der neuen Partei vorgesehen ist und unternommen wird. Der Verleger des Wynentalers ist aus dem Bauernstand hervorgegangen und er hat sich fortwährend sehr um das Wohl und Weh der Bauernsame bekümmert. Es liegt im Interesse der Landwirte selbst, wenn sie dieses Organ abonnieren und ihre Wünsche und Einsendungen anbringen.»[94] In allen Würdigungen August Baumanns, genauso wie im Nekrolog, wurde er als Gründungsmitglied der neuen Bezirkspartei genannt. Als sich die Pläne zerschlugen, im Aargau eine Mittelstandspartei zu schaffen, hatte sich Baumann offenbar umbesonnen und sich der Bauernpartei angeschlossen.

Damit herrschten im obern Wynental klare Verhältnisse: Das «Echo vom Homberg» repräsentierte den Standpunkt der freisinnig-demokratischen

[92] WB, 29. Januar 1919.
[93] WB, 22. und 26. Oktober 1919.
[94] WB, 15. Dezember 1920.

Partei, der «Wynentaler» lehnte sich eher an die Bauernpartei an und das «Kulmer Bezirksblatt» wurde «offizielles Organ der Bauern- und Bürgerpartei und der landwirtschaftlichen Frauenvereinigung des Bezirks Kulm». Dieses nahm auch Verlautbarungen der Partei ohne redaktionelle Bearbeitung zur Veröffentlichung auf und Baumann zeichnete auch nicht offziell als verantwortlicher Redaktor, obwohl der sonstige Inhalt der beiden parallel geführten Blätter weitgehend übereinstimmten. Da letztlich beiden Zeitungen das Parteimitglied Baumann vorstand, wird in der Folge in unserer Darstellung zwischen den zwei Titeln selten mehr unterschieden.

Da Richard Zschokke aus Gontenschwil zu den ersten gewählten Nationalräten der Bauernpartei gehörte, zeichnete er in der Folge als Berner Berichterstatter in den Baumann'schen Blätter, regelmässig und ausführlich. Das «Z» am Schlusse wurde zum Markenzeichen. Bezirkslehrer Giovanoli, Mitredaktor, kandidierte 1925 bei den Grossratswahlen ebenfalls bei der Bauernpartei. Die Ausführlichkeit der Berichte zu den Parteiversammlungen war genau abgestuft: der eigenen Partei gehörte die grösste Beachtung, dicht gefolgt von den freisinnigen Versammlungen. Hier galt es, dem «Echo» das Feld nicht zu überlassen. Das Rucksackbauerntum im obern Wynental, das heisst die unbestimmte Grenze zwischen Kleinbauern und Fabrikarbeitern, verlangte vom «Wynentaler» auch eine gewisse Nähe zu Arbeitnehmeranliegen – in gewissen Grenzen selbstverständlich. In der «Abonnements-Einladung» für 1926 erlaubte sich August Baumann daher folgende Charakterisierung: «Das Wynentaler-Blatt wird auch in Zukunft aus der Nähe und Ferne alles das bringen, was unsere Leser interessieren kann. Unser Blatt soll weiterhin das Sprechorgan der engern Heimat sein, das sich keiner Partei verschreibt, jedoch die Arbeit und unser Land über alles stellt.»[95]

Das Auslandsgeschehen aus Wynentaler Sicht

Viele Jahre pflegte der «Erfinder der Landzeitung» eine Ausland-Berichterstattung, die diesen Namen kaum verdiente. Baumann rechnete von Anfang an mit zwei Sorten von Abonnenten: dem Gros, dem die Eindrücke und Einsichten des Landzeitungs-Machers genügten und die er mindestens einmal pro Woche erschöpfend bediente, und der Minderheit der Anspruchsvollen, die eine Tageszeitung hielten und die den kümmerlichen Auslandsteil möglichst übersehen sollten, denn sie erwarteten vom «Wynentaler» Lokales, und nichts als das.

Mussolini war in den 20er-Jahren jene Figur, der in Lokalblättern allgemein am ehesten Aufmerksamkeit zukam. Baumann reagierte zwiespältig

[95] WB, 19. Dezember 1925.

auf ihn: einerseits fand er ihn lächerlich in seinem Grössenwahn, anderseits bestaunte er die Zielstrebigkeit und Erfolge seiner Ordnungspolitik. Die Rundschau, das Gefäss, das mindestens einmal pro Woche die ausländischen Nachrichten zusammenfassend und wynentalbezogen kommentierte, musste dem ersten Menschen, der in Sizilien Ordung schaffen konnte, Anerkennung zollen. Anderseits kritisierte er die Blasiertheit in allen Schattierungen: «Stolze, blutrünstige Worte hat der Diktator gesprochen.»[96] «Mussolini, der anscheinend alles kann, hat nach dem Rücktritt des ehemaligen Faszistentührers Federzoni nun auch das Kolonialministerium übernommen. Das ist das siebente Ministerium, das er verwaltet.»[97] Auf eine Einsendung «Mussolini und die Kirche», die der grossen Einkehr des früheren Anarchisten gedachte, musste Baumann die skeptische Bemerkung anheften, dass diese neue Gläubigkeit des Diktators von der katholischen Kirche noch nicht gefeiert werde.[98] Im Bericht «Allein schuld» über den italienischen Regenten, wurden Schlaglichter auf das fragwürdige Wirken des einstigen Muratore in der Schweiz geworfen, wie auch die Leistungen des jetzigen Faschistenführers gewürdigt. Die Wirkung der innenpolitischen Erfolge der Staatspartei in Italien auf die starke Kolonie der Gastarbeiter in der Schweiz, liessen den Verfasser des «Wynentalers» nicht unberührt. Nicht nur die dreisten Übergriffe ins Tessin, die hierzulande überall Empörung auslösten, beschäftigten den Redaktor, sondern auch die «Fasci» italienischer Staatsbürger in der Schweiz. «Ein faszistisches Spitzelnest» in St. Gallen erboste Baumann derart, dass er Bern aufforderte, diese Organisationen in der Schweiz als illegal zu erklären. Die USA hatten dieses Verbot gar der italienischen Regierung abgerungen. Weshalb sollte nicht ein gefährdetes Nachbarland ein Gleiches tun?[99]

Die zweite Figur, die gleichsam aus dem Nichts ins Rampenlicht trat, war Hitler. Doch hier waren Berichte über das unselige Wirken seiner Trabanten und Rädelsführer schon viel früher im publizistischen Schaufenster, als die Führerfigur selber. Die Sympathie für die junge Demokratie in Deutschland nährte von Anfang an den Ärger über die notorischen Störefriede. «Im deutschen Parlament, im Reichstag, den die Nationalsozialisten lieber nicht hätten, weil sie die Diktatur eines Einzelnen dem Volkswillen vorzögen, soll mit den Missständen, welche die Kommunisten und Nationalsozialisten in letzter Zeit hereingebracht haben, aufgeräumt werden.» Die NS-Leute werden nun darauf verzichten müssen, «nicht ernstgemeinte Vertrauensanträge einzubringen, gegen die sie dann selber stimmen wollen.»[100] Von da an apostrophierte Baumann diese Fraktion im Reichstage laufend mit «die Herren

[96] WB, 4. Februar 1928.
[97] WB, 22. Dezember 1928.
[98] WB, 18. Februar 1931.
[99] WB, 8. März 1930.
[100] WB, 7. Januar 1931.

Nationalsozialisten», die ob ihren Pöbeleien einfach nicht ernst genommen werden könnten.[101]

Und dann, am 1. Februar 1933, steht plötzlich die Schlagzeile im Lokalblatt: «Hitler Reichskanzler in Deutschland!» Trotz Wahlerfolgen und Reichspräsidenten-Kandidatur hatte diese Figur im «Wynentaler» noch kaum Profil erhalten. «Diese Nachricht erregt grösstes Aufsehen», kommentierte die Redaktion erschreckt und versuchte, den Aufstieg dieses Malergesellen mit demjenigen des viel bekannteren Mussolini zu vergleichen. «Sollte er das groteske nationalsozialistische Programm durchsetzen wollen, so würde das einen ungeheuren Widerstand auslösen. Deutschland ist nicht Italien.»[102] Und kurze Zeit danach prophezeihte das gleiche Blatt: «Wir glauben nicht, dass die Regierung Hitler lange Bestand hat», auch wenn die grossen Blätter betonten, «Deutschland sei auf dem schnellsten Wege zur Diktatur».[103] Nach dem Reichtagsbrand, der Hitler mitten im neuerlichen Wahlkampf die Chance gibt, alle Kritiker mundtot zu machen, wurde Baumann mit seinen Prognose etwas vorsichtiger: Wir haben uns beim Umbruch in Russland und in Italien getäuscht, vielleicht täuschen wir uns auch hier.[104] Vier Tage später, nach den Wahlen, musste er bitter eingestehen: «Die innere Lage Deutschlands ist dunkel, die äussere ist nicht heller.»[105] Doch selbst nach dem Nürnberger Parteitag gab er die Hoffnung nicht auf: «Selbstverständlich stehen wir der neuen deutschen Regierung mit aller Reserve gegenüber, aber vielleicht entwickelt sie sich doch anders, als wie ihre politischen Widersacher voraussagen.»[106]

Da Baumann schon anfangs der NS-Regierung Massnahmen gegen die Juden empörten – der Judenboykott würde nicht einmal in Italien verstanden – zeigte er sich gegenüber fröntlerischem Tun im eigenen Land weitgehend immun. «Dieses brutale Benehmen einer Glaubensminderheit gegenüber macht den Deutschen keine Ehre.»[107] Auch die bundesrätliche Massnahmen gegen den Zustrom von Juden an der nördlichen Grenze wurde als guter Schutz unserer Juden in der Schweiz gewertet. Vorausgesetzt man halte sich an diese Weisungen, werde der Antisemitismus in der Schweiz keinen Erfolg buchen können.[108] Die Frontenpresse operiere – nach berühmten Muster – mit der «Gefahr der Verjudung der Schweiz». Der lächerlich kleine Anteil von vier Promillen vermöge schon diese Meinung zu erledigen, gleichzeitig liesse sich aber schon «an der grundsätzlichen

---

[101] WB, 1932.
[102] WB, 1. Februar 1933.
[103] WB, 4. und 7. Februar 1933.
[104] WB, 4. März 1933.
[105] WB, 8. März 1933.
[106] WB, 6. September 1933.
[107] WB, 5. April 1933.
[108] WB, 16. September 1933.

Haltung manches» aussetzen.[109] Die kärglichen Bemerkungen zu ausländischen Themen vereitelten lange eine klare Standortbestimmung des «Wynentalers». Erst nachdem mit den grausamen Verfolgungen 1938 dem Ausland ein Zerrbild eines Kulturstaates vor die Augen kam, fasste die Redaktion den Mut, etwas länger bei diesem Thema zu verweilen. «Wie man ein Volk recht- und mittellos macht, zeigen die antisemitischen Ausschreitungen und die neuen Judengesetze in Deutschland.» Hausdurchsuchungen, Existenzberaubungen führten zu vielen Selbstmorden deutscher Juden. «Für die vielen menschlich fühlenden Deutschen müssen die letzten Tage eine beschämende Erfahrung gewesen sein. Die Bedrückung darüber, einer solchen Bewegung masslosen Hasses und einer unbegreiflichen Gefühllosigkeit machtlos zusehen zu müssen, ist für alle anständig Denkenden furchtbar.»[110]

Als darauf Reaktionen aus der Leserschaft erfolgten, liess Baumann im Briefkasten diesem Thema freien Lauf. Judenverfolgungen seien im Gang der Geschichte immer wieder aufgetaucht, weil diese Menschen als Fremdkörper in Erscheinung getreten seien. Der grosse Einfluss der Juden in Deutschland sei zwar erwiesen und lasse «ein gewisses Verständnis» für Reaktionen aufkommen. Aber nur klare Übergriffe im Wirtschaftsleben dürften bekämpft werden. Schliesslich stellte der sozialdemokratische «Freie Aargauer» die tückische Frage: «Wird im Wynental Nazi-Propaganda gemacht?» Die kurze Antwort Baumanns: Unser Schlusssatz ist wichtig. «Wir würden jenen Deutschen bei uns gerne adieu sagen, die so denken.»[111] Wie viel eher dann erst den einheimischen Verrätern an schweizerischem Gedankengut!

Alles was Baumann in dieser Phase an Feuilletonistischem in seine Spalten einrücken liess, Gedenktage, Lokalgeschichtliches, usw. hatte im weiteren Sinne mit Volk und Heimat zu tun, die bessere Antwort auf die Klagen unserer Jungen, wie dieser meinte.[112]«Der deutsche Faszismus klopft barsch an die Türe des Schweizerhauses und ist im Begriffe, dessen Schwelle zu überschreiten.» Drauf gäbe es nur eine Antwort: «Uns kann nur die Freiheit dienen.» Dazu rückte er ein patriotisches Gedicht ein. Zwei Zeilen daraus sagen mehr als viele Sätze: «Wir leben nicht im Hitlerwahne ... Wir folgen uns'rer Väter Spur.»

Dass darin auch etwas Blut und Boden nachklang, wer möchte es dem Bauernparteiler verargen! Anderseits vermochte er schon frühzeitig alles Frontistische auszusondern, und in der Sparte Frontnachrichten einzukreisen. Wahltechnische Misserfolge wurden mit Häme oder Befriedigung

---

[109] WB, 10. Januar 1934.
[110] WB, 16. November 1938.
[111] WB, 26. November, 3. und 24. Dezember 1933, 10. Januar 1934.
[112] WB, 1. Juli 1933.

registriert.[113] «Zweifellos hat die Nationale Front den Höhepunkt ihrer Entwicklung bereits hinter sich und ihre demagogischen Methoden haben sich überlebt.»[114] Offensichtlich nur mit Mühe konnte Baumann dazu gebracht werden, eine Darstellung «Nationale Politik» aus dem führenden Bauernblatt «Neue Berner Zeitung» zu übernehmen. Die neuen Bewegungen, deren Entstehung «unzweifelhaft ... ausländische Ereignisse ... gefördert» haben, dürften nicht als blosse «Nachahmung ausländischer Vorbilder» abgetan werden, wurde in diesem Artikel moniert. Da «Verstärkung des gesunden nationalen Empfindens» wünschbar sei, verdienten sie in dieser Hinsicht nicht unsere Ablehnung, sondern Anerkennung.[115] Soweit vermochte Baumann mit seinem Wohlwollen nicht zu gehen, auch wenn die Argumentation in seiner Zielrichtung lag. Schon 1933 erkannte er die braune Gefahr, die letztlich in einem «grotesken Programm», sprich Ideologie, begründet war. Da war nichts zu beschönigen.

Begünstigte Baumann die bäuerliche Sezession?

Dass dem «Wynentaler-Blatt» die Fronten nicht geheuer waren, rührte auch daher, dass die Jungen in der eigenen Partei rumorten und bald sozialistische, bald reformistische Postulate einbrachten. Ein Generationenkonflikt drohte sich im schweizerischen Bauerntum zur Parteispaltung auszuweiten – und dies zum selben Zeitpunkt, aber sich bis zum Kriegsende hinziehend.

Baumann weigerte sich, die «Bauernheimatbewegung» den Fronten zuzurechnen; sie hatte genauso wie der «Landesring der Unabhängigen» in Verkrustungen der schweizerischen Politik ihren Ursprung. Zudem war im Aargau lange nicht deutlich sichtbar, ob sich die Jungbauern der Mutterpartei unter Karl Steiner und die Jungbauern der Richtung Dr. Hans Müller, Grosshöchstetten, tatsächlich entfremdeten, denn sie vertraten oft gleiche Interessen, wenn auch in anderer Sprache. Die Jungbauern-Landsgemeinde im Seetal, am 3. September 1933, brachte dies deutlich zum Ausdruck. Der Bauernheimattag in Entfelden, der etwa 500 junge Bauern versammelte, zeigte die stark religiös bestimmte Ausrichtung der Müllerianer. Als eine Anzahl Müller'scher Jungbauern die Kriseninitiative unterschrieben hatten, fuhr Nationalrat Baumann in der «Freien Presse» mit scharfem Geschütz auf. «Bauern-Marxisten» war damals in aller Mund.[116]

Es waren Typen wie August Baumann, die versuchten, eine Entzweiung zu vermeiden. «Wir betrachten Dr. Müller nicht als Scharlatan.» Er ist auch kein Marxist, sondern ein gottgläubiger Patriot. «Wir wollen beide Seiten

[113] WB, 24. Juni, 1. und 8. Juli 1933.
[114] WB, 12. Juli 1933.
[115] WB, 19. April 1933.
[116] WB, 15. September 1934.

zum Wort kommen lassen und verfolgen dabei dieselbe Pressepolitik wie der Wehntaler.» Während die offziellen Blätter «Aargauischer Hausfreund» und «Schweizer Freie Presse» mit Gift und Galle alles Müller'sche Tun übergossen, gönnte Baumann im eigenen Bezirk beiden Seiten das Wort – und zwar ausgiebig. Dies brachte dem «Wynentaler» Kritik aus den eigenen Reihen ein. 1935 waren Nationalratswahlen. Der 70jährige Richard Zschokke, der Kolumnist des «Wynentalers», wurde nicht mehr gewählt, während die Müller'schen Jungbauern den Sitz erben konnten. Der «Wynentaler» hatte noch lange auf eine Listenverbindung der beiden getrennten Bauernparteien gesetzt und alle verurteilt, die gehässig schrieben.[117] Nun wurde Baumann die Quittung präsentiert. Er hätte den Sitzverlust auf dem Gewissen, weil er der Bauernheimatbewegung zuviel Raum gewährt habe. Redaktor A. Baumann wusste sich zu wehren: nun würden die Eminenzen der Bauernpartei das grosse Wort für Zschokke führen; vorher hätten sie ihn in der Fraktion kaltgestellt.

Das Wundenlecken nach den Wahlen ergab im «Wynentaler» am 6. November 1935 eine ganze Seite. Dennoch liess sich die Redaktion nicht zum Boykott der Nachrichten aus dem Jungbauern-Lager bewegen. Toleranz bewies Baumann auch beim Auftauchen des Duttweiler'schen Landesrings im Aargau. Er berichtete von den Störungen seiner Veranstaltungen, dem Niederschreien der Redner und verurteilte die Gewalttätigkeiten gegenüber ihren Exponenten in Wohlen. Er begrüsste die «grosszügigen und aussichtsreichen Ideen», aber gab ihm und seiner Migros «kein Recht, andere in der Existenz zu bedrohen und zu untergraben».[118] In seinem Urteil blieb er zwar liberal, aber mittelständisch. Da noch 1938 der Brief eines Jungbauern den «Wynentaler» der Feindschaft bezichtigte, gleichzeitig Parteisekretär Strahm Baumann vorwarf, den Jungbauern zu flattieren, war dieser überzeugt, die richtige mittlere Pressepolitik zu verfolgen.[119]

Kriegsjahre

Der Ausbruch des Krieges 1939 kam für den «Wynentaler» nicht überraschend. Am 3. Dezember 1938 liess Baumann einen Schweizer aus Deutschland über Schweiz–Deutschland, wie sich dies in der deutschen Presse präsentiert, berichten. Ein Zerrbild zwar, aber die veröffentlichte Meinung in einem Staat mit gleichgeschalteter Presse! Die Schweiz sei «das Paradies der Kriegshetzer». Die Schweizer Blätter schrieben unentwegt gegen Deutschland. Redaktor Oeri von den «Basler Nachrichten» sei «ein Verrückter». Die Deutschen hätten in ihrer Presse so viel von den «jüdisch-marxistischen

[117] WB, 2. Oktober 1935.
[118] WB, 6. Februar 1937.
[119] WB, 22. Januar 1938.

Hochburgen in der Schweiz» gehört, dass sie die schlechte Stimmung in der Schweiz gegenüber Deutschland darauf zurückführten. Der Auslandschweizer führte weiter aus: «Die Schweiz braucht sich für die nächste Zeit keine Sorgen zu machen. Der Hitler meint es ehrlich; er wird Ihrem Lande nichts tun. Aber die Hitler, das ist eine andere Sache; da möchte ich Ihnen keine Garantien geben», dies seien die wörtlichen Aussagen eines massgebenden Deutschen. Man lauere dort geradezu darauf, dass in der Schweiz etwas passiert, das Anlass zum Einschreiten geben könnte.

Die Idee, dass zwar Leisetreterei keine Lösung sei, dass aber der grosse, böse Nachbar publizistisch nicht unnötig gereizt werden müsste, war allgemeine Haltung der Landpresse während des Krieges und weitgehend auch die Politik des Bundesrates in seinen Zensurmassnahmen. Wenn am 6. September 1939 das «Wynentaler-Blatt» titelte, «Der Tragödie Anfang», so hat nicht nur der Weltkrieg begonnen, sondern auch die Zeit der unfreien Schweizer Presse. Dass nun auch die Lokalzeitung laufend eine Frontenschau betreibt und vom Kriegsgeschehen an der Spitze der Frontseite berichtete, kann nicht erstaunen. Die inländischen Massnahmen, ja sogar die Lokalpolitik wurden zusehends zur Fortsetzung des Frontgeschehens, auch im hintersten Hinterland. Nur die «Sonntags-Stube», als Sonderseite am Samstag, verbreitete nach wie vor das Idyll heimischer Gemütlichkeit.

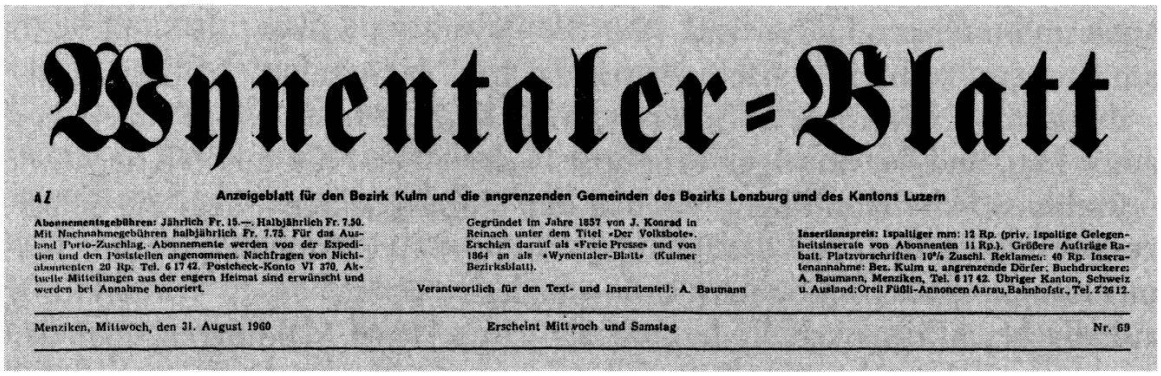
Bis zum «Ende Feuer in Europa«, am 5. Mai 1945, im «Wynentaler» erst am 9. Mai, und der traurigen Prognose in derselben Nummer: «Kriegsende – und ernstliche Konflikte zwischen den Siegermächten», liegt die Selbstzerstörung Europas und das Bemühen der schweizerischen Politik, im Taumel des Geschehens möglichst unbeschadet zu überleben. In Vorbereitung auf die Nachkriegswelt finden wir ab Januar 1945 Meldungen über den «amerikanischen Druck auf die Schweiz» und einen ganzseitigen Artikel von Professor Karl Barth: «Die Deutschen und wir.» Wie sehr August Baumann die Kriegsjahre pressemässig als eigene, geschlossene Welt empfand, markierte er selber, indem er am 12./19. Mai 1945 die beiden Folgen des Aufsatzes Schweiz Deutschland vom 3. Dezember 1938 noch einmal abdruckte und damit die Angst und Bedrängnis von damals wieder aufleben liess. Eingedenk dessen durfte keine Siegerlaune der Alliierten auf uns überschwappen. Wir hatten nur Glück gehabt.

Das «Wynentaler Blatt» im Aufwind der Nachkriegszeit

Mit Kriegsende trat der Sohn von August Baumann, Manfred, ins Geschäft ein. Bis zum Tode des Vaters am 24. August 1960 führten sie den Betrieb gemeinsam. In dieser Phase wurde vor allem das Druckereigeschäft erweitert. Das «literarische Erwachen» der Menziker Firma beruhte auf der Zusammenarbeit mit bedeutenden Buchverlagen und der technischen

Erneuerung des Maschinenparks, um der anspruchsvollen Herstellung von Büchern zu genügen. Aber auch die Zeitungsdruckerei wurde rationalisiert: 1958 installierte man eine Rotationsmaschine (Flachformrotation).[120]

Dem Unternehmen standen schicksalshaft zwei Persönlichkeiten vor, die in ihrem Wesen und Handeln genau den Notwendigkeiten der Zeit und der Wirtschaftslage entsprachen: August, der Vater, war der Gründer- und Machertyp, mit der Konstitution dessen, dem auch Kampf und Widerstände nichts anhaben konnten. Er spielte eine Rolle in der Parteipolitik und trat in der Öffentlichkeit auf. Manfred, feingliedrig, zeitlebens auf seine Gesundheit achtend, war mit seinem vorsichtigen Optimismus genau der richtige Mann, den Betrieb durch die Klippen und Wirren von zwei Konjunkturflauten, durch die technische Revolution und das allgemeine Zeitungssterben zu steuern. Ausgerüstet mit Maturität und drucktechnischer Ausbildung in Theorie (Fachschulen) und Praxis (Schweizerdegen), zog er die Fäden eher diskret, war im Schreiben, im kaufmännischen wie im technischen Betrieb gleichermassen versiert, führte intern und vermied den öffentlichen Auftritt.



Wynentaler-Blatt

AZ

Anzeigeblatt für den Bezirk Kulm und die angrenzenden Gemeinden des Bezirks Lenzburg und des Kantons Luzern

Abonnementsgebühren: Jährlich Fr. 15.—, Halbjährlich Fr. 7.50. Mit Nachnahmegebühren halbjährlich Fr. 7.75. Für das Ausland Porto-Zuschlag. Abonnemente werden von der Expedition und den Poststellen angenommen. Nachfragen von Nichtabonnenten 20 Rp. Tel. 6 17 42. Postcheck-Konto VI 370. Aktuelle Mitteilungen aus der engern Heimat sind erwünscht und werden bei Annahme honoriert.

Gegründet im Jahre 1857 von J. Konrad in Reinach unter dem Titel «Der Volksbote». Erschien darauf als «Freie Presse» und von 1864 an als «Wynentaler-Blatt» (Kulmer Bezirksblatt).

Verantwortlich für den Text- und Inseratenteil: A. Baumann

Inseratenpreis: 1spaltiger mm: 12 Rp. (priv. 1spaltige Gelegenheitsinserate von Abonnenten 11 Rp.). Größere Aufträge Rabatt. Platzvorschriften 10% Zuschl. Reklamen: 40 Rp. Inseratenannahme: Bez. Kulm u. angrenzende Dörfer: Buchdruckerei A. Baumann, Menziken, Tel. 6 17 42. Übriger Kanton, Schweiz u. Ausland: Oreil Füßli-Annoncen Aarau, Bahnhofstr., Tel. 2 26 12.

Menziken, Mittwoch, den 31. August 1960 — Erscheint Mittwoch und Samstag — Nr. 69

Zeitungskopf des «Wynentaler-Blatts» vom 31. August 1960.

Am 9. Mai 1962 präsentierte sich das «Wynentaler Blatt» als die «grösste Lokalzeitung des Kantons», aufgrund einer Analyse der auflagenmässigen Entwicklung der Aargauer Presse 1960–1962. Mit einer Steigerung von elf Prozent kam das Menziker Blatt auf 6059 Exemplare. Es wurde nur vom «Badener Tagblatt» (17 Prozent) übertroffen. Diesselbe Analyse dürfte für das nachbarliche «Echo» wie ein Schock gewirkt haben. Schon in der nächsten Nummer, am 12. Mai 1962 fand sich auf der Frontseite eine «Gemeinsame Erklärung» der Verleger des «Echo vom Homberg» und des «Wynentaler Blatts». Festgehalten wurde, dass Blätter mit 2000 bis 3000 Exemplaren nicht mehr existieren könnten und daher in jüngster Zeit die «Lenzburger Zeitung», der «Surseer Anzeiger» und das «Katholische Volksblatt» von Sins eingestellt werden mussten. Da die zwei Zeitungen im obern Wynental

120 WB, 31. März 1995, Nekrolog von Manfred Baumann.

«die gleiche politische Richtung (neutral) vertreten», sei man zur Überzeugung gelangt, dass das «Zusammenlegen der beiden Zeitungen» die beste Lösung sei. Daher habe die Firma Baumann das Verlagsrecht für das «Echo» auf den 1. Juli 1962 käuflich erworben. «Als externer redaktioneller Mitarbeiter wird Ernst Tenger, Reinach tätig sein.» Sein Wirken für das Menziker Organ mit dem neuen Untertitel «Vereinigte Regionalzeitung – Echo vom Homberg – Kulmer Bezirksblatt» war schliesslich nur von kurzer Dauer. Tatsache war, dass das Monopolorgan im obern Wynental seine Stellung durch die Fusion enorm gestärkt hatte.

Zum Jahresanfang 1966 richtete Manfred Baumann das Wort an seine Leserschaft in eigener Sache.[121] Eine Zeitung sei «ein launenhaftes Ding wie ein Lebewesen, das ständig Sorgen bringt, Probleme stellt, Leser freut und verärgert». Seine Firma erhalte «zweimal täglich die Nachrichten und Kommentare einer schweizerischen Agentur und die neuesten Bilder aus dem Ausland und der Schweiz von einer amerikanischen Fotozentrale. Weitere ungefähr zwanzig kleinere Pressedienste stehen uns zur Verfügung.» Das redaktionelle Sichten des Materials richte sich nach dem Prinzip, dass auch «heute dem Bösen mehr Gutes» gegenüberstehe. Das WB bringe nicht das, was «das Sensationsbedürfnis der Massen befriedigt und was der immer unbewusst vorhandenen Unzufriedenheit und Kritiksucht entgegenkommt». 70 Korrespondenten aus rund 20 Dörfern des Einzugsgebietes «schicken uns regelmässig (oder auch nur gelegentlich) ihre Berichte aus dem Lokalkreis. Als die erste Lokalzeitung hat das Wynentaler Blatt 1961 eine automatisch arbeitende elektronische Clichiermaschine in Betrieb genommen.» «Auf diese Weise kommen die vielen Bilder zustande, welche Sie in unserer Zeitung sehen.» Stolz und Verantwortungsbewusstsein des Verlegers, aber auch sein klares Weltbild prägen diesen Aufsatz.

Gleichzeitig bekannte der Verleger, dass aus Folge der «ungeheuer gestiegenen Kosten der technischen Herstellung und der redaktionellen Kosten» die kleinen Blätter ums Überleben kämpften. Dann warb er für Anzeigen in seinem Organ, das in 90 Prozent der Haushalte in diesem «geschlossenen Wirtschaftsgebiet» eine ungeheure Dichte aufweise, und dass ein Gratisanzeiger nur noch «die restlichen zehn Prozent, vor allem italienische Haushaltungen», bedienen könnte, sofern dort nicht ein Stop-Kleber angebracht sei. So spielte er seine Trümpfe aus; vor dem geistigen Auge den 1966 neu im ganzen Kanton gestreuten «Aargauer Kurier». Manfred Baumann behauptete damals: «Sicher ist jedenfalls, dass ein solcher (Gratisanzeiger) nicht neben dem Wynentaler Blatt oder umgekehrt existieren könnte.» Sein Sohn und Nachfolger, Hans Baumann, wird sich 1999 mit zwei Organen dieser Art im selben Einzugsgebiet, der «Wochen-Post» und der «Wyna» um die Inserate streiten müssen. Und wird sich trotzdem behaupten. 1977/79

[121] WB, 5. Januar 1966.

erfolgte die Revolution von Blei- auf Fotosatz. Am 24. August 1979 wurde gemeldet, dass am 28. August 1979 die Nummer ausfallen müsse, und am 31. August desselben Jahres wurde in einem Sonderbericht «Vom Bleisatz zur Elektronik» mit Illustrationen über das neue Verfahren orientiert. Von nun an erschien das Blatt in etwas kleinerem Format.

Trotz allen Neuerungen: Das Erscheinungsbild der Zeitung blieb erstaunlich konstant, Farbakzente wurden nur spärlich gesetzt und die reichen Illustrationen hatten bei diesem Organ ja Tradition. Baumann kam schon von seiner innern Haltung nie in Versuchung, einen Wynentaler «Blick» zu produzieren. Die «Vereinigte Regionalzeitung» erschien seit 3. Januar 1968 am Dienstag und Freitag, vorher steckte das Blatt am Mittwoch und Samstag in den Briefkästen. Die Wochenendnummer wurde reichlich ausgestattet. Seit 1966 gehörte eine Fernseh-Radio-Seite dazu, neben den Gedanken zum Sonntag und den unterhaltenden Beiträgen.

Die «Landzeitung mit der weitaus grössten Auflage im Kanton Aargau und Luzern»[122] hatte sich schon früh einen vollamtlichen Redaktor zugelegt, sodass sich der Eigentümer und Verleger intensiv den geschäftlichen Belangen widmen konnte. Dies ist dem Unternehmen gut bekommen. Seit 1961 leitete Walter Hess, aus Wald (ZH) kommend, die Redaktion. Vorher war schon Albin Minder zeichnender Redaktor gewesen. Zu den externen Mitarbeitern zählten 1962: Nationalrat Dr. Erwin Akeret (Schweizerische Umschau), Dr. G. van den Bergh, Menziken (Ausland-Rundschau), Nationalrat Karl Steiner, Oberkulm (Landwirtschaft) und Th. Grote, Reinach (Lokales). Damals wirkte noch nach, dass das «Wynentaler Blatt» eine Zeitung der BGB (heute SVP) gewesen war und einstens im Gegensatz zum freisinnigen «Echo» gestanden hatte. Gründer August Baumann hatte die Freundschaft mit dem Verleger und Nationalrat Akeret aus dem Zürcher Unterland aufgebaut und Manfred Baumann pflegte diese weiter, auch wenn der Sohn seine Zeitung zur Forums-Zeitung umgestalten wollte. Im Dienste der Region sollten alle politischen Meinungen zum Wort kommen. Der Nachfolger von Hess, Herbert Schrag, kandidierte 1973 auf der Liste der FdP für den Grossen Rat. Über 20 Jahre lang berichteten die im Bezirk Kulm wohnhaften LdU-Nationalräte Andreas Müller und Samuel Meier aus dem Bundeshaus. Auf Schrag folgte Martin Suter; dieser hiess bereits leitender Redaktor. Seit 1978 war eine zweite volle Stelle geschaffen worden. 1999 steht derselbe Chef einem ganzen Team von redaktionellen Mitarbeitem vor. Manfred Baumann hatte als Verwaltungsratspräsident der Baumann AG gewirkt bis zu seinem Tode am 27. März 1995. Schon 1984 war sein Sohn Hans in die Firma eingetreten und der Vater hat ihm nach und nach die leitenden Kompetenzen abgetreten. Nach dessen Tod übernahm Hans auch das Präsidium der Familien AG, der auch ein auswärtiger Treu-

[122] WB, 5. Januar 1966.

händer angehört. Das «Wynentaler Blatt» erscheint 1999 in einer Auflage von 10 174 Stück; die Bezüger sind vor allem Abonnenten.

Die Konkurrenz des Inseratenblättchens «Wochen-Post», das ohne Textteil erscheint, hat zwar allen Lokalblättern des Bezirks Einnahmen weggeschnappt, aber keinen grösseren Schaden angerichtet. Gefährlicher erschien Baumann, als im Sommer 1999, am 30. September, eine redigierte Gratis-Wochenzeitung «Der Wynentaler» des Verlagshauses Kromer in Lenzburg auftauchte. Da das traditionelle Lokalblatt im Volksmund ebenso genannt wurde, protestierte der Verleger, wies auf die Verwechslungsgefahr hin und drohte mit rechtlichen Schritten. Am 26. Oktober 1999 gab Kromer nach und nannte seine Wochenzeitung fortan «Die Wyna».

Dass im Vorfeld dieser gütlichen Einigung harte Worte fielen, hat ihren Ursprung im Ringen der beiden Verlage im Raume Seetal, wo das Lenzburger Unternehmen mit seinem Wochenblatt «Der Lindenberg/Seetaler» seit 1993 das linke Seeufer gezielt zum eigenen Einzugsgebiet machen wollte. Dies veranlasste Baumann, seinerseits in den Bezirk Lenzburg am nördlichen Seeufer vorzustossen. Dieser Wettbewerb ist zugleich ein Kampf zweier Systeme: einmal werden Inserate mittels redaktionellem Text der Aufmerksamkeit der Leser angedient; im andern Falle sind die Anzeigen dringend notwendig, eine mit grossem redaktionellem Aufwand gestaltetes Meinungsorgan preislich im Rahmen zu halten. Ob sich die pessimistische Prognose von Vater Manfred Baumann einstellt, wird erst die Zukunft weisen.

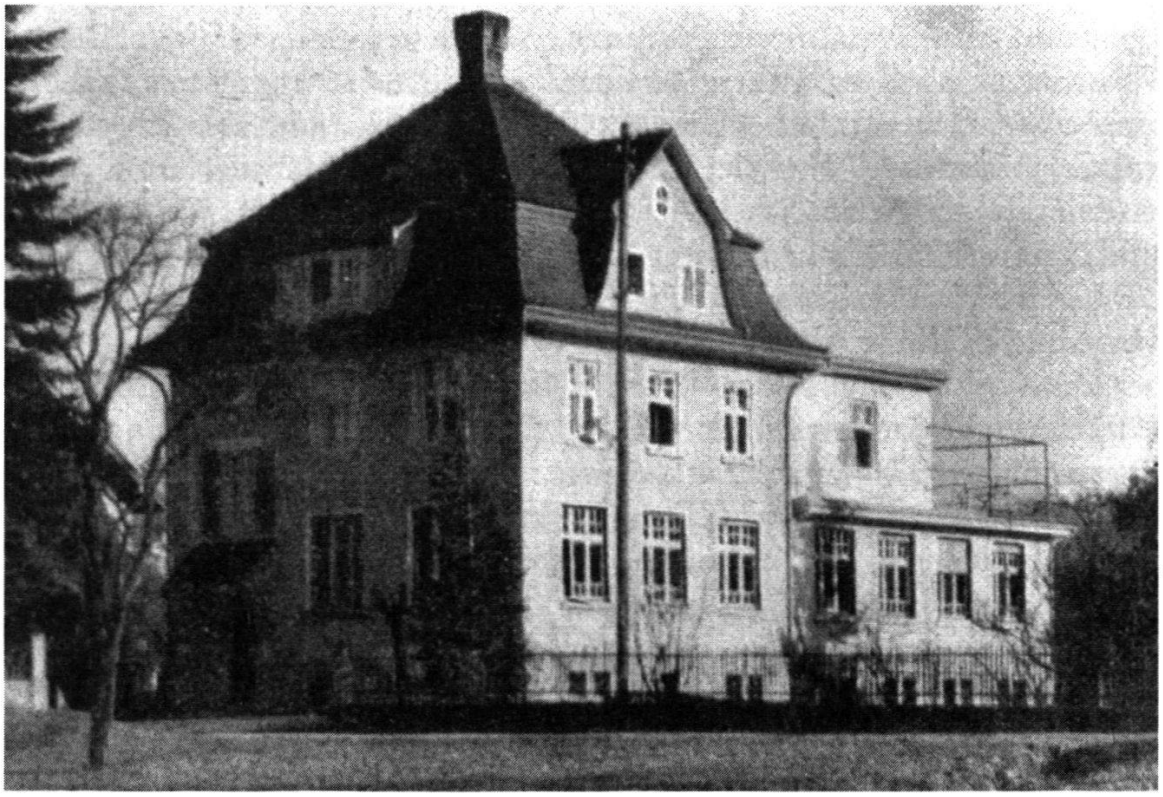
«Echo vom Homberg»: In eigener Sache[123]

Samuel Tenger und seinem Zeitungsorgan bereitete um 1908 der serbelnde «Wynentaler» unter Verleger Schori weniger Konkurrenz als die sich immer mehr verbreitenden Tageszeitungen. Er machte aus der Not eine Tugend und warb Abonnenten mit dem Hinweis auf die Vorarbeit, die ein Redaktor eines Lokalblattes leistet, indem er in der Papierflut das Unwesentliche aussondert. «Es ist eine Tatsache, dass auch heute noch zahlreiche Leser des Echo vom Homberg ohne ein tägliches Blatt auskommen und davon keinerlei Nachteile in gesundheitlicher oder ökonomischer Hinsicht oder in Bezug auf ihre geistige Kultur zu spüren behaupten.»[124]

Der Bau eines neuen Geschäftshauses an der Neudorfstrasse 10 (heute Druckerei Zuber) ermöglichte ein wirtschaftlicheres Arbeiten. Im November 1910 waren die neuen Räume bezugsbereit. Das «Echo» hatte jetzt 2500 Abonnenten, der «Wynentaler» nach Angaben von August Baumann zu

[123] Überblick nach E. Fischer, Jubiläumsausgabe 1934.
[124] Echo vom Homberg, 19. April 1934, 50 Jahre EvH von Ernst Tenger.

Anfang seiner Verlegerschaft nur noch 1050.[125] Korrenspondenten in allen Ortschaften belieferten die Zeitung mit Nachrichten, und der Bauerndichter Jakob Leutwiler aus Gontenschwil rückte hier seine Verse, der «Waldläufer» die feinsinnigen Jagdnovellen und Naturschilderungen ein.





Der Neubau der Druckerei Tenger von 1910 in Reinach und der Briefkopf der Firma von 1925 (Druckerei Tenger).

Ernst Tenger, der Sohn des Gründers, hatte nach der Lehrzeit zuhause (1899–1902) seine Wanderjahre in Grindelwald, Zürich, Ajaccio (Korsika), Freiburg i. Ue., Paris und Hamburg zur Weiterbildung im Beruf genutzt.

[125] WB, 100-Jahr-Jubiläumsnummer 1958.

1908 wurde er nach Hause zurückgerufen, weil es mit der Gesundheit seines Vaters schlecht stand. 1914, am 1. Juni, übernahm er das Geschäft auf eigene Rechnung. Am 3. August rückte Wachtmeister Tenger zum Aktivdienst ein und Ende Monat starb sein Vater.[126] Während des Krieges vertrat das «Echo» die bekannte Deutschschweizer Linie der Sympathie zu den Mittelmächten, und als er «etwas zu kräftig» behauptete, König Eduard VII. von England sei der Haupturheber des Krieges, wurde er dafür von Bern mit einem scharfen Verweis wegen «neutralitätswidrigen Verhaltens» gerügt. Nur mühsam konnte er Urlaub erwirken, um die nötige Aufsicht über sein Blatt auszuüben.

Das «Echo» kam 1934 nicht nur vier, sondern meist sechs bis acht Seiten stark ins Haus. Es berichtete, laut Fischer, «über die Weltereignisse in grossen Zügen, über das aber, was bei uns gedacht und getan wird, in allen Einzelheiten». Vom Kampfblattcharakter sei nichts mehr zu spüren. Die «vollkommenste Harmonie» bestehe zwischen den beiden Lokalblättern. Obwohl in der Zwischenzeit der «Wynentaler» zum Organ der neugegründeten Bauern- und Bürgerpartei geworden, das «Echo» aber unverrückt ein Organ des Freisinns geblieben sei, könne von reinen Parteiblättern nicht gesprochen werden. Viele Haushaltungen würden mit beiden Zeitungen bedient. Dennoch deutete Ernst Fischer 1934 auf eine neue Tendenz hin, die in den folgenden Jahren zur politischen Grundsatzfrage werden wird. Das «Echo» komme in der Gegenwart auf seine kämpferischen Parolen der Anfangszeit zurück: «Loslösung der Staatsmacht vom Parteigetriebe und Beschneidung übel angebrachter Volksrechte.» Was 1934 noch wie Neubesinnung auf den Liberalismus von 1884 aussah, war bald Vorbote einer fragwürdigen Erneuerung in undemokratischem Sine. Wieweit sich das «Echo» hier aufs Glatteis wagen wird, kann nur die genaue Analyse zwischen 1934 und 1939 ergeben.

Von Form und Inhalt

In der Zeit um 1914 umfasste das «Echo» samstags oft sechs Seiten, wovon bis dreieinhalb angefüllt mit Anzeigen. Dieser Umstand beweist, dass Samuel Tenger wie sein Nachfolger es trefflich verstanden, die freisinnig-demokratischen Geschäftsfreunde, die der Zeitung einstens zu Gevatter gestanden hatten, bei der Stange zu halten. Obwohl eine Parteibezeichnung im Kopf immer fehlte, bezeugten Fenster von Delegiertenversammlungen und Parteitagen oben auf der Frontseite, dass die Parteinähe für die Leserschaft eine Selbstverständlichkeit war. Das achtseitige «Illustrierte Sonntagsblatt», das die Wochenendausgabe begleitete, wurde nicht im Hause

[126] EvH, Nekrolog am 2. September 1914.

hergestellt, sondern aus Deutschland bezogen; dies bezeugte eine Notiz vom 26. Dezember 1914 im «Echo», dass Truppentransporte in Süddeutschland die Lieferung der Beilage verzögert hätten.

Wie das Konkurrenzblatt «Wynentaler», suchte auch das «Echo» vor allen Lokalblatt zu sein. Als die Kriegsereignisse im Spätsommer 1914 die lokalen Berichterstatter so fesselten, dass die kleinen Nachrichten aus dem örtlichen Alltag darob zu versiegen drohten, musste Redaktor Tenger seinen Mitarbeitern die Leviten lesen: Wir haben genügend Meldungen von den Fronten, um mehr als unsere Zeitung zu füllen; was wir brauchen, um Lokalblatt zu bleiben, sind eure Meldungen. «Unsere Soldaten wollen wissen, was in der engsten Heimat passiert.»[127]

Samuel Tenger, nach 1914 sein Sohn Ernst Tenger, legten ihre redaktionelle Arbeit vor allem in die Übermittlung der aussenpolitischen Zusammenfassung Umschau. In ihr wurde aus den beschränkten Möglichkeiten eines Provinzblättchens eine Tugend gemacht: «Diese Arbeit des Ausscheidens des Unwesentlichen und Unrichtigen, der Zusammenfassung des Wichtigen und der verständlichen Darstellung dessen, was wirklich geschehen ist, soll nun eben die nur zweimal erscheinende Zeitung verrichten.»[128] Und diese – mindestens einmal pro Woche erscheinenden Leitartikel – bilden die wichtigste zeitungsgeschichtliche Quelle, denn die Redaktion scheute sich nicht davor, diesen Text mit Herzblut zu schreiben und persönliche Meinungen einfliessen zu lassen. Der fliessende Übergang der Verlags- und Redaktionstätigkeit vom Vater auf den Sohn wurde doch markiert von zwei Daten: Am 2. September meldete das «Echo» den Tod von Samuel Tenger nach längerer Krankheit; am 14. Oktober erscheint erstmals Ernst Tenger im Kopf der Zeitung.

Im Gegensatz zu den meisten Blättern im Kanton verzichtete das «Echo» auf den ständigen Roman «unter dem Strich», nicht aber auf feuilletonistische Beiträge fast in jeder Nummer. Tenger konnte da auf mehrere Lieferanten aus dem Leserkreis zählen, sei es «Jakob Luegisland», der «Linus auf Homberg» (Gottlieb Härri) vor 1914 oder auf die fleissigen Verfasser von Gedichten zu jedem Fest- oder Trauertage wie Jakob Leutwiler, Gontenschwil, «E.W.» und Jakob Bättig. Fanden winters die Aufführungen der emsigen Vereine der Talschaft allerorten statt, so lohnte sich gar eine eigene Rubrik Theater und Konzerte. Tengers Vorliebe für Gedichte mit Lokalkolorit bis hin zu Nekrologen in gebundener Form korrespondierte mit seinen häufigen Kurzkommentaren in Form von Sprichwörtern oder landläufig bekannten Zitaten aus der Weltliteratur. Dabei blieb er durchaus Journalist: Bei der Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Sarajewo gab

[127] EvH, 16. September 1914.
[128] EvH, 31. Januar 1914.



Ernst Tenger, Buchdrucker und Redaktor des «Echo vom Homberg» 1914–1936 (Bild: Georg Mayer).

Tenger ein Extra-Blatt heraus, um seine Leserschaft auf dem aktuellen Stand zu halten.[129]

Einmal, da trat auch der Redaktor aus seiner fingierten Anonymität heraus und machte nebenbei sich selber zum Thema: als zur Zeit der grossen Grippe 1918 der Arzt dem Zeitungs-Chef bedeutete, dass spanische Grippe und Umschau sich nicht vertrügen, da schrieb der Unermüdliche halt aus seiner «Krankenbänne» heraus gleichwohl seinen Beitrag. Ein innenpolitisches Thema liess den Verleger nicht los und er diente damit den Arbeit-

[129] EvH, 1. Juli 1914.

gebern wie den Arbeitnehmern seiner Region: Tabakmonopol, Tabaksteuer und Tabakzoll in allen Varianten, als Bericht, Aufruf, Petition, Diskussionsbeitrag.[130]

Während er dem Konkurrenz–Nachbarblatte, dem «Wynentaler«, durchaus Kredit und Anerkennung zollte und jahrelang Kontroversen mit Baumann vermied, verurteilte er jeden Versuch anderer Berufskollegen, mit Parteiblättern ins eigene Revier einzudringen. Dieses «anmassende Geflügel» möchte gerne «die Brosamen vor der Nase wegschnappen», auf die die kleine Landpresse so sehr angewiesen sei. Eine Schmutzkonkurrenz! Die Gratulation zum 75jährigen Bestehen des «Wynentalers» wurde verbunden mit der Hoffnung, «dass die Verträglichkeit zwischen unsern beiden Lokalblättern, wie sie (man) seit so vielen Jahren geübt wurde, auch weiterhin Bestand haben werde».[131] Bald, am 19.April 1934, werde auch das «Echo» «ins zweite halbe Jahrhundert seines Bestehens eintreten» und dazu eine Jubiläumsnummer zusammenstellen. Dass ab 1918 das bäuerliche Konkurrenzblatt dank seines lokalen Nationalrates Richard Zschokke, Gontenschwil, aus Bern eingehend mit Stoff versorgt wurde, stachelte auch den Ehrgeiz Tengers an, der zur Sessionszeit mindestens gelegentlich einen ausführlichen Korrespondentenbericht einkaufte, um die eigene Abonnentenschaft nicht im Hintertreffen zu belassen. Ein Beispiel, wie friedliche Koexistenz gleiche Ergebnisse zeitigen kann, wie der gnadenlose Kampf.

Der typische Deutschschweizer

Die allbekannte Tatsache, dass die Zeitungen der deutschsprachigen Schweiz 1914–1918 ihre Sympathien zu den Mittelmächten nicht versteckten, liesse vielleicht den Schluss zu, dass auf deren Darstellung verzichtet werden könnte. Weil aber das «Echo» nicht einfach Kommentare der «Schweizerischen Mittelpresse» kolportierte, sondern in eigenen geharnischten Worten Meinungen und Gefühlen Ausdruck verlieh, lohnt sich allemal, einige Kostproben zu servieren. Sie sind gleichzeitig Ausdruck und Beweis des publizistischen Zwiegesprächs zwischen Tenger und seiner Wynentaler Leserschaft, einfassend alle Vorurteile und Umbrüche.

Der fette Titel «Der Krieg erklärt» am 29. Juli 1914 zeigte, dass diese Meldung wichtig erschien, sie konnte «weder überraschen noch beunruhigen», denn sie brachte die längst erwartete «Klärung der Lage».[132] Als der Krieg überraschenderweise nicht lokalisiert blieb, begann das Fronten- und Lager-Denken. «Vier Nationen gegen die Deutschen», das konnte doch nicht gerecht sein. Machtpolitik stand dem ehrenhaften Selbstbehauptungs-

[130] EvH, z. B. Januar 1914, September 1914.
[131] EvH, 16. Dezember 1933.
[132] EvH, 29. Juli 1914.

willen gegenüber. Wenn Kaiser Franz-Josef seinen Aufruf «An die Kinder Unseres Reiches» erlässt, dann tut er in Wort und Geist etwas anderes, als «die Himmelslichterlöscher, die heute Frankreich regieren». Hier galt es, «Neutralitätsgewinsel» zu unterlassen und Gesinnung zu zeigen. Man zitierte gerne deutsche Blätter, um sich die wahre Neutralität bestätigen zu lassen, die Meinungen und Sympathien nicht ausschliesst. Denn «zwischen den Zeilen bricht oft das persönliche Gefühl des Schreibers durch; wohltuende Worte und schönes Verständnis für die deutsche Sache ist da zu finden»,[133] fand damals die «Vossische Zeitung», und die «Frankfurter Zeitung» wurde unter dem Titel «Ein gutes Wort über unsere Neutralität» zitiert, die von der «ruhigen Würde» sprach, mit der Deutschschweizer Blätter berichteten. Diese wohltuenden Worte beflügelten Tenger zu Erwägungen, die im heutigen Urteil geradezu als grotesk erscheinen: «Riss Deutschland das Völkerrecht an, (mit seinem Überfall auf Belgien! Verf.) so hat Britannien viel gründlichere Arbeit geleistet. Nicht nur an einem neutralen kleinen Land vergriff es sich wie die Deutschen, es legte seine gepanzerten Krallen auf alle Ozeane und schlug seine Eisenfaust allen Neutralen ins Gesicht, um Deutschlands und Österreichs Frauen, Kinder und Greise dem Hungertode zu überliefern.»[134] Da aber die Landesversorgung in der Schweiz damals im Argen lag, sprach der Redaktor seinen Lesern aus dem Herzen.

Das Friedensangebot der Mittelmächte im Dezember 1916, nachdem die deutschen Truppen Rumänien zerschmettert hatten, wurde von der Rede des Reichskanzlers in extenso begleitet, die der «Firma Lloyd George ... Briand und Cie»[135] doch Einsicht beibringen sollte. Doch: «Fast möchte man an Wahnsinnstaten glauben, wenn man von der Blutgier, die in diesen Kreisen herrscht, immer mehr überzeugt wird.» «Eine wahre Hölle geistiger Vergiftung liess ihren Odem wehen aus London und Paris.» Obwohl mit jedem weiteren Monat des Krieges die Friedenssehnsucht im «Echo» wuchs, konnte und wollte für Wilson keine Sympathie aufkommen, zusehr lag die Kriegsschuld allein auf der Entente-Seite. Dass der USA-Präsident in seinem ersten Vermittlungsversuch gar die Heilige Schrift herbeibemühte, fand Tenger geschmacklos: «Herr Wilson sei gesegnet, wenn er seinen philosophischen und theologischen Reminiszenzen ein Ausfuhrverbot für Kriegsmaterial und die Proklamation des freien Lebensmittelverkehrs zwischen der alten und der neuen Welt folgen lässt!»[136] Immerhin: Im Gegensatz zu den Entente-Mitgliedern würden die Mittelmächte die Vorschläge Wilsons ruhig diskutieren. «Ist es das schlechte Gewissen, das den Kriegs-

[133] EvH, 8. Dezember 1914.
[134] EvH, 8. Januar 1916.
[135] EvH, 16. Dezember 1916.
[136] EvH, 27. Mai 1916.

hetzern das Blut in die Stirne treibt?»[137] Und Tenger mitsamt seiner Abonnentenschaft bleibt auch zwei Jahre später ihrer Linie treu: Wilson hält «seine Kriegsrede» am Grabe Washingtons; «viele Worte ohne Wert zur Friedensanbahnung».[138] Und ein USA-Arbeiterführer hetzte in England die Arbeiter gegen die Mittelmächte auf, mit seinem «schwindelhaften Geschwätz von Demokratie».[139] Erst als sich das «Kriegsglück – vielleicht nur vorübergehend – auf Seite der Entente gewendet» hatte,[140] verfuhr auch das «Echo» gnädiger mit dem amerikanischen Präsidenten: «Wilson für den Waffenstillstand». «Wir sagen nur: Gott sei Dank! sie reden noch miteinander!»[141]

Da waren die Friedensbemühungen und -hoffnungen von Brest-Litowsk 1917 nach Meinung des «Echos» von ganz anderem Format! Das «Alldeutschtum» mit dem Ziel, Gebiete einzudeutschen, sei verflogen; die Mittelmächte wollten vorerst nichts dazuerwerben. Aber nur Russland habe die Chance wahrgenommen, nicht aber die verruchten Entente-Mächte. Und so genoss Lenin in Reinach (AG) wie in Berlin 1917 noch grosse Sympathien. Welch miese Kamarilla, die mit einem Attentat den grossen Revolutionär beseitigen wollte: «Offenbar handelte es sich um einen Versuch, den Friedensmann möglichst radikal aus der Welt zu schaffen», mutmasste das «Echo».[142] Das «Siechtum der Staaten» bei Kriegsende – der Bolschewismus als Gefahr «hat Fackeln bereit, um den Brand in alle Dachstühle zu werfen» – liess auch die Drahtzieher aus Moskau bei Tenger in Ungnade fallen.[143] «Auch wir Schweizer fühlen neben dem frühlingshaften Friedenshauch Wilsons den giftigen Pesthauch seines Widersachers Lenin.»[144]

Es war der letzten Umschau des Jahres 1918 vorbehalten, alle Irrungen und Wirrungen in der letzten Phase des Krieges zu erklären und damit auch die eigenen Verschätzungen zu entschuldigen. Ludendorff ist an allem schuld, so die neue These. Sein reines Machtdenken hat den Frieden von Brest-Litowsk pervertiert. Er hat das Alldeutschtum mit den Annexionswünschen wieder ins Spiel gebracht. Mit «400 000 zusätzlichen Toten» versprach er dem Reich einen siegreichen Frieden. Erst als er beiseite geschafft war, konnte der Waffenstillstand werden. Wilhelm II. endete damit als besiegter Sieger – nicht als geschlagener – was immer das heissen mag. 1918 bedeutete Ende und Anfang. «Die Herrschaft der Macht» sei zu Ende, der «Schlussstrich mit Menschenblut gezogen», der Titel des Neuen: «Das Recht». Eine tröstliche Prognose. Sie wandelte Tenger zugleich zum Wil-

---

[137] EvH, 3. Juni 1916.
[138] EvH, 10. Juli 1918.
[139] EvH, 14. September 1918.
[140] EvH, 21. September 1918.
[141] EvH, 26. Oktober 1918.
[142] EvH, 19. Januar 1918.
[143] EvH, 26. Oktober 1918.
[144] EvH, 9. November 1918.

son-Verehrer, bestätigte ihm aber nachträglich das Bild der fiesen Machthaber in Paris und London, samt Tschechen und Südslawen, die sich «wie Raubtiere» auf die ihnen anvertrauten Minderheiten stürzten.[145] «Die Phrasen der heutigen Sieger!» Eine Formel, die sowohl die Herren von «Versailles«, als auch das Urteil Tengers neu fixierte.

Die lange Kriegszeit hatte die Presselandschaft zwischen Welschland und Deutschschweiz entzweit; eine breite Schlucht lag dazwischen, und das Reinacher Lokalblatt hatte wacker mitgetan, die französischsprachigen Blätter der Neutralitätsverletzung und der Hetzpropaganda für die Entente zu zeihen.[146] «Die Volksverhetzende (sic) Zügellosigkeit unverantwortlicher welschschweizerischer Publizisten und Krakeelmacher» habe dazugeführt, dass in Lausanne sogar deutschfeindliche Ausschreitungen am 29. Januar 1916 stattfinden konnten. Erst der «Staatsstreich»-Versuch[147] des Oltner Streikkomitees und die aufsteigende Militärfeindlichkeit der Linksparteien überlagerten schliesslich diese Kluft. Das «Echo vom Homberg» fand – wie die bürgerlich denkenden Pressekonsumenten – im Anti-Bolschewismus ein Mittel, das Bürgertum von Genf bis Rorschach zu einen. Die Kommentare zu den Parlamentsdebatten nach dem Generalstreik liessen die früheren Animositäten verblassen – nicht planmässig, aber wirkungsvoll. Statt die «Revolutionsnester» auszunehmen, hatte man «Leisetreterei» betrieben.[148] Das sollte nun anders werden. Die Ausweisung der russischen Gesandtschaft, mit «Abschieds-Znüni» in Schafisheim, betrachtete man als Akt eines geeinten, bürgerlich dominierten Staatswesens.[149]

Autoritäre Staatsformen und Demokratie

Wenn das «Echo» zu Wilsons Tod schrieb, dass dieser Mann «von edelsten Motiven getragen» seine Mission erfüllen wollte, so erwies ihm die Redaktion späte Ehren und zeigte selber späte Einsicht.[150] Er wollte «Frieden ohne Sieg» und damit wahre Beruhigung. Von seiner Völkerbundsidee blieb nur eine «Fratze». «Die Gunst des Tages gehört dem Erfolg; darum ist das niedergeworfene Deutschtum der Missachtung verfallen.»[151]

Demokratie – wie von Wilson gewünscht – konnte unter solchen Bedingungen nicht gedeihen, dafür «Hass und Räuberromantik», wie sie bei «völkischen Leuten in Deutschland und bei überreizten Nationalisten in Italien

[145] EvH, 14. Dezember 1918.
[146] EvH, 5. Dezember 1914.
[147] EvH, 16. November 1918.
[148] EvH, 9. November 1918.
[149] EvH, 16. November 1918.
[150] EvH, 6. Februar 1924.
[151] EvH, 5. Januar 1924.

sichtbar wird».[152] Die Kommentare zum Hitlerprozess im März 1924 beweisen, dass Tenger trotz Sympathie zum leidenden Deutschland die Erneuerer richtig einzuschätzen wusste. «Auf mancher Bierbank sitzen klügere Leute, als auf der Münchener Anklagebank.»[153] In der Umschau zur Kriegsschulddebatte räumte Tenger ertmals ein, dass Deutschland mitschuldig sei.[154] Dies alles rechtfertigte aber nicht, dass Rüstungsbeschränkungen nur einseitig erfolgten, ungeheuerliche Reparationen verlangt würden und Frankreich das Ruhrgebiet besetzte.

Es fällt auf, dass Tenger immer häufiger längere Kommentare und Analysen aus der «Ostschweiz» abdruckte.[155] Mit dieser katholischen Partei-Tageszeitung kann unmöglich ein Zusammenarbeitsvertrag bestanden haben. Eine geistige Übereinstimmung auf gewissen Gebieten könnte Tenger veranlasst haben, diese Zeitung laufend zu konsultieren. Bezüglich Faschismus in Italien gab sich das «Echo» aber distanzierter als sein mögliches Vorbild. Schon 1924 verglich der Redaktor die Parteiherrschaft Mussolinis mit der Tscheka, und damit entlarve sich das ganze System. Der Personenkult im Süden wie im Norden beleidigte den Demokraten Tenger lange bevor sich auch in der Schweiz Führer-Ideen breitmachen wollten.[156] Seine Aversion gegenüber Ludendorff und Tirpitz mit ihrem «Säbelrasseln« schlug sich auch im Jahresrückblick 1924 nieder.[157]

Dass sich die Aufmerksamkeit in der Folge mehr auf die kommunistische Gefahr als auf die andern antidemokratischen Bewegungen in den Nachbarländern konzentrierte, darf weiter nicht erstaunen. Der Marxismus war als reale Macht in der schweizerischen Innenpolitik präsent und wirkte durch die Armeefeindlichkeit und durch die Formel Diktatur des Proletariats herausfordernd und drohend auf das politische Geschehen.

«Im pathologischen Reichstag ist alles möglich: auch Hitler als Reichskanzler», schnödete Tenger bei dessen Machtübernahme und wertete die ersten Handlungen der neuen Regierung ohne Umschweife beinahe als Staatsstreich.[158] Das Bekenntnis des deutschen Volkes «gegen die Demokratie» in manipulierter Abstimmung fand das «Echo» bedenklich, sah aber im Umstand, dass 50 Prozent gegen das Hitler-Regime votiert hatten, einen Hoffnungsschimmer.[159] Im Gegensatz zur Linkspresse konzentrierten sich die Landzeitungen immer deutlicher auf die Innenpolitik und die Abwehr des direkten Einflusses, der dem Lande durch die diktatorischen Regimes der Nachbarstaaten drohten. Mögen diese doch «nach ihrer Fasson poli-

[152] EvH, 29. März 1924.
[153] EvH, 29. März 1924.
[154] EvH, 2. August 1924.
[155] EvH, 9. Januar, 25. Juni 1924.
[156] EvH, 12. April 1924.
[157] EvH, 31. Dezember 1924.
[158] EvH, 4. und 11. Februar 1933.
[159] EvH, 8. März 1933.

tisch seelig» werden![160] Lassen wir sie in Ruhe, so werden sie am ehesten ein Gleiches tun. Wenn die Deutschen aber ein Urteil über sich wollen, so sei dies eine «klare Absage an Nazi-Deutschland». Alles, was dort bezüglich Schweiz inszeniert werde, sei für unser Land negativ, die Handels- und Zinspolitik, die politische Beeinflussung wie die Alemannentage und ähnliche Veranstaltungen, die «Heim ins Reich»-Propaganda.[161] «Der Geduldsfaden wird dünner.» Der Hitlergruss «geht uns einen Deut an». Schweizer würden auch in Deutschland anders grüssen. Der Bundesrat müsste sich in Berlin entsprechend verwenden, nachdem neuerdings Landsleute im Reich schikaniert werden. Man räumte beim «Echo» ein, dass die «Göbbels-Regie» funktioniere – «der Neid muss ihm das lassen»[162] – und dass Hitler den 1. Mai zum nationalen Feiertag gemacht habe und auch die Plebiszite bewiesen, «dass er kein schlechter Psychologe ist».[163] Aber «für Ehr und Wehr unseres Landes» müssten die Behörden gegenüber der fremden Beeinflussung mehr Mut zeigen. «Die Österreicher zeigen mehr Rasse.» «In Österreich wurde eine Reihe von weiteren Zeitungen, namentlich reichsdeutsche wie Der Angriff und Der völkische Beobachter, für die Dauer eines Jahres verboten.»[164]

Bei aller Akzeptanz der politischen Realität im nördlichen und südlichen Nachbarlande: wo immer grobe Verstösse gegen das Gebot der Menschlichkeit erfolgten, war die Toleranz Tengers am Ende. Die «schroffe Wendung zum hemmungslosen Antisemitismus, die sich in Deutschland soeben vollzieht», sei alarmierend.[165] Und der darauf folgende Juden-Boykott, samt dem kurz darauf verfügten Abbruch der Aktion, erzeugte ein unwirsches Kopfschütteln: «Was soll das alles?» Hatte man in Reinach das NS-Parteiprogramm nicht zur Kenntnis genommen oder nicht ernstgenommen? Wie konnte dies mit den Gutwetterzeichen in Hitlers Aussenpolitik vereinbart werden, wenn genau dieses Ausland durch solche Untaten schockiert wurde? fragte sich die Redaktion.[166] Doch bis zum Jahresende wusste auch der Reinacher Redaktor, dass das Parteiprogramm nicht nur ein Papiertiger war: «Zu Tausenden und Abertausenden wanderten Oppositionelle und Oppositionsverdächtige in Konzentrationslager.» Die Jugenderziehung wurde «unter den Zwang der diktatorischen Staatsidee gestellt». Der «eiserne Rahmen» wird nach ebensolchen Inhalten rufen. Und rhetorisch fragte Tenger seine Leserschaft: «Wird die gewaltsame Durchführung der nordischen Rassenideale Generationen von starken und guten Menschen schaffen?» Versprechen solche Praktiken ein «goldenes Zeitalter»?

---

[160] EvH, 11. März 1933.
[161] EvH, 19. August, 9. September 1933.
[162] EvH, 5. März 1933.
[163] EvH, 11. November 1933.
[164] EvH, 20. Dezember 1933.
[165] EvH, 1. April 1933.
[166] EvH, 8. April, 27. Mai 1933.

Im Gegensatz zu vielen Journalisten bürgerlicher Blätter hatte sich Tenger mindestens 1933 mit dem Nationalsozialismus als Ideologie befasst und begann diese Doktrin, die immerhin eine allmächtige Staatspartei leitete, ernst zu nehmen und mit ihr als politischer Macht zu rechnen.

Der aufgedrängte Auslandteil 1934–1945

1934, im fünfzigsten Jahrgang des «Echos», war die Schweizer Presse auf dem Prüfstand. «In eigener Sache» versprach die Redaktion schon im Februar eine Sondernummer und rief zu Jubiläums-Beiträgen auf. Daneben gab es nicht viel zu feiern. Selbst die Inlandnachrichten standen mit der Entwicklung in Hitler-Deutschland in Korrespondenz, wobei eine gewisse Parallelisierung unserer nationalen Lage mit der Österreichs unverkennbar war.

Dass sich eine schweizerische SA in Berlin etablierte, war für das «Echo» hochverräterisch, und die Redaktion verlangte vom Bundesrat sofort ein Verbot solcher Abenteurerpolitik von «Burghölzlischweizern». Obgleich nach einem Interview eines Schweizer Journalisten mit Rudolf Hess, dem Stellvertreter des Führers, jede Gefährdung der Schweiz durch das neue Reich in Abrede gestellt wurde, blieb man bei der Landpresse skeptisch, wie gegenüber allen Feinden der Demokratie. Das «Echo» zeigte Verständnis für die Niederschlagung des «Marxisten-Aufstandes» durch Dollfuss in Österreich, obgleich die Links-Extremisten vor allem eine Machtübernahme der Nazis verhindern wollten. «Behüte mich vor meinen Freunden!» müsste sich der Bundeskanzler gesagt haben.[167] Gleichzeitig solidarisierte man sich mit Östereich, wenn es galt, gegen die Einmischungen Nazi-Deutschlands zu protestieren.[168]

Im Aufsatz «Die deutsche Flut» zeigte sich die Redaktion befriedigt über den geringen Umfang der politischen Invasion aus dem nördlichen Nachbarlande, aber gar nicht erbaut, ob der Papier-Schwemme, die dank deutscher, unschweizerischen Zeitschriften den Geist hierzulande zu beherrschen suchte. Die grosszügige Flüchtlings-Aufnahmepolitik des Bundesrates (Antwort Mottas) war gar nicht im Sinne des «Echos». «Flüchtlinge sind herzlich willkommen!» ironisierte die Zeitung. Wir litten unter Arbeitslosigkeit, und Hetzer hätten wir selber genug. Also: «bleibt draussen, ihr Herrschaften!»[169]

Der Standort des Reinacher Lokalblattes war klar: die Jungliberale Bewegung durfte ihren Aufruf zum Jahresanfang zuoberst auf der Frontseite plazieren, die Jungmannschaft der Freisinnigen buchte mehr Sympathie als die

[167] EvH, 24. Februar 1934.
[168] EvH, 21. Februar 1934.
[169] EvH, 14. April 1934.


Reinach-Menziken, Mittwoch № 1 den 3. Januar 1934

Echo vom Homberg

Einundfünfzigster Jahrgang

Redaktion und Verlag von E. Tenger in Reinach

Erscheint Mittwoch und Samstag

Abonnementspreise:

Einrückungsgebühren:

Zeitungskopf des «Echo vom Homberg» vom 3. Januar 1934.

Etablierten, aber vor allem war die Redaktion der Vaterländischen Vereinigung verpflichtet, und man gab auch gleichzeitig ein Attest, was diese Organisation sei: total falsch sei der Vorwurf, sie sei ein Club besserer Herren, der Verein sei weder reaktionär oder gar halbfaschistisch. «Wir sind vaterländisch – und nichts als das.»[170] 1936, nach der Ermordung Gustloffs in Davos, freute sich das «Echo»: «Der Bundesrat zeigt Rückgrat» und beschloss, ausländische Vereinigungen wie die NSDAP der deutschen Staatsbürger in der Schweiz zu verbieten, obgleich man sich bewusst sei, dass Staat und Staatspartei in diesem Falle praktisch übereinstimmten.[171]

Am 5. Oktober 1936 starb Ernst Tenger überraschend, und der Nekrolog zeigte, dass er im Vereinsleben des Dorfes eine wichtige Rolle gespielt hatte. Vor allem als Präsident des Verkehrsvereins und als Mitglied des Handels- und Gewerbevereins zeigte er sich stark engagiert. «In seinem Beruf als Redaktor wollte der Heimgegangene stetsfort wissen, was seine Freunde zu den grossen Weltgeschehnissen, aber auch zu den lokalen Ereignissen sagten. Dadurch kam unser Ernst, vielleicht hin und wieder oft mehr als absolut nötig, in die Gesellschaft, aber da holte er sich wieder den Stoff zu seinen journalistischen Arbeiten.»[172] Ein Beispiel, dass redaktionelle Arbeit auf dem Lande nie Monolog oder Einweg-Information war. Den beiden Söhnen, die beide noch in ihrer beruflichen Ausbildung standen, Ernst in München, Hans Rudolf in Zürich, bedeutete der Tod des Vaters vorzeitiger Eintritt in Geschäft und Verantwortung. Zwar vermochte die Mutter bis 1943 noch mitzutragen, bis dahin hiess die Firma «E. Tenger's Erben», dann aber ging Druck und Verlag ganz auf die beiden Brüder über, wobei Ernst zumeist der Schreiber, Hans Rudolf der Techniker war. Der personelle Wechsel 1936 änderte kaum etwas an der Tendenz der Zeitungsinhalte.

Die Ereignisse in Europa, Einverleibung Österreichs und die Zerschlagung der Rest-Tschechoslowskei nach dem Münchner Abkommen, ver-

170 EvH, 21. März 1934.
171 EvH, 19. Februar 1936.
172 EvH, 10. Oktober 1936, zweiter Nekrolog.

nichteten jede Hoffnung auf die friedlichen Absichten des Hitler-Regimes. Klar äusserte sich aber auch die Kritik an die Adresse von England und Frankreich, die ihre frühern Freunde einfach fallenliessen. Die Lehre für die Schweiz sei, und dies trotz Zusicherungen der Westmächte an unser Land: Wir fühlen uns weder bedroht, noch haben wir grosses Vertrauen auf solch unsichere Hilfe von Westen.[173] Selbst die Friedenoffensive Roosevelts wurde nur skeptisch aufgenommen. Alle umliegenden Staaten fühlten sich vom Reiche nicht bedroht, dies bewiesen Umfragen, «aber beunruhigt sind sie alle», denn der vielzitierte Lebensraum sei ein zu unbestimmter Begriff. Zweckoptimismus oder Liebedienerei? Man lebte bezüglich Sicherheit von der Hand in den Munde: in der Umschau wurde Chamberlains Friedenpolitik gerühmt. Das Reich habe zwar «seine Ernte eingebracht», sei aber mit seinen «kriegswirtschaftlichen Massnahmen noch lange nicht fertig», somit hätten wir «auch für die nächsten Monate nichts zu fürchten».[174] Dann der Schock des Hitler-Stalin-Paktes! Noch nie drohten bei einer Nachricht im «Echo» so viele schwarze Händchen, der Hinweis auf eine erschreckende Meldung. «Wenn jetzt wegen Danzig Krieg droht, ist es die Schuld Deutschlands.» Grossbritannien sei insofern nicht ohne Schuld, als es das diplomatische Heft aus der Hand gegeben hat, wie «es in der Geschichte der britischen Diplematie wohl einzig dasteht».[175]

Der Ausbruch des Krieges wurde für das «Echo» zu einer Abrechnung mit Hitler, der den Pfad der Tugend damals verliess, als er sich mit den Bolschewisten verbündete. Schon die Besetzung von Prag hätte das deutsche Volk irritieren müssen, denn dies war das Ende der nationalen Politik. Mit dem Einsetzen der Pressezensur in der Schweiz versiegten aber bald die offenen Worte und Stellungsnahmen. Um gewichtige Urteile aus Frontmeldungen und Kriegskommentaren herauszuhören, muss fast ein Verstärker eingesetzt werden. Nach dem Polenfeldzug wurde die Erklärung Grossbritanniens gelobt, und zwar die Nuancierung, dass England «nicht den innern Nationalsozialismus, sondern die nationalsozialistische Expansionspolitik» bekämpfe. Damit wurde von der Redaktion einem Pragmatismus das Wort geredet, der uns heute zu denken gibt. Offen mutmasste sie, dass dieser Schachzug vorsehe, nach dem erfolgreichen Krieg gegen das Reich den Schlusskampf gegen den Bolschewismus in Russland gemeinsam zu führen. Der Wunsch war da Vater des Gedankens. Eine entlarvende Spekulation unter dem Motto: Es gibt nichts Schlimmeres als den Kommunismus!

Wie die ganze Schweizer Presse war auch das «Echo» des Rühmens voll über den finnischen Freiheitskampf 1939/40. Im Jahresrückblick 1939 fällt die Identifizierung der Schweiz mit Finnland und den baltischen Kleinstaaten auf. Der Ausschluss der Sowjetunion aus dem Völkerbund erhielt gros-

[173] EvH, 29. März 1939.
[174] EvH, 12. August 1939.
[175] EvH, 23. und 26. August 1939.

ses Lob. Die Erfolge der Achsenmächte auf den Schlachtfeldern Europas veranlassten die Redaktion immer häufiger, Hitler als Staatsmann zu betiteln. Misstrauen gegenüber den USA und Präsident Roosevelt war in der ersten Hälfte des Weltkrieges an der Tagesordnung.[176] Eigenartigerweise setzte Tenger am 10. Dezember 1941 die fette Schlagzeile «Der zweite Weltkrieg ist ausgebrochen», als Japan Amerika und Grossbritannien offiziell den Krieg erklärte. Die Ereignisse in Europa wurden demnach Ende 1941 als Einzelaktionen zur Korrektur des Versailler-Vertrages gewertet. Eine sehr eigenwillige Konstruktion, nachdem längst auf allen Ozeanen und in der Luft gekämpft wurde, und Japan tief ins asiatische Festland eingedrungen war.

Entsprechend der Nähe zur Vaterländischen Vereinigung wertete das «Echo» den Angriff auf Russland ohne grosse Emotionen. Frontmeldungen waren in allen Zeitungen gleich geartet und enthüllten kaum eine Parteinahme. Der «Kampf der Waffen und Ideen» war letztlich Selbstzerfleischung zweier verhasster Systeme, wobei die NS-Ideologie – ganz im Gegensatz zum Bolschewismus – nach Meinung des «Echos» in der schweizerischen Innenpolitik kein Brot hatte und höchstens an unserer Grenze drohte.[177] Damit baute sich langsam die Sympathie zu Roosevelt und der Schiedsrichterrolle der USA auf, denn England allein konnte die Demokratie, die Menschenrechte und die Souveränität der Neutralen in Europa nicht sichern, soviel war auch der antimarxistischen, bürgerlichen Presse klar.

Erst gegen Ende des Krieges begann sich im «Echo» die Skepsis gegenüber den Alliierten wieder zu regen. Zum einen, da die «Wallfahrt nach Osten» der sowjetfreundlichen Kreise in der Schweiz 1944/45 ebenso verpönt war wie die «Wallfahrt nach Norden 1933–1945». Zum andern, weil die USA mit Wirtschaftsblockaden gegenüber der Schweiz drohten und politischen Druck auf unser Land ausübten, was man als unangebracht und zynisch ansah. An Raubgut in der Schweiz glaubte man selbst im Dezember 1945 kaum, vielleicht vermutete man darunter einige Kunstgegenstände, aber kaum Gold- oder Silberwaren. Das inventarisierte Vermögen der Deutschen in der Schweiz, etwa eine Milliarde Franken, war zwar gesperrt, aber selbstverständlich Gut der Eigentümer und nicht der alliierten Kontrollbehörden.[178] Im Aufsatz «Wie uns ein Brite sieht», am 8. September 1945, wurde das üble Wort vom «hohl und inhaltlos gewordenen Neutralismus» kolportiert, von dem es Abschied zu nehmen gelte. Dass nun unsere Staatsmaxime im Gegensatz zur Völkersolidarität gestellt werde, erschien der Redaktion als grotesk: «als ob die Neutralität unser Land je daran gehindert hätte, den Gedanken der Solidarität in aufbauenden Werken Gestalt zu geben!»

---

[176] Z. B. 25. Januar, 19. März, 8. November 1941.
[177] EvH, Titel am 5. Juli 1941.
[178] EvH, 5. Dezember 1945.

Nachkriegszeit und Ende

Als begeisterter Feldweibel war Ernst Tenger während des Weltkrieges häufig abwesend; auch sein Bruder Hans Rudolf weilte oft im Aktivdienst. Bis zu ihrem Tode 1943 konnte die Mutter das Geschäft durch die kritischen Kriegsjahre steuern. Die Firma hiess damals E. Tengers Erben. Am Ende des Krieges, als die aargauischen Politiker kecker geworden, kam in Mode, Anpasser der 30er-Jahre an den Pranger zu stellen. 1936 aus München kommend, war der junge Zeitungsfachmann Ernst Tenger nicht unbeeinflusst von den Ideen eines neuen Europas gewesen. Obwohl Mitglied der freisinnigen Partei, sagte man ihm im Dorfe nach, dass er mit den Erneuerern sympathisiert habe. Doch im «Echo» finden sich keine Anzeichen für eine entsprechende Einstellung. Er hielt sich mehr an die Stellungsnahmen der «Vaterländischen Vereinigung» (AVV). 1944 wurde das Geschäft von den beiden Brüdern zu gleichen Teilen übernommen.

Der sehr gesellige Ernst Tenger bewegte sich gerne im Kreise der lokalen Prominenz. Er war Mitbegründer des Unteroffiziersvereins, eifriger und guter Schütze, in leitender Funktion bei der Feuerwehr Reinach und Pfadfinder-Feldmeister. Durch seine Präsenz in all diesen Vereinen war auch das «Echo vom Homberg» überall dabei. Seine Berichte und Aufsätze waren sorgfältig abgefasst; entbehrten aber der journalistischen Kürze und Prägnanz. Obwohl ihm die Zeitung anvertraut war, entwickelte er sich zeitlebens nicht zum pfiffigen Joumalisten oder rasenden Reporter. Es waren vor allem Theodor Grote und Bezirkslehrer Dr. G. Hunziker, die als eifrige Zeitungsschreiber auffielen. Oft musste auch das technische Personal an der inhaltlichen Gestaltung der kleinen Zeitung mittun. Erst im letzten Jahr des «Echo» wurde es von einem hauptberuflichen Redaktor betreut, Peter Siegrist, wobei derselbe zwischendurch auch administrative Arbeiten zu erledigen hatte.

Bruder Hans Rudolf befasste sich nur wenig mit der Zeitung. Das Setzen und Drucken war ihm anvertraut. Der Maschinenpark war zum Teil veraltet und die Produktion von Geschäftsmaterialien ergab zuviel Ausschuss. Die Herstellung von Zigarrenbändern, eine anspruchsvolle Tätigkeit, entsprach nicht mehr dem geforderten Standard. Die Rendite aus der Akzidenz konnte auf die Dauer das Defizit der Zeitung nicht mehr decken. Die Besitzverhältnisse – beide Familien waren zu 50 Prozent am Gewinn beteiligt – verzögerte die Erneuerung des Maschinenparks. Erst der Verkauf der Zeitung an den Verlag des «Wynentaler Blatts» im Sommer 1962 ergab die Mittel, den Betrieb technisch aufzurüsten.

Zum Ende des Semesters, am 12. Mai 1962 fand sich – zur Überraschung der Leserschaft – im «Echo» und im «Wynentaler» eine «Gemeinsame Erklärung» des Inhalts, dass kleine Landblätter nicht mehr existieren könnten, wie andere Beispiele zeigten, und daher die zwei Zeitungen, die «die

gleiche politische Richtung (neutral) vertreten», zusammenzulegen seien. In der letzten Juni-Nummer verabschiedete sich die Redaktion des «Echo» mit dem Stossseufzer, dass «die Inserate in keinem Verhältnis mehr zum Textteil standen, der aus Konkurrenzgründen ziemlich umfangreich geführt werden musste. Daher konnte von einer Rendite nicht mehr gesprochen werden.» Ein Kompliment für das Organ aus Menziken?

Am 4. Juli 1962 wurden die Abonnenten des «Echo» von Verleger Baumann begrüsst, wobei Ernst Tenger als redaktioneller Mitarbeiter im Ressort Aargau und Lokales aufgeführt war: «Die Vereinigung der beiden Zeitungen war eine wirtschaftliche Notwendigkeit, welche das unerbittlich rollende Rad der Zeit über kurz oder lang erzwungen hätte», meinte Manfred Baumann diplomatisch. Tatsache war, dass der Verkauf für die Druckerei in Reinach eine Überlebensfrage war. Mit der erneuerten Druckerei konnte das übrige Geschäft weitergeführt werden. 1970 starb Hans Rudolf und Ernst führte den Betrieb bis 1973 alleine weiter. Dann erfolgte der Verkauf von Geschäft und Liegenschaft an Urs Zuber aus Wohlen. Damit konnten auch die komplizierten Eigentums- und Erbverhältnisse geklärt werden. Ernst Tenger wirkte noch kurze Zeit beim «Oberwiggertaler» in Reiden als Redaktor weiter, dann als Korrektor beim «Zofinger Tagblatt». Dort – an seinem Arbeitsplatz« – ereilte ihn der Tod am 19. Januar 1978.

«Anzeiger von Kulm»

Am 3. Oktober 1900 erschien im «Echo vom Homberg» folgende Mitteilung: Presse. In Kulm soll von Mitte Oktober an ein neues Blatt «Anzeiger von Kulm» erscheinen. Das Blatt soll in den Gemeinden Kulm, Oberkulm, Teufenthal, Schöftland, Dürrenäsch und Gränichen gratis (wie lange?) verteilt werden und in einer Auflage von 2500 Exemplaren erscheinen. Tatsächlich liegt heute noch die Nr. 6 vom 27. Oktober 1900 vor. Da das Blatt zweimal wöchentlich erschien, nämlich am Mittwoch und Samstag, liesse sich die erste Nummer auf Mittwoch, 10. Oktober 1900 datieren. Die Presseanzeige im «Echo» könnte man noch dahin ergänzen, dass laut vorhandenem Exemplar zum Verbreitungsgebiet auch Schlossrued zählte und Druck und Verlag bei Ami Humbert lag. Tatsächlich wurde die Zeitung nach der Einlauf-Phase nicht mehr gratis abgegeben, sondern mit 20 Rappen verrechnet. «Diese kleine Ausgabe darf sich auch der Ärmste für sein Anzeigeblatt erlauben», meinte damals der Verleger. Das Geschäft von Humbert war schon damals mit einer Papeterie-Handlung verbunden, wurden doch neben Füllinseraten, die Druckaufträge aller Art anpriesen, auch Ansichts-, Post- und Gratulationskarten angeboten.

Ami Humbert hatte schon von 1890–1893 mit seinem «Kulmer Wochenblatt» versucht, eine Lokalzeitung aufzubauen, damals als redigiertes Blatt

mit demokratischer Ausrichtung. Das Unternehmen blieb ohne dauerhaften Erfolg. Der zweite Versuch zielte nur noch darauf ab, geschäftlich zu reüssieren und war offensichtlich besser vorbereitet worden als beim vorigen Mal. Das vierseitige Blatt in Quartformat präsentierte zu Anfang fast nur Inserate und Reklame, dazu eine Verlautbarung des Gemeinderates von Schlossrued. Der Textteil beschränkte sich auf eine Drittelseite. Unter dem einzigen Titel Lokales finden wir in der Nr. 6 nur Mitteilungen in eigener Sache. «Auch den zw. tit. Gemeinderäten von Oberkulm und Dürrenäsch drücken wir an dieser Stelle unsern Dank aus, für ihre Mitteilungen, dass sie dem Anzeiger von Kulm sympathisch entgegentreten.» Das auch lässt vermuten, dass in früheren Nummern andere Gemeinden sich schon im gleichen Sinne ausgedrückt hatten, und das Inserat von Schlossrued beweist, dass die Notwendigkeit des Organs auch im Nachbartal anerkannt worden war. Herr Karl Steiner (sen.) vermutete in seinem Beitrag zum 75. Jubiläum des «Anzeigers» dass der Bezirkshauptort ein solches Blatt wünschte.[179] Die Liste der Gemeinden würde auf entsprechende Vorarbeit hindeuten. Tatsächlich finden wir in der Reihenfolge genau die gleichen Gemeinden wie beim einstigen «Kulmer Wochenblatt», das vor sieben Jahren eingegangen war. Die Vermutung steigt daher auf, dass diesselben Initianten hinter der Neugründung standen. Der Druckerei von Ami Humbert wurde 1900 vom Gemeinderat Kulm die Bewilligung erteilt, eine Abwasserleitung aus Tonröhren in die Strasse zu verlegen, was auf eine Neuanlage im Betrieb hindeuten könnte.

Nach Karl Steiner «vegetierte» A. Humbert 16 Jahre auf diesem Betrieb, offenbar mit geringem geschäftlichem Erfolg. Jakob Elsasser, Verwalter, und Jakob Müller, Sattler, wahrscheinlich die Bürgen von Humbert, verkauften 1916 das Geschäft samt Maschinen und Verlagsrecht zu 12 500 Franken an Gottlieb Bolliger. Wenn tatsächlich das Gebäude nicht dazu gehört hatte, dann wäre dies ein recht stolzer Betrag. Das «verlotterte» Geschäft, wie die Familie selber berichtet hat,[180] wurde am 1. Oktober 1916 übernommen, das heisst Gottlieb Bolliger wurde von den Verkäufern aus 30 Bewerbern ausgewählt. Das Ehepaar, zusammen mit der Schwester des Käufers, hatten das Unternehmen ganz neu aufzubauen, war doch die Druckerei äusserst dürftig ausgerüstet. Zudem erwuchs dem Unternehmen just in diesem Moment eine gefährliche Konkurrenz.

Negotiant Oskar Senn im Oberdorf, Unterkulm, der Sohn von Kirchensigrist und Drehermeister Senn, besass neben seinem Lädeli eine Kleindruckmaschine für den Eigengebrauch. Dieser wollte die Situation ausnutzen und lancierte «Die neue Kulmer Zeitung». Aber das Unternehmen war von kurzer Dauer. Offenbar war den Initianten und Geschäftsleuten von

[179] Anzeiger von Kulm, 14. November 1975, 75-Jahr-Jubiläum.
[180] Gottlieb Bolliger 1884–1944, Gedenkschrift von seinen Freunden.



Gottlieb Bolliger (1884–1944), Verleger und Redaktor des «Anzeiger von Kulm» (Bild: Georg Mayer).

Kulm mehr an einem gesunden Organ gelegen als an zwei maroden Blättchen, die sich gegenseitig das Leben schwer machten. «Unter Aufsicht von Bezirkslehrer Jakob Maurer, Rektor, kam 1916 ein Vertrag zustande, wonach der Anzeiger von Kulm ab 1. Januar 1917 das Feld allein beherrschte und Die neue Kulmer Zeitung der Geschichte angehörte.»[181]

Gottlieb Bolliger-Traber, gebürtig aus Schlossrued, aufgewachsen in Winterthur, war ein Meister in seinem Fach. Nach einer Lehre als Typograph und Maschinenmeister beim «Landboten» arbeitete er im Verlag

[181] Karl Steiner in der Jubiläumsnummer, 14. November 1975.

Huber & Co. in Frauenfeld. Den Verkäufern des Geschäftes von Humbert schien vor allem die Persönlichkeit des Nachfolgers ein Anliegen gewesen zu sein. Gottlieb Bolliger erfüllte diese Erwartungen nicht nur beruflich, sondern auch durch eine reiche Öffentlichkeitsarbeit. Er gründete 1927 den Handwerker- und Gewerbeverein Kulm und Umgebung und war 1927–1933 und wieder 1936/37 dessen Präsident. 1943 bei der Neugründung des Vereins war er wieder mit dabei und amtete als Vorstandsmitglied und Vizepräsident. 20 Jahre wirkte er als Präsident des Blauen Kreuzes. Seit 1927 war er Mitglied der Kirchenpflege. Als ehemaliger Infanteriekorporal, der im Aktivdienst 1914–1918 viele Diensttage absolviert hatte, wurde er Chef der Ortswehr Unterkulm. Im Verkehrs- und Verschönerungsverein wirkte er als Vizepräsident und mit Freude sang er im Männerchor mit. Entsprechend geschätzt und verehrt war er bei der Bevölkerung. Nachdem er Eigentümer des Gebäudes geworden war, liess er 1923 einen Neubau hinzufügen, um all die leistungsfähigeren Maschinen (Setzmaschine, Heidelberger-Automat, neuer Handtiegel) unterzubringen. Seit 1919 besass er in Ernst Hunziker einen fähigen und treuen Mitarbeiter in der Druckerei. Erst in den Zwanzigerjahren ging man dazu über, den Satz mit einer halbautomatischen Giessmaschine auszufertigen.

In der Anfangszeit schien das Blatt noch mehr redigierten Text geführt zu haben. 1917 wurde die Textseite gegliedert in Weltschau, Kantonales, Unglücksfälle und Verbrechen, Lokales und unter dem Strich ein Feuilleton. Wenn dann später der Anzeiger kostenlos in alle Haushaltungen des Einzugsgebietes geliefert wurde, entfielen diese Rubriken; der Inhalt beschränkte sich auf Zuschriften und Ereignisse der Region. Was die Zeitung aber immer blieb: «Ein Bindeglied zwischen Gemeinde und Einwohner, Vereinen und Mitgliedern, Kirche und Dorfgemeinschaft.»[182] Ein Beweis dafür sind die vielen Spezialnummern zu allen gewichtigen Anlässen in der Region.

Sein Sohn gleichen Namens führte das Geschäft nach dem frühen Tode Gottlieb Bolligers 1944 weiter. Im Zentrum des Betriebes standen damals immer noch die Akzidenzdruckerei und der Papeterieladen an der Hauptstrasse, der vorwiegend von den Frauen der Familie betreut wurde. 1960 war das wöchentliche Blatt noch immer ein bescheidener Anzeiger in Kleinformat. Das dreispaltige Organ legte sich erst am 16. Juni 1961 ein neues Kleid zu und erschien in normaler Zeitungsgrösse. Was vorher und nachher dazugehörte: der unvermeidliche Fortsetzungsroman, die Lektüre so vieler Familien, bei denen Bücher Seltenheitswert hatten oder Bücher-Lektüre als müssiges Tun bezeichnet wurde. Immer häufiger trat der Anzeiger sogar mit einem zweiten oder dritten Bogen auf, sodass bis vier Text-

[182] Karl Steiner in der Jubiläumsnummer, 14. November 1975.

seiten die Inserate begleiten konnten. Und dies grösstenteils mit angelieferten Material aus nächstem Umkreis.

Nach dem Tode von Gottlieb Bolliger (jun.) 1964 übernahm dessen Gattin, Marie-France Bolliger, die Firma. Noch immer war Ernst Hunziker, der seit 1919 im Betrieb tätig war, der Fachmann im Druckbereich und der Betreuer der Lehrlinge. Der heutige Mitbesitzer (1998), Jakob Eichenberger, hatte noch unter seiner Ägide seine Ausbildung gemacht und gilt deshalb als Element der Kontinuität und als bester Kenner der Firmengeschichte. 1972 wurde der Druck der Zeitung nach auswärts vergeben. Eine sda-Meldung wurde in den meisten aargauischen Presseorganen abgedruckt: «Der wöchentlich einmal erscheinende Anzeiger von Kulm, welcher im 72. Jahrgang steht, wird künftig in Beromünster LU gedruckt, wobei Frau M. F. Bolliger, Unterkulm AG, das Verlagsrecht behält. Die kleine Lokalzeitung ... will auf dem Gebiete der Inserate inskünftig mit dem Anzeiger für das Michelsamt – diese Zeitungen werden neu in der gleichen Buchdruckerei in Beromünster gedruckt – enger zusammenarbeiten.» «Verkaufsverhandlungen der Besitzerin des Anzeigers von Kulm mit dem in Menziken AG erscheinenden Wynentaler Blatt sind im vergangenen Jahr gescheitert, wie die letztgenannte Zeitung meldet.» 1975 wurde die Inseraten-Kooperation noch auf das «Nachrichtenblatt von Schöftland» ausgedehnt. Die drei Verleger druckten einen Teil dieser Zeitung, bekannt unter dem Namen «WSB-Regional-Presse», gemeinsam und erreichten so eine Total-Auflage von 6713 Exemplaren.[183] Obgleich der Ausstieg des Blattes aus dem Suhrental das Gross-Experiment wieder austilgte, blieb die Verbindung Unterkulm-Beromünster bestehen. Das gute Funktionieren beruhte nicht zuletzt darauf, dass Klaus Tepper, früherer technischer Mitarbeiter in Kulm, später in der Druckerei Wallimann in Beromünster Betriebsleiter wurde, aber gleichzeitig etwa eineinhalb Tage pro Woche als Redaktor des «Anzeigers von Kulm» wirkte. Zum 75jährigen Jubiläum des Lokalblattes wurde am 14. November 1975 eine Sondernummer herausgegeben, für die alt Nationalrat Karl Steiner einen geschichtlichen Abriss des Unterkulmer Organs lieferte, aus dem eine ganze Reihe von Daten zu unserer Darstellung entstammt.

Dass sich der Verkauf ans «Wynentaler Blatt» 1971 zerschlug, lag eindeutig in der Verankerung der Zeitung im mittleren Wynental, die auch vom Chronisten Steiner 1975 hervorgehoben wurde. Auch wenn der selbstredigierte Text zeitweise sehr bescheiden war, fühlten sich die Leser über die eingesandten Vereinsnachrichten, die jeden Anlass, jede GV ausführlich darstellten, mit dem eigenen Blatt verbunden. In den 60er-Jahren war es Redaktor «(Wi)», der den Weltspiegel schrieb und auf den Sonntag jeweilen einen Text verfasste. Wenn zeitweise ein fester Redaktor fehlte, so waren es

[183] Bericht der Schweizerannoncen AG, Aarau, in der Jubiläumsnummer, 14. November 1975.

die Drucker und Setzer, die aus den eingegangenen Berichten eine Zeitung zusammenstellten – und nicht selten fand ein früherer Drucktechniker dadurch den Weg zum Journalismus.

1972 wirkte Alfred Staubesand etwa zwei Tage in der Woche als Redaktor. Er betätigte sich gelegentlich auch als Reporter bei Anlässen, wenn kein Aktuar der Veranstalter einen Artikel zu liefern versprach.[184] Ab 1973 war es Frau Madeleine Velati-Oppliger, die praktisch alle selbst eingebrachten Texte verfasste. Sie zeichnete 1974 auch offziell im Kopf des Blattes als Redaktorin – das einzige Mal in der Geschichte des Anzeigers, dass solches geschah. Dieses feste Anstellungsverhältnis war aber dem Verlag zu kostspielig. Ab 1975 bis zu ihrem frühen Tod 1979 schrieb sie noch gelegentlich Berichte neben ihrer Familienarbeit. Ständige Mitarbeiter waren – neben Gemeindebehörden und Vereinsaktuare – Willi Frey aus Gontenschwil und Herr Stücheli, Unterkulm, die auch für andere Zeitungen tätig waren und jahrzehntelang den Anzeiger bedienten.


Anzeiger von Kulm

Erscheinungsweise: Einmal wöchentlich am Freitag. Abonnementspreise: Durch die Post bezogen jährlich Fr. 36.—. Tel. 064 / 46 12 19. Postcheck 50-1185-1.

Amtliches Publikationsorgan des Bezirks Kulm

Inseratpreise: 1-spaltige mm-Höhe 44 Rp., Grossauflage 48 Rp., Reklame Fr. 1.40. Inseratenannahme direkt durch den Verlag oder durch die Annoncengesellschaften.

AZA Unterkulm, 12. Juli 1991 | Verlag: Buch- und Offsetdruck Bolliger, 5726 Unterkulm | 91. Jahrgang Nr. 28

Zeitungskopf des «Anzeiger von Kulm» vom 12. Juli 1991.

Ein einschneidendes Ereignis bedeutet für das Unternehmen die WSB-Sanierung in Unterkulm. Der Eigentrassierung der Bahn fiel eine ganze Häuserzeile zum Opfer, darunter auch das Haus mit Laden und Druckereigebäude der Firma Bolliger. Am 12. Juli 1991 berichtete der «Anzeiger von Kulm» auf der Frontseite vom Umzug nach Oberkulm. «Mit dem Verkauf der Liegenschaft an den Kanton Aargau hat Frau Marie-France Bolliger als Besitzerin der Druckerei auch die Nachfolge geregelt. Mit ihrem Ausscheiden aus dem Geschäft verbindet sich der besondere Dank der Mitarbeiter, die das Unternehmen unter dem Namen Kulmer-Druck AG künftig in Oberkulm selbständig weiterführen werden, nachdem man im neuen Fabrikationsgebäude der Estermann Metallbau AG in Oberkulm ein speziell für den Druckereibetrieb geeignetes neues Domizil gefunden hat.» Die neue Firma bestand aus Rudolf Jenni (Geschäftsführer), Jakob Eichenberger und Oskar Fritschi (technische Mitarbeiter), Klaus Tepper (Redaktion) und dem Drucker des Anzeigers Ernst Wallimann aus Beromünster. Seit über

[184] Anzeiger von Kulm, 7. Juni 1972, «Teufenthaler Schüler besuchen unsere Druckerei».

zehn Jahren ziert das Zeichen «(Te.)» die selbstverfertigten Artikel und sichert so das Gesicht und die Kontinuität des Blattes. Die Geschäftsübergabe war schon zum Jahreswechsel 1990/1991 erfolgt. Obwohl politische Mitteilungen aus dem Lokalbereich, ja, selbst Berichte der Orts- und Bezirksparteien, durchaus Platz im Textteil finden, lehnte sich der Anzeiger nie an eine Partei an. Als Nachrichtenübermittler hat er aber durchaus das politische Leben mitgeprägt und wird dies als neutraler Beobachter und Botschafter auch weiterhin tun.

Suhrentaler Presseorgane

Ergänzungen zum «Suhrentaler Boten» im 19. Jahrhundert

Der bis anhin als unauffindbar geltende «Suhrentaler Bote» durfte 1998, nach 120 Jahren seliger Ruhe, gleichsam ein zweites Mal erscheinen. Einst als Isolationsmaterial verwendet, konnten 1997 in einem alten Haus in Burg 31 mehr oder minder beschädigte Nummern des Jahrganges 1867 enthüllt werden. Dieser überraschende Fund vermittelte uns zusätzliche Informationen, vor allem aber ein treffliches Bild des gesamten Presseproduktes.

Das Blatt erschien ab Neujahr 1867 in seinem ersten Jahrgang. Erhalten ist die Nr. 3 vom 9. Januar 1867, ein sauber gedrucktes, dreispaltiges Organ von vier Seiten, mit Leitartikel auf der Frontseite, Rubrik Eidgenossenschaft nach Kantonen geordnet und Ausland, nach Ländern und Entfernung rangiert, als Nachrichtenteil auf den Seiten zwei und drei. Unter dem Strich daselbst finden wir im ersten Semester einen Fortsetzungsroman, der vom Burger Abonnenten offenbar abgeschnitten und gesammelt worden war und uns daher die Zeitung nur als obere Hälfte zurückliess. Die vierte Seite ist den Anzeigen reserviert. Die meisten Inserate stammen aus der nächsten Umgebung von Schöftland. Bemerkenswert in unserem Zusammenhang ist der Hinweis eines Albert Rosenbaum: «Um Irrungen vorzubeugen bemerke ich hiemit, dass ich nicht der Redakteur des Suhrenthaler-Boten bin.» Es schien die Meinung umzugehen, dass J. Baumann wohl den Druck besorgen, nicht aber die Texte verfassen könnte. Daher wurde von der Dorfbevölkerung bereits nach zwei Nummern nach einem Schriftgelehrten Ausschau gehalten, der dazu imstande wäre und als Autor des neuen Lokalblättchens in Frage käme.[185]

In einem eigenen Inserat suchte J. Baumann einen Lehrling, was eher darauf hindeutete, dass sich der zukünftige Meister vermehrt mit dem

[185] Die Beziehungen zur israelitischen Gemeinde, gegeben durch den Druck des Blattes «Ha-Nescher», dürften diesen Namen suggeriert haben. Rosenbaum war Redaktor des «Ha-Nescher» und Hauslehrer bei der Familie Wyler.

Inhalt des Blattes umtun musste. Ab 19. Januar, das heisst in Nr. 6, waren die Leitartikel nicht mehr abgeschrieben, sondern selber verfasst. Auch in den folgenden Ausgaben finden wir soviel Lokalkolorit in den Leitartikeln, dass diese als Eigenprodukte des Hauses gelten dürften. Ohne Hemmungen zählte er sich selber zur Partei der «Grosshansen», die das Wohl des Volkes über die Mehrheitsmeinung des Volkes stellen und daher der Presse einen Bildungsauftrag zuerkannten.[186] Die Aargauer Ratsberichterstattung fand ebenso Platz unter Eidgenossenschaft, Aargau, wie die lokalen Begebenheiten von Schöftland und Umgebung. Dabei fehlen auch persönliche Bemerkungen und Beurteilungen nicht.

Unermüdlich warb Baumann in grossen Inseraten für Drucksachen aller Art. Offenbar hat sich der junge Geschäftsinhaber gleich zu Anfang mit recht gutem – und wohl auch teurem – Werkzeug ausstaffiert. «Durch Besitz des vervollkommensten Materials der typographischen Kunst sind wir in Stand gesetzt, alle Bestellungen prompt und mit der grössten Schnelligkeit auszufahren.»[187] Wieder drängt sich die Vermutung auf, dass er von einem kapitalkräftigen Hintermann gestützt worden ist. Die Familie Wyler in Schöftland, die sich vorher für die israelitische Zeitung stark gemacht hatte, dürfte weiterhin zu seinem Freundeskreis gehört haben. Dass Herr Wyler am 9. August 1868 überraschend starb, könnte für Baumanns Lage nicht unbedingt förderlich gewesen sein.

Noch schreiben wir aber das Jahr 1867, und der «Suhrentaler Bote» schritt damals rüstig voran. Im zweiten Semester verzichtete er auf den Fortsetzungsroman, und der Verleger entschied sich, am Schluss des redigierten Teils lieber etwas Unterhaltung zu bieten, einige Witze oder ein possierliches Histörchen. Ein Leitartikel, «Ungleiche Ellen», zum Thema Schatzung seiner Druckerei durch die obligatorische Mobiliarversicherung, zuerst durch die Gemeinde, anschliessend noch durch den Kanton, zeigte Baumann als geschickten Vertreter seiner Interessen.[188] Aber er war auch ein zänkischer Zeitgenosse. Einem Herrn J. Weber, Direktor der Armenanstalt Reidermoos, der es ablehnte, die Nachnahme für die bereits konsumierten Zeitungen zu bezahlen, teilte er in drei auseinanderfolgenden Nummern per Inserat mit, dass er in Zukunft auf die Lektüre seiner Zeitung verzichten müsse. Fast entsteht der Eindruck, dass er diesen Mann zur gerichtlichen Klage aufreizen wollte.[189]

Sehr ausfällig wurde Baumann am 10. August, als sich Buchdrucker Hegner aus Lenzburg, sein ehemaliger Lehrmeister, über das Kopfblatt «Lenzburger Anzeiger» aus der Offizin Baumann in Schöftland zu spotten erlaubte. «Dass Sie sich beim Erscheinen des Lenzburger Anzeigers recht

[186] Suhrenthaler Bote, 19. Januar 1867.
[187] Suhrenthaler Bote, 19. Januar 1867.
[188] Suhrenthaler Bote, 29. Mai 1867.
[189] Suhrenthaler Bote, 17., 24. und 27. Juli.

gefuxt, haben wir schon vorher gewusst, wir haben darum denselben herausgegeben.» Er wolle sich zwar mit ihm nicht duellieren, obwohl er noch kein solches «Elephantenbüchli» schwinge. Damals habe er ihn zwar als Meister zünftig in die Kur genommen, so wie er das gewöhnlich bei allen Mitabeitern praktiziere. Fünf bis sechs Lehrburschen richte er jeweilen drei Jahre ab, eine wahre «Lehrlingsfabrik», «dass es jämmerlich ist». Dafür verkaufe Hegner nebenbei Insektenmittel, «ja alles, was man zum Tödten braucht».

Also, der einstige Lehrling hatte allein aus Rachsucht in Lenzburg ein Konkurrenzblatt gestreut und dabei die Inserate gar gratis angeboten, nur um den verhassten Hegner in Rage zu bringen. Wir fragen uns, ob solches Geschäftsgebaren der Firma Baumann in Schöftland bekommen konnte. Letztendlich war ihm aufgetragen und wohl auch auf den Leib geschrieben, in seinem Heimattal zu wirken und dort Erfolg einzuheimsen. Dass der Stolz des Suhrentalers rasch verletzt war, bewies er am 23. Oktober im Leitartikel «Zuerst kommt der Schweizerbote und dann wir.» Baumann parierte eine Beschreibung einer Reihe von Gerichtszeugen aus Staffelbach, die im «Schweizerboten» als bleich, bucklig, als Schnapstrinker und chronische Kiltgänger karikiert wurden. Das seien alles gemeine Lügen, fand Baumann, Bürger von Staffelbach. Wenn schon Negatives im Suhrentale sichtbar werde, stamme es sicher aus der Stadt, vorab aus der Residenz. Bis zum 2. November zog sich die gegenseitige Beschimpfung hin, wobei schliesslich das Thema Heilkunst und Homöopathie ins Zentrum rückte, das heisst ländliche Kurpfuscherei kontra städtische Medizinalkunst, im Zusammenhang mit der Diskussion um den Heiler von Heyer, der damals im Aargau wirkte und politisch viel zu reden gab.

Das Blatt weist in seinem Erscheinen im ersten Jahr eine erstaunliche Konstanz auf. Einzig im Untertitel tastete es sich durch die Gegend. Am 9. März: statt «Zeitung für Tagesgeschichte, Unterhaltung und Belehrung», hiess das Blatt nun «Anzeigenblatt für das ganze Suhrental». Doch am 10. Juli, das heisst im zweiten Semester, nannte es sich «Anzeigenblatt für das Suhrenthal und Umgebung». Leider fehlen uns Nummern aus dem folgenden Jahrgang, die uns über das Schicksal des Organs Aufschluss geben könnten. Als das Blatt am 30. Dezember 1868 als selbständige Zeitung einging, respektive zum Kopfblatt des «Aargauischen Anzeigers», Aarau, degradiert wurde, gehörte es samt Druckerei bereits einem J. C. Hirzel in Schöftland. Hat Baumann den Betrieb nach Eingehen des «Ha–Nescher» und dem Tod von Isaak Wyler nicht mehr halten können? Dies wäre noch zu untersuchen.

Interessanterweise war dem Lokalhistoriker von Schöftland Christian Holliger der «Suhrenthaler Bote» im 19. Jahrhundert entgangen. Ganz verschwunden war offenbar das Gedenken an dieses frühe Presseorgan aber nicht. So druckte das «Nachrichtenblatt» von Schöftland am 5. Februar

1971 den Kopf dieses Urahnen im Gewerbe, nämlich die Nummer vom 9. November 1870, ab und berichtete, dass das Exemplar der Redaktion von privater Seite zugeschickt worden sei. So dürfte auch in Zukunft die Pressegeschichte verschiedenenorts durch Zufälle zu neuen Daten und Fakten kommen und alleweil wieder ergänzt werden. Was lediglich für den Tag geschaffen war, erhielt durch andersweitige Verwendung Dauer und zeugt nun vom Denken und Handeln der Menschen im engsten Raum der Heimat: ein Spiegel des Alltagslebens von kaum überbietbarer Klarheit!

Das Suhrental: Ein unsicheres Pflaster

Mit dem Kopfblatt «Suhrenthaler Bote», redigiert und gedruckt in Aarau, wurde den lokalen Verhältnissen wenig Rechnung getragen. Aus Tradition und Gewohnheit hielt sich Ende des 19. Jahrhunderts dieses Blatt aus dem Hause Albrecht (später Verlag Wirz) in dieser Gegend, und man liess daher auch die offiziellen Anzeigen der Gemeindebehörden darin abdrucken.[190] Erst 1904 erschien wieder eine eigenständige Zeitung im Dorfe, der «Anzeiger von Schöftland» von G. Küpfer und E. Rausser, welcher einmal wöchentlich herauskam.[191]

Als August Baumann 1909 das Unternehmen kaufte, zeichnete nur noch Rausser als Inhaber und Verkäufer. Aus dem wöchentlich erscheinenden Anzeigeblatt machte Baumann mit grosser Kühnheit die zweimal die Woche erscheinende «Aargauer Post». Doch schon im folgenden Jahr bot sich für Baumann die Gelegenheit, in Menziken den Titel und die Druckerei des «Wynentaler Blattes» zu übernehmen. Damit siedelte er nach Menziken über, da das dortige Unternehmen mehr Erfolg versprach. Weil er seine Schöftler Firma trotz entsprechenden Versuchen nicht verkaufen konnte, wandelte er sie in eine Filiale um und die «Aargauer Post» in ein Kopfblatt des «Wynentalers». Damit endete vorläufig die Geschichte eines selbständigen Lokalblattes im mittleren Suhrental. Die Talschaft wurde wieder von aussen bedient. 1918 verkaufte Baumann gar Titel und Druckerei ans «Aargauer Tagblatt». Neben dem «Landanzeiger», der seit 1909 aus Oberentfelden allwöchentlich in die Haushalte geliefert wurde, war auch der Nachfolger der «Aargauer Post», der «Aargauer Volksfreund» aus dem AT-Verlag verbreitet.[192] Gerade das Gratisblatt «Landanzeiger» hatte dem Baumann'schen Kopfblatt «Aargauer Post» am meisten zugesetzt und ihm schliesslich das Lebenslicht ausgeblasen.

---

[190] Gemeinderechnung Schöftland 1891–1893, Zahlung von Inseratekosten.
[191] Nicht zweimal wöchentlich, wie Christian Holliger schreibt.
[192] Eine dreimal wöchentlich erscheinende Kurzfassung des Aargauer Tagblatts.



Zeitungskopf des «Suhrentalers» von Jules Fischer in einer Ausgabe aus dem Jahr 1944.

«Der nächste Versuch einer Zeitung dauerte dann von 1938 bis August 1945 mit dem Wochenblatt Der Suhrentaler von Jules Fischer, ein unabhängiges Volksblatt und Publikationsorgan für das Suhren-, Rueder- und Uerkental.»[193] Dieser Jules Fischer hatte keine zeitungsfreundliche Phase für sein Unternehmen erwischt. Seine Gründung erfolgte kurz vor dem Zweiten Weltkrieg, der Ära mit Pressezensur und Papierkontingentierung und endete just mit den letzten Kriegshandlungen im Fernen Osten. Seine Idee, mit der Wochen-Rückschau das Geschehen auf den Kriegsschauplätzen kurz zu skizzieren, respektive zusammenzufassen, kann nicht als sehr glücklich bezeichnet werden. Fast die Hälfte des Textteiles entfiel auf diese Rubrik, die von Berufeneren besser und eilfertiger ins Haus geliefert wurde, als vom Schöftler Wochenblättchen. Daneben war die Täler-Chronik, die dem Unternehmen eigentlich Sinn vermittelte, viel zu dürftig ausgebaut. Es scheint, dass Fischer ausserhalb Schöftlands keine festen und ständigen Mitarbeiter zu engagieren wusste. Zudem muss eingerechnet werden, dass die Kriegszeit kleinen Presseorganen mehr zusetzen konnte, als den Grossen dieser Branche. Am 20. Oktober 1944 zum Beispiel bestand der «Suhrentaler» aus der Wochen-Rückschau auf der Frontseite und den Anzeigen von zwei Veranstaltungen in Schöftland; der übrige Raum war bedeckt mit Inseraten, locker angeordnet, um die Seiten zu füllen. Am Schlusse des redigierten Textes endlich folgte die Erklärung: «An unsere Leser! Zufolge militärischer Einberufung des Personals war es uns nicht möglich, diese Nummer in grösserem Umfange herauszugeben. Es mussten daher einige Einsendungen auf nächste Nummer verschoben werden.» (sic) Dabei entfiel sogar der Fortsetzungsroman, der sich sonst über drei Seiten unter dem Strich hinzog. Die wenigen Nummern, die uns zur Verfügung stehen (alle von 1944), zeigen uns gleichzeitig, dass es auch drucktechnisch im Betrieb nicht zum

[193] Der Kanton Aargau im Lichte der Zahlen, S. 370 und Holliger, Schöftland, S. 178.

besten bestellt war. Schludrige Korrekturen – viele Anfangsbuchstaben am Ende des vorigen Wortes – und schlechte, fast unleserliche Druckqualität, haben wohl nicht zum Renommee der Akzidenzdruckerei beigetragen, auch wenn diese in Eigeninseraten um Aufträge warb.

Das jeden Freitag erscheinende Blatt war vierspaltig gehalten und suchte offensichtlich mit Kopf und Darstellung die Grossen im Gewerbe nachzuahmen. Inserate wurden zum Teil auf den Textseiten eingestreut, was sicher zur Beachtung der Reklame beitrug, nicht aber das Erscheinungsbild verbesserte. Am ehesten dürften die kirchlichen Anzeigen beachtet und konsultiert worden sein, auf deren Vollständigkeit man von Verlagsseite erpicht war. Was uns hier fehlt, ist die Abschiedsnummer, die uns 1945 über die Beweggründe zur Aufgabe des Unternehmens unterrichten könnte. War vielleicht schon damals Dr. Adolf Brutschy der spiritus rector des Lokalorgans gewesen? War er gar der Verfasser der regelmässigen Wochen-Rundschau? Tatsächlich scheint er fünf Jahre später bei der Gründung eines Nachfolgeorgans eine gewichtige Rolle gespielt zu haben.

«Euses Blättli» / «Nachrichtenblatt»

«Ab dem 25. Februar 1950 erscheint Euses Blättli als wöchentliches Nachrichtenblatt des mittleren Suhrentales, Rueder- und Uerkentales. Verantwortlich dafür zeichnet die Firma Baumann-Druck, die nachmalige Buchdruckerei Schöftland AG. Als Lokalzeitung mit einer Auflage von rund 2600 Exemplaren widmet es sich vornehmlich den Ereignissen der Region. Euses Blättli wird auch von vielen Heimweh-Schöftlern gelesen, und zahlreiche nach Übersee Ausgewanderte erhalten von ihren Verwandten das Blättli als Geschenkabonnement.»[194] So schildert Holliger kurz und bündig die Tatsache, dass sich Schöftland den Luxus leistet, ein eigenes Presseorgan zu halten. In der Mitte des 20. Jahrhunderts, als vielerorts die kleinen Zeitungen das Zeitliche segneten, durfte sich – aller bisher misslungenen Experimenten zum Trotz – ein Blatt 50 Jahre erhalten und entfalten. Diese Tatsache verdient eine nähere Betrachtung.

«In einem grossen Teil der Suhren-, Rueder- und Uerkentalbevölkerung wird das Fehlen eines Lokalblattes als Lücke empfunden. Es ist uns daher wiederholt die Anregung unterbreitet worden, wieder ein periodisch erscheinendes Nachrichtenblatt herauszugeben, das fortlaufend über die Ereignisse in der engern Heimat und über das Leben in den obgenannten Regionen Bericht erstattet.» Mit diesen Worten wurde am 25. Februar 1950 die erste Ausgabe der Chronik und des Nachrichtenblattes eingeleitet.

[194] Holliger, Schöftland, S. 180.

«Mit Stolz trug die Zeitung im Titel den markanten Schriftzug Euses Blättli.»[195]

Mit dem Titel wurde auch gleichzeitig das Ziel festgelegt: Einzig Lokalorgan zu sein und «in der Beschränkung den Meister zu zeigen». Der Verlag tastete zuerst vorsichtig ab, ob das Organ tatsächlich den angesprochenen Kreisen willkommen sei. Der Probelauf bis zum 1. April 1950, bewertet mit einer Umfrage, schloss positiv ab. «Mit dem heutigen Tag betrachten wir Euses Blättli gewissermassen als getauft. Geboren wurde es am 25. Februar 1950.» Ortsansässige Mitarbeiter wurden angeworben, die regelmässig alle Begebenheiten in den Gemeinden übermittelten. Damit ergab sich ein Geben und Nehmen. «Es ist etwas Grosses, all diesem Kleinen seine Zeit zu widmen. Es führt aber zu dem, was wir heute wohl mehr brauchen als je, die Anonymität zu überwinden, den Einwohnern unserer Gemeinden zu zeigen, dass sie in einer Lebensgemeinschaft leben und nicht allein sind.[196]

Der vorsichtige Planer und Gründer, Hugo Baumann, hatte einen versierten Berater zur Seite, Dr. Adolf Brutschy, pensionierter Bezirkslehrer, der auch 1950–1955 weitgehend die Redaktion betreute. Die Versuche, auf der Frontseite über die eigene Region hinauszublicken, sei es mit einem Leitartikel von Dr. Werner Kämpfen (Direktor der Schweizerischen Verkehrszentrale) oder mit einer Fotocollage unter dem Titel «Die Woche im Bild» wurden schon bald wieder aufgegeben. Auch das Feuilletonistische oder den Fortsetzungsroman, zu Anfang gerngelesene Rubriken, mussten mit der Zeit eingeschränkt werden: Idealismus und Wirklichkeit standen und stehen im Zeitungsgeschäft oft im Widerspruch zueinander.

Das kleinformatige Blättchen behielt seinen Namen bis 1952 bei, wechselte ab Nr. 1 1953 zu «Nachrichtenblatt» und setzte den früheren Titel kursiv und in der Tangente dazu. Dennoch blieb es im Volksmund bis heute «Euses Blättli». Mit der Umbenennung war wohl die Einlaufsphase abgeschlossen. Bisher hatte man während fast dreier Jahre alle Nummern durchgezählt und den Jahrgang mit dem März wechseln lassen; nun tat man es den Etablierten gleich. Ab 1953 glaubte man wohl selber an den dauernden Erfolg des Organes. Die Zusammenarbeit mit der Schweizerischen Annoncen AG, ASSA, Filiale Aarau, sicherte das Inseratenvolumen einigermassen ab. Damit fanden auch Abstimmungs- und Wahlinserate, die nicht nur aus der Region stammten, Aufnahme im Lokalblatt, was auch dazu führte, dass vorgängig zu den Urnengängen politische Einsendungen eingerückt wurden und gelegentlich eine Kontroverse entstand. Daher führte das Organ nun auch ein Impressum, das zwar keine Redaktion mit Namen nannte, aber betonte, dass man politisch neutral sei (1961). Um wahrhaft ein Neutrum zu bleiben, enthielt man sich auch jedes Kommentars und beschränkte

[195] Jubiläumsnummer, 21. November 1975 (Thalmann).
[196] Euses Blättli, 28. Februar 1975, «Ein herzliches Dankeschön» zum 25. Geburtstag.

die Reportage nach Wahlen und Abstimmungen auf die eigene Region und deren Persönlichkeiten. So begab man sich nie aufs Glatteis; es fehlten Lob und Tadel, Ermahnung und Aufruf in politischer Hinsicht.

Über Jahre hinweg wurden selbst die Zivilstandsnachrichten mit Lokalkolorit präsentiert: Zwischentitel mit Zeichnungen lockerten diese offiziellen Daten auf: «In die Wiege gelegt»; «Die Ehe gingen ein»; «Wir gratulieren» und «Die von uns gingen». Da das Blatt immer samstags expediert wurde, war der «Kirchenzettel» von höchster Aktualität. In den 70er-Jahren erhielten gar lokale Gegebenheiten die Form von Grossreportagen auf der Frontseite, versehen mit hauseigenen Fotos: «Walde, Piste besser!» «25 Jahre Ornithologischer Verein Schöftland», «Gräfin Mariza in Sursee» usw. Damals wirkte Walter Holenstein (Walther ab Hohlenstein) 1961–1972 als umtriebiger, wenn auch etwas eigenwilliger Redaktor. Ansonsten war es der Verleger höchst persönlich, der mit Schere und Kleister hantierte und aus den zugesandten Beiträgen eine neue Nummer zusammenstellen musste.

Die ordnende Hand, die dem Blatt etwas Gestalt verlieh, war nach Holenstein Frau Brigitte Hächler, ab 1977 Frieda Steffen und Rosmarie Härdi. Eigentlich war Frau Steffen für die administrativen Belange eingestellt worden; mit ihrem Flair zum Schreiben und der Zusammenarbeit mit ihrem Ehemann Paul, Grafiker, entwickelte sie sich immer mehr zur Journalistin, der ein gediegenes Presseprodukt, aufgelockert mit fremden und eigenen Fotos, zum Hauptanliegen wurde. Ein Vierteljahrhundert zeichnet nun sie für das «Nachrichtenblatt», das zwar für den Verlag «Buschö» keine Goldgrube zu werden vermag, dem Druckereibetrieb aber grosses Ansehen im Umkreis vermittelt.

Einmal, vorübergehend, versuchte auch das «Blättli» den Grossen gleichzutun. Am 8. März 1974 erschien die Zeitung in Grossformat. «Ist das wohl eine Spezielausgabe?» fragte ein Titel, stellvertretend für die ganze Leserschaft. «Es liegen jedoch in technischer Hinsicht Gründe vor, die uns dazu bewegen, fortan Euses Blättli in veränderter Gestalt zu veröffentlichen. Nur schweren Herzens haben wir uns zu diesem Format entschliessen können, doch soll es dem Charakter unseres Nachrichtenblattes keinen Abbruch tun. So hoffen wir wenigstens! Es ist heute noch Tatsache, dass Einigkeit stark macht. Und diese Stärke haben im besonderen Lokalzeitungen nötig. Zusammenschlüsse werden gemacht, damit regionale Zeitungen bestehen bleiben können. In Zukunft werden Sie regelmässig mit dem Begriff Wynental-Suhrental-Beromünster, WSB-Regional-Presse, konfrontiert werden! Der Entscheid, das Format zu ändern, ist uns deshalb leichter gefallen, dass wir den Stammteil nicht nur wie bisher, sondern noch in vermehrtem Masse mit Artikeln, die sich dem lokalen Geschehen widmen, bedrucken.»[197]

[197] Zitiert aus der Jubiläumsnummer, 21. November 1975 (Thalmann).

Nun erschienen der «Anzeiger von Kulm», das «Nachrichtenblatt» von Schöftland und der «Anzeiger für das Michelsamt», Beromünster, als «Regional-Presse» in einer Auflage von 6713 Exemplaren, als Teilhaber der «Inter-Regional-Presse» gar in der Auflageballung von 108 622. Der Inseraten-Pool erforderte zusätzliche Textseiten, die Nachrichten aus den andern Regionen enthielten und nicht im Hause produziert wurden. In den folgenden Jahren schmolz das Selbsterbrachte auf vier Seiten zusammen, während 8–12 Seiten, davon die Hälfte mit Grossinseraten, fremdproduziert waren und entsprechend teuer bezahlt werden mussten. Schliesslich zeigte die Kosten-Nutzen-Rechnung, dass damit kein Geschäft zu machen war, wohl aber die lokale Berichterstattung vernachlässigt werden musste. So stieg Schöftland 1982 wieder aus dem Pool aus und bahnte sich ganz alleine seinen Weg. Von Dauer aber blieb das Erscheinungsbild, das grosse Format, die fünfspaltige Aufmachung und ab 22. September 1978 die Reduktion des Titels «Nachrichtenblatt» auf die halbe Kopfseite.

1975, am 21. November, produzierte der Verlag eine Jubiläumsnummer, nachdem schon am 21. und 28. Februar 1975 des silbernen Geburtstages gedacht worden war. Hans Thalmann, Lehrer und später Redaktor am «Aargauer Tagblatt», damals ein fleissiger Mitarbeiter am «Blättli», verfasste die historischen und pressepolitischen Aufsätze, Pfarrer H. U. Müller aus Muhen, steuerte ein Fest-Gedicht bei und der Filialdirektor der ASSA lobte damals die Zusammenarbeit zwischen den drei angeschlossenen Lokalblättern. Weil auch der Verleger mit seiner persönlichen Dankadresse auftrat, wird uns Heutigen ermöglicht, einige Angaben zu Mitarbeitern zu sammeln, die sonst in der chronischen Anonymität der «Blättli»-Frühzeit verloren gegangen wären. Nur das Bildmaterial wurde seit 1976 mit vollem Namen gezeichnet; die eingesandten Berichte aus den Dörfern und deren Vereine enthielten zwar die Kürzel der Autoren, die den damaligen Insidern sofort Klarheit brachten, den Nachfahren aber ein Rätsel bleiben müssen.

So entstand aus dem Blättchen aus Schöftiand eine «fortschreitende Chronik aller Begebenheiten«, «so dass es zu einem Nachschlagewerk wird, in dem man gerne blättert», wie 1950 der Redaktor der ersten Nummer versprochen hatte. Dass aber die Kürzel nach einem halben Jahrhundert die «Schreibtäter« mehr verbergen als eröffnen, kam den Damaligen kaum ins Bewusstsein. Auch journalistisch wirkende Persöulichkeiten gehören zum lokalen Leben, sind stille Mitgestalter des alltäglichen Lebens und damit auch der Chronik.

Der Bezirk Zofingen

Der Sonderfall Aarburg: Die Genossenschaftszeitung «Allgemeiner Anzeiger»

1894 «versuchte sich ein örtlicher Drucker und Verleger mit einem wöchentlichen Gratisinseratenblatt, dem Anzeiger, der fast lückenlos 1909 in den Allgemeinen Anzeiger für den Bezirk Zofingen übergeht, ein gemeinnütziges genossenschaftliches Unternehmen, das bis heute Bestand hat.»[198] Mit diesem Schluss endet die wechselvolle Geschichte der Aarburger Zeitungsexperimente im 19. Jahrhundert. Erst das 20. Jahrhundert ermöglichte das Aufblühen eines dauerhaften Presseuntemehmens. Am 23. März 1984 konnte das 75jährige Bestehen des «Allgemeinen Anzeigers» mit einer Sondernummer gefeiert werden. Darin wurde die Geschichte des Unternehmens, das Auf und Ab des Inserateneingangs als Konjunktur-Fiebermesser und der langsame Anstieg vom Start bei 4000 Stück, zur Auflagenhöhe von 5500 Exemplaren 1959, über 5800 im Jahre 1961, zu 8050 im Jubiläum 1984 abgedruckt.

Die Geschäftsgeschichte wurde gleichzeitig als Rarität im schweizerischen Zeitungswesen dargestellt, weil die Trägerschaft des Anzeigers immer genossenschaftlich organisiert war, wobei die Mitglieder gleicherweise Anteilscheine von anfänglich Fr. 20.– bis Fr. 500.– im Jahre 1984 innehatten, die «eine mit ihrem Blatte und seinem Schicksal eng verbundene Familie» darstellte. «Die Bestimmung, dass die Anteilscheine nur an Nachkommen oder weitere Verwandte überschrieben werden können», hatte dazu beigetragen, dass der Anzeiger nicht unter den Einfluss eines Potentaten geriet.

Da zu Anfang des Jahrhunderts das vorherrschende «Zofinger Tagblatt» als freisinnige Parteizeitung galt, verkörperte die Idee, ein unparteiliches Anzeigeblatt herzustellen, das zugleich das offizielle Gemeinde-Informationsorgan war, an sich schon ein hochpolitisches Projekt. Die Gründer hatte anderswie argumentiert: nämlich, «dass der bisherige Zustand in der Publikation der amtlichen Inserate ein ungenügender sei, indem besonders die untern Volksschichten, des hohen Abonnementspreises wegen, eine politische Zeitung nicht erhielten».[199] Anderseits: Man konnte sich neben dem Gratis-Anzeiger, der die lokalen Bedürfnisse abdeckte, eine aargauische Parteizeitung x-welcher Couleur halten, sei das der «Freie Aargauer», die «Neue Aargauer Zeitung» oder das «Zofinger Tagblatt». Diese Tendenz wurde vom Zofinger Verlagshaus Fehlmann klar erkannt und daher der Oftringer Bürgerschaft, die den Anzeiger als Gemeindeblatt ablehnten, ein

[198] Siehe Band I, S. 188.
[199] Allgemeiner Anzeiger, 1992.

Kränzchen gewunden. Der einzige Votant an der Gemeindeversammlung, der für den Anzeiger plädierte, war denn auch der Genosse Woodtli.

Der Vater des Anzeigers, seine Seele, Friedrich Pabst, galt im Grossen Rat als Linkspolitiker, obwohl er Fabrikant war. Lehrer Walter Ruesch aus Aarburg, Mitbegründer und eifriger Schreiber, gehörte als Sozialdemokrat 1919–1923 ebenfalls dem Grossen Rat an. Niemand kann den beiden soviel Naivität andichten, dass ihnen «die Aufklärung und Belehrung des Volkes» durch die Presse gleichgültig gewesen wäre und sie deshalb einen unpolitischen Anzeiger wünschten. Doch dass diese Erziehung «nach den Prinzipien der freisinnig-demokratischen Partei» erfolgen müsste, war weniger ihr Bestreben. Der tendenziöse Bericht über die Oftringer Ablehnung im «Zofinger Tagblatt» machte mehr als deutlich, dass ein neutrales Inserationsorgan eben nicht neutralisierend auf die Bevölkerung wirkt.[200]

Beide Initianten waren übrigens auch die bekanntesten Leitartikler, das heisst sie waren die regelmässigen Briefschreiber «Sämi Graduus» und «Heiri Graduus», die alles Politische aus Nah und Fern unter die Lupe nahmen und in volkstümlicher Weise abwandelten. Im Kriegsjahr 1941 erhielt der Anzeiger von der Zensurbehörde gleich zwei Verweise, und Papst musste versprechen, inkünftig von «despektierlichen Äusserungen gegenüber dem Führer abzulassen und der weltpolitische Zwischenfall im kleinen Aarbiger Blättli war damals in gütlicher Weise erledigt». Der politische Griffel gehörte also durchaus zum Anzeiger, der sich nur parteipolitisch nicht engagieren wollte. Der übrige textliche Inhalt bestand weitgehend aus Einsendungen von Behörden und Vereinen, betraf Firmenanlässe, Neueröffnungen, Vor-und Rückschauen. Eigentliche politische Diskussionen wurden weniger im Lokalblatt ausgetragen. Insofern konnte dem wachsamen Leser der Anzeiger nur als Zweitzeitung dienen. Berichte von lokalen Parteiversammlungen fanden allezeit Eingang; sie sollten im gleichen Stil wie von irgendwelchen Dorfvereinen gehalten sein. Daher gab es keine Begünstigungen.

Zur Gründungsgeschichte: Im Januar 1908 begann man mit den Vorbereitungen zu einem amtlichen Inseratenblatt. Organisation und Verwaltung sollte durch eine Kommission geschehen, in der die verschiedenen Gemeindebehörden vertreten waren. Während zu Anfang mehrere Gemeinden Interesse zeigten, waren am 4. Juli 1909 bei der Delegiertenversammlung nur noch Aarburg, Murgenthal, Rothrist und Wiliberg zugegen. So konstituierte man sich als Genossenschaft, obwohl ein Anzeiger mit «solidarischer Gemeindegarantie am besten fundiert gewesen wäre». Den Initianten lag das Anzeiger-Anliegen derart am Herzen, dass man trotz Schmalspur-Beginn das Projekt nicht fallen liess. Die Hoffnung auf späteren Zuzug

[200] Zofinger Tagblatt, 20. Dezember 1909.

ermutigte die Gründer. Doch die Gemeindeversammlung von Strengelbach beschloss erst 1928, die amtlichen Inserate auch im «Allgemeinen Anzeiger» erscheinen zu lassen.



Die Druckerei Bisang in Aarburg (Druckerei Bisang).

Der Druckauftrag ging an die Aarburger Firma Christian Hofer-Meier. Nach dem Tode des Inhabers führte dessen Witwe das Unternehmen weiter. Seit 1947 druckte die Nachfolgefirma Bisang und Woodtli, später F. Bisang AG, das Blatt. Bis zum heutigen Tage gilt dasselbe Druckereigebäude in Aarburg als Heimat des regionalen Wochenblattes. Bis 1964 blieb der Anzeiger im Format ein bescheidenes Blättchen, erst zweispaltig, dann dreispaltig. Erst nach diesem Datum wechselte man zum normalen Format mit fünf Textspalten. Anfangs der 90er-Jahre umfasste eine Nummer meist 20 Seiten, wobei die Textseiten meist rechts, die Inseratenseiten links zu stehen kamen – eine Besonderheit des «Aarbiger Blättlis». In den 80er-Jahren noch meist in Schwarz gehalten, begegnet uns ein Jahrzehnt später dasselbe mit starken Blautönen, entsprechenden Fenstern und Rahmen, vor allem in den Umschlagsseiten der einzelnen Bünde. Vom 1. Oktober 1919 bis zum Kriegsjahr 1940 erschien der Anzeiger zweimal pro Woche, ab dato nur noch zum Wochenende.

In den frühen 30er-Jahren versuchten sich weitere Anzeiger im Bezirk Zofingen, einer in Brittnau, der andere im Hauptort Zofingen. Doch beide verschwanden wie sie gekommen waren; sie vermochten das Aarburger Genossenschafts-Unternehmen nicht zu gefährden. In die 104 Anteil-

scheine teilten sich 72 Genossenschafter. Der grösste Ausbau des Presseorgans erfolgte in der Zeit der Hochkonjunktur. Das Inseratengeschäft florierte und damit konnte auch der Textteil ausgebaut werden. Damals, 1964, konnte man auch die Ausweitung zum Normalformat wagen.[201] Seit 1991 wurde das Aarburger Blatt auf einer Rollen-Offsetmaschine in Langenthal gedruckt. Dadurch hatte sich auch das Erscheinungsbild verändert, obwohl noch im Hause Bisang AG gesetzt – und wie schon immer gebräuchlich – gleichzeitig eine Art Schlussredaktion der eingelaufenen Texte durchgeführt wurde. Sonst zeichnete der Verwalter der Genossenschaft für den Textteil verantwortlich. Über die Tendenz des Inhalts und des Geschäftsgebarens wachte wie seit jeher der Vorstand der Genossenschaft.

1992 machte der «Allgemeine Anzeiger» eine Standortbestimmung auf der Frontseite. Nach einem Auszug aus der Gründungsgeschichte, folgte ein detailliertes Selbstbildnis: «Der Allgemeine Anzeiger ist heute noch ähnlich strukturiert wie zu Gründungszeiten. Einer Genossenschaft obliegt die Verantwortung des Allgemeinen Anzeigers für den Bezirk Zofingen und die angrenzenden Kantone – wie die Affiche richtigerweise lautet. Die Genossenschaft tagt normalerweise einmal jährlich anlässlich der ordentlichen Generalversammlung. Ansonsten führt ein fünfköpfiger Genossenschaftsvorstand die Geschäfte. Anteilscheine des Allgemeinen Anzeigers sind sehr dünn gesät. Es wurde in den vergangenen Jahrzehnten nie eine Aufstockung des Anteilscheinkapitals beschlossen. Normalerweise bleiben die Anteilscheine in Familienbesitz, das heisst sie werden vererbt. Die Genossenschaft hat aber auch schon Anteilscheine zurückgekauft, um sie wieder in Gewerbekreisen plazieren zu können. Der Genossenschaftsvorstand konstituiert sich wie folgt: Präsident: Peter Birrer, Rothrist, Vizepräsident: Hansrudolf Muggli, Rothrist, Aktuar: Hans Ruesch, Aarburg, Kassier: Alex Locher, Aarau, Beisitzer: Hansjörg Müller, Aarburg.

Für den Allgemeinen Anzeiger vollauf verantwortlich zeichnet indessen die Verwaltung, die seit 1986 von Markus Schenk geführt wird. Mit der Wahl des neuen Verwalters wurde gleichzeitig eine neue Ära eingeläutet. Der Allgemeine Anzeiger veränderte sein Erscheinungsbild Richtung Leserfreundlichkeit, indem mehr Textbeiträge integriert wurden. Heute ist der Allgemeine Anzeiger eine Wochenzeitung, die sich jederzeit mit Konkurrenzprodukten messen kann. Zweifellos ein Pluspunkt ist die Tatsache, dass der Allgemeine Anzeiger bloss mit zwei Angestellten auskommt. Die Arbeiten sind wie folgt aufgegliedert: Geschäftsführung, Verwaltung, Inseratkundenberatung, Redaktion: Markus Schenk. Fakturierung, allgemeine Verwaltungsarbeiten: Esther Schenk. Das Verwaltungsbüro befindet sich am Rössliweg 23 in Rothrist.

---

[201] Die meisten Angaben aus Allgemeiner Anzeiger, 23. März 1984, 75-Jahr-Jubiläum.

Die Inseratenaquisition erfolgt teilweise durch die Verwaltung, teilweise über die Werbegesellschaften. Jeweil einmal monatlich lässt sich der Vorstand vom Verwalter über aktuelle Geschäftsangelegenheiten orientieren. Die Verwaltung des Allgemeinen Anzeigers arbeitet eng mit der Druckerei Bisang AG zusammen. Dort wird der Allgemeine Anzeiger auf modernsten Anlagen gesetzt. Druck und Spedition der Zeitung erfolgen dann in der Druckerei Merkur in Langenthal. Der Allgemeine Anzeiger erscheint heute in einer beglaubigten Auflage von 12 281 Exemplaren. Er gelangt jeden Freitag in alle Haushaltungen von Aarburg, Oftringen, Rothrist, Murgenthal und Vordemwald. Er ist offizielles Publikationsorgan der Gemeinden Aarburg, Oftringen und Rothrist.«


AZA 4800 Langenthal
PP 4663 Aarburg

11. November 1999/Nr. 45

Allgemeiner Anzeiger

FÜR DEN BEZIRK ZOFINGEN

Wöchentlich einmal erscheinendes, amtliches Publikationsorgan der Gemeinden Aarburg, Oftringen, Rothrist. Amtliche Publikationen der Gemeinden Brittnau, Mühlethal, Murgenthal, Strengelbach, Vordemwald, Zofingen.
Inseratenverkauf: PUWE Publi Werbe AG, Dürrbergstrasse 9, 4663 Aarburg, Telefon 062 791 12 33, Fax 062 791 12 35 • Redaktion: medienbüro ton eduard nacht ag, Telefon 062 923 08 18, Fax 062 923 14 41

Der «Allgemeine Anzeiger» für den Bezirk Zofingen in der aktuellen Aufmachung (11. November 1999).

Dass der «Allgemeine Anzeiger» 1991 nach billigeren Lösungen Ausschau halten musste und dennoch zu redaktionellen Mehrleistungen gezwungen war, ist einer neuen direkten Konkurrenz zuzuschreiben, dem «Wiggertaler», mit Sitz in Oftringen. Ein farbenprächtiges Blatt von etwa 20 Seiten wurde ebenfalls am Freitag ausgeliefert. Die Hälfte des Inhalts gehörte dem Text, der bezüglich Lokalkolorit dem des Anzeigers nicht nachstand. Da hinter dem Blatt die Zofinger-Tagblatt AG steht und das Gratisblatt auch in Zofingen gedruckt wird, handelt es sich heute um einen ähnlichen Kampf wie in der Anfangszeit 1909.

So änderte sich auf den 1. November 1998 einiges, als von der Genossenschaft die meisten Tätigkeiten nach Langenthal ausgelagert wurden. Die Redaktion war nun dem «medienbüro ton eduard nacht ag» anvertraut. Eduard Nacht persönlich verfasst heute die einleitenden aktuellen Artikel auf der Frontseite. Auch die Herstellung des Textteiles wurde dem Medienbüro in Langenthal anvertraut. Die Inseratenaquisition ging an die PUWE Publi Werbe AG, Aarburg. Damit wurde alles professionalisiert. Das Setzen des Inseratenteils hingegen verblieb im Hause Bisang AG in Aarburg.[202]

[202] Auskünfte von Martin Weiss, Bisang AG und Peter Birrer, Rothrist.

Das Erscheinungsbild ist insofern verändert, als ein moderner Schriftzug als Titel die Frontseite krönt und Anrisse auf den Inhalt und die Seitenzahl verweisen. Während die Vorderseite von Reklame umrahmt ist, behält das Blatt im Innern die Tradition bei, dass einer zehnspaltigen Inseratenseite eine fünfspaltige Textseite gegenübersteht. Wie schon zur Bisang-Zeit, als der Titel noch in Fraktur über der Zeitung stand, halten sich die Farbakzente vorwiegend in Blau, gelegentlich in Rosa. Den Fotos wird viel Raum gegeben. Politische Themen werden gerne angeschnitten, umsomehr, als Eduard Nacht auf der Titelseite eine eigene Meinung äussert und die Leserschaft zum Denken anregen möchte. Der Umfang des Blattes ist in den letzten Jahren eher geschrumpft; ein Resultat der harten Konkurrenz auf dem Anzeigenmarkt: Kantonale Organe fressen genauso wie die lokalen Gratisblätter dem traditionellen Anzeiger das Futter weg. Ob ein 12seitiges Blatt als Alternativorgan zur Zofinger Omnipräsenz im Bezirk bestehen kann, wird die Zukunft weisen.

Der Bezirk Baden

«Der Reussbote»

Als am 13. Juni 1998 das Mellinger Lokalblatt «Der Reussbote» sein 100jähriges Bestehen feierte, fand sich in der Sondernummer auf den Seiten 11 bis 19 eine kurzgefasste Zeitungsgeschichte. Die dortigen Angaben und Daten sind verbürgt und finden sich weitgehend in den wohlgeordneten Zeitungsbänden im Verlagsarchiv. Dennoch bedürfen jene Angaben, vorab zur Frühzeit des Lokalblattes, der Ergänzungen. Denn die Mellinger Szenerie kann nur vor dem parteipolitischen und personellen Hintergrund der Bezirksmetropole Baden verstanden werden. Und diese Rück-Kulisse wiederum wurde geprägt von den kantonalen Kämpfen und Intrigen. Das Erfassen des gesamten Bühnenbildes verlangt zudem eine gewisse Distanz. Der lokale Standpunkt könnte leicht die Sicht verzerren oder Missdeutungen Vorschub leisten.



Zeichnung des Druckereigebäudes des «Reussboten» aus Anlass des 100-Jahr-Jubiläums 1998 (Druckerei Nüssli).

«In den Orten Baden, Bremgarten, Lenzburg und Wohlen bestanden bereits Zeitungen. Das Mellinger Gewerbe inserierte wahllos in einer dieser Zeitungen, da keine in Mellingen dominierte.» Daher habe sich ein lokales Organ aufgedrängt. So fasste der Chronist in der Jubiläumsnummer zusam-

men, was «Das Buch der Schweizerischen Zeitungsverleger 1899–1924» über die Anfänge der Mellinger Zeitung zu berichten wusste. Diese rein geschäftliche Argumentation wirkt einleuchtend. Aber auch dem Autor der Chronik schien diese Begründung zu dürftig, wusste er doch, dass um die Jahrhundertwende die ideellen Impulse im Zeitungsgewerbe stärker waren als die ökonomischen. Er mutmasste, dass der umstrittene Kraftwerkbau in Mellingen ein eigenständiges Organ nötig gemacht hätte, da die ferneren Gazetten, des lokalen Streites überdrüssig, die Stellungsnahmen nicht mehr abdrucken wollten. Diese Angaben bezog der Autor der Zeitungsgeschichte aus dem Bericht zum 50-Jahr-Jubiläum, am 25. Juni 1948 im «Reussboten». (An diesem Tage gedachte Albert Nüssli des 50jährigen Bestehens seines Blattes. Die Mellinger Initianten für den Kraftwerkbau – Kosten: 750 000 Franken – hätten wegen eines Konkurrenzprojektes kaum mehr Zugang zur aargauischen Presse gehabt. Von aussen her sei schliesslich die Konzession hintertrieben worden. Aber das Zeitungsprojekt, Resultat dieser Auseinandersetzung, hätte die Zeiten überdauert.)

War dies die eigentliche Ursache oder bloss der Auslöser? Schon in der zweiten Nummer 1898 fuhr der «Reussbote» in der Rubrik «In eigener Sache» mit schwerem Geschütz auf. Er klagte über die grosse Kritik, über Professionsschimpfer und personifizierter Konkurrenzneid.[203] Dahinter steckte aber kein lokales Anliegen, sondern der Badener Zeitungskrieg zwischen Wanner und Jäger, respektive zwischen «Badener Tagblatt» und «Schweizer Freie Presse». Im Aargau wirkte sich damals der Streit zwischen den freisinnigen Blättern allerorten aus – Liberale gegen Demokraten – und war heftiger als zwischen den traditionellen Widersachern, der katholisch-konservativen Partei und der freisinnigen Grossfamilie. In Baden standen sich vor der Jahrhundertwende Wanner- und Jägerpresse nicht nur lokalpolitisch gegenüber; auch im Bezirk, in der Landschaft wollte Jäger mit seinem Wochenblatt «Aargauische Bauernzeitung», einer Kurzfassung seiner Tageszeitung, verhindern, dass das fortschrittliche Landvolk am Rohrdorferberg die dreimal wöchentliche Zusammenfassung des «Badener Tagblattes», geheissen «Das freie Wort», konsumierte und damit ins liberale statt ins demokratische Fahrwasser geriet. Und Nationalrat Jäger kämpfte damals ums politische Ueberleben. Dass gerade Otto Wanner (sen.) 1898 darum angegangen wurde, in Mellingen eine Druckerei und eine Zeitung zu begründen, ist daher kaum ein Zufall. Die Anfrage – wäre sie tatsächlich erfolgt – könnte durchaus inszeniert worden sein, um dem Wirken des «linken» Bauernführers Jäger entgegenzutreten. 1901 wurde Jäger, den Aktionen des BT zum Trotz, knapp wiedergewählt, 1905 aber, ebenso knapp, in die Wüste geschickt. Damals verwandelte Jäger seine «Bauernzeitung» in den «Reusstaler» um und zog damit seine Kurzfassung der «Freien Presse»

[203] Reussbote, 8. Juni 1898.

als Lokalblatt, statt wie bisher als Standesblatt auf. Am Inhalt änderte sich darob kaum etwas. Mellingen als Erscheinungsort war bloss fingiert, die lokalen Korrespondenzen flossen mehr als spärlich und ebenso die lokalen Inserate. Es galt lediglich, dem selbständig gewordenen Organ in Mellingen, das sich überparteilich gab, dem «Reussboten», ein ähnlich betiteltes politisches Konkurrenzblatt entgegenzustellen.

Ein Komitee unter Führung von Fabrikant Hermann Rohr (Kartonagefabrik) und Ernst Busslinger (Elektrogeschäft) veranlassten also im Juni 1898 Otto Wanner (sen.) zur Einrichtung einer kleinen Druckerei im obern Boden des Gemeindehauses. «Dort war bis 1897 die Schule untergebracht, die in das neue Schulhaus an der Bahnhofstrasse gewechselt hatte. Verleger Wanner schickte seinen Angestellten Schmid nach Mellingen, der sich als Redaktor, Setzer und Drucker betätigte. Das halbwöchentlich erscheinende Blättchen von vier Seiten Umfang erklärte sich politisch neutral.»[204]

Das liberale «Badener Tagblatt» hatte damals weniger Mühe mit der katholisch-konservativen Presse als mit dem feindlichen Bruder. Die seit 1893 offiziell unierte freisinnig-demokratische Partei blieb personell und pressemässig gespalten. Daher konnte Wanner einer Verselbständigung der Mellinger Druckerei unter dem ehemaligen Mitarbeiter Albert Rymann-Bitterli durchaus zustimmen, auch wenn über die Mitarbeit von Stadtpfarrer Karl Ab Egg die Zeitung in den Einflussbereich der katholisch-konservativen Partei zu geraten drohte. Jäger reagierte darauf ganz anders. In der «Freien Presse» vom 3. Januar 1906 stand: «Das politische Amphibium, genannt Reussbote, ein Blatt in Mellingen, das nach berühmten Mustern, freisinnig-liberal-ultramontan-sozialistisch ist», lobe sogar die katholische Volksmission, sofern sie im näheren Umkreis stattfinde.[205] Obwohl mit diesen Worten genau das Programm eines wahren Lokalblattes skizziert wurde, war diese Bemerkung nur höhnisch und verächtlich gemeint. Das «Badener Tagblatt» hingegen klopfte schon 1902 dem Junior aus Mellingen kollegial auf die Schulter: «Der Reussbote widerlegt prompt die Behauptung, er segle jetzt im ultramontanen Fahrwasser. Vor allen ist er der Freien Presse die Antwort nicht schuldig geblieben.»[206] Damit erweist sich das spätere Duell «Reussbote-Reusstaler» als Fortsetzung des Badener Zeitungskrieges; 1900–1902 zog sich nämlich die sogenannte Brieffälscher-Affäre durch alle Instanzen der Gerichte bis nach Lausanne hin, und Jäger stand kurz vor der Begründung der eigenen «Rheinkreispartei». Was schon in Baden zur Zerreissprobe führte, war in den engen Verhältnissen von Mellingen und Umgebung zeitungsmörderisch. Als 1907 Jäger ein Comback in den Nationalrat versuchte, im Trubel der Verhältnisse der Konservative

[204] RB, 100 Jahre, Juni 1998, S. 11.
[205] Siehe den Abschnitt: Stadtamman Jäger und seine Zeitung, S. 15.
[206] Badener Tagblatt, 6. September 1902.

Dr. Wyrsch gewählt wurde, war sowieso Feuer im Dach. Dass der «Reussbote» in aufälliger Weise für den Letzteren eingetreten war, machte das Leben dieses Blattes nicht süsser. Am 7. Dezember 1911 verabschiedete sich Rymann. Seinem Nachfolger Ernst Schibli-Seiler gehörte das Unternehmen nur zwei Jahre. Dies lässt kaum guten Geschäftsgang erahnen. Schon an Weihnachten 1913 machte er dem früheren Rymann-Lehrling Albert Nüssli, der damals in Rom arbeitete, das Angebot, die Druckerei mit Zeitung zu übernehmen.

Der «Reussbote» wollte schon in seiner ersten Nummer Lokalblatt, und nur Lokalblatt sein, «aus der Gegend für die Gegend», ein «Anzeigeblatt für unsere Talschaft, ein Sprechsaal, in welchem die volkswirtschaftlichen Fragen unserer Gegend eingehend erörtert werden».[207] Das Publikationsorgan der Gemeinden Mellingen, Büblikon, Wohlenschwil, Tägerig, Mägenwil, Birrhard, Stetten, Remetschwil, Busslingen, Niederrohrdorf, Oberrohrdorf, Bellikon, Fislisbach, Rütihof, Künten, Nesselnbach, dankte den «gemeinnützigen Männern, welche unser Unternehmen in so tatkräftiger Weise fördern halfen». Die wahren Besitzverhältnisse wurden wohlweislich verschwiegen. Selbst zu den Jahresschlüssen 1898–1902 lautete die Unterschrift «Buchdruckerei Mellingen», ohne weitere Angabe. Die Aufzählung der bedienten Gemeinden umfasste alle Gebiete des Bezirkes, die nicht zum eigentlichen Einflussgebiet des BT gehörten, und durchbrach sogar die Bezirksgrenze. Das dreispaltige Blatt berichtete zuerst über die Schweiz, dann nur noch am Rande über das Ausland. Die Rubriken «Aus dem Aargau» und «Aus dem Reussgebiet» dominierten den Inlandteil. Die Annoncen, vorab aus der Region, umfassten in der Regel mehr als einen Viertel der vierseitigen Nummer. «Unter dem Strich» fand sich in üblicher Weise ein Fortsetzungsroman. Die offiziell erwähnten Erscheinungstage hiessen Dienstag und Freitag. In Wirklichkeit erhielten die Abonnenten ihr Blatt am Mittwoch und Samstag.

Am 14. Januar 1903 wurde erstmals «Druck und Verlag der Buchdruckerei A. Rymann» eingerückt und damit die Verselbständigung des Unternehmens zum Jahreswechsel dokumentiert. Dass das Überleben an dieser Stelle nicht selbstverständlich war, zeigen verschiedene Bemerkungen des Kleinverlegers. So fand er am 6. März 1907 den Antrag des Fabrikanten Haller an der Gemeindeversammlung, die amtlichen Publikationsorgane «Reussbote» und «Reusstaler» hätten die Gemeindeerlasse unentgeltlich zu publizieren, als unerhört. Das Argument, die Stadt Zürich täte desgleichen, sei lächerlich. Bei 900 Einwohner in Mellingen ginge es einem Landblatt bei solchen Ausfällen ums Überleben. Und als Rymann am 8. Dezember 1911 von seiner Leserschaft Abschied nahm, dankte er auch seinen Gegnern, die ihm nützten, «ohne dass sie es wollten». «Ich nenne nur die drei Konkur-

[207] RB, 4. Juni 1898.

renzklippen Baden-Mellingen-Bremgarten, die ich mit meinem gebrechlichen Schifflein zu umschiffen hatte. Die Klippen sind gebrochen und mein Fahrzeug fuhr sicher daran vorüber.» Er wolle sich nun in ein ruhigeres Leben zurückziehen. Und er rufe seinem Nachfolger zu: «Möge bei ihm der erste Band der Leiden und Freuden eines Zeitungsverlegers kleiner und der zweite etwas grösser werden, als es bei mir der Fall war.»

Der Hauptgrund für den Rückzug Rymanns aus der Öffentlichkeit war der «Fall Fischli». Am 31. Januar 1906 wurde gemeldet, dass an die Bezirksschule Mellingen als Hilfslehrer Herr Fischli aus Staretschwil gewählt worden sei. «Demselben würden noch verschiedene Verwaltungen übertragen.»[208] Zu diesen Tätigkeiten gehörte auch die Finanzverwaltung der Gemeinde. Sofort begann Fischli mit einer regen öffentlichen Tätigkeit. Der Präsident der Schulpflege Staretschwil dankte Mellingen in einem Artikel im «Reussboten» dafür, dass man dem früheren Wirkungsorte diese Person abgenommen habe. Dieser «Anrempler» und «Vereinsgründer» werde nun anderswo sein Unwesen treiben. Tatsächlich stiftete dieser in Mellingen sofort Unfrieden, indem er einen neuen, nämlich nicht mit der Kirche verbandelten, gemischten Chor begründete und dirigierte. Auch unter der Lehrerschaft der Bezirksschule herrschte nicht eitel Eintracht. Rymann und der «Reussbote» kamen rasch ins Visier von Fischli. Die Klagen über die Kosten für amtliche Publikationen hatten bei ihm ihren Ursprung. Und weil er Rymann schaden wollte, verband er sich mit dem Drucker Frauenfelder in Bremgarten, versorgte das neugeschaffene Inseratenblatt «Bremgarter Anzeiger» («Freiämter Anzeiger») mit Mellinger Text und liess diesen im mittleren Reusstal streuen. Damit wurde der «Reussbote» von Baden (Jäger) und Bremgarten aus in die Zange genommen. Fischli und Rymann giftelten 1909 einander über ihre Blätter an, wobei der erstere mit seiner Bildung und der Auflagezahl mächtig auftrumpfte. Rymann bezeichnete das neue Konkurrenzblatt als «höchstes Produkt der Dummheit» und des «Grössewahns».[209] Fischli düpiere mit der vermeindlich hohen Auflage die Inserenten. Im Raume Mellingen würden höchstens um 1000 Exemplare abgesetzt.[210] «Rund, alles das von einem Anzeiger für Kunst und Wissenschaft, Handel und Verkehr, mit Genossenschaftsrat und ca. 10 000 Abonnenten!!», meinte der «Reussbote» höhnisch. Für ihn sei schweigen besser. Fischli trumpfte gar mit einer 15 000er Auflage auf und erhob ein «Mordsgeschrei», als Rymann einen Artikel mit dem Titel verfasste: «Schätzet die einheimische Industrie.» Rymann konterte immer mit scharfen Angriffen. «Die äusserst frechen, schmutzigen Äusserungen unseres Herrn Kassaverwalters August Fischli im letzten Anzeiger von Bremgarten werde ich gerichtlich einklagen und seine Leistungen und Nichtleistungen werden in

[208] RB, 100 Jahre, Juni 1998, S. 11.
[209] Rb, 25. August 1909.
[210] RB, 1. September 1909.

nächster Nummer gebührend illustriert, damit unsere Gemeinde auch einmal weiss, warum sie solche Angestellten besoldet.»[211]

Die vielen Andeutungen Rymans endeten mit dem Aufdecken einer skandalösen Amtsführung des Verwalters.[212] Die Einwohnergemeinde konnte die Verwaltungsrechnung erst im November 1910 abnehmen; und «der Grund dieser Verschleppung waren einzig die Veruntreuungen des früheren Verwalters Fischli».[213] In einem blauen Flugblatt, gedruckt bei Rymann, wurde der Gemeinderat beschuldigt, Fischli allzulange gedeckt zu haben. Der Streit, wer nun Verfasser dieses Textes war, konnte nicht geklärt werden; eindeutig war nur, dass zwischen Behörden und Rymann zuviel Porzellan zerschlagen worden war, als dass das offizielle Publikationsorgan «Reussbote» dies hätte ertragen können. Obwohl Fischli in Haft kam und dementsprechend auch der Anzeiger verschwand, musste Rymann, respektive seine Bürgen, nach einem unbelasteten Verleger Umschau halten. Und so geschah es. Gleichzeitig mit der Übergabe an Ernst Schibli-Seiler zügelte die Firma an die Kirchgasse Nr. 35 (Eckhaus, grosse und kleine Kirchgasse), und eine einmalige Propaganda-Auflage von etwa 2500 Exemplaren sollte dem Blatt unter neuer Leitung den Weg bahnen. Nach eigenen Angaben erfolgte die Auslieferung in Zukunft je am Mittwoch- und Samstagmorgen, den eigentlichen Erscheinungstagen, wobei die Wochenendnummer von der illustrierten Unterhaltungsbeilage begleitet war.

1914, am 7. April, war es dann Albert Nüssli, der mit «Grüss Gott!» seine Leserschaft willkommen hiess. Er hatte das Geschäft käuflich erworben. Aber erst am 11. April verabschiedete sich Schibli auf dem Inseratenweg von seinen Lesern. Irgend etwas scheint bei der Übergabe schief gelaufen zu sein. Am gleichen 11. April bedauerten zwei Einsender das Abtreten von Schibli; eine einzige Lobrede auf einen verschwiegenen Redaktor, was heutzutage eine Seltenheit sei. Welche Querelen lagen diesen Andeutungen wohl zugrunde? Der Zeitungstext bietet keine Hilfe, das Rätsel zu lösen.

Dann folgte unmittelbar der Weltkrieg. Kein Lokalblatt konnte der Versuchung widerstehen, den Auslandteil auszudehnen. Auch wenn der «Reussbote» später nur selten Meldungen mit dem Agenturzeichen versah, machte Albert Nüssli zum Kriegsbeginn eine kurze Einführung in diese verschlüsselte Welt, um dem Leser den Weg zum Erkennen der Parteilichkeit der Angaben zu liefern. Wie überall im Aargau wurde auch der «Reussbote» durch die Verzahnung von innenpolitischen Massnahmen mit dem Kriegsgeschehen dazu verführt, den Leser möglichst allseitig zu informieren und damit zweimal die Woche schlechte Tageszeitung zu spielen. Der Weg zurück nach dem Kriege wird beschwerlich sein. Blätter, die ihn nicht fanden, verstrickten sich in einen unsinnigen Konkurrenzkampf mit den

[211] RB, 6. Oktober 1909.
[212] Z. B. RB, 9. Oktober 1909.
[213] RB, 5. November 1910.

grossen Tagblättern des Kantons. Die Zwischenkriegszeit und der Zweite Weltkrieg brachten meist keine Wende. Die Hochkonjunktur nach 1945 verlängerte zwar das Leben der Schmalspur-Allerweltsblätter über eine gute Inseratenbilanz. Aber diese Schlacht konnte letztlich nur mit dem Fallit oder einer Fusion enden. Nur die gegenteilige Entwicklung, hin zum intimen Nachbarschafts-Anzeiger und Lokal-Berichterstatter, sicherte den Kleinblättern das Überleben. Dass dieser Weg vom «Reussboten» – zwar spät, aber noch zeitig – eingeschlagen wurde, hat ihm ermöglicht, in neuer Frische den hundertsten Geburtstag zu feiern.

Albert Nüssli, der in Mellingen aufgewachsen war und bei Rymann und in Bremgarten (Buchdruckerei Frauenfelder) die Schriftsetzerlehre gemacht hatte, kannte die politische Struktur der Gegend und liess sich nicht auf ein parteiliches Geleise schieben. 1914 war die Neutralität eines Blattes noch höchst suspekt. Als Nüssli diesen Weg beschritt, «wurde von den Kanzeln der Umgebung herab der Reussbote als nicht katholische Zeitung taxiert» – und angeprangert.[214] Während des Ersten Weltkrieges war der junge Betriebsinhaber längere Zeit im Grenzdienst; die Gattin Ida Nüssli-Stutz und der Lehrling August Seiler (Wohlenschwil) besorgten den Satz und den Druck der Zeitung, «während wohlgesinnte Leute die Redaktion übernahmen».[215] Pfarrer Ab Egg konnte es nicht mehr gewesen sein; er hatte Mellingen schon 1913 Richtung Frick verlassen. Dennoch blieb das Odium eines verkappten KK-Blattes am «Reussboten» hängen. Dies mag dem Jäger'schen «Reusstaler» noch eine Galgenfrist gelassen haben. Schon vor dem Ersten Weltkrieg hatten sich Wanner und Jäger in Baden wieder versöhnt. Mit der Abspaltung der Bauernpartei von den Freisinnigen standen die Jäger-Blätter 1919 im politischen Niemandsland. 1910 hatte Stadtammann Jäger den Betrieb an seinen Sohn Manfred übertragen, doch seine Beiträge bestimmten noch immer die Richtung der Familien-Presse: einen immer sanfter werdenden, staatstreuen Freisinn. 1917 wurde der «Reusstaler» aufgegeben, also schon sechs Jahre bevor das Unternehmen 1923 aus wirtschaftlichen Gründen verkauft werden musste. Damit stand der Firma Nüssli im engen Umkreis kein Hindernis mehr im Wege. 1924 stieg der Verlag vom zweimaligen auf's dreimalige Erscheinen um. Der Montag wurde zum zusätzlichen Lesetag.

Die kleinen Blätter, die auf die Agentur «Schweizer Mittelpresse» abonniert waren, mussten deren kommentierende Texte in den 30er-Jahren sorgfältig auswählen; die Deutschlastigkeit dieses Artikeldienstes nach dem Ersten Weltkrieg verleitete dazu, auch die schweizerische Innenpolitik mit denselben Massstäben zu messen, wie das Parteienschlamassel in der Weimarer Republik. Und schnell vermutet der Voreilige eine gewisse Front-

[214] RB, 100 Jahre, S. 17.
[215] RB, 100 Jahre, S. 15.

Nähe! Es gilt daher vorsichtig zu analysieren. Die Machtübernahme Hitlers in Deutschland im Januar 1933 kam für Nüssli «unerwartet», nachdem die «alles oder nichts»-Parole in seinen Reihen massgebend war. Nun seien aber wichtige Ministerien in andern Händen. «Darum ist im In- und Ausland die Aufregung über Hitlers Kanzlerschaft gar nicht so gross, wie man hätte erwarten können.» Der man ist wohl Nüssli persönlich, zeigte er doch in seiner Ausdrucksweise, dass er dem braunen Spuk wenig abgewinnen konnte. Ausdrücke wie «braune Gilde», «Abschaum von Zeitungsschmierern», «Braunschmock», distanzierten ihn sofort von den neuen Machthabern.[216] Nach den Neuwahlen wurde – seiner Ansicht nach – der «Geist von Weimar» verabschiedet. «Das neue Parlament – wenn es diese Bezeichnung überhaupt verdient»[217] – erfährt keine Anerkennung durch die Redaktion, weder zu Anfang, noch in der Folge. «Die dortige Abenteurerpolitik wird ihre Früchte bald genug reifen. Ging es erst gegen die Marxisten und Juden, so geht es jetzt gegen die Katholiken.»[218]

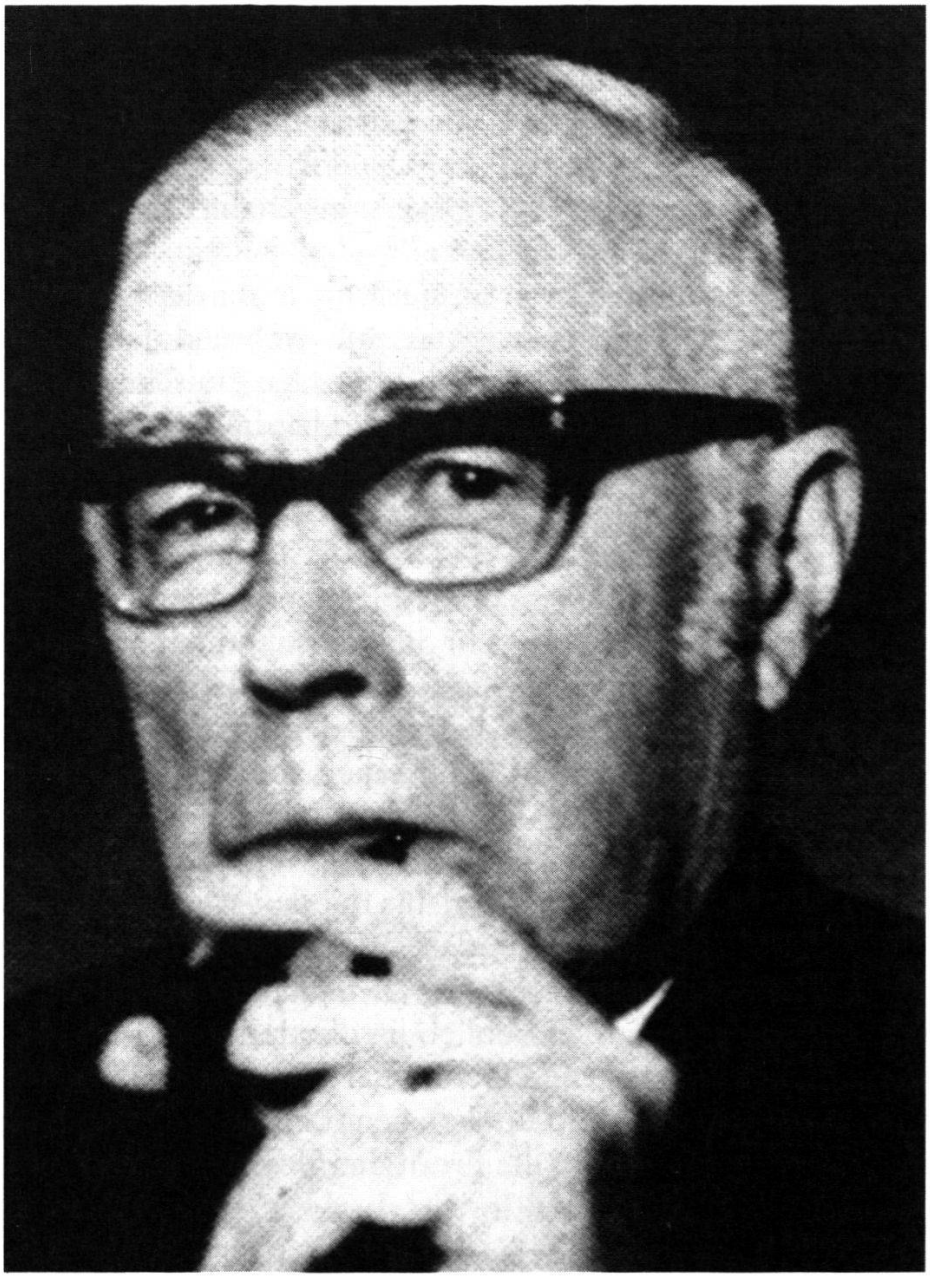
Die Leitartikel stammten zwar zumeist nicht aus der eigenen Feder des Verlegers. Das «Helvetikanische» stammte während Jahren von einem Ingenieur namens Herzog aus Zürich; das «Aargauische» war das Werk eines Mellinger Lehrers, der sich leider allzu häufig des «Zofinger Tagblattes» als Quelle bediente. Die Darstellungen im Auslandbereich hingegen stammten meist aus der Mittelpresse der späteren spk, und wurden von Nüssli sorgfältig ausgewählt.[219]

Im Mai 1933, als sich im Aargau die Frontenbewegung besonders aktiv zeigte, war auch der «Reussbote» zur Stellungsnahme gefordert. Dass politische Ungerechtigkeiten und die Spesenreiterei von den historischen Parteien betrieben oder geduldet werden, gebe den Fronten Anlass zu berechtigter Kritik, war seine Meinung. Schliesslich wüchsen deren Mitglieder ja aus den bürgerlichen Parteien heraus.[220] «Wollt ihr die neuentstehenden Parteien wirksam bekämpfen, dann beseitigt einmal des Wurzels Übel, macht es mit den Vettern, wie es Christus mit den Wechslern gemacht hat.» «Wo Mangel ist, wird Lärm erzeugt!»[221] Was kritisiert wird, ist weitgehend berechtigt, meinte also der «Reussbote», der auch über die Kundgebung der Fronten in Brugg am 31. Mai sachlich im Textteil rapportierte. «Unbeirrt durch das ringsum aufsteigende Getümmel schreitet der Reussbote seinen Weg, frei von jedem Parteidiktat.» Er «kennt nur eine Front: die Front der Wahrhaftigkeit, der Wahrheit, die Front der Gesamtheit».[222]

---

[216] Rb, 8. Februar 1933.
[217] RB, 10. März 1933.
[218] RB, 19. Juni 1933.
[219] Auskünfte von Adolf Nüssli.
[220] RB, 22. Mai 1933.
[221] RB, 24. Mai 1933.
[222] RB, 21. Juni 1933.

Ausführlich beschäftigte sich das Lokalblatt auch mit den Spannungen zwischen «Bund für Volk und Heimat» und der «Aargauischen Vaterländischen Vereinigung». Die AVV müsse unbedingt an ihren Vorbehalten (keinen Kampf gegen Juden und Freimaurer) festhalten, ansonsten gerate diese Organisation in ein gefährliches Fahrwasser. Mit Befriedigung wurde die Nichtaufnahme des AVV in den «Bund für Volk und Heimat» zu Kenntnis genommen, genauso wie der Austritt Dr. Eugen Birchers aus der Obmannschaft dieses Dachverbandes.



Nüssli, als Kleinunternehmer, versteckte nicht, dass er dem Kampf gegen Warenhäuser und Einheitspreisgeschäfte der Erneuerer Sympathie entgegenbrachte. Er wünschte, dass der Bund gegen diese Entwicklung einschreite, um die Detailgeschäfte zu schützen. Aber er missbilligte die

Methoden, die im nördlichen Nachbarlande angewandt wurden, judenfeindliche Parolen und Boykotte. «Vieles, was drüben geschieht, ist bei uns undenkbar.» Die «Formen sollen würdige schweizerische bleiben». «Mit Schlagworten erneuert man nicht.» Überhaupt fand er die «nationale Erneuerung» unnötig; die «nationale Erstarkung» sei gefragt. Es gelte, die Schweiz so zu erhalten, wie sie ist.[223] Es erstaunt daher nicht, dass nach einem Vortrag von Prof. Dr. Lorenz aus Fribourg in Baden («Das Aufgebot»), die korporative Wirtschaft zum Thema wurde.[224] Es gelte, den



Albert (links) und Adolf Nüssli, die Verleger des «Reussboten» (Druckerei Nüssli).

[223] RB, 4. Oktober 1933.
[224] RB, 7. Dezember 1933.

schweizerischen Parteien ins Gewissen zu reden. Das korporative System habe der notleidenden Bauernschaft bei uns tatsächlich weitergeholfen. Warum nicht auch bei andern Wirtschaftszweigen? «Daher, ihr Freisinnige: verwerft die Korporationsidee nicht unbedacht.» Hier stand Nüssli selber durchaus in der Nähe der damaligen KK-Wirtschaftspolitik.

Albert Nüssli war als Berichterstatter für seine Zeitung auch bei der Grossveranstaltung der Nationalen Front 1933 in der Linde von Baden mit dabei. Ab dato wurde der Verleger laufend mit Propagandamaterial und Einladungen eingedeckt. Das war von Vorteil und gleichzeitig genierend. Einmal sei gar ein Propagandist zu ihm ins Haus gekommen, um ihn anzuwerben. Er habe ihn höflich abgewiesen. Da die Anklänge des Fronten-Gebarens an die Auftritte in Hitler-Deutschland hierzulande ein Dauerthema waren, wollte er einer Einladung an die Küssaburg-Tagung im Badensischen Folge leisten, um über das Tun und Reden der Schweizer draussen im Reich zu rapportieren. Er reiste wohl nach Zurzach; angesichts der Rheinbrücke und des andern Ufers verliess ihn aber der Mut. Eingedenk der Bemerkungen, die er in seinem Blatt schon gemacht oder zugelassen hatte, fürchtete er, drüben verhaftete zu werden und kehrte wieder um. So der Bericht des Vaters an seinen Sohn.[225] Die Jahresbilanz am 30. Dezember 1938 war trist und ernüchternd: Trotz München gingen die Hetzereien gegen die Tschechoslowakei weiter und der Rassenwahn überborde mehr und mehr. «Der Hauptschlag gegen die christliche Kirche wird erst kommen.» Ist es hier ein Pfarrer oder Verleger Nüssli, der Rückschau hält? Die religiöse Sorge rückte in dieser Zeit auffällig häufig ins Zentrum der Texte. So oder so, die dumpfe Vorahnung, dass Krieg in der Luft lag, beherrschte die Spalten und leitete über zu den zensurgeprägten Kriegsjahren.

Kurz nach dem Jubeljahr des «Reussboten« 1948 erwuchs diesem eine örtliche Konkurrenz durch den «Geschäfts-Anzeiger», der 1949/50 von Ernst Welde herausgegeben wurde. Dieser, ein ehemaliger Lehrling von Albert Nüssli, hatte im Städtchen an der grossen Kirchgasse einen eigenen Betrieb installiert und versuchte seinen ehemaligen Meister auszustechen. Er war im öffentlichen Leben sehr aktiv und 1949 Präsident der Gewerbe-Ausstellung. Sein Freund, der Drogist Ernst Busslinger, regte an, einen «Geschäfts-Anzeiger» zu begründen und akquirierte in seinen Kreisen Inserate für den Neuling. Der Impuls war ein rein geschäftlicher und hatte keine politischen Hintergründe. Anfänglich wurde die Zeitung gratis zugestellt, dann aber musste doch ein Abonnementspreis bezahlt werden. Damals wurde den Inseraten auch etwas redigierter Text aus dem Lokalbereich beigefügt. Ein Exemplar dieser Zeitung ist leider heute nicht mehr aufzutreiben. Wir finden nur in der Sondernummer zur Gewerbe- und Weihnachtsausstellung 1949 ein Inserat, das auf dieses Blatt aufmerksam machte.

[225] Erzählt von Adolf Nüssli, seinem Sohn.

Das Blatt kam nur einmal wöchentlich heraus und war schon nach zwei Jahrgängen am Ende. Die Geschäftsdruckerei ohne Zeitung wurde noch vor dem drohenden Konkurs verkauft. Sie hatte auch nachher einen schweren Stand und es wechselten dauernd die Inhaber. Der kurze Atem des Zeitungsunternehmens wäre gleichzeitig der Beweis, dass gegen den «Reussboten» damals kein Kraut gewachsen war.

Die Entwicklungsmöglichkeiten des Mellinger Lokalblattes waren dennoch beschränkt. Von 1948 bis 1973 steigerte sich die Auflage des «Reussboten» nur von 2450 auf 3012 Abonnenten. Das war bescheiden, angesichts der damaligen Bevölkerungszunahme. Noch 1956 glaubte man in Mellingen, ohne Leitartikel sei keine Zeitung glaubwürdig. Eidgenossenschaft, Aargau und Ausland gaben sich in der Stoffülle etwa gleichwertig. Erst die klare Einsicht, dass ein kleines Lokalblatt nur als Zweitzeitung existieren kann, gab dem Unternehmen neuen Elan. Jene Nische, die selbst gesplitete Tageszeitungen nicht abzudecken vermögen, das bleibt der Verkaufsschlager des Lokalblattes: der vielgelesene und nie versiegende Chäs, das Wissen um das Nächstliegende, mit vollem Namen der Schauplätze und der Täter. In diesem Sinne, das heisst Chäs nur positiv verstanden, erfolgte der Ausbau der Redaktion unter Adolf Nüssli. Als dieser 1968 erstmals den Untertitel Lokalblatt setzte, wurde er noch vom Vater gerügt, man mache sich doch nicht selber kleiner als man sei. Doch der junge Inhaber seit 1962 begann unmerklich und sachte den Text umzubauen: 1971 zog er die Konsequenzen aus seinem angedeuteten Konzept und stellte in der Reihenfolge die Rubrik Aargau an die Spitze. Ab 1972 stand dann das Lokale am Anfang. 1975 waren bereits die Gewichte ganz ungleich verteilt: die lokalen und ostaargauischen Nachrichten hatten die Eidgenossenschaft, die Kantone und das Ausland an den Rand gedrängt. Entsprechend wurde das Korrespondetennetz ausgebaut. Die heutigen Auflagenzahlen beweisen, dass die jetzigen Inhaber den richtigen Weg gewählt hatten. Bereits ist die dritte Generation am Werk. Dieter Nüssli, für den Bereich Drucksachen, Benedikt Nüssli, für die Zeitung verantwortlich, sind Fachleute, die Anlage und Konzeption auf dem neuesten Stand halten. Die Firma hat sich 1991 in eine Aktiengesellschaft verwandelt, mit Vater Adolf Nüssli als Verwaltungsratspräsident. Die Gratulationen in der Jubiläumsnummer lassen keinen Zweifel durchschimmern, dass der «Reussbote» Bestand haben wird.

Schon 1976 nennt sich das Blatt stolz «Lokalblatt für die Bezirke Baden, Bremgarten, Brugg und Lenzburg» und weist auf 3215 Abonnenten hin, was bedeutend mehr aussagt, als die blosse Auflagenzahl. Wenn eine Zeitung dreimal wöchentlich erscheinen muss, wie dies der «Reussbote» seit 1924 tat, so war die technische Ausstattung des Betriebes Voraussetzung dazu. Schon 1919 hatte Albert Nüssli eine grössere Liegenschaft an der Bahnhofstrasse, einst Nr. 37, dann 193, für 22 000 Franken gekauft und die auf der Nordseite befindliche Scheune für die Druckerei umgebaut. Erwei-

terungen 1926, 1935 und 1990/91 erhöhten die Leistungsfähigkeit des Betriebes sowohl für die Akzidenzdruckerei, als auch für die rasche Produktion der Zeitung in beachtlicher Auflage.[226]

«Badener Anzeiger» (1912–1973)

Die Druckerei Josef Leonz Umbricht am Theaterplatz in Baden beschäftigte sich bis 1912 nicht mit dem Zeitungswesen. Im Zuge der Mode, reine Inserationsorgane gratis in alle Haushaltungen einer Region auszuliefern, entschloss sich auch Umbricht, der politischen Meinungspresse in Baden, damals noch drei Tageszeitungen, etwas vom Inseratengeschäft abzuzwacken und in sein Wochenblatt «Badener Anzeiger» umzuleiten. 1924 übernahm dessen Sohn, Fritz Umbricht, das Geschäft. Auch unter seiner Leitung blieb der Anzeiger reines Inserationsorgan und hatte nur insofern für das Badener Pressewesen Bedeutung, als die dritte Tageszeitung damals als Regionalblatt ausfiel («Schweizer Freie Presse»), weil die wirtschaftliche Basis fehlte. Hatte der Anzeiger dazu beigetragen? Auch unter dem Nachfolger Umbrichts, Adolf Köpfli, behielt der Anzeiger dasselbe Gesicht. 1959 wurden wöchentlich 11 727 Exemplare expediert. Erst am 26. August 1960 fand auch Köpfli, genauso wie andere Verleger von Gratis-Anzeigern im Aargau, dass die Aufmerksamkeit der Leser durch redigierte Texte erhöht und damit auch die Attraktivität für die Inserenten gesteigert werden könnte.

«Der Barrierenwärter meint», versehen mit einem Cliché-Bild beim Titel, sollte als Gefäss «der freien Meinungsäusserung allen Lesern» offen stehen. «Unsere Beiträge sollen konstruktiver Natur sein. Sie sollen mithelfen, gute Taten zu rühmen, gute Ideen zu verbreiten, kleine und grosse Missstände aufzudecken und zu verbessern suchen.» Und in der folgenden Nummer präzisiert Köpfli seine Absicht und dankt für das grosse Echo, das seine Idee hervorgerufen hat. «Nun, der Badener Anzeiger will keine Zeitung werden.» Was bezweckt sei: die Spalte sollte «ein kleines Sprachrohr der freien Meinungsäusserung sein». Dabei wollen wir thematisch «zuhause bleiben und unsere eigenen Probleme behandeln». Offenbar waren Anregungen und Zusendungen eingegangen, die den vorgesehenen Rahmen bei weitem zu sprengen drohten.[227]

Die Beiträge präsentierten und formulierten in der Folge zumeist Menschliches und Allzumenschliches, was aber gelegentlich doch brisant und politisch werden konnte. Anfänglich variierten nicht nur Stil und Inhalt, sondern auch der Umfang der Rubrik beträchtlich. Dann aber be-

[226] Alle Angaben aus RB, 100 Jahre, Juni 1998.
[227] Badener Anzeiger, 26. August 1960.

gannen sich die Aufsätze zu ähneln, und wir dürfen annehmen, dass ein einziger Verfasser dahinter stand. Die Zufälligkeiten einer offenen Spalte bereiteten dem Verleger allzu grosse Spannungen und Sorgen, was auch verständlich erscheint.

Vor der Verkehrsanierung waren die Barrierenwärter an der Mellinger- und Bruggerstrasse die Schleusenwärter der Badener Verkehrsströme; die gesamte Einwohnerschaft defilierte täglich vor ihren Augen; sie waren dauernd auf Beobachtungsposten. Die Figur war daher gut gewählt. Am 31. Dezember 1963, das heisst nach Abschluss der Verkehrssanierung und dem Verschwinden der Niveauübergänge, nannte sich die Rubrik des wöchentlichen Mahners und Kritikers: «Der pensionierte Barrierenwärter meint». Sein Markenzeichen: die Brissago im Mund! Das Entsetzen lässt ihn das Rauchen vergessen und die Teuerung oder die überrissenen Kosten eines Projektes massen sich in der Anzahl von Brissago-Schachteln.

Am 29. März 1968 erschien der Anzeiger im neuen Kleid. Statt 12 600 wurden nun 35 000 Exemplare ausgeliefert. Die rote Farbe im Titel und gelegentlich im Text- oder Inseratenteil peppten das Blatt mächtig auf. Die ganze alte Grafschaft Baden wurde nun bedient. «Der pensionierte Barrierenwärter» füllte auf der Frontseite eine ganze Spalte. Im Innern des Blattes wurden über drei Seiten hinweg je die äusserste Spalte für redigierte Hinweise und Vorschauen reserviert. Feste Gefässe wie «Frauen-Ecke», «Wo isch öppis los?», «Humor», «Film-Ecke», «Sport», «Hello Platten-Fans», «Vereinsanlässe», erschienen in unregelmässiger Folge immer wieder. Damit hatte sich der Begriff Anzeiger stark ausgeweitet und korrespondierte zum Teil mit dem Kunden-Service, der seit 1967 vom «Aargauer Kurier» im ganzen Kanton geleistet wurde. Diese Konkurrenz galt es wohl auszustechen. Auch die letzte halbe Seite «Aus alter Zeit» war dem Feuilleton gewidmet; einmal war es ein Sittenbild von früher, in Form einer Novelle, einmal etwas Historisches aus der Region: immer übernommen aus einer älteren oder neueren Publikation.

Obwohl 1969 bei den Regierungs- und Grossratswahlen den politischen Inseraten viel Raum zukam, erschienen doch fast nie redigierte Stellungnahmen. Man gab sich neutral. Mit einer Ausnahme: Professor Süsstrunk als Kandidat für den Regierungsrat erhielt am 17. Januar 1969 eine Würdigung, worauf dann in späteren Nummern auch die bisherigen Wiederkandidierenden vorgestellt wurden. Ein grosses Inserat an der Spitze der farbigen Frontseite, eingerückt von der Gruppe «Bildung und Fortschritt» des Jakob Hohl, lässt die Vermutung aufsteigen, dass dieser dissidente Landesring-Politiker, der damals ein privates PR-Büro betrieb, vielleicht auch der Layouter des neuen Blattes, oder gar der Verfasser der Barrierenwärter-Meinung selber war.

1972 fiel der Anzeiger plötzlich in seinem Einfluss zurück. Ab Januar umfasste er meist nur noch vier Seiten; lediglich der Bezirk Baden wurde

bedient. Das Inseratevolumen ging zusehends zurück und die einstens herausgestellten, beglaubigten Auflagenzahlen verschwanden verschämt aus dem Zeitungskopf. Am 30. Juni 1972 quittierte auch der Barrierenwärter seinen Dienst. «Seit 12 Jahren füllte der Barrierenwärter, der in dieser Zeit pensioniert wurde, diese Freitags-Rubrik. Jetzt meint er: es tut es!» Er sei nun ausgeschrieben. Er entschuldigte sich für alle Verletzungen, die er während seines Wirkens mit kritischem Griffel zugefügt habe. Das Zeichen «(pb)» unter dem letzten Text war erstmalig und lässt den heutigen Leser und Chronisten im Ungewissen. Die zweite Hälfte des Jahrganges 1972 fehlt; damit auch die Schlussgeschichte des «Köpfli-Anzeigers». Ist das Verlagsrecht teilweise an die «Buchdruckerei AG» («Aargauer Volksblatt») verkauft worden?

Jedenfalls erschien 1973 der «Badener Anzeiger» mit gleichem Kopf, roter Titelschrift, aber herausgegeben von der «Verlagsgemeinschaft Badener Anzeiger», Postfach 619, Baden, weiterhin als Inseratenblatt. Anstelle des Barrierenwärters stand nun eine italienisch abgefasste Rubrik «La Cassapanca», und zwar bis zur letzten vorhandenen Nummer am 6. April 1973. Der Inhalt: Schulprobleme, Dopo-Scuola, Verhältnis Schule-Elternhaus und ergänzende Italiener-Schulen. Die vierseitige Zeitung war kaum mehr mit Inseraten zu füllen. Die grösste Anzeige, klar als Füllmaterial zu erkennen, betraf immer «Bücher aus dem Baden-Verlag». Dies erhärtet die Vermutung, dass hinter der Verlagsgemeinschaft eine Kooperation von Köpfli und Buchdruckerei AG stand. Dann aber müssen Titel und Verlagsrechte an das Haus Wanner abgetreten worden sein.

«Wettinger Anzeiger» («Die Grüne») (1957–1962)

Am 10. Mai 1957 erschien aus der Offizin «Häfliger-Buchdruck AG», Landstrasse 54 in Wettingen, unter dem Motto «Dem freien Wort in der Gemeinde», eine «neue Zeitung in der grössten Gemeinde des Aargaus», mit dem Titel «Wettinger Anzeiger». Das «parteipolitisch und konfessionell neutrale» Blatt sei als Lokalorgan für das Eigenleben Wettingens nötig; trotzdem fordere das Unternehmen einiges an Wagemut. Adolf Häfliger, Inhaber des Geschäftes, war kein Neuling im Zeitungswesen. 1920–1924, noch vor seiner Selbständigkeit, war er technischer und kaufmännischer Leiter der «Schweizer Freien Presse» in Baden gewesen, damals, als die Familie Jäger Druckerei und Titel der Zeitung einem Konsortium unter Nationalrat Roman Abt verkauft hatte, und das Blatt sachte zum Leitorgan der neuen Bauern- und Bürgerpartei mutierte.

Von Anfang an war Dr. E. Baldinger Redaktor der Zeitung. Wichtigste Eigenleistung war der Leitartikel «Politik in grossen Zügen», eine aussenpolitische Rundschau. Ab 21. Juni 1957 zeichnete Baldinger offiziell als

Redaktor, doch schon ab der ersten Nummer finden wir sein Zeichen «(bg)» beim Leitartikel. Von etwa acht Seiten waren rund die Hälfte mit Inseraten angefüllt; daneben finden wir Lokales aus Vereinen und Sport, nebst viel Eingekauftem von feuilletonistischem Charakter. Tatsächlich beginnt die Zeitung rasch Fuss zu fassen, wurde doch der lokale Teil immer reichhaltiger, und ab 11. Oktober 1957 finden wir sogar ein «Wettinger Tagebuch».

Im Oktober 1957, als der Wahlkampf in der Gemeinde ausgetragen wurde, spielte das Blatt wohl eine entscheidende Rolle als Meinungsmacher. Am 31. Dezember 1958, am letzten Tag, erfolgte vom Verlag ein neuerliches Bekenntnis zum lokalen Rayon: Badener Vereine hatten in letzter Zeit häufig den Verleger ersucht, ihre Mitteilungen im «Wettinger Anzeiger» abzudrucken. Häfliger möchte lieber davon absehen. Als Gemeindeblatt habe man den richtigen Weg gewählt; auch die Exil-Wettinger, die als Abonnenten zeichnen, wünschten sich das Blatt so, wie es sich heute präsentiere. Und sie steckte wirklich als eigenwilliges Presseprodukt im Briefkasten! Von Anfang an wurde nämlich hellgrünes Papier verwendet, das dem Blatt schnell den Übernamen «Die Grüne» eintrug, zu einer Zeit, als grün noch keinen politischen Beigeschmack hatte. Vielmehr war «Die Rote», die Zofinger «Schweizer Allgemeine Zeitung», wegen ihrer Papierqualität landläufig zu diesem Namen gekommen. Offenbar versuchte man auf die gleiche Weise, die Popularität mit dieser Einmaligkeit zu erhöhen.


Wettinger Anzeiger

Sonderausgabe

Amtliches
ionsorgan
Vettingen

Rathaus-Einweihung

Dienstag,
25. August 1959

Erscheint jeden Freitag · Verlag: Häfliger Buchdruck AG. Wettingen, Landstrasse 54, Telefon 056/665 11, Postcheck-Konto VI 2743 · Redaktion: Dr. E. Baldinger

Abonnementspreise: Durch Verträger oder F… gebracht halbjährlich Fr. 4.—, jährlich Fr. 7.50 preise: Einspaltige Millimeterzeile 13 Rp., Reklamen 40 Rp.

…Verwaltung: Orell Füssli-Annoncen AG., Bruggerstrasse 27, Baden, Telefon 056/23666 Filialen und Agenturen in grösseren Städten der Schweiz Inseratenannahme auch durch den Verlag Schluss der Inseratenannahme jeweils Mittwoch 12 Uhr Redaktionsschluss jeweils Mittwoch abends

Sonderausgabe des «Wettinger Anzeigers» der Buchdruckerei Häfliger aus Anlass der Rathaus-Einweihung am 25. August 1959 (Gemeindearchiv Wettingen).

Häfliger rechnete damit, dass die Haushalte bereits über eine Tageszeitung verfügten. Kantonale Politik trat im Lokalanzeiger nur selten in Erscheinung, vielleicht dann, wenn Auswirkungen auf Wettingen zu hoffen oder zu befürchten waren. 1960 war die Rubrik «Zwischen Limmat und Lägern» eine beliebte lokale Rundschau: praktisch die Erlebnisse der Familie Altenburger, einer typischen Wettinger Durchschnittsfamilie. Am 27. Mai 1960 wurde das auffallenste Merkmal, das Grün, aufgegeben. Die Druckfarben vertrügen sich schlecht mit dem bisher verwendeten Papier,

klagte der Verlag; deswegen, «aus rein drucktechnischen Gründen», müsse man zum ordentlichen Zeitungsmaterial umsteigen. Noch zweieinhalb Jahre erschien der «Wettinger Anzeiger» in Weiss. Neben «(bg)» oder (B), was immer Baldinger bedeutete, war auch ein «-i-» fleissiger Lieferant von Artikeln. Der sechste Jahrgang, 1962, sollte der letzte sein.

Am 28. Dezember 1962 verabschiedete sich Verleger Adolf Häfliger von seiner Leserschaft, der er «trotz erheblichen Erschwernissen» ein lokales Organ habe anbieten wollen. Der Druck der Konkurrenz sei im Laufe der Zeit stärker geworden, und der Mangel an qualifziertem Personal, vor allem für die Zeitungsherstellung, habe ihm zu schaffen gemacht. Man wolle sich daher auf die angestammte Druckerei-Tätigkeit konzentrieren. Letztlich war es aber doch die expansive Geschäftspolitik des «Badener Tagblattes», die einem lokalen Wettinger Organ keine Chance liess. Otto Wanner war die Bearbeitung des Gebietes ennet der Hochbrücke immer schon das wichtigste Anliegen. Dort musste man schon das CVP-Organ «Aargauer Volksblatt» in Schranken halten. Zwischen den beiden hatte Häfliger vergeblich Aktionsraum gesucht.

«Rundschau»

Das Ehepaar Karl und Hildegard Harder, Rüttelistrasse 4, Untersiggenthal, eröffnete 1951 im eigenen Haus eine kleine Druckerei, zuerst im Wohnhaus, später zusätzlich in der Garage. Erst einige Jahre später, nämlich 1955 kam die Idee, eine kleine Lokalzeitung für den Raum Siggenthal zu schaffen. Es wurden Setz- und Druckmaschinen für eine Zeitung auf dem Occasionsmarkt beschafft, und am 17. Dezember 1955 erschien die erste Ausgabe der «Rundschau», «für die Gemeinden unserer Talschaft». Zuerst war das Organ eine Feierabendarbeit von Karl und Hildegard Harder; bald aber mussten Mitarbeiterinnen eingestellt werden. Die Sache wurde ernst. Im September 1959 ebnete ein Trax das Gelände hinter dem Wohnhaus aus, und es entstand ein länglicher Anbau als Maschinensaal. Es wurde weiterhin in Blei gesetzt und im Offsetverfahren gedruckt. 1971 wurde auf Lichtsatz umgestellt.

Walter und Hedy Sandmeier von der Firma ER-EN Reklame AG mit ihren Partnern Rolf und Liliane Nessensohn führten eine kleine Annoncenagentur. Im Herbst 1972 wurde ein Vertrag für die Inseratenaquisition zwischen der Verlegerfamilie Harder und der Firma ER-EN Rekleme AG geschlossen. Im Jahre 1974 wollten die Harders den Betrieb nicht weiterführen, die Arbeit war zu aufwendig, die Belastung zu gross. Daher wurde 1974 die Untersiggenthal-Druck AG (UDAG) gegründet. Der bisherige Geschäftsführer von Harder und die Teilhaber von ER-EN wurden nun Besitzer der Druckerei und der Zeitung. Nun wurde die «Rundschau»

modernisiert; Zeitungskopf und Darstellung (fünfspaltig) stammen aus diesem Neubeginn. In der Ölkrise gingen die Druckaufträge zurück. Die Firma ER-EN Reklame AG musste die Druckerei unterstützen. Schliesslich überliess der Geschäftsführer seinen Teil der Firma den Partnern.

So mussten die Nessensohns und Sandmeiers Zeitung machen, ohne es eigentlich gesucht zu haben. Die Zeit und die Umstände hatte ihnen diese Aufgabe einfach zugespült. Hedy Sandmeier wurde immer öfters zur Reporterin verknurrt. Es musste überall gespart werden. Allmählich hellte sich der Himmel über der UDAG wieder auf. Im Juni 1977 trennten sich die Partner: die Nessensohns übernahmen die UDAG, die Sandmeiers die ER-EN Reklame AG. Die Inseratenakquisition blieb bei der UDAG. In dieser Zeit erschien die «Rundschau» sogar zweimal wöchentlich. Dann wurde das Unternehmen verkauft. Rolf und Lilian Nessensohn übersiedelten nach Frankreich. Der Effingerhof in Brugg, der Herausgeber des Brugger «Generalanzeigers», gliederte die «Rundschau» in sein Gratisblatt-Sortiment ein und das Einzugsgebiet ergänzte trefflich den bisherigen Inseratenmarktraum. Jürg Wyss ist heute Verlagsleiter der Effingerhof AG. Stephan K. Haller und Susanne Wild arbeiten in der Redaktion, wobei Haller im Impressum als verantwortlich zeichnet. Soweit die wechselvolle Geschichte der Firma.[228]

[228] Alle Angaben über das Geschäftliche aus Rundschau, 31. Mai 1996, Aufsatz von Hedy Sandmeier (40-Jahre-Rückblick).

Der Bezirk Zurzach

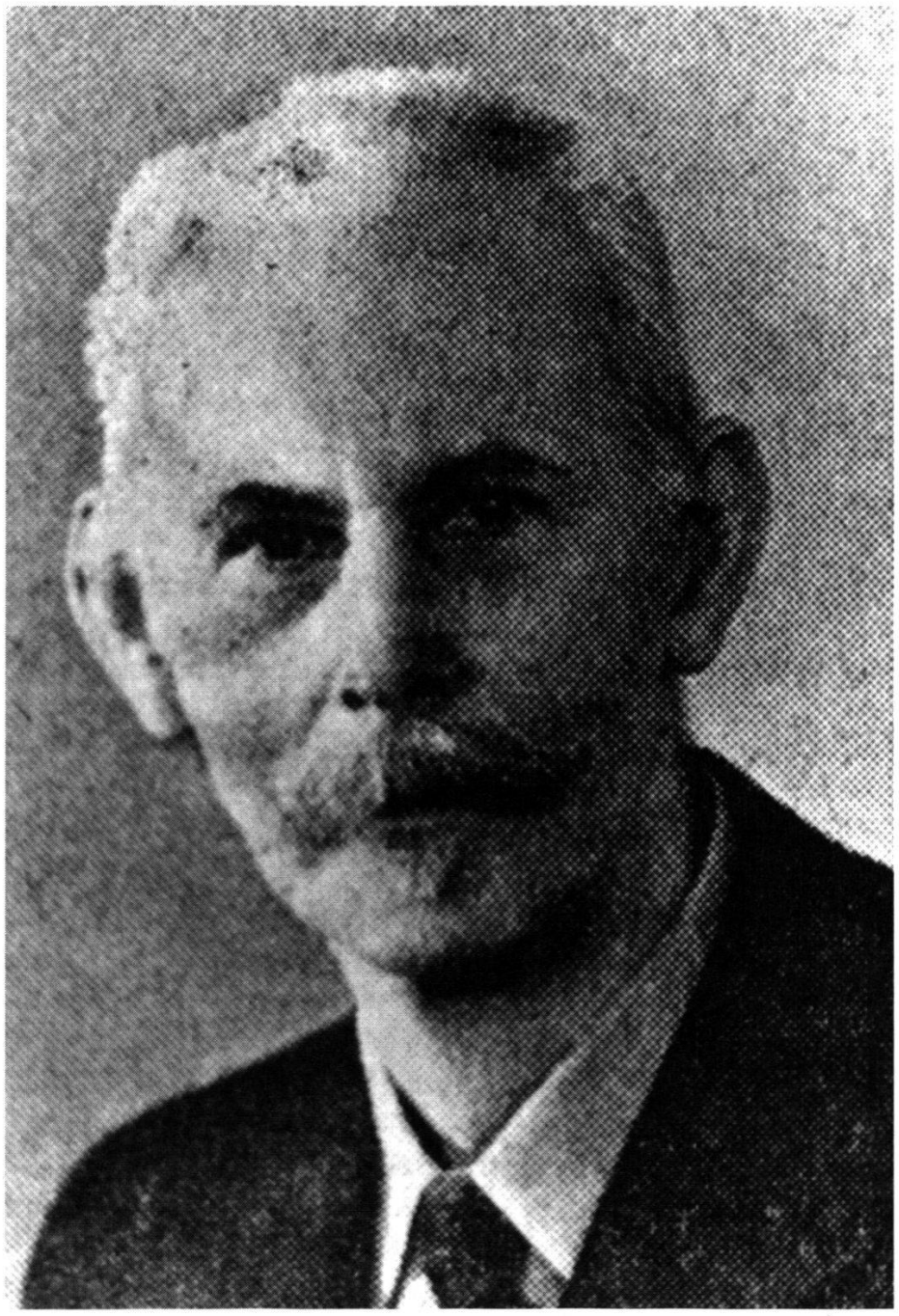
«Die Botschaft»

In der Zeit um die Jahrhundertwende war die «Botschaft» längst zum stolzen Lokalblatt geworden. Der Mitstreiter Schleunigers, Ferdinand Bürli, geprägt vom Kulturkampf, rückte kein Jota vom ursprünglichen Kurs ab. Aber die Verhältnisse im Aargau waren nach 1885 andere geworden. Die parteipolitischen Verteilkämpfe waren nach der neuen Kantonalverfassung wichtiger geworden als die ideellen Streitigkeiten. Die bürgerlichen Organisationen waren nach 1900 festgefügt, und die Presse konnte meist klar zugeordnet werden. Das Erbe der «Botschaft» wurde von Ferdinand Bürli treu verwaltet. Die massgebenden Politiker der katholisch-konservativen Partei und die journalistisch tätige Priesterschaft waren der «Botschaft» aus Tradition mehr zugetan, als andern Parteiorganen. Diese Würde trug das Blatt ins neue Jahrhundert, und die Redaktion fühlte sich keineswegs frustriert, anstelle des einstigen kantonalen Leitblattes eine Lokalzeitung zu betreuen. «Die Botschaft ist für Klinguau und die ganze Gegend zum Bedürfnis geworden, und heute ist es so, dass man ruhig sagen kann: Was wäre das Städtli ohne das Blättli», bekannte 1955 der Enkel Ferdinands, Armin Bürli. Das Bekenntnis 1955, die «Botschaft strebe nicht danach, eine grosse Tageszeitung zu werden», hätte schon 50 Jahre früher gesetzt werden können.[229]

Bereits vier Jahre nach der Gründung 1855 war das frühere Wochenblatt zum dreimaligen Erscheinen übergegangen. 1900 aber existierte neben der ordentlichen kleinen Botschaft immer noch die grosse Ausgabe, nämlich die Wochenzeitung im Weltformat. Erst am 24. Dezember 1907 meldete das Blatt: «Mit der heutigen Nummer erscheint die Wochen-Ausgabe der Botschaft zum letzten Mal, indem die meisten bisherigen Abonnenten derselben auf die wöchentlich dreimal erscheinende Botschaft übergegangen sind.» In der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg begegnen wir derselben Entwicklung überall im Aargau: das einfache Volk fand mehr Zeit zum Lesen und verfügte über mehr Bargeld, um sich ein teureres Abonnement zu leisten. Auch in Zofingen und Baden verschwanden damals die speziellen Wochen-Zusammenfassungen.

Das dreispaltige Blatt zählte fast immer vier Seiten, wovon die letzte den Anzeigen diente. Auf der Frontseite folgten sich meist zwei bis drei eingekaufte Aufsätze, sofern kein politischer Leitartikel vorhanden war. Diese anspruchsvollen und ausgedehnten Einstimmungs-Berichte waren weltanschanlich klar ausgerichtet, aber instruierend, nicht appellierend. Zu

[229] Botschaft, 30. November 1955, 100-Jahr-Jubiläum.



Karl Bürli, Verleger der «Botschaft» 1918–1949 (Bild: Georg Mayer).

Wahlzeiten sah die Frontseite ganz anders aus. Da konnte einmal die ganze Seite zu einem Fenster für den parteieigenen Kandidaten werden;[230] da setzte die Redaktion «Ein letztes Wort», um die Getreuen an die Urne zu rufen und da fielen bezüglich Konkurrenten auch vernichtende Urteile: «Eine Schande für den Aargau», wäre 1907 die erneute Wahl des freigeistigen Pressemannes Jäger in den Nationalrat gewesen.[231] Kulturkämpfer für

[230] Botschaft, 1. Februar 1907.
[231] Botschaft, 30. Januar 1907.



Das Druckereigebäude zum Höfli im Städtchen Klingnau (Bild: Georg Mayer).

Jäger, das wäre ein zu «vornehmes Wort».[232] Dass solchen Wahlschlachten oft ein Nachspiel folgte, Pressepolemiken zwischen «Freier Presse» und «Botschaft» bei kantonalen Themen, zwischen «Zurzacher Volksblatt» und dem Klingnauer Organ bei lokalen Auseinandersetzungen, versteht sich von selbst. Doch die Stürme verebbten rasch. Das Glätten der Wogen bedeutete damals, dass man sich kaum mehr zur Kenntnis nahm. Richterliche Nachspiele, wie im vorigen Jahrhundert üblich, waren nun weniger in Mode. Man profilierte sich, indem man die eigene Weltanschauung predigte, nicht durch das Abschlachten des Gegners.

Der Erste Weltkrieg bedeutete auch für die «Botschaft» gleich der Mehrheit der deutschschweizerischen Presse, ein andauerndes Bekenntnis zur Sache der Mittelmächte, zur kulturellen Brüderschaft mit dem Deutschen Reich. Das laufende Bekenntnis zur politischen Neutralität, nicht aber zur Gesinnungsneutralität, hiess gleichzeitig, allen Entente-Mächten die Sünden aufzuzählen, aber auch die helvetischen Brüderorgane in der Welschschweiz der Parteinahme zu zeihen und von ihnen strikte Einhaltung der Neutralität zu fordern. Die «Botschaft» war nicht nur deutsch-schweizerisch durch und durch, sondern auch geprägt von der geografischen Lage, dem kleinen Grenzverkehr und den nicht seltenen familiären Beziehungen

[232] Botschaft, 9. Februar 1907.

ihrer Leserschaft über die Rheingrenze hinweg. Wir finden in den damaligen «Botschafts»-Nummern Auflistungen aller Kriege des streitsüchtigen Englands,[233] wie Anklagen an Frankreich, Europa immer wieder mit Krieg überzogen zu haben.[234] Beweise für solche Behauptungen liessen sich mittels geschichtlicher Daten immer vorlegen: Einmal wurde die Ära kurzfristig angenommen, dann wieder über ein Jahrtausend hinweg. Den welschen Blättern sei gegen die Mittelmächte jede Sprache erlaubt. Wenn ein Genfer Journal einen «geradezu pathologischen Wutanfall» bekomme, sofern Deutschland im Spiele sei, so müsste der Bundesrat einschreiten. Meinungsfreiheit – je nach dem![235]

Hätte da nicht der Gegensatz zur parteipolitischen Bruderzeitung «Aargauer Volksblatt» und seinem Redaktor Johann Baptist Rusch bestanden, die Deutschfreundlichkeit wäre nicht der Rede wert. In vielen Haushaltungen des Bezirks Zurzach waren aber beide Blätter Dauergäste, das Tagblatt und das Lokalblatt, und damit wurde der Widerspruch zum offenen Problem. Die Verantwortlichen der «Botschaft», damals neben Ferdinand bereits sein Sohn Karl Bürli, zeigten bezüglich Rusch zwar vornehme Zurückhaltung und nannten seinen Namen kaum. Aber indirekt galten ihnen Äusserungen des ungebärdigen Appenzellers als Eskapaden eines Wirrkopfes. Für die innerparteilichen Auseinandersetzungen, von Rusch später Intrigen genannt, war die Lage der katholisch-konservativen Leserschaft des Bezirks Zurzach ausschlaggebend. Die Bemerkung Ruschs, dass die Haltung der «Botschaft» Öl ins Feuer giesse, war da vielsagend.[236]

Am 14. November 1917 platzte der «Botschaft» der Kragen und Bürli ging frontal gegen Rusch vor: «Redaktor Schleuniger und Rusch» lautete der Titel. Wie durfte dieser missgeleitete AV-Redaktor es wagen, Schleuniger als vom französischen Geiste Beeinflusster darzustellen! Das war ein Sakrileg; dazu von einem Unbedarften inszeniert. Sachwalter des Erbes von Schleuniger war die «Botschaft»! Dass kurz vor diesem Fehltritt Rusch in seinem Volksblatt auch noch Front gegen die Besserstellung der Lehrer bezog, hatte das Fass bereits zum Überfliessen gebracht. «Der betreffende Herr greift, natürlich um sich beim katholischen Volk beliebt zu machen, den interkonfessionellen, das heisst religionslosen Moralunterricht auf», das zieht natürlich. Dies aber ist selbstverständliche Parteimeinung von uns allen und kein Grund, gegen die Besserstellung der Lehrer zu sein. Was sollen die treuen Mitglieder des katholischen Lehrervereins und die Abonnenten der «Schweizer Schule» (katholische Lehrerzeitung) über unsere Partei denken?[237] Kurz, Ruschs brüsker Abschied aus dem Aargau trug nicht nur

[233] Botschaft, 3. November 1917.
[234] Botschaft, 31. Oktober 1917.
[235] Botschaft, 5. November 1917.
[236] Aargauer Volksblatt, 9. November 1917.
[237] Botschaft, 19. September 1917.

den Stempel der Parteiprominenz, sondern auch der kriegsneutralistischen Haltung der «Botschaft», die eben nicht diejenige irgend eines Lokalblattes war.

Das Ende des Weltkrieges, die pax americana, konnte von der «Botschaft» nie akzeptiert werden. «Einen Krieg will er (Wilson), der nicht mit Rachegedanken beendigt werde; zuvor aber soll ein hohes Kulturvolk beschimpft und wie ein Aussätziger behandelt werden, ohne dass es Rachegedanken hegen dürfte.»[238] «Die Demokratisierung ist angeblich Trumpf. Ihretwegen will Lloyd George nicht lugg lassen.»[239] Aber: Elsass-Lothringen ist deutsch![240] Und einseitig wie immer kommentierte die «Botschaft» den kommenden Frieden, der wie «im Märchen» daherkommt: «Die Mittelmächte haben ihn der Welt geschenkt. Sie wollen nicht mehr hassen, morden, schlachten.» Deutschland «nimmt Elsass-Lothringen in seine Hand und opfert es auf dem Herde des Friedens!» Es ist die «schönste und edelste Tat des neuen Deutschlands».[241] «Nicht durch Waffengewalt, wohl aber durch den bittern Hunger und die damit verbundene Entkräftung ist die grösste Militärmacht der Welt niedergerungen worden. Und nicht nur die grösste Militärmacht, sondern auch ein Volkstum, das der Träger der höchsten Kultur war, von seinen grimmigen Feinden hasserfüllt als ‹Barbaren› verlästert.»[242] General Ludendorff lässt grüssen! Doch muss der «Botschaft» eingestanden werden, charaktervoll ihre Meinung ein- und beibehalten zu haben. Denn auch bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges fand sie immer noch, dass dies der Fluch der bösen Tat von 1918 sei.

Neben der neutralitätspolitischen, die auch gleichzeitig eine staatspolitische Krise der Schweiz war, kämpfte die Presse auch gleichzeitig mit den wirtschaftlichen Einschnürungen. Die «Botschaft» klagte schon vor 1917 über die Kontingentierung des Papiers und die Posttaxenerhöhung. Im Dezember 1917 wurden die staatlichen Massnahmen für viele Presseorgane zur existenziellen Bedrohung. Einschränkungen von Sonderseiten und Beilagen zogen sich wie ein roter Faden durch die Kriegsjahre. Am 7. Januar 1918 erschien auf der Titelseite der Nekrolog Ferdinand Bürlis. Neben der Nachfolgeschaft Schleunigers war der Umzug vom Johanniterhaus ins Städtchen, der Neubau des Geschäftshauses daselbst und die Anschaffung der Schnellpresse 1908 die markantesten Punkte dieses Verlegerlebens. Der Sohn, Karl Bürli-Stierli, übernahm nun den Betrieb. Auch er war – entsprechend seiner Ausbildung – vor allem der technischen Verbesserung der Druckerei zugetan. Im Jahre 1920 schon «fügte er dem bestehenden

[238] Botschaft, 26. Dezember 1917.
[239] Botschaft, 28. Januar 1918.
[240] Botschaft, 2. Februar 1918.
[241] Botschaft, 10. Oktober 1918.
[242] Botschaft, 21. Dezember 1918.

Geschäftshaus einen Neubau mit Maschinensaal an».[243] «Der Maschinenpark wurde sukzessive erweitert.» In die Zeit Karl Bürlis fiel aber auch die Zeit der grossen geistigen Prüfung für einen Pressemann, die Krisenzeit und die Erneuerungsjahre, als Pendant zum Entstehen von Hitler-Deutschland.

Am 27. November 1918 erschien eine begeisterte Reportage über den vaterländischen Volkstag in Vindonissa. Dies als Antwort auf den Jahrestag der russischen Revolution, der zugleich Fanal zum Generalstreik in der Schweiz geworden war. Damit ordnete sich die «Botschaft» in den Kreis der bürgerlichen Blätter ein. Früher als Blätter liberaler Provenienz machten die katholischen Zeitungen Front gegen den Bolschewismus in Russland, der in seinem Gottlosentum längst in Ungnade gefallen war, als deutsche Friedenhoffnungen noch die rote Revolution in St. Petersburg zu verharmlosen suchten. Der katholische Pressetag in Brugg mit einem Referat des neuen «Volksblatt»-Redaktors Bärlocher reihte die katholisch-konservativen Parteiblätter im Aargau wieder in eine einzige Formation ein und machte sie fit für den Kampf gegen materialistische Weltanschanungen, kommen sie aus der linken oder rechten Ecke.[244]

Die Erneuerungsbewegung 1933 vermochte die «Botschaft» viel weniger zu erschüttern als das «Aargauer Volksblatt». Die Nationale Front besass zeitweise ihren Schwerpunkt im Bezirkshauptort Zurzach, war dort mit Personen identisch, die den Konservativen entgegengesetzt waren und daher eher mit der Konkurrenzzeitung «Zurzacher Volksblatt» korrespondierten als mit der «Botschaft». Obschon am 29. Mai die Berichterstattung über die Brugger Kundgebung der Nationalen Front eindeutig von einem Sympathisanten («-g-», vielleicht H. Grossholz?) verfasst war, folgten darauf Berichte über eine ähnliche Tagung, organisiert vom örtlichen Harst unter dem Titel «Harus in Zurzach!» in spöttischem Ton. Die auswärtigen Referenten wurden als Prediger karikiert, den Einheimischen wurde nicht einmal die Ehre der namentlichen Erwähnung erwiesen. «Einer aus der jungen Garde» wollte in der folgenden Nummer die Darstellung korrigieren und verfiel prompt in den bekannten Ton des Insiders.[245] Dass etwas gehen müsse in der Politik, war auch die Meinung der «Botschaft» und ihrer Getreuen, aber es müssten die Erneuerer noch tüchtig «Schlacken abstreifen», um ernstgenommen zu werden. So pflege Nationalrat Joss zwar eine mittelständische Politik, die durchaus die Sympathie der «Botschaft» geniesse, aber Joss sei Freimaurer und damit nicht vertrauenswürdig. Und auch im Bezirk Zurzach genössen die Erneuerer mehr Gehör, «wenn, – ja wenn». Die Exponenten einer Bewegung sollten nicht korrumpieren.

In derselben Zeit zieht das Klingnauer Blatt auch gegen die Roten vom Leder. Darf die «Botschaft» den Sozialdemokraten Staatsfeindlichkeit vor-

[243] Botschaft, 27. Mai 1981.
[244] Botschaft, 10. Januar 1920, Auruf.
[245] 3. und 7. Juni 1933.

werfen, fragte der «Freie Aargauer» seine Leserschaft rhetorisch. «Jawohl, das darf sie!» «Sie muss es sogar», antwortete Bürli.[246] «Dürfen wir vielleicht die Beweise liefern?» «Die Bearbeitung des heimattreuen und christlichen Zurzachervolkes mit sozialistischen Schlagworten geht weiter.» Wir sind «für die Entproletarisierung des Proletariats», aber auch gegen die «rote Verhetzung»![247] «Nachdem im Freien Aargauer immer nur Schauermeldungen über die Vorgänge im hitlerischen Deutschland verbreitet werden, die wir selbstverständlich ebenfalls verpönen, soweit sie auf Unmenschlichkeit beruhen, ist es notwendig, dass in den bürgerlichen Zeitungen auch gelegentlich Berichte aus dem sozialistischen Gegenwartsstaat Russland veröffentlicht werden.»[248]

Im Artikel «Unsere Front» glossiert der Verfasser, dass heute Mode sei, überall Front zu machen.[249] Die Einreihung in die «Front des Katholizismus» hatte offensichtlich die «Botschaft» sowohl gegen die Nationale Front als auch gegen die Rotfront gewappnet. Doch ohne Christen-Verfolgungen, hier wie dort, wäre die Distanzierung kaum so scharf ausgefallen. Die Verwerfung jeder materialistischen Ideologie liess auch deren Träger und ihre Charaktere im Zwielicht erscheinen: Kann denn aus dem roten, beziehungsweise braunen Lager etwas Gutes kommen? Diese – eigentlich undifferenzierte Haltung – setzte die Botschaft» vom «Aargauer Volksblatt» ab. Bärlocher begrüsste die neue Zeitung «Das Aufgebot» und die «korporative Wiedergeburt der Gesellschaft» von Professor Jakob Lorenz; die «Botschaft» kam nach der Meldung der Neuerscheinung kaum mehr auf diese Lehre zurück. Und als Dr. Ursprung 1938 in die Zurzacher Schulpflege gewählt wurde, da ertönte seitens der «Botschaft» eine Suada gegen den «Atheisten und Fröntler»: «Ausgerechnet dieser»! Und sie weckte und belebte fünf Jahre danach die Erinnerung, «wie seinerzeit unter der Leitung des Frontengenerals die stahlrutenbewehrte Jugend von Zurzach, kaum der Schule entlassen, unter dem Banner des langschenkligen Schweizerkreuzes ihre nächtlichen Kampfübungen hielt.» Ein solcher Typ sollte nun die Erziehung der Jugend überwachen![250] Diese Distanz zum in Zurzach beheimateten braunen Kreis zog sich bis zum Kriegsausbruch dahin, obwohl die Druckerei Wolbold, seit 1920 Verleger des «Zurzacher Volksblattes» und des «Eisernen Besens», 1936 an den Freisinnigen Leo Fürrer (1935/36 J. Jucker-Graf) verkauft worden war, der das Nationale-Front-Organ nicht mehr druckte. Die Feindschaft galt also nicht der geschäftlichen Konkurrenz, sondern eindeutig der politischen Ausrichtung der Nationalen Front und ihren politischen Verwandten.

---

[246] Botschaft, 13. März 1933.
[247] Botschaft, 22. März 1933.
[248] Botschaft, 3. April 1933.
[249] Botschaft, 13. Mai 1933.
[250] Botschaft, 19. Januar 1938.

Die schärfsten Konturen erhielt diese politische Haltung in Zusammenhang mit der «Zurzacher Affäre», einem politisch gefärbten Entführungsversuch, dessen Publizität sich vom 5. März 1938 bis zum März 1940 hinzog. Gemeindeammann Keusch und Fürsprech Ursprung wurden verdächtigt, versucht zu haben, den Zurzacher Baumeister und Spekulanten Malaun deutschen Häschern in die Hände zu spielen. Untersuchungen, Gerichtsverhandlungen, Berufungen führten in der ganzen Schweiz zu grossem Echo. Wohl um Distanz zu markieren, zitierte die «Botschaft» anfänglich nur immer Berichte des «Zofinger Tagblattes», obwohl die Gerüchtebörse fast vor der Haustüre lag. In einer späteren Phase erhielt der Skandal ein politisch handfestes Nachspiel: Gemeindeammann Keusch trat 1938 zurück, kandidierte nach der Affäre aber zur Wiederbesetzung seines einstigen Postens wiederum, und zwar mit Hilfe des Stigmas des Märtyrers, der von einer hinterhältigen Verschwörung in Zurzach moralisch und politisch fertiggemacht werden sollte.[251] Damit trat die «Botschaft» mit eigenen Texten an. Dr. Hans Huber aus Zurzach entpuppte sich als strikter Gegner des braunen Kreises in seiner Wohngemeinde, und er dürfte auch vorher und im Wahlkampf einige Texte, die keine Namen trugen, zum Kampf beigesteuert haben.[252] Der freisinnige Gegenkandidat zu Keusch war Buchdrucker und Redaktor Fürrer, den die katholisch-konservative Partei im zweiten Wahlgang unterstützte und damit die «Botschaft» für dessen Propaganda offen hielt. Da der Wahlkampf auf der Gegenseite sich nur auf Flugblätter stützen konnte, weil der Zugang zu beiden Bezirksblättern für die «Keuschlinge» verschlossen blieb, führten diese nachträglich Beschwerde gegen die Nichtwahl ihres Kandidaten in Aarau.[253] Sie wurde später abgewiesen. Dass Keusch in Zurzach trotz der ganzen Vorgeschichte – oder vielleicht gerade deswegen – fast die Hälfte der Stimmen auf sich vereinigte, weckte in Presse und Publikum weit über die Kantonsgrenze Aufmerksamkeit und Kopfschütteln.

Wie aber stellte sich die «Botschaft« zur damaligen Aussenpolitik und deren Auswirkung auf die Schweiz? Nicht anders als viele bürgerliche Blätter im Aargau. Nach den Hitler'schen Wahlsiegen von 1933 wurde vor «übertriebenen Schwarzseherei» gewarnt: «Auch Hitler ... wird nicht so heiss essen, wie er gekocht hat.»[254] Ein damals überall verwendetes Sprichwort! Der Judenboykott im Reich wurde am 8. April kritisiert, aber auch zu erklären versucht: man musste etwas Revolution spielen, auf dass sich SS und SA zufrieden geben konnten. Die Führung hatte die Aktion wohl deshalb kurzfristig wieder abgeblasen. Immerhin gestand die Redaktion ein, dass ob dieser Aktion eine Stimmung im Ausland entstanden sei, die jener

---

[251] Botschaft, 13. Januar 1940.
[252] Botschaft, Januar/Februar 1940.
[253] Botschaft, 10. Februar 1940.
[254] Botschaft, 11. März 1933.

von 1914 glich. Die Einverleibung Österreichs 1938 wurde auch für die «Botschaft» zum Wendepunkt: man traute nun Hitler alles zu, obwohl die Redaktion – wohl zum letzten Male – auf den unseligen Diktatfrieden der Entente von 1918 verwies, der letztlich an allem schuld sei. Die Angst vor der weiteren Expansionspolitik des Dritten Reiches prägte die Formulierungen bezüglich der Freiheitsbeschränkungen und Ausschreitungen des Hitler-Regimes. Weswegen unnötig reizen? Kritisiert wurden freche und forsche Vorwürfe blauer und roter Presseorgane an die Adresse unserer Nachbarstaaten.[255] Die «Redefloskeln berufsmässiger Demagogen» und das Schulmeistern mache aus ihnen noch keine Anwälte der Freiheit.[256]

Das Deutsche Nachrichtenbureau lache über die Sachwalter der Freiheit in der Schweiz. Die Schweizer Journalisten missbrauchten die Neutralität ihres Landes, um aus der Froschperspektive andere zu kritisieren und zu belehren.[257] Am 10. Oktober 1938 wurde das bundesrätliche Verbot des «Journal des Nations» aus Genf befürwortet, weil es den antifaschstischen Kampf mit allen Mitteln betrieben habe und die nach Frieden strebenden Staatsmänner von München als «club des charcutiers» bezeichnet habe. Anderseits betitelte die «Botschaft» auch das bundesrätliche Verbot der drei landesverräterischen Zeitungen faschistischer Provenienz «Das Schweizervolk», «Der Schweizerdegen» und «Der Angriff» mit: «Eine nationale Tat».

Nach dem Kriegsausbruch hiess es am 2. September noch «Hitler schlägt los!», nach dem Eingreifen der Westmächte am 4. September: «Der europäische Krieg ist da!» Am 19. September wurde unter «Presse und Neutralität» die Nachzensur angekündigt und am 3. Oktober legte die «Botschaft» ein umfassendes Bekenntnis zur bundesrätlichen Pressepolitik ab: «Unser Blatt ist bestrebt, den zeitbedingten Anordnungen im Interesse der Landesverteidigung strikte nachzuleben» und «konsequent keine Nachrichten militärischen Inhalts oder Mitteilungen zu publizieren, welche die Wehrwirtschaft betreffen». Braves Kind! Dass sich im Winterkrieg 1939/40 auch das Lokalblatt mit seinen Sympathien zum kleinen Finnland nicht zurückhielt, sondern die Lobreden zum Anlass nahm, den schweizerischen Wehrwillen zu stärken und jeden Defätismus abzulegen, zeugt davon, dass man noch so gerne Farbe gezeigt hätte. Hier war es gestattet; der Kleinstaat war Identifikationsfigur, und Russland war weit entfernt und ohne Beziehungen zur Schweiz.

Parallel zur Hitler'schen Rassenpolitik stellten sich in der Schweizer Presse Leserbriefe mit Anklagen, Vorwürfen, Unbehagen und Kritiken bezüglich des Flüchtlingsproblems ein. Für die Politik der «Botschaft» war die Haltung von Pius XI. massgebend, der beim Besuch Hitlers in Rom

---

[255] Botschaft, z. B. 12. Januar 1938.
[256] Botschaft, 8. Januar 1938.
[257] Botschaft, 26. Februar 1938.

1938 sich demonstrativ nach Castelgandolfo verzogen[258] und Kardinal Innitzer aus Wien und die österreichischen Bischöfe getadelt und nach Rom beordnet hatte, als sie die Zusammenarbeit von Kirche und Staat nach der Eingliederung offiziell begrüssten.[259] Am 23. Januar 1939, das heisst nach der Reichskristallnacht, veröffentlichte die «Botschaft» den Aufsatz «Die Kirche und die Judenfrage», worin der Kardinal-Partiarch Piazza von Venedig gegen jede Form des Materialismus, auch des Rassenmaterialismus, Stellung bezog.

Die drohenden Wolken nördlich der Alpen,[260] wie es der Papst formuliert hatte, betrafen die Unmenschlichkeiten im Dritten Reich, die Flüchtlingsströme produzierten. Für jene, die in der Schweiz um Aufnahme nachsuchten, so war in der «Botschaft» zu lesen, wäre der Aufenthalt so zu befristen, «bis die nötigen Papiere beschafft und die persönlichen Verhältnisse einigermassen geordnet sind, um dann irgendwo in der weiten Welt draussen eine neue Heimat zu suchen». Eine «Einordnung dieser Flüchtlinge ... in der Schweiz ist nicht möglich». Zu stark drücke uns selber die Arbeitslosigkeit.[261] Am 20. August 1938 finden wir auf der Frontseite die offizielle Mitteilung unter dem neutralen Titel: «Der Zustrom der jüdischen Flüchtlinge». Doch schon eine Woche später lautete die Überschrift: «Emigrantenproblem». Zwar würden die jüdischen Organisationen den Vertriebenen helfen, aber nach 600 Flüchtlingen und der entsprechend grossen Hilfstätigkeit dürfe der Schweiz mit nur vier Millionen Einwohnern nicht noch grössere Opfer zugemutet werden. Und man zeigte sich befriedigt darüber, dass mit den deutschen Behörden eine Einigung betreffs Sichtvermerk im Pass getroffen worden sei. Übrigens würden Emigrantenschlepper bis 575 Franken pro Fall kassieren, wie Lord Duncannon in Basel und Bern kürzlich ausgeführt habe.

Die Judenverfolgungen in Deutschland im November 1938 mit dem Resultat, dass 700 000 aus dem Reiche auswandern sollten, verstärkte nicht nur die Abscheu vor dem NS-Staat, sondern auch die Sorge um den Druck auf die Schweiz. Dass die Transporte nach Osten Teil einer Ansiedlungspolitik sei, wurde auch noch am 17. Februar 1940 von der «Botschaft» angenommen, obgleich die Politik und Praxis der Verschleppung die härteste Verurteilung erfuhr. Betitelt mit «Die Deportation der deutschen Juden» wurde vom Projekt eines Judenreservats «in den östlichen Teilen des Generalgouvernements zwischen Bug und San» berichtet. Selbst Altersheiminsassen würden ohne Mittel und Habe weggebracht und nach Osten verfrachtet. Solche Berichte im Nachhinein als Beschwichtigungen abzutun, wäre unfair. Die Redaktion war ohne Zweifel der Meinung, dass diese

[258] Botschaft, 15. Januar 1938.
[259] Botschaft, 4. April 1938.
[260] Botschaft, 15. Januar 1938.
[261] Botschaft, 23. März 1938.

Berichte der Wahrheit entsprachen. Sie waren auch so noch unvorstellbar grausam.

Zum Schluss darf aber auch ein Artikel nicht unerwähnt bleiben, der in seiner Eigenartigkeit ein Zeitdokument besonderer Art darstellt: Die «Schweizerische Heiratspolitik». Der Aufsatz unter diesem Titel hatte mit Rassenpolitik nichts zu tun und müsste eher einer fast grotesken Milieu-Theorie zugeordnet werden, denn es wurde immer von Erziehung, nie aber von Erbgut gesprochen. Es ging um die «gemischten Ehen» von Schweizern mit Ausländerinnen, die dadurch zu Schweizer Eltern würden, ohne dass damit die schweizerische Eigenart bei deren Kindern gesichert wäre. Aufgepasst! «Das sind die schwachen Stellen im Igelpanzer unserer Selbstbehauptung.» Der Artikel auf der Frontseite vom 17. Oktober 1938 korrespondierte auffallend mit Aufrufen gegen landesfeindliche Umtriebe von Nationalrat Feldmann und 85 Mitunterzeichner, die «sämtliche politische Organisationen, die unter ausländischem Einfluss die äussere Sicherheit und die innere Ordung des Landes gefährden», verbieten wollte.[262] Angst, gepaart mit übertriebenem Selbstbewusstsein: ein Vorbote des vielzitierten Landi-Geistes.

Nach dem Kriege, 1949, folgte die dritte Generation im Klingnauer Verlags-Unternehmen. Armin Bürli hatte sich sowohl für die Redaktion als auch für Druck und Verlag beruflich vorbereitet: Matura, Universitatsstudien und technische Weiterbildung in Leipzig und Berlin bestimmten bisher seinen Lebensgang. Und die «Botschaft» blieb unter seiner Führung das linientreue Sprachrohr der katholisch-konservativen, später christlich-demokratischen Partei (CVP) des Bezirks. «Es wurde nie ein Vertrag zwischen der Botschaft und der katholisch-konservativen Partei des Bezirks geschlossen und hoffentlich ist auch nie ein solcher notwendig«, bekannte 1955 der Parteipräsident. Beide sind aus dem Geiste Johann Nepomuk Schleunigers geboren, und es sei «zwischen Zeitung und Partei nie ein Konflikt entstanden».[263] Und so blieb es noch mehr als ein Jahrzehnt.

Die Umwandlung der «Botschaft» in eine Regionalzeitung mit Forumscharakter vollzog sich sukzessive zwischen 1955 und 1981, dem Geburtstag der Hundertjährigen und der Sondernummer zum 125. Jubiläum. Der Gründe sind vielerlei. Zuerst waren von Armin Bürli die technischen Voraussetzungen für eine Expansion erbracht worden. «Er ersetzte die Stoppzylinderpresse durch eine Flachdruckrotation und schuf damit die Möglichkeit, den Umfang der Zeitung zu erhöhen. Schliesslich hielten in der Druckerei die neuen Techniken wie Offsetdruck und Fotosatz Einzug.»[264] Damit ergaben sich Kapazitäten, die auch einen bedeutend grösseren Leserkreis mit Zeitungen versorgen konnten. Zum andern wirkte sich eine Fusion wegleitend auf die ökonomische und politische Entwicklung

[262] Botschaft, 12. November 1938.
[263] Botschaft, 30. November 1955, 100-Jahr-Jubiläum.
[264] Botschaft, 27. Mai 1981, 125-Jahr-Jubiläum.

der «Botschaft» aus. Ende 1972 verkaufte Josef Schmid Druck und Verlag des «Zurzacher Volksblatts» an die Firma Bürli AG – und nicht an ein freisinniges Presseunternehmen. «Zurzach hatte zwar keine eigene Zeitung mehr. Aber mit der Zurzacher Zeitung in der Botschaft blieb dem Flecken und seiner Region ein eigenes Sprachrohr erhalten, zumal die Zurzacher Redaktion mit der vollen redaktionellen Unabhängigkeit ausgestattet wurde.»[265] Schmid zeichnete für diese Spezialseite und damit für die Bezirksresidenz und das Rheintal verantwortlich. Zur Zeit der Jubiläumsausgabe 1981 war dieses Experiment fast zehn Jahre alt. Damals wurde die Zusammenarbeit belobigt, aber kein Wort über die parteipolitischen Konsequenzen verloren. Tatsächlich entstand über die Monopolstellung der «Botschaft» das Bedürfnis, auch den andern Parteien als Sprachrohr zu dienen. Eine sture Parteipressepolitik hätte nur der Konkurrenz von aussen den Weg im Bezirk geebnet.

Zum dritten bedeutete der Umzug nach Döttingen fast eine Neuausrichtung des Blattes. Mit Bernhard und Thomas Bürli, beide im Redaktions- und Druckereifach bestens ausgebildet, war auch die die vierte Generation in den Betrieb eingetreten, die sich zwar durchaus noch als Nachfolger Schleunigers verstanden, aber nicht mehr gleichermassen die Zeitung als katholisches Milieublatt weiterführen wollten. Es waren nicht allein ökonomische Überlegungen, die die Entwicklung der «Botschaft» Richtung Forumszeitung einleiteten; die moderne CVP erwartete von ihren Mitgliedern nicht mehr, dass sie der katholischen Kirche angehörten. Das C für christliche Politik wurde, entsprechend der CDU in Deutschland, als ökumenisches Zeichen verstanden, als Verpflichtung auf die christlich-abendländische Wertordnung.

Früher und bestimmter als das «Aargauer Volksblatt» hatte die «Botschaft» dieser Tendenz Rechnung getragen und weist daher auch nicht jene Bruchstelle in ihrem Lebensgang auf, die nur alle traditionellen Abonnenten vergraulen konnte: Angesichts des Leserschwundes brüsk das Steuer herumreissen und in letzter Sekunde ein Bündnis mit nonkonformistischen Kreisen einzugehen, um jugendlicher und alternativer zu wirken, hat keinem Pressorgan, weder von linker noch rechter Provenienz, je die Rettung gebracht.

«Nunmehr soll auch die Botschaft in absehbarer Zeit im Offsetverfahren hergestellt werden. Dies bedingt indessen neuen Platz und neue Räume für Maschinen und Einrichtungen», so wurde am 27. Mai 1981 in der Jubiläumsnummer noch berichtet. Der Neubau beim Bahnhof Döttingen-Klingnau, der damals gerade im Entstehen begriffen war, könnte fast als Symbol für die Neuausrichtung des Zeitungsunternehmens gelten. Die Belieferung der ganzen Region verlangte den Transport über Bahn und Post, schrieben

[265] Botschaft, 27. Mai 1981, 125-Jahr-Jubiläum.

damals die wagemutigen Unternehmer. Inzwischen ist all das vollbracht worden, was damals geplant und prophezeiht worden war. Und mit Redaktor Hansueli Fischer trat den Familienmitgliedern Bürli ab 1981 ein vollamtlicher Redaktor zur Seite, der durch «seine umfassenden und sachlichen Berichte» auffiel. 8000 Abonnenten zu bedienen in einer pluralistischen Gesellschaft, zu der sich auch der Leserkreis der «Botschaft» mehr und mehr entwickelte, verlangte vom Lokalblatt Fingerspitzengefühl und wenig Doktrin. Im Gegensatz zur Jubiläumsnummer 1955 finden wir 1981 keine Gratulationen von politischen Parteien mehr, die einerseits als Abkömmlinge Schleunigers sich selber auf die Schultern klopfen, anderseits mit nachsichtigen Lobreden die Toleranz und Loyalität des feindlichen Parteiblattes rühmten. Vieles ist bereits Selbstverständlichkeit geworden. Die «Botschaft» möchte der Region dienen und den Stock der Abonnenten derart erweitern, um in jeder Haushaltung des Bezirks mit Texten und Anzeigen präsent zu sein. Dazu gehört selbstverständlich, die Auswanderer aus der engern Heimat bei der Stange zu behalten, das heisst den Heimweh-Zurzibieter an seinen Herkunftsort zu binden.

Die modernen Setz- und Druckverfahren ermöglichen auch, mit Bildern und Farben das Blatt attraktiver zu gestalten und die Abonnenten mit Reportagen und Sonderseiten zu Firmenjubiläen, Neubauten, lokalen und regionalen Institutionen und Anlässen in einem Masse mit Text und Inseraten zu versorgen, wie dies keine Tageszeitung je vermöchte. Man ist sich wohl bewusst, dass mit Tageszeitungen in allen Briefkästen zu rechnen ist. Was aber als Lücke verbleibt, ist mehr als nur eine Nische, sofern man erkennt und erfasst, was letztlich das Gemüt im Zeitalter der Globalisierung am meisten bewegt: das unmittelbar Nächstliegende, das Hautnahe, die Pflege der Nachbarschaft, der kleine Grenzverkehr zwischen Familien und Gemeinden beidseits des Rheines, im Aare- und Surbtal und im Studenland.

Das «Zurzacher Volksblatt»

Noch im vorigen Jahrhundert, nämlich 1899, verschmolzen die zwei Lokalblätter «Der Rheinbote», Zurzach, und «Der Surbtaler» aus Oberendingen zum «Volksblatt des Bezirks Zurzach». Zu Anfang waren die beiden «Surbtaler» Zeitungsmacher Karl Erni und Franz Bugmann massgebend am neuen Projekt beteiligt, ab 1904 aber zeichnete Drucker Schaufelbühl, der schon vorher den «Rheinboten» herausgegeben hatte, für das neue Organ wieder allein verantwortlich. 1907 ging das fusionierte Blatt im «Zurzacher Volksblatt» auf, das dann bis Ende des Jahres 1972 unter verschiedenen Besitzern ohne Bruchstelle oder Umgestaltung herauskam.

Diese wenigen Jahre von 1899–1907 erinnern noch einmal an die bewegte Geschichte dieses Presseorgans im vorigen Jahrhundert. Der Titel wech-

selte in kurzer Zeit zu dreien Malen, und «Der Rheinbote» erschien bis 1899 wöchentlich, ab Fusion bis 1904 zweimal die Woche, wurde 1904 wieder zum Wochenblatt und kam 1907 dreimal heraus, zog damit also mit der katholisch-konservativen Konkurrenz im Bezirk, der «Botschaft», gleich. Die Marktlage für ein liberales Blatt war in dieser Ecke des Kantons nicht eben gut. Die Landesgrenze am Rhein erschwerte die Expansion gegen Norden, Menschen reformierten oder jüdischen Glaubens waren um die Jahrhundertwende eine Minderheit, und politisch gehörten die Katholiken seit Schleunigers Zeiten zu den ergebensten Anhängern der konservativen Partei. Das Zeitungsbrot war in Zurzach daher eine bittere Kost und konnte nur bei grösster Anstrengung und grossem Geschick seinen Mann ernähren. Zudem dauerten um die Jahrhundertwende die harten Streitereien zwischen liberaler und radikaler Richtung bei den Freisinnigen, trotz Fusionsentscheid 1894/95, fort und waren im so genannten Rheinkreis um 1907 besonders virulent.

Das «Volksblatt für den Bezirk Zurzach» stand 1903 noch unter der redaktionellen Leitung von Bugmann, wie eine vorhandene Einzelnummer vom 5. August bezeugt. Ein weiteres Exemplar vom 21. Juli 1906 nennt im Kopf keinen Redaktor mit Namen, ist aber mit der Klebeadresse «Hr. Redaktor Bugmann» versehen, was für seine weitere Mitarbeit spricht. Der «Allgemeine Anzeiger für den Bezirk Zurzach und Umgebung», ohne jede offizielle Parteimarke, dürfte den aktiven Freisinnigen am Rhein zu wenig Sukkurs geboten haben: was für sie in der Region nottat, das war ein politisches Gegenstück zur Klingnauer «Botschaft», wenn nötig gepfeffert und aggressiv.

Als Buchdrucker Schaufelbühl sein Geschäft veräussern wollte, war wohl der Zeitpunkt gekommen, das eigene Zeitungsprojekt in die Transaktion miteinzubringen. Wie weit und ob dem Käufer finanzielle Hilfe angeboten wurde, der neue Inhaber sogar herbeigerufen und zur Übernahme animiert worden war, lässt sich leider aus dem «Volksblatt» nicht ersehen. Die erste Nummer des neuen «Zurzacher Volksblatts» berichtete am 16. November 1907 von einem freisinnigen Volkstag im Bezirk, am 10. März 1907, mit 400 Teilnehmern, die vehement eine eigene Bezirkspresse gefordert hätten. «Der Bezirksvorstand machte sich ungesäumt ans Werk, um der berechtigten Anregung Gestalt zu geben. Als das Produkt vieler Verhandlungen und mühevoller Arbeit tritt mit heute das dreimal wöchentlich erscheinende Zurzacher Volksblatt, Freisinnig-demokratisches Organ des Bezirks Zurzach und Umgebung, an die Öffentlichkeit. Das bisherige Volksblatt des Bezirks Zurzach, einmal wöchentlich erscheinend, stellt damit sein Erscheinen ein.»[266] All diese Bemerkungen lassen erahnen, dass der Verkauf des Geschäftes von der Partei gar forciert worden ist. Eine Woche vor Erschei-

[266] Zurzacher Volksblatt, 16. November 1907: An unsere Leser!

nen der ersten Nummer, am 10. November, versammelten sich 87 Delegierte der Partei, um sich eine Rede von Siegfried Stöckli-Egloff zum Thema Parteipresse anzuhören und ihn gleich in den Bezirksvorstand zu wählen.

Als Stöckli 1907 Druckerei und Zeitung übernahm, verstand er die Herausgabe seines Blattes als völligen Neuanfang und setzte daher die Bezeichnung «1. Jahrgang» in den Kopf des Blattes. «In politischer Hinsicht stellte sich die Zeitung als Organ der freisinnig-demokratischen Bezirkspartei Zurzach vor und in kantonalen Fragen bekannte sie sich zur Politik des radikalen Flügels. Damit war die politische Haltung meistens gegen die damals rechtsstehende Aarauergruppe der Freisinnigen gerichtet.»[267] Dieser letzte Hinweis ist sehr unpräzise: wenn Aarauergruppe sich auf die Mehrheit im Regierungsrat bezieht, dann träfe die Aussage das Richtige. Tatsächlich bestanden ab 1907 auch im «Rheinkreis» zwei freisinnige Parteien, vertreten zum Beispiel in Baden durch «Badener Tagblatt» einerseits und «Schweizer Freie Presse» anderseits. Das Zurzacher Organ lehnte sich an Redaktor Josef Jäger (SFP) an, der in Baden die demokratische, respektive radikale Richtung anführte und auch in Rheinfelden ein ihm treues Presseorgan dem alt-freisinnigen entgegenstellte.

Siegfried Stöckli war ein politischer Mensch und wollte sein Blatt zum «unerschrockenen Verfechter aller gemeinnützigen und volkswirtschaftlich gerechtfertigten Bestrebungen» machen. «Sonderinteressen auf Kosten der Allgemeinheit können bei uns nie auf Unterstützung rechnen.» Wer solche Worte im Editorial der ersten Nummer verkündet, dem stand das Geschäftliche einer Zeitung eindeutig auf Platz zwei. Sein Sohn beschrieb den Werdegang seines Vaters wie folgt: «Kaum der Schule entwachsen, interessierte er sich für Werden, Sein und Weiterentwicklung von Gemeinde und Staat. Schon während seiner Lehrzeit stählte er seine Kräfte an der Gründung eines freisinnigen Blattes mit eigener Druckerei im aargauischen Reusstal. Doch war der Boden dort noch zu hart.» Die etwas sibyllinisch verkürzten Angaben betrafen die Gründung des freisinnigen «Bremgarter Volksblattes» 1895, das kurze Zeit den Versuch unternahm, dem angestammten «Bremgarter Wochenblatt» der Familie Weissenbach (später: «Bremgarter Bezirksanzeiger») politische Konkurrenz zu machen. Da schon in Wohlen ein Bezirksorgan dieser Parteifarbe seit 1868 («Freiämterstimmen») das Feld beherrschte, vermochte sich ein zweites Organ der politischen Minderheit auf die Dauer nicht zu halten.

Dass Stöckli später als Betriebsleiter und Mitredaktor sieben Jahre lang bei Josef Jäger in Baden tätig war, und zwar in der strubsten Zeit dieses umstrittenen Politikers, sagt mehr aus als viele Worte über Vater Stöcklis politisches Temperament. Was im väterlichen Lebenslauf als Eigeninitiative dargestellt wurde, darf nicht ganz ohne die treibende Kraft im Rücken

[267] ZV, 30. November 1957, 50-Jahr-Jubiläum, Siegfried Stoeckli (jun.).

Stöcklis gesehen werden. Josef Jäger stand 1907 derart im kämpferischen Saft, dass in seine Strategie die Umwandlung des lendenlahmen Zurzacher Organs in ein scharfes «Volksblatt» exakt eingepasst werden kann. Seinen Sendboten und Getreuen an jene Front zu schicken, entstammte wohl den kühnsten Träumen und Racheplänen des damals abgehalfterten Nationalrates. Die erste Nummer des neuen Blattes enthielt auf der Frontseite einen Beitrag, übertitelt «Ideale?», geliefert von einem Korrespondenten. Der Autor ist zweifellos Jäger selber, der mit der Verlästerung jedes politischen Kompromisses gleichzeitig ein Zerrbild der politischen Kultur im Kanton Aargau übermittelte.

Schon in der ersten Nummer suchte Stöckli per Inserat einen Buchdrucker-Lehrling und warb für seine Akzidenzdruckerei. Bis zum Jahresende wurde im ganzen Verbreitungsgebiet das Blatt in jede Haushaltung geliefert. Wer dann nicht abbestellte, zählte zu den Abonnenten. Die Leser im Ausland wurden gebeten, schon bald Mitteilung zu machen, da die hohen Posttaxen keine langfristige Gratiszustellung erlauben. Dass die freisinnigen Geschäftsleute ihren Zeitungsunternehmer in ganz anderem Masse unterstützten als den Vorgänger, lässt sich am Inseratenvolumen ableiten: Das neue vierseitige Parteiblatt war von bedeutend grösserem Format, kam dreimal häufiger als der Vorgänger heraus und konnte von Zeit zu Zeit – meist am Wochenende – sogar achtseitig ausgeliefert werden. In der Zeit Stöcklis war man auch sichtlich bestrebt, der badischen Nachbarschaft Raum in der Zeitung anzubieten. Der «Alb-Bote» aus Waldshut setzte aber einer Expansion Grenzen. Ausser Meldungen aus Rheinheim und Thiengen fanden sich nur selten aktuelle Hinweise auf Veranstaltungen von jenseits des Jordans. Dies mag erstaunen, angesichts des regen kleinen Grenzverkehrs in der damaligen Zeit.

Die Nationalratswahlen 1908 beweisen, wie konsequent sich das «Volksblatt» auf die Richtung Jäger festgelegt hatte. In einem halbseitigen Fenster auf der Frontseite mit der Anrede «Freisinnige und Arbeiter» wurde für das Trio Jäger-Doser-Müri geworben und dabei ordentlich Front gegen die «Botschaft» gemacht. Das Ergebnis für die «Rheinkreispartei» war enttäuschend und Stöckli gab auch zu, dass «böse taktische Fehler» der eigenen Partei am Ergebnis mitschuldig seien. Dennoch glaubte er im «Tagblättli von Baden» und seinem liberal-konservativen Eigner, Otto Wanner, den Hauptschuldigen zu erkennen. Dessen «weltgeschichtliche Tat», der katholisch-konservativen Partei zum Wahlsieg verholfen zu haben, müsse tiefer gehängt werden. Er erlaube sich gar, dem «Zurzacher Volksblättli» den Garaus zu prophezeihen. Sicher sei sein Brot hart, aber «wir haben niemals um Silberlinge unsere Ansicht preisgegeben».[268] Dass die «Botschaft» nach ihrem Wahlsieg die Jägerpartei verhöhne und den Geschlagenen «Esels-

[268] ZV, 28. Oktober 1908.

tritte» versetze, sei man sich von dieser Seite gewohnt. Die «angeblich Freisinnigen» des rechten Flügels verletzten Stöckli offensichtlich mehr als die etablierte Gegnerschaft im Bezirk.

Dass Siegfried Stöckli volksverbunden, lokalpolitisch interessiert und kulturbeflissen war, lässt ihn noch einmal als Kampfgefährte Jägers erscheinen. Auch wenn er als Präsident des Gewerbevereins und der Budgetkommission seiner Wohngemeinde arbeitsintensive und wenig ehrenvolle Ämter bekleidete, so verbanden ihn diese Tätigkeiten doch mit den Alltagsproblemen der Gegend und halfen ihm, eine lebendige und profilierte Lokalzeitung herzustellen. In der Zwischenzeit waren ja auch die Grabenkämpfe unter den Freisinnigen sanft und leise beigelegt worden. Genauso wie aus dem Streithahn Jäger ein braver Staatsmann geworden war, so segelte auch das «Zurzacher Volksblatt» nun auf gemässigt liberalem Kurs.

Dass dem Kleinbetrieb der Erste Weltkrieg und die Grenzsperre gewaltig zu schaffen machte, ja, das ganze Unternehmen in Frage stellte, ist wohl verständlich und vom Sohn des Zeitungsgründers farbig geschildert worden. Dass die Grippeepidemie im Dezember 1918 auch Vater Stöckli aufs Krankenbett warf, von dem er sich nicht mehr erheben sollte, kann im weitesten Sinne als Grund für das Ende der Ära Stöckli bezeichnet werden. Zunächst übernahm zwar sein Sohn gleichen Namens Redaktion und Geschäftsleitung, «doch ging schon 1920 die Firma an Karl Wolbold über, der weniger politisch eingestellt war als sein Vorgänger».[269] Was immer auch darunter zu verstehen ist! Siegfried Stoeckli (jun.), der erklärte, dass er «einem anderweitigen Rufe» folgen wolle, ohne dies näher zu präzisieren, führte den Nachfolger in seinem Abschiedsgruss folgendermassen vor: «Sein neuer Leiter wird mit dem gleichen vorwärtsstrebenden Kurs – scharf begrenzt nach links und rechts – auf den Plan ziehen und mannhaft für die freisinnige Demokratie einstehen.» Wolbold selber behauptete «Zum Antritt», dass er zu wirtschaftlichen und den parteipolitischen Fragen immer dezidiert Stellung beziehen werde, dass er sich dabei von Grundsätzen und nicht von Anschauungen leiten lasse.[270] Die freisinnige Presse könne «weder die irdische noch die überirdische Glückseligkeit in Aussicht stellen».[271] Die Partei übergab dem neuen Redaktor symbolisch «Schwert und Feder» der Vorgänger.[272] Dass er selber keine öffentlichen Ämter anstrebte und sich als unermüdlicher Arbeiter mehr um sein Geschäft und die Familie kümmerte, hat ihm wohl das Urteil eingetragen, weniger politisch gewesen zu sein.[273]

Im Nekrolog des frühverstorbenen Familienvaters von 1933 wurden seine Schulzeit in Rheineck (SG), die Buchdruckerlehre in Altstetten (SG)

---

[269] ZV, 125 Jahre Zeitung in Zurzach, November 1965.
[270] ZV, 12. November 1919.
[271] ZV, 31. Dezember 1919.
[272] ZV, 15. November 1919.
[273] ZV, 4. September 1933, Nekrolog, gestorben im 37. Altersjahr.

und die Übernahme des Zurzacher Betriebes im jugendlichen Alter von 24 Jahren erwähnt. Aber auch seine Mitgliedschaft bei der freisinnig-demokratischen Partei![274] Ob sich dieses Engagement tatsächlich bis 1933 hingezogen hatte, darf füglich bezweifelt werden. Unter den Abschiedsinseraten finden wir keine Todesanzeige des Redaktors mit dieser Unterschrift, wohl aber ein strammer Gruss an den Kameraden Wolbold der Nationalen Front. Seit Oktober 1932[275] wurde das Kampf- und Hetzblatt «Der eiserne Besen» in der Wolbold'schen Druckerei zum Adler in Zurzach hergestellt. Auch wenn die Redaktion von 1931–1933 immer in Händen namhafter Frontenführer lag, so darf doch eine Nähe zu diesem Gedankengut auch beim Drucker angenommen werden. In der eigentlichen Phase des Frontenfrühlings 1933 litt Karl Wolbold bereits an seiner Krankheit, die im September dann zum Tode führte. Bis kurz vorher betreute er aber redaktionell das «Zurzacher Volksblatt» und so lohnt es sich, das freisinnig-demokratische Parteiblatt nach Sympathien zum neuen Deutschland 1933 abzuklopfen.



Das Fansachts-Comité Zurzach von 1930. In der Mitte hinten Karl Wolbold, Verleger des «Zurzacher Volksblattes» und zeitweiliger Drucker des «Eisernen Besens» (Bild: Max Kalt).

Sicher: Den Abdruck von Hitler-Reden in extenso hat es auch anderswo gegeben, ebenso eingekaufte oder angelieferte Aufsätze zum Fronten-Gedankengut. Was hier fehlt, sind die Distanzierungen von gewissen Aussagen

[274] Nach Glaus, Die Nationale Front, AZ 239, 1932. Zitat aus Freier Aargauer: Vizepräsident der freisinnig-demokratische Ortspartei, S. 402, Anmerkungen. Glaus schreibt immer Wobold statt Wolbold.

[275] Glaus, Die Nationale Front, S. 82.

des neuen Reichskanzlers oder kritische Kommentare als Vorspann oder Nachsatz zu Fronten-Artikeln. «Hitler Reichskanzler!» «Die Ernennung Hitlers wurde in Berlin mit Jubel ohne Ende aufgenommen.» «Ein Sieg der Nationalsozialisten», lautete der Titel zu den deutschen Reichstagswahlen Anfangs März.[276]

Dass Wolbold durchaus imstande war, sprachlich differenziert seine Überschriften zu setzen, zeigte sich bei Meldungen betreffend der roten Gefahr. «Das raffinierte Generalquartier der Harmlosen» wurde entdeckt, als die Gestapo in die «Die Geheimgewölbe des Liebknechthauses» in Berlin eindrangen und dort Waffen vorfanden.[277] «Vom Sozialismus der deutschen Bonzen» berichtete über hohe Gehälter von Funktionären und «Sozialistischen Katzenjammer» über den schweizerischen SP-Parteitag in Biel.[278] Anderseits schloss der Bericht über die NS-Tagung auf der Küssaburg, ein Anlass, der über 10 000 Personen anzog, folgendermassen: «Der Zustrom des Publikums (auch aus der Schweiz) war am Nachmittag ungeheuer», ohne jeden kritischen Unterton. Zwei Tage danach konnte zur Gründung einer Ortsgruppe Zurzach der Nationalen Front in Inserat und Text aufgerufen werden. Am 3. Juni erschien der Bericht, der vom grossen Erfolg der Veranstaltung kündigte. Und dies alles in einem freisinnigen Parteiblatt! So kommen wir nicht um die Vermutung herum, dass Redaktor Wolbold, beeinflusst von der im Hause allzeit präsenten Propagandamaschinerie, nur noch mit Mühe das verlagseigene Blatt im Sinne der Partei redigieren konnte.

Witwe E. Wolbold-Zimmerli führte das Blatt noch rund zwei Jahre weiter. Sie hatte schon vorher im Betrieb nach Bedarf mitgewirkt und kannte Ablauf und Geschehen. Zudem war mit dem 25. August 1933 der «Eiserne Besen» eingestellt worden. Vier Tage danach erschien in Zürich dafür «Die Front» als «Zentrales Kampfblatt der Nationalen Front».[279] Damit entfiel ein Druckauftrag, der wohl mehr eingebracht hatte, als das aufwendige, aber auflagearme «Zurzacher Volksblatt», aber auch die unheilvolle Verknüpfung mit einer gefährlichen Organisation. Auf Semesterende 1935 wechselte durch Verkauf des Geschäftes Druck, Verlag und Redaktion der Parteizeitung unter gleichem Untertitel von Frau Wolbold an Jean Jucker-Graf, stammend aus Wila (ZH). Unter ihm blieb der Kopf der Zeitung derselbe, und der Kurs zeigte wieder die klaren Konturen liberaler Bürgerlichkeit. Doch das Zurzacher Pflaster war damals nicht jedem Zugezogenen erträglich. Nach etwas mehr als einem Jahr verabschiedete sich der Inhaber der Druckerei bereits wieder von der Leserschaft, angeblich wegen gesundheitlichen Problemen. Die rege Aktivität der Ortsgruppe der Nationalen

[276] ZV, 4. und 8. März 1933.
[277] ZV, 4. März 1933
[278] ZV, 8. und 27. Mai 1933.
[279] Glaus, Die Nationale Front, S. 178.

Front, die Tagungen und Ausmärsche, aber auch die politischen Intrigen im Flecken mögen ihm die Arbeit verleidet haben. Schliesslich gab es am Orte noch eine rege katholisch-konservative, eine Bauern- und Bürgerpartei, und – vor allem im Bereiche der Sodafabrik beheimatet – eine Arbeiterpartei. Der Raum für ein freisinniges Parteiblatt hatte sich seit 1920 laufend eingeengt.

Es überrascht daher keineswegs, wenn der Käufer des Betriebes, Leo Fürrer, am 3. Oktober 1936 seine erste Nummer mit dem Untertitel versah: «Fortschrittlich-bürgerliches Publikationsorgan des Bezirks Zurzach und Umgebung» und damit versuchte, vor allem die Alternative zur «Botschaft» zu markieren. Dass er sich gleichwohl «eh und je für die Sache der Freisinnigen» einsetzte, war sein eigenes Bekenntnis.[280] Dabei zeigte er sich kompromisslos bezüglich braunen Einwirkungen. Er durfte bei seinem Abgang 1948 mit gutem Gewissen sagen, dass er auch vor dem Kriege «jedes ausländische Ideengut bekämpft» habe. Dass ihm dabei die «Zurzacher Affäre» von 1938–1940 und die dabei aufgedeckten Mauscheleien gehörig die Augen für die untergründigen Spiele am Ort geöffnet hatten, dies musste er nicht anführen, denn dies Wissen war im ganzen Gäu Allgemeingut.

Fürrers Anliegen war, die Abonnentenschaft im Studenland und Surbtal auszuweiten, zumal ab 1933 das politische System im nördlichen Nachbarland, ab 1939 der Krieg, das Verbreitungsgebiet des «Volksblattes» drastisch eingeschränkt hatten. Einerseits versuchte Fürrer persönlich, freisinnige Ortsgruppen in den Surbtalgemeinden zu gründen oder wieder zu beleben, anderseits organisierte er politische Anlässe in dieser Gegend, die als überparteilich galten, aber unter dem Patronat des «Volksblattes» standen.[281] Je länger je mehr liess er auch gleichberechtigt die Einladungen, Traktandenlisten, Aufrufe und Kommentare der Bauern- und Bürgerpartei einrücken, sodass sich die liberale Grossfamilie immer mehr mit dem Blatt des Bezirkshauptortes identifizieren konnte. Die «machtvollen Kundgebungen» der Vaterländischen Vereinigung oder die damals üblichen Vaterländischen Volkstage auf dem Achenberg, zu denen alle etablierten Parteien, eingeschlossen die Sozialdemokraten, einluden, Vorträge von Bircher über Verteidigung usw. waren die bevorzugten Berichterstattungen Fürrers im «Volksblatt».[282]

«Lieber Leser, merkst Du, wie der Wind weht?» fragte er rhetorisch nach der Sudetenkrise und stellte sofort die Verbindung dieser ausländischen Ereignisse mit den Interna von Zurzach her. Die Gemeinderatswahlen hätten viel Staub in hier aufgewirbelt. Es sei versucht worden, «unser Blatt den Interessen einer gewissen Gruppe dienstbar zu machen, was von uns entschieden abgelehnt wurde.» Boykotte seien die Antwort darauf gewesen. Er

[280] ZV, 31. März 1948, bei seinem Abschied.
[281] ZV, 29. Januar 1938.
[282] ZV, 10. Juli 1938.

selber habe auf einen einträglichen Dauerauftrag verzichten müssen. Dies alles weist klar auf Strategie und Taktik der Nationalen Front hin.[283] Und alles fiel zeitlich zusammen mit der «Zurzacher Affäre», jenes angeblichen Versuchs, den Zurzacher Baumeister Malaun Nazi-Häschern in die Hände zu spielen. Gemeindeammann Keusch, der Hauptverdächtige, war einstens als Mitglied der Bauernpartei ins Amt gewählt worden. Nun pflegte er eindeutig Beziehungen aller Art über die Grenze, betrieb im badensischen Rheinheim eine Ablage seiner Tierarztpraxis und versuchte sich drüben mit Hitlergruss und Ähnlichem anzubiedern. Daher galt er bei seinen politischen Gegnern und Kritikern als staatsgefährliches Element, zumal er als Oberstleutnant der Infanterie im Gotthardgebiet eingesetzt war.

Fürrer versuchte sich zuerst etwas zurückzuhalten. Als aber die Entführungssache zum Thema des Grossen Rates und der Gerichte wurde, liess er ungeniert darüber berichten, wobei ihm Darstellungen aus dem «Zofinger Tagblatt» gute Dienste leisteten, da er damit unpartiisch und losgelöst von der Gerüchteküche, die ringsum brodelte, auftreten konnte. Auf Drängen der Ortsparteien stellte Keusch «aus freien Stücken» seine Funktionen als Ammann bis zum Abschluss des Verfahrens ein und trat vorübergehend aus der Offiziersgesellschaft aus.[284] Keusch selber bezeichnete zwar das ganze als «lokalpolitische Schindluderei». Dennoch dauerte die Strafuntersuchung und das Verfahren, nämlich die «Zerreissung des Intrigennetzes», wie es damals hiess, bis ins Jahr 1940 hinein. Bis dahin musste also der Vizeammann die Gemeindegeschäfte leiten. Nach der Verurteilung durch das beauftragte Bezirksgericht Muri zu drei Wochen unbedingt, kandidierte Keusch gleichwohl für sein angestammtes Amt. Redaktor Fürrer selber trat als Gegenkandidat an. Zwei Wahlgänge waren nötig, um Keusch ganz knapp aus dem Sattel zu werfen und durch Fürrer zu ersetzen. Leserbriefe und Anschuldigungen begleiteten den Wahlkampf. Man schäme sich, in Zurzach zu wohnen. Kaum ein Schweizer, der ob solcher Gefolgschaftstreue nicht den Kopf schüttle. Aber es sollte noch besser kommen. 1948, gleichsam im Gegenzuge zur allgemeinen Abrechnung mit Nazi-Sympathisanten in der Schweiz, wurde Keusch als Parteiloser, gegen die Koalition aller Ortsparteien, wieder in sein Ammannamt eingesetzt, das er schliesslich bis 1957 innehaben sollte. Zwar war es nicht mehr Fürrer, der damals Keusch weichen musste. Dennoch scheint nun Leo Fürrer der Zurzacher Boden zu heiss geworden zu sein. Am 31. März 1948 nahm er Abschied von seinen Lesern. Aus gesundheitlicher Rücksichtsnahme sei er gezwungen, die Feder niederzulegen. Dass auch Ärger und Enttäuschung mitspielten, lässt sich aus dem Hinweis auf die Anfeindungen und die letzten Gemeinderatswahlen herauslesen. Er liess sich in St.Gallen nieder.

---

[283] ZV, 31. Dezember 1938.
[284] ZV, 9. und 19. März 1938.

Am 3. April 1948 stellte sich der Käufer der Druckerei als neuer Redaktor vor. Unbekannt sei ihm alles: die Leserfamilie, die Mitarbeiter und die Inserenten. Josef Schmid stammte also nicht aus der Gegend. Er versprach, das «Lokalblatt vom Flecken und Bezirk Zurzach» im selben Geiste fortzuführen. Er bewundere die «tapfere und gerade Haltung», die sein Vorgänger – «gerade während des Krieges» – eingehalten habe; dies dürfe er nach Durchstöbern alter Jahresbände seiner Zeitung bekennen. Offenbar nahm er die technische Erneuerung der Druckerei sofort an die Hand. Im Laufe des Jahres 1949 erfolgte die Umstellung der Zeitung von der Fraktur- auf die Antiquaschrift. Gleichzeitig erhielt Kopf und Titel ein moderneres Aussehen. Bei der Wiederwahl von Gemeindeammann Keusch 1953 wurde Josef Schmid ohne sein Wissen als Sprengkandidat aufgestellt und machte unter den gegebenen Umständen als Neuling im Flecken ein ansehnliches Resultat. Er distanzierte sich nicht nur von den Machenschaften, sondern erklärte auch, dass sich mit seiner Auffassung von Zeitungsmann ein öffentliches Amt nicht vereinbaren lasse. Damit beerdigte er diese alte Geschichte, die seinem Blatte nur Unannehmlichkeiten eingebracht hätte.

Obwohl das «Zurzacher Volksblatt» nie eine Goldgrube werden konnte, betreute Schmid sein Blatt mit Sorgfalt und Offenheit. Es wurde zum Sprachrohr aller nichtkonservativen Kräfte im Bezirk und konnte sich auch in Zurzach und Umgebung als Lokalblatt etablieren. Oft umfasste eine Nummer mehr als vier Seiten; zum Wochenende zählte das Blatt öfters acht, ja sogar zwölf Seiten, eingeschlossen eine Seite Radioprogramm. 1957 feierte Schmid 50 Jahre «Zurzacher Volksblatt» mit einer Jubiläumsnummer und akzeptierte folglich die Nummerierung, die Siegfried Stöckli 1907 begonnen hatte. Der Aufsatz von alt Redaktor Siegfried Stoeckli (jun.), Aarau, als Erinnerungsblatt an seinen Vater, erwies sich als wahre Fundgrube für die Zeitungsgeschichte.

1965 feierte das Blatt «125 Jahre Zeitung in Zurzach», das heisst ein Jubiläum, das weniger des Neuanfangs von 1907 gedachte, als der immer währenden Versuche, dem Bezirkhauptort ein eigenes Presseorgan zu schaffen. Josef Rennhard, damals Sekundarlehrer und Gemeindeammann in Leibstadt, später Chefredaktor des «Schweizerischen Beobachters» und des «Schulblattes», hatte die Nummer redaktionell betreut. Das Sonderblatt beschäftigte sich mehr mit dem aktuellen Stand von Zurzach und dem Bezug der Lokalpresse zum örtlichen Geschehen. Was an Historischem aufleuchtete, entstammte weitgehend der früheren Jubiläumsnummer. Zurückhaltend ergänzte Schmid auch den historischen Überblick mit einem einzigen Satz zu seiner eigenen Ära, die damals immerhin schon 17 Jahre dauerte. Er endete den Beitrag mit dem Satz: «Getreulich kommt das Zurziblättli wöchentlich dreimal zu seinen Abonnenten und Lesern. Dank der Treue der Abonnenten und Inserenten wird es seiner gesetzten Aufgabe auch weiterhin nachkommen.» Dieser hoffnungsvolle Ausblick

war noch ungetrübt von neuartigen Drucktechniken und revolutionären Umgestaltungen in der Medienlandschaft.

Am 29. Dezember 1972 schrieb Schmid seinen «Abschied vom Zurzacher Volksblatt». Er verwies bescheiden auf seine Versuche, mit dem reichhaltigen Angebot der stärkeren Konkurrenz Stand zu halten. 29 Seiten hätte er 1972 im Durchschnitt wöchentlich redigiert, während es in seiner Anfangszeit 16 gewesen seien. Der Bevölkerung sei schon länger bekannt, dass nun eine Änderung im Gange sei. Hinter den Kulissen spielte sich 1972 ein grosses Seilziehen ab. Verleger Otto Wanner vom «Badener Tagblatt» hatte dem politisch verwandten Blatt ein Angebot gemacht, das die redaktionelle Selbständigkeit des Lokalteiles garantiert, die neugeschaffene Tageszeitung aber mit einem Mantelteil des «Badener Tagblattes» versehen hätte. Darin sahen Lokalpatrioten aber den Einbruch des expansiven Tagblattes in die Domäne des Rheinbezirks. Das «Zurzacher Volksblatt» als Kopfblatt eines Badener Organs: niemals! Grossrat Dr. Hans-Jörg Huber, späterer Regierungs- und Ständerat, wohnhaft in Zurzach, setzte sich mit anderen dafür ein, dass ein Vertrag ähnlicher Art mit der «Botschaft» zustandekam, wobei dem Zurzacher Teil ebenfalls redaktionelle Selbständigkeit versprochen wurde. So blieb mit der Fusion auf Jahresanfang 1973 das dreimal wöchentlich erscheinende Bezirksorgan ein Produkt eigener Prägung und hiesiger Herkunft. In der Jubiläumsnummer der «Botschaft» 1981 bekam auch die eingegliederte «Zurzacher Zeitung» von Josef Schmid ihre Sonderseite. Und hier äusserte sich auch der einstige Chef und nunmehrige Mitredaktor zu seinem Lebenswerk.

«Dass ich die Zeitung und den Verlag des Zurzacher Volksblattes Ende 1972 aufgab, war damals keine zwingende Notwendigkeit. Verschiedene Umstände, so auch Einflüsse von aussen, führten zu Verhandlungen mit der A. Bürli AG in Klingnau, der Herausgeberin der Botschaft. Es wären mir auch andere Optionen zur Verfügung gestanden. Aber schliesslich obsiegte die Einsicht, dass es für den Bezirk Zurzach von nicht zu unterschätzendem Vorteil sein würde, über eine starke Lokalzeitung zu verfügen.» «Was Ende 1972/anfangs 1973 im Zeitungswesen des Bezirks Zurzach geschah, war ein Experiment. Aber die Entwicklung im gesamten Zeitungswesen mit seiner fast atemraubenden technologischen Umgestaltung zur Elektronik hat den damaligen unternehmerischen Entscheid vollauf gerechtfertigt.»

Was Schmid damals noch nicht sehen konnte, war, dass sein Entscheid auch die «Botschaft» grundsätzlich umformen sollte. Die Fusion der traditionellen CVP-Zeitung mit dem politischen Gegenstück legte den Grundstein zur Forumszeitung, wie sie sich heute dem Leser präsentiert. Der Entscheid, aus zwei politisch verschieden ausgerichteten Lokalzeitungen ein Bezirksblatt zu konstruieren, verlangte Rücksichtsnahmen von hüben und drüben. Schliesslich wollte man der Leserschaft ein Produkt aus einem Guss servieren und nicht geistig divergierende Bünde ein und derselben Zeitung.

Der Fechtplatz der politischen Meinungen war damit im Kern schon angelegt. Die neue Philosophie des Blattes war geboren. Noch heute bilden die Zurzacher Seiten ein geschlossener Teil der Bezirkszeitung. Er wird auch im Zurzacher Gemeindearchiv weiterhin gesondert aufbewahrt. Das Sterben der Parteizeitungen, das in der Folge auch die grossen Tageszeitungen im Kanton hinweggefegt hat, vermochte im Bezirk Zurzach eine schmerzlose Umwandlung der Lokalpresse einzuleiten.

«Der Eiserne Besen»

Es stellt sich die Frage, ob ein offizielles Nachrichtenorgan einer Landespartei überhaupt Objekt einer aargauischen Pressegeschichte sein kann. Herausgeberin war die «Nationale Front, Schweizerische politische Vereinigung, Zürich». Sie zeichnete von der ersten Nummer vom 7. November 1931 bis zur letzten Ausgabe des «Eisernen Besens», 25. August 1933, als Verlagsorganisation verantwortlich. Der Druck war im ersten Jahr einem Zürcher Betrieb übertragen, und das Nachfolgeorgan ab 29. August 1933, «Die Front», wurde nicht nur in Zürich hergestellt, sondern war auch bezüglich Inhalts, Inseraten und Reklame total Zürich-lastig. Zudem: «Der Eiserne Besen» ist eines der bestuntersuchtesten Blättern der Schweiz. Die kurzfristige Zeit des Erscheinens verlockte die Erforscher der schweizerischen Frontenbewegung, dessen Inhalt ausführlich zu zitieren und zu kommentieren. In keiner Zeit kommt die Presse so häufig zum Wort oder wurde Ausgangspunkt für weitere Abklärungen wie die parteieigenen Organe im sogenannten Frontenfrühling. Zum ideellen Hintergrund der Beiträge und Aufsätze ist daher – im Rahmen einer aargauischen Pressegeschichte – nichts zu ergänzen.[285]

Dennoch gilt es heute, auf die kurze Phase von 1932/33, als der «Eiserne Besen» in Zurzach gedruckt wurde, ein Auge zu werfen. Zurzach war damals eine Ortschaft, die ökonomisch von zwei ausländischen Firmen bestimmt war, der Triumph (Spiesshofer und Braun) und der Sodafabrik (Solvay-Konzern). Viele Kaderleute waren Ausländer, vorwiegend Deutsche. Viele waren Bewunderer des Hitler-Regimes. Dies färbte auch auf Schweizer ab, die in diesen Betrieben Leitungsfunktionen ausübten oder sonstwie mit ihnen verknüpft waren. Der braune Zirkel von Zurzach war weitherum bekannt und gerade in der Rheingegend auffällig, weil nichts Ähnliches dort existierte; die Angst vor dem übermächtigen Nachbarn dominierte überall Denken und Fühlen. Dass als neuer Druckort der Zeitung 1932 Wolbold in Zurzach ausgewählt wurde, kam nicht von ungefähr.

---

[285] Siehe dazu vor allem: Glaus: Die Nationale Front. Kreis: Zensur und Selbstzensur. Waeger: Die Sündenböcke der Schweiz.



Das Druckereiegebäude Wolbold im Haus zum Adler nach einem Unwetter am 30. Mai 1931 (Bild: Max Kalt).

Die Druckerei zum Adler war auf zusätzliche Aufträge angewiesen, denn die zweimal die Woche erscheinende freisinnige Parteizeitung «Zurzacher Volksblatt» lastete den Betrieb bei weitem nicht aus. Der neue Auftrag musste Wolbold aus dem örtlichen Kreise zugehalten worden sein. Obwohl freisinniges Parteimitglied und Redaktor der entsprechenden Zeitung, konnte sich der Drucker und Geschäftsmann dem politischen Einfluss seines neuen Brotgebers nicht entziehen. Die Auflagenzahl des «Eisernen Besens» war mit 5000 Exemplaren und darüber für damalige Verhältnisse sehr hoch. Ein grosser Teil kam nicht in den Verkauf, sondern wurde als Propagandamaterial an Veranstaltungen und Kundgebungen verteilt. Die Druckerei machte das Geschäft. Wer diese kostspielige Reklame bezahlt hatte, blieb auch für Beat Glaus ein Rätsel.[286] Vielleicht hätte Karl Wolbold Auskunft erteilen können.

Als zweiter Grund, den «Eisernen Besen» 1932/33 in unserem Rahmen Beachtung zu schenken, liegt in der Redaktion. Mit dem Druck in Zurzach wechselte auch der Verantwortliche: Anstelle von Hans Vonwyl (Pseudonym F. Limacher) tritt ab 11. November 1932 Dr. Alfred Zander auf, der schon bald von Eduard Rüegsegger, Brugg, sekundiert wurde. Ab 17. Februar 1933 zeichneten beide als Schriftleiter. Damit hatte auch die

[286] Glaus, Die Nationale Front, S. 84 (Anmerkung).

Redaktion für kurze Zeit ein aargauisches Standbein. So dürfte der «Eiserne Besen» als nationale Zeitung doch unser Interesse finden und, abgeklopft auf Aargauisches, sogar etwas zur Polit-Geschichte beitragen.

Die Wochenzeitung «Eiserner Besen« wurde genau ein Jahr, bis zum 1. Oktober 1932 bei H. Gafner, Zürich, gedruckt. In Nr. 1 des zweiten Jahrganges wurde der Wechsel der Druckerei gemeldet, wobei das Erscheinungsbild des Blattes die Veränderung eklatant demonstrierte: der ganze Text war neu in Fraktur-Schrift gehalten. «Herr Hans Gafner, Buchdrucker, Zürich, hat sich um den Eisernen Besen und um die nationale Sache durch die Mut erheischende Übernahme des ersten Druckauftrages sehr verdient gemacht. Er trägt auch einen schönen Teil des Verdienstes um das erfreuliche Wachstum der Zeitung.» Es sei daher selbstverständlich, dass man seine Druckerei nach Möglichkeit berücksichtige. Dieser Hinweis genügt, um zu zeigen, dass ohne sichtliches Engagement niemand zu einem Druckauftrag aus dieser politischen Vereinigung kam, obgleich behauptet wurde, der Übergang «auf die Buchdruckerei Karl Wolbold in Zurzach erfolgt aus rein technischen Gründen». «Inseratenbestellungen, Neuabonnements, Reklamationen betr. Zeitungszustellung sind zu richten an die Expedition in Zurzach, Postfach 43.» Damit war auch das Administrative weitgehend in Zurzach domiziliert. Vom 18. November 1932 an stand fast allwöchentlich ein Inserätchen im EB, das auf jeden ersten Mittwoch des Monats ins Restaurant Gut und für jeden dritten Mittwoch auf den Achenberg zu einer Versammlung der Ortsgruppe Zurzach einlud. Am 2. Dezember 1932 warb auch Wolbold im Anzeigenteil bei der abonnierten Anhängerschaft für Druckaufträge.

Der Auftritt von Bundesrat Minger im November 1932 in Brugg wurde von den Fröntlern dazu benutzt, Eigenreklame zu betreiben. «Am Schlusse dieser Kundgebung wurden von einem Teile unserer opferbereiten Zürcher und Zurzacher Propagandaabteilungen einige Tausend Eiserne Besen verteilt, welche reissenden Absatz fanden.»[287] Diese zweitgenannte Abteilung dürfte nicht ohne Wolbold funktioniert haben. Am 19. Mai 1933 gab man bekannt: «Geschäftsführung und Versand des Eisernen Besens befinden sich von jetzt an in Zürich 1, Pelikanstr. 8»; nur der Druck verbleibe in Zurzach. Damals litt Wolbold schon unter seiner schweren Krankheit, die noch im selben Jahr zum Tode führte. Er musste wohl von einer Arbeit entlastet werden, die ihm vorher überantwortet war (Propagandaabteilung Zurzach?). Die Texte stammten 1933 vor allem von Zander und Rüegsegger. Das Wochenblatt vermittelte nur wenig Informationen allgemeiner Art; Aktuelles stammte aus der Parteizentrale, alles andere waren Aufsätze mit aktuellem Bezug und ideologischer Ausrichtung. Äusserten sich Promi-

[287] Eiserner Besen, 18. November 1932.

nente zur Frontenbewegung in positivem oder negativem Sinne, so war dies alleweil eine längere Polemik wert.

Was die Redaktion nicht verstehen konnte oder wollte, das waren anerkennende Worte für Reformvorschläge der Fronten bei gleichzeitiger Ablehnung der Bewegung. So stellte Rüegsegger erstaunt fest, dass Herr Professor Laur «viele unserer Ziele anerkennen» muss und dennoch gegen uns Stellung bezieht.[288] Gleiches galt für Professor Lorenz («Aufgebot»), dem er unterschiebt, die Nationale Front zu wenig zu kennen, ansonsten würde er in seiner Kritik zurückhaltender sein.[289] Die ewige Kritik der Bürgerlichen am «ausländischen Gehabe der Erneuerer legte man sowieso als Belanglosigkeit beiseite. Dass am 3. Februar 1933 zu Hitlers Reichskanzlerschaft ein Gratulationsgedicht auf die Frontseite des «Eisernen Besens» zu stehen kam, schien der Redaktion das Selbstverständlichste der Welt zu sein, obwohl danach kein ehrlicher Eidgenosse den aufgeplusterten Patriotismus der Nationalen Front mehr ernstnehmen konnte.

Am 25. August 1933 gab ein gelbes Flugblatt bekannt, dass der «Eiserne Besen» eingestellt werde, denn die Nationale Front benötige nun neue Mittel für den politischen Kampf, vor allem ein rasches Presseorgan. «Auf dem Weg zur Tageszeitung» werde man «ein vorerst zweimal wöchentlich erscheinendes zentrales Kampfblatt Die Front treten» lassen. Die Redaktion übernehme Dr. Hans Oehler. Der neue Schriftleiter war zwar Bürger von Aarau, aber seine Zeitung war ganz auf seinen Wohnort Zürich ausgerichtet, ja, vernachlässigte sträflich jene Regionen und Orte, die vor 1933 noch als Bastione der Bewegung gegolten hatten. Auch der Druck war nun eine Zürcher Angelegenheit. «Dank aber auch unserm Kameraden Karl Wolbold in Zurzach, der zu einer Zeit, als noch Furchtlosigkeit und Wagemut dazu gehörte, den Druck des Eisernen Besens übernahm und seither in nie ermüdender Hingabe an die gemeinsame Sache besorgte»,[290] so lautete die Abschiedsadresse einer Partei, die ihm kurz darauf im «Zurzacher Volksblatt» eine Beileids-Anzeige widmen sollte. Mit dessen Tod im September 1933 wird wohl auch die Propagandazentrale in Zurzach ihren Betreuer verloren haben. Man hat nie mehr etwas von ihr vernommen.

[288] EB, 5. Mai 1933.
[289] EB, 9. Juni 1933.
[290] EB, 25. August 1933.

Der Bezirk Bremgarten

«Freiämterstimmen» / «Freiämter Zeitung» / «Freiämter Tagblatt»

Die «Freiämter Zeitung» wurde Ende des Jahres 1910 als Nachfolgerin der «Freiämterstimmen» geschaffen. Das Auftreten des neuen freisinnigen Organs in Wohlen weckte allerorten im Aargau Argwohn und Zustimmung in Fülle, denn das Zerwürfnis innerhalb der freisinnigen Partei erlebte damals einen letzten Höhepunkt und die journalistischen Reaktionen auf diesen Wechsel waren nur ein Spiegelbild dieses Streites. Die «Freiämterstimmen» waren 1868 gegründet worden. Als zweimal die Woche erscheinendes freisinniges Organ sollte die Zeitung das untere Freiamt für fortschrittliche Politik erobern und in Wohlen selber die freisinnige Vorherrschaft absichern. Die Gebrüder Josef und Johann Keller, bisher in Muri tätig, hatten sich diesen Stützpunkt erobert, indem Johann in der Strohmetropole die neue Zeitung herausgab. Der Zustrom aus den umliegenden Dörfern änderte die Zusammensetzung der Bürgerschaft. Am 17. Februar 1886 gaben die Liberalen von Wohlen unumwunden zu, dass der Ort neuerdings konservativ wähle. Anlässlich der Gemeinderatswahlen 1886 zeigte sich der Umschwung.[1]

Obwohl damals in Wohlen keine konservative Zeitung wirkte – der «Wohler Anzeiger» kam erst 1887 heraus, und zwar noch längere Zeit als reines Inseratenblatt – hatte die Strategie wenig Erfolg gezeitigt. Wohl anlässlich der Südbahn-Diskussion entzweiten sich die Gebrüder Keller in Muri und Wohlen und deren Zeitungsorgane. Obwohl beide freisinnig ausgerichtet waren, befuhren sie nun getrennte Kanäle, der «Bote» segelte eher in liberalem, die «Freiämterstimmen» in radikalem Fahrwasser. Und nach dem Tode Josef Kellers 1891 hatte die nächste Generation der Familie, A. Schibli-Keller in Muri den Verlag übernommen. Der sensationelle Bruch erfolgte aber erst 1910. Johann Keller trat altershalber seinen Betrieb und den Titel an ein Konsortium ab. Zwar arbeitete er noch bis kurz vor seinem Tode am 27. November 1911 im Betrieb mit. Die Aktiengesellschaft «Freiämter Zeitung», eine Firma radikaler Ausrichtung unter Dr. Roman Abt, Bünzen, als Präsident und dem Verwandten Kellers, Fürsprech W. Beyli, Wohlen, als Aktuar, wollten eine Erneuerung des Betriebs und die Erweiterung des Zeitungsprojekts erwirken.

Die Nachfahren der damaligen Initianten stellten den Sachverhalt in Rückblende 1973 wie folgt dar: «Diese neue Gesellschaft, die mit viel Tatkraft das notwendige Kapital zusammenbrachte, kaufte das Verlagsrecht

[1] Freiämterstimmen, 17. Februar 1886.

der Freiämter Stimmen, wobei die bisherigen Herausgeber in das neue Unternehmen übertraten. Innert weniger Wochen wurde Land für ein eigenes Druckereigebäude erworben.» «Der Kauf wurde im Juli 1910 abgeschlossen und der definitive Beschluss gefasst. Innert fünf Monaten, das heisst bis zum Dezember 1910 war das Gebäude unter Dach und der erste technische Leiter Adolf Deppeler konnte die moderne Einrichtung montieren lassen. Anfangs Januar 1911 erschien bereits die erste Nummer der Freiämter Zeitung, also lediglich Dreivierteljahr nach dem denkwürdigen Entschluss der Initianten. Damit war der Wunsch, eine freisinnige Zeitung in einem eigenen freisinnigen Betrieb herauszugeben, Wirklichkeit geworden.» Damit erschien ab Dezember 1910 die Zeitung dreimal wöchentlich, nämlich Dienstag, Donnerstag und Samstag, zudem sollte das Blatt radikaler Ausrichtung nun das ganze Freiamt bedienen. Damit traten die Freunde des «Boten» von Muri auf den Plan.

Das liberal-konservative «Echo vom Homberg» aus Reinach kommentierte: «Die Freiämterzeitung, das Organ der Freisinnigen des Freiamtes, ist nun erschienen und verkündet in ganz bedenklich hochmütigem Tone, dass Niemand mehr Platz neben ihm habe: Der schon im 56. Jahrgang stehende freisinnige Bote von Muri hätte vor dem neuen Kometen verschwinden sollen, der sich aber gegen die Aufsaugung sperrte. Nun wird in dem neuen Parteiblatt direkt aufgefordert, die Liberalen, für welche der Bote seit Jahrzehnten gekämpft und gestritten hat, sollen den alten Kämpen verlassen und das neue Organ abonnieren. Das sei sogar Pflicht jedes Liberalen im Freiamt. Eine hässlichere Einführung, aus welcher schon die Sorge um die Dividende des Aktienkapitals herauslugt, ist jedenfalls noch selten vorgekommen. Und wenn dann das erste Geschäftsjahr vorbei ist, wird man wohl bescheidener auftreten, der Bote und Meister Kasimir werden dafür sorgen, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wir wünschen dem Boten eine wohlgefüllte Munitionskiste und zähe Ausdauer im Kampf um seine Existenz.»[2] Das war dicke Post!

Die «Freiämter Zeitung» hatte sich nicht nur der kleinen Bruder-Zeitungen des Boten zu erwehren, im gleichen Chor sangen auch die grossen Tagblätter der Residenz mit. Die «Aargauer Nachrichten», die Situation des Boten beklagend, rügten die Neue: «Der Mohr hat seine Pflicht getan, der Mohr kann gehen.» Die «Freiämter Zeitung» darauf: «Das Aargauer Blatt verschweigt seinen Lesern, dass die Freisinnigen sich grosse Mühe gegeben, das Verlagsrecht des in Muri erscheinenden Blattes zu erwerben. Sein Verhalten ist um so auffallender, als es doch gewiss auch vom Standpunkt der kantonalen freisinnigen Politik zu begrüssen ist, wenn die Freisinnigen des Freiamts unter einem einheitlichen Banner sich scharen zum Kampf gegen

[2] Echo vom Homberg, zitiert in Freiämter Zeitung, 21. Dezember 1910.

den Rückschritt.»[3] Als auch das «Aargauer Tagblatt» ins gleiche Horn stiess und erklärte, dass dies nicht der richtige Ton sei, «mit welchem sich ein freisinniges Blatt ins Leben einführt», verlor Redaktor W. Beyli die Gelassenheit und kanzelte seinerseits die hochmütigen Residenzblätter ab: «Der Verwaltungsrat wünscht sehr, dass die Angelegenheit zu beidseitiger Zufriedenheit gelöst werden könne.» «Die Freisinnigen des Freiamts werden sich aber herausnehmen, den Ton ihrer Politik selber zu bestimmen.»[4]

Tatsächlich hatte die «Freiämter Zeitung» kurz vorher auf wenig vornehme Weise «für das Gedeihen unserer Partei» den altgedienten «Boten» mit folgendem Aufruf erpresst: «Da der Bote nicht mitmacht, ist er unser Konkurrenzblatt. Es ist daher Pflicht jedes Parteigenossen, dem Bote seine Unterstützung zu entziehen. Nur dadurch wird es möglich sein, später hoffentlich noch eine Einigung zu erzielen, die im Interesse des Bote wie unserer Partei ist.»[5] In der Nummer vom 24. Dezember holte der Präsident des Verwaltungsrates, Dr. Roman Abt, weit aus und stellte den Zeitungskrieg unter dem Titel «Der Bote und die Residenzblätter» in epischer Breite dar. Dabei wurde den Hofblättern von Aarau angelastet, nicht nur die Spaltung der Freisinnigen im Aargau verschuldet, sondern mit ihrer gegenwärtigen Verteidigungsaktion für den Boten den Gesinnungsgenossen im Freiamt unabsehbaren Schaden zugefügt zu haben. Der Bote habe – allen Verdiensten zum Trotz – die Partei gezwungen, zwischen seiner Erhaltung oder dem Untergang der freisinigen Partei Muri zu entscheiden. «Dass angesichts dieser Sachlage die freisinnigen Delegierten konsequent genug waren, den Schluss zu ziehen, dass private Interessen und Liebhabereien sich schliesslich dem öffentlichen Interesse unterordnen müssen, ehrt sie nur.» Die Eingliederung des Boten bleibe noch alleweil möglich. Dass das «Aargauer Tagblatt» zulasse, dass sein «angeblich freisinniger Korrespondent» den Freunden im Freiamt in den Rücken schiessen und die «Schale seines beissenden Spottes weiter über uns ergiessen» dürfe, sei besonders befremdend. Die Kritik aus dem liberalen Blätterwald berührte die Redaktion umso empfindlicher, als eine ganze Reihe von Massnahmen der politischen Konkurrenz im Freiamt das Aufkommen des erneuerten Blattes direkt bedrohten. «Das Bremgarter Wochenblatt ist kürzlich etwa acht Tage lang unter der Firma Freiämter Volksfreund in die Welt gegangen. Der Wirkungskreis muss ihm etwas zu weit gewesen sein; denn es erscheint jetzt bescheidentlich wieder als Bremgarter Volksfreund und wird in der Woche zweimal herausgegeben. Bezeichnenderweise bringt es den neuen Titel selber in Anführungszeichen. Auch der Wohler Anzeiger hat sich veranlasst gesehen, zweimaliges Erscheinen in der Woche anzukündigen. Er verlässt jetzt Dienstag und Freitag die Presse. – Der liebe alte Freischütz (sic) steht noch

[3] Freiämter Zeitung, 20. Dezember 1910.
[4] FZ, 22. Dezember 1910.
[5] FZ, 17. Dezember 1910.

aus. Ob er vor Jahresschluss nicht ebenfalls mit einem Kunststücklein auf den Plan rückt?»[6]

Der «Freischütz», der zum Jahresschluss vor dem neuen freisinnigen Presseprodukt warnte und den «ruhigen, besonnenen Fortschritt», der da angestebt werde, lächerlich machte, provozierte damit eine erste Entgegnung: dass das Freiamt bei allen – auch später erwiesenermassen als bewährt eingestuften Vorlagen – bei der Abstimmung immer am meisten Nein-Stimmen aufweise, zeuge davon, dass die katholisch-konservative Presse diesem Prinzip nicht huldige und bezüglich Aufklärung noch einiges zu tun bleibe. Am 3. Januar 1911 fasste Redaktor Beyli seine ersten Erfahrungen in einem elegischen Bericht zusammen: «Der Empfangsgruss, der uns aus dem freisinnigen Blätterwald geworden, war kein besonders freundlicher. Doch hat sich hin und wieder eine anerkennende Stimme für uns vernehmen lassen. Der Aargauer Anzeiger, die Schweizer Freie Presse, das Zurzacher Volksblatt, die Volksstimme von Rheinfelden (sic), die Lenzburger Zeitung haben freundliche Worte der Anerkennung gefunden und uns beim Erscheinen der ersten Nummer kameradschaftlich begrüsst.» Diese Liste von Blättern, fast alles Sympathisanten der Jäger-Richtung, beweisen mehr als weitere Worte, dass der Streit zwischen «Bote» und «Freiämter Zeitung» eine lokale Spielform der damaligen Flügelkämpfe des aargauischen Freisinns war.

Die neue Zeitung, dreimal die Woche, am Dienstag, Donnerstag und Samstag erscheinend, hatte keinen leichten Stand. Von den je vier Seiten musste mindestens eine mit Inseraten gefüllt sein, sollte das Blatt in dieser Form überleben. Diese stammten – nicht zuletzt des Botens wegen – nur aus dem untern Freiamt. Geschäfte und Wirtschaften waren, genauso wie die Vereine damals, freisinnig oder konservativ und sie deponierten um 1910 ihre Anzeigen nur in den entsprechenden Organen. Die reich dotierte «Freiämter Zeitung» verlangte mindestens einen hauptamtlichen Redaktor. Fürsprech Walter Beyli jedenfalls verlässt seinen Posten schon auf den 1. Mai 1911. Unter dem Titel «Frei ist der Bursch» führte er aus: «Wegen Ablehnung eins für mich nicht annehmbaren Redaktionsreglementes hat mich der Verwaltungsrat der Buchdruckerei Freiämter Zeitung auf Ende April d. J. als Redaktor entlassen. Mein Freisinn lässt sich leider nicht reglementieren. Da ich gegenwärtig ohnehin stark in Anspruch genommen bin, gehe ich gerne.»[7] Der Streit dürfte so gross auch nicht gewesen sein, denn Beyli zeichnete als Mitglied der dreiköpfigen Redaktions-Commission weiterhin für die Zeitung verantwortlich. Gustav Wiederkehr, bis anhin Lehrer in Wohlen, übernahm ab 13. Juni die Redaktion und hielt sie bis 1914 inne, als die Grenzbesetzung die nicht militärpflichtigen Lehrer wieder an die Schule zurückholte.[8] In Zukunft hielt das Impressum immer nur fest:

[6] FZ, 17. Dezember 1910.
[7] FZ, 2. Mai 1911.
[8] FZ, 2. November 1914.

«Für die Redaktion: Die Redaktionskommission», obwohl mit Dr. August Baumann (zugleich Parteisekretär), Dr. A. Furter, J. Frey, Gemeindeammann Fischbach, Dr. Paul Schirmer, schliesslich mit Fritz Schiesser, Felix Feigenwinter und Paul Müller bis zum Ende im Jahre 1973, dauernd mindestens ein versierter Journalist die eigentliche Textgestaltung besorgt hatte.

Interessant bleibt die Tatsache, dass die «Freiämter Zeitung» in den ersten Jahren häufiger mit dem «Freischütz» Sträusse ausfechten musste, als mit den katholisch-konservativen Organen des untern Freiamts. Dies mag auf die Tatsache zurückzuführen sein, dass man dem Boten nach wie vor die nötige Aggressivität nicht zutraute, in Muri zum Rechten zu sehen. «Schwierigkeiten führten wie andernorts auch zu einer reduzierten Erscheinung, zweimal statt dreimal wöchentlich, aber ab 1920 erstarkte das Unternehmen und der wagemutige Einsatz der Initianten trug seine Früchte. Diese Aufwärtsentwicklung hielt bis zur heutigen Zeit mit nicht zu umgehenden Höhen und Tiefen an.» So stellten die Nachfahren der damaligen Initianten den Sachverhalt 1973 in der Rückschau dar, als mit dem «Freiämter Tagblatt» die einst selbständige Zeitung zum Kopfblatt des «Aargauer Tagblatts» wurde.[9]

Der Grund zur genannten Erstarkung lag weniger im «wagemutigen Einsatz der Initianten» begründet, als in der 1930 dann doch erfolgten Fusion mit dem Boten von Muri. Am 27. Dezember 1929 war es endlich soweit: Der «Bote» schrieb: «Wir machen unsern verehrten Abonnenten, Inserenten und Parteifreunden die höfliche Mitteilung, dass der Bote ab Neujahr 1930 im Verlage der Buchdruckerei Freiämter Zeitung in Wohlen erscheinen wird. Es sind Gründe geschäftlicher Natur, die diesem Wechsel des Verlages gerufen haben. Die bisherige politische Einstellung des Boten bleibt gewahrt. Die Herausgabe bleibt ebenfalls diesselbe. Der Bote bleibt wie bisher das offizielle freisinnig-demokratische Parteiorgan des Bezirks Muri.» Die Erklärung ist von vier namhaften freisinnigen Politiker aus dem Bezirk unterzeichnet. In Tat und Wahrheit wurde der «Bote» zum Kopfblatt der «Freiämter Zeitung», denn die intimen Streitigkeiten in der Partei waren damals längst beigelegt und machten die Doppelspurigkeiten obsolet. Das ganze wurde deshalb zum Thema, weil die Druckerei Schibli in Muri 1915 an die Gebrüder Josef und Alois Steinmann verkauft worden war und die neuen Eigner – obwohl von derselben politischen Richtung – an der Fortsetzung des «Boten» nicht mehr interessiert waren. Sie hatten schon einige Wochen zuvor, am 11. Oktober 1929, einen Inseraten-Anzeiger, geheissen «Geschäftsblatt», in alle Haushaltungen des Bezirks gestreut. Dass auch dieses Organ mit der Zeit zur redigierten Zeitung werden würde, war damals noch nicht absehbar.

---

[9] Letzte Freiämter Zeitung: 28. Septmber 1973.

Wie erlebte das Doppelgespann «Freiämter Zeitung/Bote» die Zeit der 30er-Jahre? Der Auslandteil war immer nur kurz gehalten. Meldungen aus den Nachbarländern wurden nur dann vermerkt, wenn daraus grundlegende Probleme für unsere eigene Aussenpolitik resultierten. Noch seltener verirrten sich solche Begebenheiten in den Leitartikel. Einmal fand «Der italienische Fascismus» Platz auf der Frontseite.[10] Die Taten Mussolinis, die Hebung von Ordung und Moral, erhielten darin Lob. Neben den Aktivposten müssten aber auch die Passiven erkannt werden. Fazit: «In Italien brachte der Fascismus Ruhe und Ordnung; in Ländern, wo diese beiden Grundpfeiler des nationalen Zusammenlebens vorhanden sind, da wird niemand einen Fascismus einführen oder ausüben wollen.»Damit wurde programmatisch auch die Haltung zu Hitler-Deutschland und der Frontenbewegung vorweggenommen. Der Brand des Reichstages als kommunistische Untat könne man glauben oder nicht; wesentlicher sei, dass der Reichstag als Parlament ausgelöscht wird. Freiheiten werden unterdrückt. Von den Versprechungen vor den Wahlen, «Christentum als Basis», «unbarmherziger» Kampf gegen geistige, politische und kulturelle Nihilisierung, Rettung des deutschen Bauern und Abbau der Arbeitslosigkeit, sei bisher nichts sichtbar geworden.[11] Die NSDAP sei ein «Krisengewächs». Man juble dem «neuen Propheten Hitler» zu. Die Hitler-Stimmung wurde von einem Leser aus München rapportiert, mit ironischem Unterton und von der «Freiämter Zeitung» auf die dritte Seite gesetzt.

Die Haltung zu den Fronten wies diesselbe Richtung auf: Die Angriffe auf den Freisinn und auf «gestandene, verdiente Politiker» erzeugten im Freiamt nur Ärgernis und Widerstand.[12] Und als beim Zusammenschluss von Neuer und Nationaler Front von Partei geschrieben wurde, so titelte man in Wohlen höhnisch: «Also doch eine Partei»; bisher hätten sich die jugendlichen Bewegungen «gegen den Parteiismus» gewendet. Und die Haltung während des Weltkrieges wich kaum von derjenigen der freisinnigen Tagblätter im Aargau ab.

Am 3. September 1948 erfolgte die Umstellung auf Antiqua-Schrift. Damals zeichnete Dr. August Baumann als Redaktor und Sekretär der Partei im Aargau. Der Untertitel lautete unverändert: «Organ der Freisinnigen des Freiamtes und des obern Seetales». Im August 1949, zum 80. Geburtstag, brachte die «Freiämter Zeitung» eine Sondernummer heraus. Darin wurde der historischen Gegebenheiten gedacht und – nicht ganz unparteiisch – der eigene Werdegang aufgearbeitet. Die Übernahme von 1910 unter Führung von Dr. Roman Abt wurde darin kommentarlos als Fortführung der «gesunden Richtlinie» des früheren Blattes dargestellt. Kurz vor-

[10] FZ, 20. Dezember 1929.
[11] FZ, 3. Februar und 3. März 1933.
[12] FZ, 18. April 1933.

her war der Um- und Ausbau der Druckerei 1949 fertig geworden. Dieser Umstand hatte wohl das Feiern des ungewöhnlichen 80. Jubiläums ausgelöst. Die Erweiterung war am 6. März 1948 von der Generalversammlung der Aktionäre gutgeheissen und zügig vorangetrieben worden. Der offene Optimismus in dieser Sondernummer würde nie die Vermutung aufkommen lassen, dass 25 Jahre später das Aus kommen könnte.

Am 14. August 1973 erschien auf der Frontseite der «Freiämter Zeitung» die Erklärung: «Die aargauischen Regionen Freiamt und Seetal erhalten ab 1. Oktober eine Tageszeitung»: «Freiämter Tagblatt». Unterzeichnet war der Text von fünf Verlagen: «Freiämter Zeitung», «Generalanzeiger» von Dottikon, «Der Seetaler», «Der Lindenberg» und «Aargauer Tagblatt». Darin wurde unter anderem ausgeführt, dass die zwei Freiämter Blätter zum «Freiämter Tagblatt», die beiden Seetaler Organe zum «Seetaler Tagblatt» umgeformt würden. Damit wurden die Abonnenten und Bezüger dieser Lokalblätter für das letzte Vierteljahr ohne Mehrkosten mit Splitausgaben des «Aargauer Tagblattes» bedient.

Die Darstellung der Konzeption, verfasst von Peter Meuwly, Präsident der Redaktionskommission des Freiämter und des Seetaler Tagblattes, stellte die Zusammenarbeit mit dem «Aargauer Tagblatt» in den rosigsten Farben dar. «Eine partnerschaftliche Lösung» zwischen den vier Verlagen und dem grossen Bruder sei gefunden worden. Die Verlagsgemeinschaft der Lokaltitel sei für die Redaktion, die Satzherstellung, sowie die Inseratenverwaltung im regionalen und lokalen Bereich zuständig. Eine Redaktionskommission wähle die Redaktoren, stelle die Richtinien ihrer Arbeit zusammen und sei verantwortlich für das Redaktionsbudget. Alles andere war Sache des «Aargauer Tagblatts». Für die drei Seiten Freiamt und Seetal würden vorerst drei, später vier Redaktoren zur Verfügung stehen, wobei Paul Müller von der «Freiämter Zeitung» und Günter Windfelder vom «Seetaler» zum neuen Tagblatt übergehen.

Die Echos anderer Blätter waren weniger schönfärberisch. Das «Aargauer Volksblatt» kritisierte das AT-Vorgehen als «weiterer Schritt im grossen Feldzug dieses Presse-Imperiums». «Die früheren Schritte kennt man noch: Lenzburger Zeitung, Aargauer Kurier, Brugger Tagblatt, Neue Bürger Zeitung.» Und nun der Vorstoss in den «Schwarzen Erdteil»! Das AV glaubt, dass der Freiämter, will er ein Tagblatt abonnieren, eher ein Luzerner Blatt konsumiert, als «ein Blatt Aarauer Herkunft».[13] Der «Tages-Anzeiger», Zürich, rechnet ab mit der Meldung der unkritischen Depeschenagentur, die schönfärberisch verkündet, dass die aargauischen Regionen Freiamt und Seetal nun eine Tageszeitung bekämen. Diese Augenwischerei verschummere die Tendenz, dass schliesslich im Aargau nur noch zwei Zeitungen, das «Badener Tagblatt» und das «Aargauer Tagblatt»

[13] FZ, 17. August 1973.

übrigblieben und die Vielfalt im Kulturkanton zunichte machten. Das «Badener Tagblatt» seinerseits bemerkte: «Schon seit Jahren versucht das Aargauer Tagblatt einen Satellitenkreis aufzubauen, mit dem Ziel, über diesen Weg zumindest einen Teil seiner einstigen kantonalen Bedeutung, die in den letzten Jahrzehnten wesentlich zusammenschmolz, zurückzugewinnen. Wobei Der Seetaler und Der Lindenberg schon seit längerer Zeit finanziell weitgehend im Besitze des Aargauer Tagblattes sind und sich folglich heute lediglich jene Umwandlung vollzieht, die vorauszusehen war.» In einem Radiointerview beteuerte Meuwly, dass die redaktionelle Selbständigkeit der neuen Tagblätter ermöglichten, dass aus dem Freiamt politische Kommentare, die dem AT-Mantelteil widersprechen, erscheinen könnten. Dass die meisten Beteuerungen Lippenbekenntnisse oder vorläufige Beschwichtigungen waren, sollte dann die Zukunft zeigen. Das «Seetaler Tagblatt» verschwand nach 17 Monaten und in Wohlen verblieb ein karges Redaktionsbüro.[14]

Dass damit auch die Wochenend-Beilage «aargauischer anzeiger», ein Inseratenblatt von bis zu 12 Seiten, mit vier Seiten textlichen Beiträgen, samt Radio- und Fernsehprogramm, nun anderswo gedruckt werden musste, (vorher war die «Freiämter Zeitung» die offizielle Adresse) liegt auf der Hand. Von den Auftraggebern verblieben nach dem Aderlass noch der «Bremgarter Bezirks-Anzeiger» und der «Freischütz». 15 Jahre war der «aargauische anzeiger» eine Beilage, die den Verlegern geschäftlich nur insofern etwas gebracht hatte, als es andere Inserationsorgane (Tagblätter) vom Vorstoss in ihre Region abhalten konnte. Diese Schlacht endete 1973 mit einer ersten Niederlage. Mit der Akquirierung der «Freiämter Nachrichten», Villmergen, und des «Freiämter Anzeigers» konnte die Lücke wieder gestopft werden. Mit 18 561 Exemplaren, nun gedruckt in Muri, konnte sich die Beilage noch weitere zehn Jahre halten.

Bevor über das einstige Kampfblatt des Freiamtes der Schleier des Vergessens gelegt wird, lohnt es sich, das Angebot des eingegangenen Produktes, wie es sich in der Schlussphase darbot, Revue passieren zu lassen: drei Seiten Wohlen, zwei Seiten Freiamt, eine Seite Aargau, eine Seite Bremgarten und eine Seite Sport. Auf einen Auslandteil hatte man schon seit längerer Zeit verzichtet und verstand sich als Zweitblatt. Der rasche Wechsel der Redaktoren im Jahre 1973 zeigte bereits an, dass eine Krise im Anzug war. Dass den «Freiämter Nachrichten» in Villmergen durch das Ausscheiden der Wohler Alternative zum «Wohler Anzeiger» eine zusätzliche Chance geboten und diese auch genutzt wurde, kann nicht erstaunen. Der grosse Aarauer Coup deckte viele Interessen ab, aber längst nicht alle.

[14] Alle Kommentare aus Echos, Leitartikel in der FZ vom 17. August 1973.

«Wohler Anzeiger» («Dieses Apostolat der Presse tut uns heute vor allem not», Walter Meyer, 1936)

Etwas widerwillig hatte der Begründer des «Wohler Anzeigers», Kasimir Meyer, sein 1896 geschaffenes Inseratenblatt schliesslich der katholisch-konservativen Parteipolitik geöffnet. Dem Drängen seiner Freunde, dass den radikalen «Freiämterstimmen» (ab 1910 «Freiämter Zeitung») eine politische Alternative entgegenzustellen sei, konnte er sich auf die Dauer nicht entziehen. Obwohl der Textteil des Blattes sich um die Jahrhundertwende fast nur auf die letzte Seite beschränkte, reihte die katholisch-konservative Partei schon 1895 den «Wohler Anzeiger» unter die «zur Verfügung stehenden Presseorgane» ein.[15]

Bis 1910 bot der Anzeiger alleweil das Bild des Inserationsorganes. Das «Allgemeine Freiämter Anzeigeblatt», wie es – immer noch neutral – im Untertitel hiess, bot hauptsächlich auf Seite 4 in fünfspaltiger Aufmachung (Inseratenspalte!) redigierten Text an. Die Rubriken Ausland, Schweiz, Aargau, eingeschlossen das Lokale, boten Lese-Kurzfutter an, während sich das Weltanschauliche im Leitartikel, den Sonntagsgedanken («aus der Klausnerei am Lindenberg») und das Landwirtschaftspolitische im wiederkehrenden Aufsatz «Aus der Bauernstube» ausdrückte. Aber auch die kurzgefassten Nachrichten waren thematisch nach klaren Kriterien gesichtet: Kirchliches, Katholisches, Standespolitisches hatte Vorrang. War ein Zusatzblatt respektive ein Zusatzbogen nötig, pflegte die Redaktion einen Teil der Aufsätze auf eine dieser Seiten zu verlegen, immer noch entsprechend dem Anzeiger-Prinzip, dass ein bisschen Zeitungstext den Inseraten zu mehr Aufmerksamkeit und damit Erfolg verhilft. Das Feuilletonistische, der Fortsetzungsroman, war Inhalt der Gratisbeilage «Gemüt und Humor» in Quartformat.

Ein Blatt von dieser äusseren Gestalt vermochte die massgebenden katholisch-konservativen Männer von Wohlen und Umgebung kaum zu beglücken. «Erstzunehmende Zeitungen» folgten damals einem festen Kanon, und dazu gehörte primär, dass das Credo nicht als Endpunkt erschien. Der Neubau des Druckereigebäudes Kirchgasse-Kapellenstrasse im Jahre 1910 bot Gelegenheit, dem Presseorgan Stil und Form zu verleihen und ihm damit den gebührenden Einfluss zu sichem. An der Jahreswende war aus dem Knaben namens «Wohler Anzeiger» nach 25 Jahren endlich ein Mann geworden.[16] Die Einweihung des Gebäudes, das Jubiläum und eine traditionelle Zeitung im neuen Gewand fielen damals als Anlass zusammen. Am 14. Dezember 1910 wurde das zweimalige Erscheinen, am Mittwoch und am Samstag, verkündet; am 31. Dezember erschien erstmals der Text

[15] Siehe Band I, S. 278f. Delegiertenversammlung vom 26. Januar 1895.
[16] Wohler Anzeiger, 31. Dezember 1910, signiert T.B.



Kasimir Meyer-Egg (1860–1913), Verleger des «Wohler Anzeigers» (Kasimir Meyer AG).

auf der Titelseite, Weltanschauliches vorweg, die Nachrichten danach, das Vermischte am Schluss und als Zugemüse die Anzeigen: so gerüstet zog ein politisches Kampfblatt in den Streit! Dabei konnte man gar den alten Untertitel belassen; die Etikette im Kopf war unnötig, fortan sprachen die Schlagzeilen für sich selbst. Der «Wohler Anzeiger» korrespondierte nun zum Kirchturm ennet der Strasse.

Vergleichen wir sorgfältig den textlichen Inhalt vorher und nachher, so spüren wir, dass eigentlich nichts ändern musste, als die äussere Präsentation: eine Zeitung ist wie eine feierliche Prozession; die Hierarchie muss

ins Auge springen und den Betrachter berühren, nur dann ist er hin- und mitgerissen. Das notwendige Apostolat im Dienste des politischen Katholizismus begann zu wirken. 1913 starb der Gründer von Firma und Zeitung, Kasimir Meyer-Egg, und von den sechs Kindem standen Kasimir und Walter, die beiden Söhne, noch in ihrer Ausbildung. Sie traten ins väterliche Geschäft ein, das 1917 in die Kollektivgesellschaft «Kasimir Meyer's Söhne» umgetauft wurde.



Das 1910 erbaute Druckereigebäude in Wohlen (Kasimir Meyer AG).

Der Weltkrieg 1914–1918 brachte den Anzeiger nicht in ein Dilemma. Der Mord am habsburgischen Kaiserhaus versetze Serbien in tiefste Schuld. Daran sei nicht zu rütteln: «Das österreichische Volk schreit Rache»; der Anzeiger bewies Verständnis und verbreitete die Einsicht, dass wir am «Vorabend eines Krieges» stünden, was viele Zeitungen damals negierten.[17] «Der europäische Krieg» und «Die Schweiz in Waffen» waren ab August 1914 ständige Titel. Die pro-habsburgische Stellungnahme des Anzeigers, als typisch katholische Haltung, vermochte gar die Aversion gegenüber dem Bismarck'schen Reich zu überwinden. Böse waren die Franzosen und jene, die ihnen als Spione im Raume Basel-Pruntrut oder als geistige Söldner in der welschen Presse zudienten.[18] «Wenn man aber in jenen übelberatenen welschen Kreisen unter Verpreussung die Strammheit, die Exaktheit im

[17] WA, 4. Juli 1914.
[18] WA, 18. November 1914.

Auftreten und Arbeiten versteht und die Notwendigkeit, an der Spitze der Truppen absolut tüchtige Führer zu haben, dann allerdings machen sich unsere Landesbehörden der Verpreussung der Armee schuldig. Und wir alle, die wir die Früchte des Systems Wille sehen, wollen sie nach Kräften unterstützen.»[19]

Der «Wohler Anzeiger» stimmte damit in den Chor der katholisch-konservativen aargauischen Zeitungen, wie «Botschaft» und «Freischütz» ein, die es Johann Baptist Rusch vom «Aargauer Volksblatt» nie verzeihen konnten, dass er das wilhelminische Reich mit andern Augen sah. Die gemeinsame Deutschfreundlichkeit trug viel dazu bei, bis 1918 aus den einst zerstrittenen Liberalen und Konservativen einen bürgerlichen Block zu formen, der dann im November 1918 seine Feuerprobe zu bestehen hatte. Neutralität der Schweiz hiess bei den Konservativen stillschweigendes Einverständnis mit Wien und damit auch Berlin und die kritische Beurteilung der West-Alliierten, deren Kreuzzug für Demokratie und Freiheit mehr Gefahren für eine traditionelle Kirchturmpolitik in sich barg als das Wirken der nachbarlichen Monarchien.

«Man hat in wirklich schweizerischen neutralen Kreisen das Gebahren der so genannten Neuen Helvetischen Gesellschaft schon lange mit einigem Misstrauen betrachtet und gefunden, dass man es hier mit einer Kriegsgründung zu Gunsten der Entente zu tun habe.» Wer sich damals für Friedensschluss im Sinne der pax americana stark machte, grenzte sich zu wenig von jenen ab, die die Waffen fortwerfen wollten (Professor Ragaz!). Und der «Wohler Anzeiger» zierte sich nicht, den einstigen Buhmann, Nationalrat Jäger aus Baden, zu zitieren, der Dienstverweigerung zu Recht dem Landesverrat gleichsetzte.[20] Und nach der drohenden Gefahr einer Revolution in Österreich fragte man sich in Wohlen ängstlich: «Rüttelt der Sturm am Schweizerhaus?»

Im Aufsatz «Die grosse Abrechnung» fand man zuerst offensichtliches Bedauern, dass die Monarchen verzichten mussten. «Der Krieg geht zu Ende. Die eine grosse Partei ist besiegt. Vergebens war also das viele edle Männerblut, vergebens waren die unermesslichen Opfer an Leiden und Entbehrungen, vergebens die Drangsal» ... «der Erfolg ist ausgeblieben». Und der Leser spürt, dass man sich fast dafür entschuldigt, dass die goldenen Verheissungen der Könige sich als falsch erwiesen hatten. Man war – bis zum bittern Ende – beim «Wohler Anzeiger» so neutral auch wieder nicht. Und als sich das deutsche Heer zurückziehen musste, befürchtete der WA, dass General Foch in Deutschland einbrechen werde: «Man begreift, dass sich des deutschen Heeres und Volkes ein ungeheurer Hass gegen diese Missbraucher des Erfolges bemächtigt.»[21]

---

[19] WA, 8. November 1914.
[20] Wa, 12. Januar 1918.
[21] WA, 4. Dezember 1918.

Mit dem Generalstreik verwandelten sich die europäischen Ereignisse auch zur Innenpolitik: der neue Feind zieht seine Fäden in Moskau und fordert die Gottesfürchtigen heraus: egal ob Arbeiter oder Besitzender. «Die schweizerische Arbeiterschaft weiss genau, dass sich die Massnahmen der Behörden nicht gegen sie richten, sondern gegen jene fremden Sendlinge, die an Stelle unserer demokratischen Einrichtungen die bluttriefende bolschewistische Schreckensherrschaft setzen wollen.»[22] Die Gefahr drohte für Wohlen nur aus der Ferne: In Aarau konnten die Zeitungen «nur in reduziertem Masse herauskommen». Das ganze Treiben ist angeblich ein «Teil eines gewaltigen, revolutionären Sturmes, der über Zentraleuropa hereingebrochen ist». Nur «Gottvertrauen hilft».[23] Unter dem Appell, «Neue Zeit – vermehrte Aktion», ergeht die Aufforderung, den Arbeiter aus der «sozialistischen Umklammerung» zu lösen und einen christlichsozialen schweizerischen Arbeiterbund zu begründen. Ebenfalls im Zusammenhang mit dem Generalstreik stellte die Redaktion die Totalrevision der Bundesverfassung zur Diskussion und verlangte den sofortigen Abbau der Generalvollmachten des Bundesrates, da mit einer solchen Machtballung im Falle eines Umsturzes eine doppelte Gefahr bestünde.[24]

Doch – typisch für das Lokalblatt – mag auch die Welt ausserhalb und innerhalb der Landesgrenzen im Vollbrand stehen, der Tod des einheimischen verdienten Nationalrates Jakob Nietlispach (kk, 1893–1918) überdeckte alles.[25] Ihm gehörte und gebührte in diesen Tagen die Zuwendung von Redaktion und Leserschaft. Selbst dem «missratenen» Sohn des Freiamtes durfte in bewegter Zeit die Aufmerksamkeit nicht versagt werden: 1933, zum 50. Todestage des Sarmenstorfers Augustin Keller, erschien eine Würdigung seines Tuns, seines Eigensinns, der im kulturkämpferischen Irrweg, eine eigene katholische Kirche zu begründen, seinen Tiefpunkt erreicht habe und im Urteil endigte: «ein Mann mit grossen Anlagen, die in negativer Arbeit aufging».[26] Lokale Vorbilder in positivem und negativem Sinne erzogen eine Leserschaft im Sinn und Geist der guten Presse: das gehörte zum Apostolat. 1920 wurde das Druckereigebäude mit einer Wohnung aufgestockt, und die Gründung des Pfarrblatt-Verlages schuf die Voraussetzung, dass im Hause mit der Zeit für 31 Pfarreien Kirchennachrichten gesetzt, gedruckt und expediert werden konnten. Auch diese Daueraufträge korrenspondierten mit dem parteilichen Presseorgan, vermittelten ihm Respekt und Verbreitung.

Vor 1933 trat das Ausland stark in den Hintergrund; der Anzeiger behandelte diese Politik nur gelegentlich in einem allgemein gehaltenen Leitarti-

[22] WA, 13. November 1918.
[23] WA, 16. November 1918.
[24] WA, 4., 11. und 31. Dezember 1918.
[25] WA, 23. November 1918 und folgende.
[26] WA, 24. Januar 1933.

kel. Krise und Einschränkung hatten auch andere Lokalblätter zu ähnlichem Vorgehen gezwungen. Erst im Nachhinein sollte sich diese Praxis als verhängnisvoll erweisen. Welcher Nur-Lokalblatt-Konsument hätte 1933 den Nationalsozialismus in Theorie und Praxis erkennen können? Erst die Führung durch Hitler und die Auflösung des Reichstages weckten neue Interessen, und die Auslands-Rundschau wurde das Gefäss, das Geschehen immer wieder zu kommentieren. Dabei kam dem katholischen Zentrum grosses Gewicht zu. Die anfänglichen Beschwichtigungen, die Aufpasser im Kabinett würden Hitler und seine Trabanten schon in Schranken halten, zeigten noch das alte Feindbild: Was bei der NSDAP «an Sozialistischem drin ist – nicht wenig – wird durch sie verhindert werden».[27] Eine «rätselhafte Spannung» liege über Deutschland. Als aber der Kampf Hitlers gegen das Zentrum im besonderen einsetzt, wurde alles argwöhnisch mitverfolgt: «Es wallet und brauset und siedet und zischt».[28] Die Polemik des Reichskanzlers gegen das verhasste System von Weimar wurde als Agitation gegen das Zentrum verstanden: «Also Geschichtslügen über Lügen!»[29] Selbst nach den Wahlen, mit dem Sieg der NSDAP, als der Anzeiger vermerkte: Das «Hackenkreuz (sic) wird künftig das Zeichen Deutschlands sein», macht man in Lobhudelei zugunsten der befreundeten Partei, als wenn der Weg zur Diktatur noch blockiert werden könnte: «Unser Zentrum hielt sich schneidig und tapfer und bewies wieder einmal mehr seine glänzende Organisation und Führung.»[30]

Der wiederkehrende Spartentitel «Aus dem Hitler-Reich» machte deutlich, dass die Hoffnung auf Normalität geschwunden war. Katholische Geistliche gerieten in Schutzhaft, die evangelische Kirche wurde ins braune Joch gezwungen und die Jugenderziehung unter das Diktat der Partei.[31] Der Vatikan prägte den Begriff «Bolschewismus in Deutschland!» und setzte damit rote und braune Gefahr einander gleich.[32] Am 14. Juli 1933 wurde abgerechnet: In «Ludendorffs Volkswarte» werde der Ungeist der NSDAP demonstriert; ein grausames Blatt, das von germanischem Rassendünkel nur so triefe, das zum Vernichtungskampf gegen die Juden und Freimaurer, aber auch der katholischen Kirche auffordere. Mit diesem atheistischen Gebräu sei die Bewegung – aber auch Ludendorff selber – erledigt. Dass – mit Blick auf Österreich – in der «heim ins Reich»-Propaganda «Dynamit für's Schweizerhaus» stecke, erkannte und bekannte die Redaktion schon am 30. Juni 1933.

---

[27] WA, 3. Februar 1933.
[28] WA, 21. Februar 1933.
[29] WA, 3. März 1933.
[30] WA, 10. März 1933.
[31] WA, 23. und 27. Juni 1933.
[32] WA, 7. und 30. Juni 1933.

In der innenpolitischen Arena zeigte der Anzeiger mehr Langmut und Naivität. Zwar erhielt der «Bund nationalsozialistischer Eidgenossen» schlechte Zensuren und der Alemannentag in Säckingen wurde als Provokation empfunden.[33] Der Erneuerungsbewegung ganz allgemein, vor allem dem Kreis um Professor Lorenz, Fribourg, wurde aber Wohlwollen entgegengebracht und deren Wortführern in der Zeitung Raum angeboten. Vor allem lic. iur. Rosenberg, in Fribourg tätig und aus Bünzen stammend, trug die Ideen der bewegten Jugend in die Parteiversammlungen der Konservativen hinein.[34] Er wollte, im Einverständnis mit Redaktor Bärlocher vom «Aargauer Volksblatt», mit Mühlebach und andern jungen Akademikern, die Impulse aufnehmen, ohne eine Trennung von der Mutterpartei anzustreben. Der «Wohler Anzeiger» zeigte sich diesen Gedanken ebenso offen wie die Partei selber.[35]

Die christlichsozialen Gewerkschaften, die in einer Kundgebung eine berufsständische Ordnung begrüssten, fanden sich in guter Gesellschaft:[36] Ständerat Etter, der spätere Bundesrat, sah in der Erneuerung viel Wertvolles und wusste frontistische Anliegen mit christlicher Ethik und Praxis zu rechtfertigen. Die «Einigkeit des Glaubens» dürfte den Blick des Menschen «auf seine ewigen Zweck- und Gleichbestimmung» richten. Die «christliche Schule» müsse die Zusammenarbeit Kirche-Staat entsprechend ausrichten, denn der Sozialismus sei an der «Mutterbrust» der Staatsschule gross geworden.[37]

Solche Meinungen einer weltanschaulich ausgerichteten Partei könnten ohne Arg und Kritik verstanden und begriffen werden, wenn nicht in gleicher Nummer des Anzeigers die Meldung über die Bücherverbrennungen der NS-Studenten im Reich, «gegen den deutschen Geist», mit einem eigenartigen Kommentar einhergegangen wäre: «Wie steht es bei uns in der Schweiz?» Auch hier würden so genannte «Kunsterzeugnisse» eine «Verlotterung» widerspiegeln. Kritik daran habe nichts zu tun mit falscher Prüderie. Das «gesunde Streben» gegen diesen Kitsch fand die Unterstützung der Redaktion: «Demzufolge soll nicht der Rauhreif der Verführung in die Blütenpracht der Jugend eindringen und sie zerstören können.» Dieser Exkurs in die Kunstszene mag bloss als volkstümlicher Ausrutscher erscheinen; er ist aber ein Exempel dafür, dass der Nationalsozialismus nicht als Ideologie begriffen wurde, sondern als Parteiprogramm, aus dem man gute Stücke herausbrechen und ins eigene Gebäude einpassen könnte. Es waren die Fronten selber, ihr lächerliches Tun und Erscheinen, die die aargauische katholisch-konservative Partei zur Besinnung brachte. Wäh-

[33] WA, 30 Juni und 22. August 1933.
[34] WA, 5. Mai 1933.
[35] WA, 23. Mai und 18. Juni 1933.
[36] WA, 21. Juli 1933.
[37] WA, 19. Mai 1933.

rend im April der Anzeiger noch ausführte: «Bei manch Gutem, das die Front in ihrem Programm führt, scheint uns doch sehr viel Wind dabei zu sein. Red.»[38] Und als die «Front gegen die Fronten» von Bundesrat Schulthess noch als Begünstigung des Marxismus und Frankreichs beargwöhnt wurde, begannen Dr. Küchler und Nationalrat Emil Nietlispach sich klarer von den Fronten abzusetzen.[39] Der Proporz, der zur Emanzipation der eigenen Partei nicht wenig beigetragen hatte, sollte ja nach Meinung der Fronten verschwinden. «Daher, Hände weg!»[40]

In der zweiten Hälfte des Jahres 1933 häuften sich schadenfreudige Meldungen von «starken Nebengeräuschen» der Fronten, von fremden Einflüssen, bis hin zum spöttischen «Heil die Helvetia» als Titel über der Meldung, dass gewisse Jungen zu Mussolini, zu Hitler und Stalin pilgern und sich damit unglaubwürdig machten.[41] Dem Frontenfrühling folgte 1933 zwar noch ein heisser Sommer, doch kein guter Herbst mehr. Damit steht der Anzeiger im Kontext mit andern lokalen Blättem katholisch-konservativer Provenienz im Aargau. Die 30er-Jahre bis zum Kriegsbeginn beweisen, dass das kleine Blatt in gespannter Aufmerksamkeit das europäische Geschehen mitverfolgte und wachsam blieb. Zwar kommentierte der Anzeiger noch am 3. Februar 1939, nach der beschwichtigenden Hitler-Rede: «Am Friedenswillen ist nicht zu zweifeln.» Aber die Redaktion war damals in guter Gesellschaft: Hoffen und Harren macht manchen zum Narren. Erst die «Danziger Nervenprobe» und der Nichtangriffspakt mit Russland öffneten die Augen für das reine Machtspiel. Als nach den Deutschen auch die Russen in Polen einfielen, da erschien im Kommentar die Wendung: «was man befürchtet hat» und es folgten sich nun über Jahre die Zusammenfassungen: «Zur Kriegslage» bis zum «Ende des Dramas» am 8. Mai 1945. Die Zensurzeiten von 1939–1945 konfektionierten auch im «Wohler Anzeiger» die Meldungen und Meinungen bis hin zum lokalen Teil.

Nach Kriegsende lautete die neue Auslandsrubrik «Rund um die Welt» mit einer Weltkugel-Vignette als Markenzeichen. Die meisten Lokalblätter behielten vorerst ihren meist wenig aktuellen Auslandteil bei und besannen sich nicht auf ihre ureigenste Aufgabe, die Lokalberichterstattung. Der weltumspannende Krieg hatte das Nachrichtennetz so dicht ineinander verknotet, dass ein Neuanfang nach 1945, die bewusste Beschränkung und Abkoppelung einem Kraftakt gleichgekommen wäre. So wurde auch beim «Wohler Anzeiger» die Neukonzeption in kleinen Schritten vollzogen und von der Expansion der Tageszeitungen in die Freiämter Haushalte aufgedrängt.

---

[38] WA, 25. April 1933.
[39] WA, 2. und 4. Juli 1933.
[40] WA, 9. Juni 1933.
[41] WA, 24. Oktober 1933.

1946 wandelte sich die Kollektivgesellschaft in eine AG um, wobei Kasimir Meyer-Fischer als Verwaltungspräsident zeichnete. Nach dessen Tod, zwei Jahre später, trat sein Bruder Walter an seine Stelle. 1960 hiess der Anzeiger im Untertitel «Volkszeitung für das Freiamt» und wies die stolze Auflage von 6400 Exemplaren auf. Noch immer wirkte das katholische Milieu als Rahmen für die gute Presse. Noch immer öffnete die Rubrik «Rund um die Welt» dem Leser den Blick auf das Geschehen ennet der Grenzen; aber die acht Seiten am Dienstag und die 16 Seiten am Freitag widmeten sich überwiegend dem Näheren, sei es in den üblichen Sparten, wie dem ausgeweiteten Feuilleton, im Sport und in den Leserbriefen. Neumodische Serviceleistungen wie Radio- und Femsehprogramme deuteten zugleich auf die Konkurrenz der elektronischen Medien hin.

Ein Vierteljahrhundert später präsentierte sich der «Wohler Anzeiger» als Regionalzeitung in moderner Aufmachung, reich bebildert, fünfspaltig und teilweise mit Farbakzenten in Schrift und Gestaltung. Dem Geschehen in der weiten Welt, den Nachrichten aus Inland und Kanton hat man weitgehend Valet gesagt; umso intensiver sprudeln die Quellen zu den regionalen Aktivitäten. Ein kurzes Inhaltsverzeichnis und Anrisse auf der Titelseite beweisen leserfreundliche Ausrichtung. Die elektronischen Medien und die Boulevard-Presse wirkten als Lehrmeister. Fünf Seiten dienten alleine dem Freiamt, immer unterbrochen durch eine Inseratenseite, dem regionalen Sport waren drei gewidmet, dem Erscheinungsort Wohlen allein deren zwei. Die «Letzte Seite», zweifarbig mit Bildern meldete aktuellste Nachrichten in bunter Folge. Oft hielten sich Text und Bild raummässig pro Seite fast die Waage. Im regionalen und lokalen Teil kamen Gratulationen und Nekrologen mit Portraits grosse Bedeutung zu; sie vermittelten Lesernähe und vernetzen die Bewohner zu besserer Nachbarschaft. Drei Redaktoren waren vollberuflich angestellt und zeichneten als verantwortlich. Ein vierter Redaktor wurde am 21. Oktober 1986 angekündigt. Am 26. März 1987, leicht verspätet, erschien die Sondernummer zum 100jährigen Bestehen des «Wohler Anzeigers». Seiten 14–17 vermitteln uns einen geschichtlichen Überblick, verfasst von Dr. Walter Meyer-Mülli, dem einstigen Redaktor und Mitinhaber, samt einer Datentafel «Von der Gründung bis zur Gegenwart» und den Beilagen-Titeln im Laufe des Jahrhunderts. Wir erhalten gute Einsicht in die Firmengeschichte; Häuser, Neubauten und Neuanschaffungen drucktechnischer Art werden in der Datensammlung aufgelistet.

Überblicken wir die Firmengeschichte im Stammbaum der Familie, so erkennen wir über dem Gründer Kasimir Meyer-Egg die zwei Äste seiner Söhne Kasimir und Walter, denen noch einmal je ein Kasimir und ein Walter folgten. Die Linie der Kasimire stellt eher die administrativen und technischen Leiter, die Linie der Walter eher die redaktionell Verantwortlichen des Zeitungsunternehmens. Walter Meyer-Nauer, (Walter I.) stand gleich-

zeitig als katholisch-konservativer Politiker im Rampenlicht, sei es als Gemeindeammann in Wohlen als auch als Grossrat in Aarau. Unter seiner Schriftleitung diente die Zeitung treu und ausschliesslich der Partei. Sein Sohn, Dr. Walter Meyer-Mülli (Walter II.) hat die Öffnung des «Wohler Anzeigers» zur Regionalzeitung vollzogen und damit der ansässigen Konkurrenz, der «Freiämter Zeitung», wirtschaftlich den Boden entzogen, sodass diese 1973 die Fusion mit dem «Aargauer Tagblatt» vollziehen musste. Noch rechtzeitig hatte er das Ende der Parteizeitungen alten Stils, nämlich der Kampforgane mit interner Betreuungsaufgabe, erkannt und das Organ neuen Bedürfnissen angepasst. Da der lokale Aspekt schon vorher deutlich im Vordergrund stand, war es für solche Landblätter wie der WA leichter als für Tageszeitungen («Aargauer Volksblatt»), eine umfassendere Aufgabe in der kleinen Welt zu übernehmen und sich damit sinnvoll neu auszurichten. So vermochten auch weitere Fusionen um Wohlen herum dem Anzeiger nichts anzutun. Im Gegenteil: erstmals in der Geschichte wagte es Bremgarten, der stolze Bezirkshauptort, sich joumalistisch an Wohlen anzugliedern. Im Kapitel «Die Weissenbach'sche Presse» wird darüber berichtet.

Die Weissenbach'sche Presse: Vom «Bremgarter Wochenblatt» zum «Bremgarter Bezirks-Anzeiger»

An der Jahrhundertwende war das katholisch-konservative Blatt aus dem Verlagshause Weissenbach bereits im 40. Jahrgang. Zuerst als «Bremgarter Wochenblatt», das wöchentlich einmal am Samstag erschien, wurde der Titel im Jahre 1910 in «Bremgarter Volksfreund» abgeändert und gleichzeitig zur zweimaligen Ausgabe, am Dienstag und Freitag, übergegangen. Erst 1934 verwandelte sich die Lokalzeitung in den «Bremgarter Bezirks-Anzeiger». Um 1900 prägte noch der Gründer des Blattes, Ferdinand Weissenbach, den Inhalt und den Geist, der durch die Spalten wehte. Im Kulturkampf gestählt und durch Anfechtungen von ausserhalb und innerhalb der Partei gewitzigt, hatte er sich eine gemässigte Sprache zugelegt, auch wenn er kein Jota von seiner Linie abwich. Die schreibgewandte Geistlichkeit aus der Umgebung belieferte ihn, wie nach 1910 auch seinen Sohn gleichen Namens, mit Artikeln zu politischen, kulturellen und religiösen Themen. Sie vermittelten dem Blatt den Charakter der katholischen Milieuzeitung.

1895 hatte Siegfried Stöckli-Egloff, gebürtig aus Muri, ein Blatt liberalen Zuschnittes namens «Bremgarter Volksblatt» lanciert. Schon zwei Jahre später überliess er das Blatt einer anonymen Gesellschaft, der die freisinnige Ortsgruppe des Städtchens Pate stand. Sie übertrug das Geschäft und den damaligen Anzeiger dem Buchdrucker Frauenfelder. Um 1910 verschwand das örtliche Konkurrenzblatt. Weder der ständige Wechsel der Verantwort-

lichen, noch die wechselnden Zeitungsnamen hatten vermocht, dass die Alternativpresse dem eingebürgerten katholisch-konservativen Organ zur politischen oder wirtschaftlichen Gefahr werden konnte.[42]

Am 1. Oktober 1910 musste das «Wochenblatt» den Tod des Begründers melden. Mit der Übernahme des Betriebes durch dessen Sohn gleichen Namens mussten innert kürzester Zeit grössere Veränderungen vorgenommen werden. Anlass dazu war die Lancierung der neuen «Freiämter Zeitung» in Wohlen ab Mai 1910.[43] Dieses freisinnige Blatt löste die «Freiämterstimmen» und nebenbei auch den Anzeiger Frauenfelders am Orte ab und wurde dreimal die Woche ausgeliefert. Damit kamen die katholisch-konservativen Blätter der Region in Zugszwang. Eine «Stimme aus dem Publikum» wies darauf hin, dass im Zusammenhang mit der Bahnerweiterung Bremgarten-Wohlen auch hier eine intensive Abonnentenwerbung für das liberale Organ einsetze.[44] Der Verlag Weissenbach verkündete darauf am 17. Dezember in einem Aufruf «An die Leser»: «Jetzt gründen sie ein neues Blatt und bezeichnen in ihrem Zirkular vom 8. Dezember 1910 dessen Zweck mit den Worten, es solle in unserm, seit Menschengedenken von den Ultramontanen mit Ausschliesslichkeit regierten Landesteil einer frischen radikalen Politik den Weg ebnen. Es liege auch im Interesse der Gesundung der katholischen Politik, dass die freisinnigen Minderheiten in den katholischen Landesteilen von der ultramontanen Übermacht nicht ganz unterdrückt werden.»[45]

Solche Programme forderten die angestammten Verleger heraus, und Ferdinand Weissenbach (jun.) verkündete im selben Text, dass das hauseigene Blatt unter dem Titel «Bremgarter Volksfreund» 1911 zweimal die Woche erscheinen werde, wobei es so konzipiert sei, dass die Wochenendnummer – wie bisher – als «Wochenblatt» abonniert werden könnte. Die Entscheidung sei jetzt zu treffen: «Neujahr ist da und damit der Zeitpunkt, wo der Leser im Blätterwald seinen Entschluss trifft und bestimmt, welche Zeitung will ich mir behalten. Drei Wochen haben wir uns der Leserschaft in zweimaliger Ausgabe vorgestellt und ihr gezeigt, was wir wollen. Es ist nur der Anfang in der Ausgestaltung der Presseverhältnisse in unserm Bezirk.»[46] «Unsere Gegner wissen die Bedeutung der Presse zu würdigen. Um ihren Ideen Eingang zu verschaffen, bescheren sie das konservative Freiämtervolk mit einem neuen, dreimal erscheinenden und bezeichnen es als freisinnig-radikales Blatt, das in Politik und Religion uns behandeln wird, wie wir es von dieser Seite gewohnt sind.»[47]

---

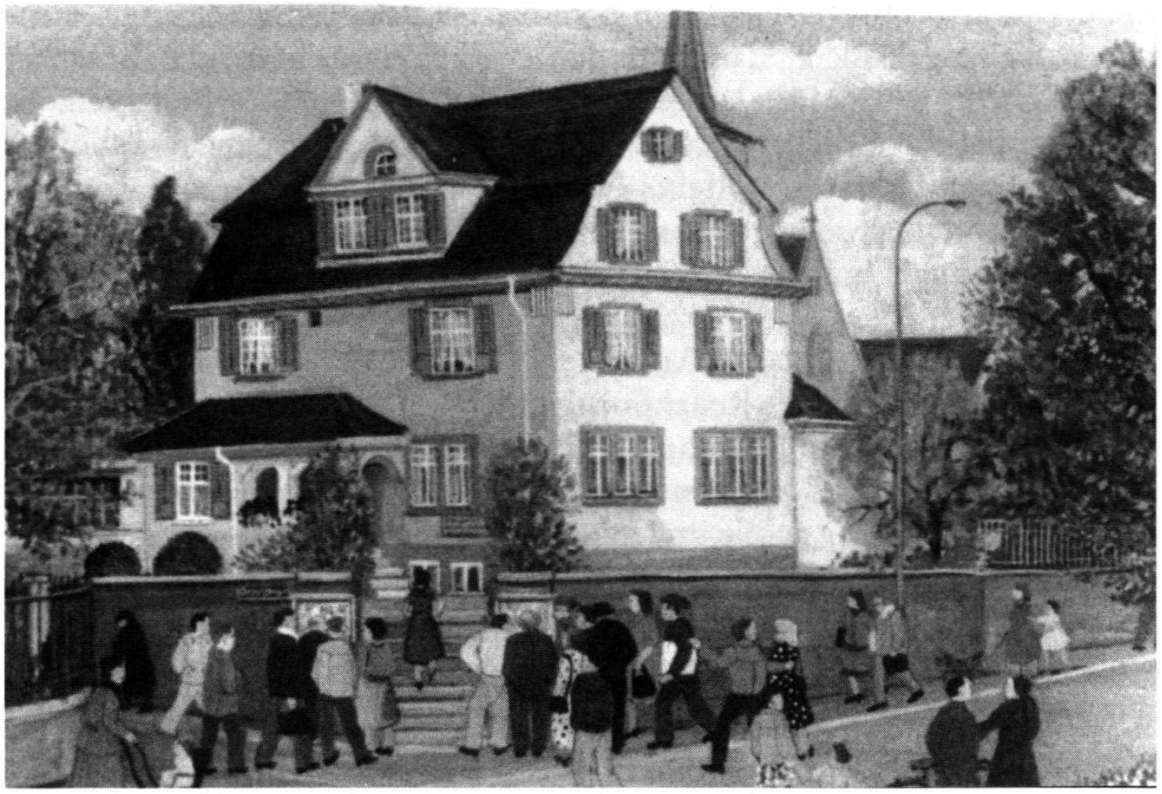
[42] Siehe den Abschnitt: Eine liberale Alternativzeitung in Bremgarten.
[43] Bremgarter Wochenblatt, 23. April 1910.
[44] Bremgarter Volksfreund, 19. November 1910.
[45] BV, 17. Dezember 1910.
[46] BV, 31. Dezember 1910. Die Entscheidung.
[47] BV, 31. Dezember 1910. Zum Jahreswechsel.



Der Bremgarter Verleger Ferdinand Weissenbach-Villiger (1873–1956) (Fam. Weissenbach).

Damit wurde die Vorwärtsstrategie des Bremgarter Lokalblattes als Antwort auf das freisinnige Wohler Organ offenkundig. Gefährlicher als der örtliche Versuch der Herren Stöckli und Frauenfelder (1895–1910), dem «Wochenblatt» ein liberales Pendant gegenüberzustellen, erschien Ferdinand Weissenbach das Problem der Konkurrenzierung mit grösserer Aktualität, obgleich diese vom fernen Wohlen ausging. In der Folge befasste sich der «Volksfreund» auch mit keiner Zeitung fleissiger als mit der «Freiämter Zeitung»; man hatte sich offenbar vorgenommen, nichts durchzulassen, was die katholischen Grundwerte ins Lächerliche zu ziehen versuchte. Dies war nicht nur Taktik, aus dem momentanen Konkurrenzkampf ge-

boren, sondern langfristige Strategie. «Katholische Blätter ins Haus!»,[48] war ein ständig wiederkehrender Appell zum Abonnementstermin und musste in der Zwischenzeit auch entsprechend gerechtfertigt werden.[49] Der «Volksfreund» zeigte sich allezeit parteinah und kirchentreu.



Das Geschäfts- und Wohnhaus Weissenbach, gemalt von Elisabeth Hostettler 1980 (Fam. Weissenbach).

Ferdinand Weissenbach II. musste gerade seinen Hauptmann abverdienen, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Gleich zu Anfang legte er seine Haltung zu den Kriegsparteien fest, so dass der Lückenbüsser, Katechet Otto Knecht in Bremgarten, wusste, wie der Hase zu laufen hatte. Seine sonstige ständige Mitarbeit am «Volksfreund» war die Kolumne des «Hinkenden Boten» oder die Beiträge des «Xaveri Fröhli, genannt Knecht am Heitersberg».[50] Daneben traten andere «hochangesehene Männer mit ihren Beiträgen im Volksfreund stellvertretend in Erscheinung. Ich erinnere mich lebhaft an Dekan Alois Wind aus Jonen und an Dekan und Ehrendomherr Otto Gisler aus Lunkhofen», so berichtete a. Regierungsrat Dr. Paul Hausherr, Bremgarten, in seiner Laudatio zum 125. Jubiläum des Blattes 1985.

Schon am 29.Juli, bei der «Eröffnung der Feindseligkeiten» im Balkan, schrieb Weissenbach: «Der Krieg Österreichs gegen Serbien ist also ein ganz

---

[48] BV, 3. Januar 1914.
[49] Aargauer Nachrichten: Stinkkutten im Land, von Gottfried Keller.
[50] Mündliche Aussagen von Dr. H. Weissenbach, Juni 1999.

gerechter.» «Hier kann man nicht Partei ergreifen für die Kleinen und Schwachen.» Würde daraus ein europäischer Krieg, trüge Russland, eventuell noch Frankreich, die Verantwortung. «Und wo das Unrecht ist, da können auch nicht unsere Sympathien sein.»[51] Die Kriegserklärungen und Mobilmachungen beherrschten das ganze Bild der Zeitung anfangs August. Fette Titel und Hinweishändchen dominierten den Anblick. Der Lückenbüsser, die zuverlässigen Hände, die den «Volksfreund» betreuten, Katechet Otto Knecht, hatte Mühe, über die Gräuel des Krieges zu berichten. Er erkannte, dass bei Erklärungen der Agenturen «Vorsicht zehnfach geboten» sei und fragte fast verzweifelt: «Was sagt der liebe Herrgott dazu?»[52] Anfangs September scheint Weissenbach wiederum persönlich die Feder zu führen: «Das unheimliche deutsche Geschoss» fand seine uneingeschränkte Bewunderung, ebenso der «grossartige Sieg der Deutschen» bei der Vernichtung von drei russischen Armeekorps bei 60 000 Gefangenen.[53] Gegen Ende des Jahres wurde die Redaktion deutlicher: Der Artikel «Der deutsche Krieger» rückte – wenig weihnächtlich – den heldenhaften Kämpfer ins Blickfeld.[54] Und die Gedanken zum Jahreswechsel kannten keine Gnade: «Wir sind von Anfang an nie im Unklaren darüber gewesen, wer den Krieg gewollt hat, und wir sind im Laufe des Krieges nicht einen Augenblick in unserer Meinung darüber wankend geworden.» Und «wo hinaus Russland wollte», das sei ihm klar: «Österreich sollte als Grossmacht zertrümmert werden.» «Unsere Sympathien sind daher seit Beginn des Krieges immer auf Seite Österreichs und Deutschlands gewesen und werden es bleiben bis zum Ende des Krieges. Und wir machen auch keinen Hehl daraus, dass wir den Sieg des letzteren wünschen, aus politischen, wirtschaftlichen und religiösen Gründen.» Obgleich das Letztere nicht ganz plausibel erscheint (die kaiserliche Politik in Berlin war keineswegs katholikenfreundlich), so muss dem Eigner des «Volksfreundes» zugebilligt werden, dass er seine Meinung unerschütterlich durchhielt. Allein die Durchsicht der Neujahrs-Betrachtungen und Rückschauen bestätigen diese These. Selbst im Januar 1918, als die Lage der Mittelmächte nur vorübergehend gut erschien, vermochte nichts seine Haltung zu erschüttern. Wenn die «Ententemächte es ablehnen, sich dem Frieden im Osten anzuschliessen», wird der Krieg halt weitergehen. Es könnten zwar die «unversöhnlichen Staatsmänner» der Entente in der Ukraine wieder Krieg anzetteln, aber sie werden «dem Endsiege keine andere Wendung zu geben vermögen».[55]

Erst nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte und dem Beginn des revolutionären Treibens im Aus- und Inland werden die Kommentare vor-

[51] BV, 29. Juli 1914.
[52] BV, 12. August 1914.
[53] BV, 2. September 1914.
[54] BV, 23. Dezember 1914.
[55] BV, 5. Januar 1918. Im neuen Jahr herum.

sichtiger. Ohne die USA «würden die Alliierten besiegt sein, nicht die Deutschen; ohne die Amerikaner vermöchten die Alliierten heute nicht in der ganzen Welt mit Armeen aufzutreten und alles nach ihrem Willen zu gestalten.» «Als wir schon im Jahre 1917 wiederholt auf den kommenden Einfluss Amerikas auf den Gang des Weltkrieges aufmerksam machten, wurden wir von deutschfreundlicher Seite spöttisch angefahren; heute werden die gleichen Leute anders denken und reden.» Man staunt heute über den Ausdruck deutschfreundliche Kreise. Offenbar gab es bei der «Volksfreund»-Leserschaft Menschen, deren kaiserliche Sympathien weit über jene Weissenbachs hinaus reichten. So wird leicht einsichtig, das Johann Baptist Ruschs Demokratiebegeisterung ihm schon ein Jahr zuvor die Redaktorenstelle beim «Aargauer Volksblatt» gekostet hatte, denn für monarchische Selbstherrlichkeiten zeigte jener Zeitungsmann weder in der Weltpolitik, noch bei der aargauischen Parteiprominenz, das geringste Verständnis.

Weissenbach überliess im November 1918, zur Zeit des Generalstreiks, den Redaktionsstuhl wieder dem Lückenbüsser, denn beim bolschewistischen «Putschversuch in Zürich» wurde der Verleger unter die Fahne gerufen. «Von der grossen Weltumwälzung merken wir hier – Gott sei Dank – wenig.» «Nur unsere strammen Wehrmänner« hätten die Suppe auszulöffeln», meinte der stellvertretende Redaktor geistlichen Standes. Wieder zuhause war der engagierte Hauptmann aber ebenso konsequent wie in seiner Entente-Kritik: «Fest entschlossen, künftighin Aufruhrversuche in unserem Lande noch wuchtiger zusammenzuhauen als es bis jetzt geschehen, wollen wir auf der andem Seite ebenso entschieden den Forderungen der neuen Zeit Gehör schenken.» Dass hier der Proporzgedanke im Vordergrund stand, war damals für einen konservativen Redaktor eine Selbstverständlichkeit.[56]

Der Ärger über die Siegermächte von 1918 und das Mitgefühl für die Krise und das Elend in Deutschland trübten das Urteil Ferdinand Weissenbachs über die nationalistischen Tendenzen im gedemütigten Reich nur kurzfristig. Im Rückblick auf 1933 gestand er: «Beim letzten Jahresschluss hatte alles und in allen Ländern die eine Angst, es gäbe Weltrevolution. Für Deutschland hatte man sie pro 1932 bombensicher prophezeit. Und doch hat das Jahr in Deutschland vollständig ruhig geendet.»[57] Was dann anfangs 1933 durch Herrn von Papen unter Einbezug Hitlers inszeniert wurde, erhielt von Weissenbach schlechte Zensuren. Er wollte das Kabinett Schleicher nicht stürzen sehen und musste am 4. Februar bereits eingestehen: «Nun ist ein Kabinett Hitler auf den Thron gekommen, eine Tatsache, die noch vor kurzen Tagen kein Mensch geglaubt hätte.» Die Machenschaften wurden als «Kuhhandel» bezeichnet. «Wie lange dieses Theater – denn um

[56] BV, 16., 20. und 30. November 1918.
[57] BV, 7. Januar 1933.

ein solches handelt es sich in Wirklichkeit – Festigung erhält, kann heute noch nicht gesagt werden.»[58]

Die Massnahmen der neuen Regierung mit Notverordnungen, das Auftreten hart auf hart, erhielt ungeschminkt den Namen Diktatur.[59] Den neuerlichen Wahlkampf bedachte die Redaktion mit bissigen Bemerkungen: «Die Knebelung der Presse ist komplett», hier brauche es «keinen Marsch auf Berlin oder München mehr».[60] Diese klaren Wertungen kontrastieren zu einer Analyse, die am 11. März abgedruckt war. Tenor der Darstellung: die Weltwirtschaftskrise ist an allem schuld. Ohne diese Katastrophe gäbe es auch keinen «Faszismus in Deutschland». Der Autor fand, «dass die Grundidee der Hitlerpartei, die wir längst studiert haben, für das Volk ja recht gut wäre. Aber wir befürchten leider, dass von allem vielleicht 20 Prozent verwirklicht werden kann.»[61] Mag der Verfasser Weissenbach oder anders geheissen haben, sicher ist, dass er gerade die Grundidee nicht studiert oder erkannt hatte, sondern sich weitgehend ans wahltaktische Kampfprogamm hielt. Hier konnten nämlich die mittelständischen Politiker und Schreiber sich zum Teil wiederfinden. Zur Grundidee, zur Ideologie, gehörte aber vor allem das Prinzip des Rassenkampfes, das die Zerstörung des Judentums zwingend verlangte, und nicht der Schutz der kleinen Gewerbebetriebe. Es ist ein Beispiel für die unklare Information, die damals der Leserschaft vielerorts in der Schweiz übermittelt wurde. Man fürchtete das Sozialistische in der NSDAP, nicht das Nationalistische: «Die Strömung nach rechts – in Wirklichkeit ist sie national-links ist aus der Not geboren, aus der Verzweiflung.»[62]

Daher konnte man im Artikel «Juden und Christen» auch die Ausschreitungen gegen die Juden nicht ernstnehmen. Man sprach von «angeblichen Judenverfolgungen», von der weltweiten Klagen über Deutschland, «als wenn jede Gerechtigkeit verschwunden wäre». Dabei spielte vor allem die «kommunistische Einstellung der Juden eine Rolle». Und man verwies auf die Verfolgungen, die die Kirche in Russland, in Mexiko und Spanien dank Links-Regierungen zu erdulden hätten. So blieb das ganze Jahr über der Blick geschärft für alles Diktatorische im Nachbarland, für die Geringschätzung der Demokratie; das Rassistische als Grundlage der NS-Politik hingegen wurde vorerst wenig beachtet – oder vielleicht auch kaum ernst genommen.

Eindeutig, aber entsprechend einseitig, behandelte man im Hause Weissenbach die Fronten in der Schweiz. Nach dem offiziellen Bericht von der Kaufleute-Tagung in Zürich, an der Sonderegger und Oltramare referier-

---

[58] BV 28. Januar und 4. Februar 1933.
[59] BV, 11. Februar 1933.
[60] BV, 25. Februar 1933.
[61] BV, 11. März 1933.
[62] BV, 18. März 1933, Wahlkommentar.

ten,[63] kümmerte sich die Redaktion vor allem um den Stil der Bewegten. «Harus» sei nicht nur ein alter «Schweizergruss», sondem der Ruf der jungen Burschen, wenn sie zum Streit aufforderten. Der Gegenruf heisse «Härecho», das heisst Annahme der Prügelei. «Wollen wir tatsächlich solche Methoden in der demokratischen Auseinandersetzung einführen?»[64] Noch klarer distanzierte sich der «Volksfreund» am 5. Juli, als der Frontenfrühling bereits vorüber war und überall Nüchternheit einkehrte, im Artikel «Der Aargau und die Fronten». «Die Kopie des deutschen Nationalsozialismus können wir nicht leugnen.» Wir aber sagen, «der Staat ist für uns da, und nicht umgekehrt». Die Kritik der Fronten an den etablierten Parteien sei ungerecht. Harte Kämpfe seien ausgetragen worden; «es ist nicht nichts gegangen». Wir wollen keine Gleichschaltung. «Deshalb treten wir Katholiken der Nationalen Front nicht bei», behalten uns aber vor, sofern Gutes gefordert wird, solche Anliegen zu unterstützen. Weil man hierzulande noch auf «politische Tradition Wert legt, dürfe man ruhig dieser neuen Bewegung entgegenblicken».

«Die Frontenbewegungen vermochten in unserer Gegend noch nach keiner Richtung Fuss fassen», sie bleibe eine «politische Aussenbewegung», fasste ein Eingesandt zusammen.[65] Und zwei Wochen später hatten diese Propagandisten nichts mehr zu bestellen: Wie man im Reiche politisiert und mit Minderheiten umgeht, «alles Widerstrebende oder auch nur Aussenstehende schonungslos in die braunen Hakenkreuzformen presst, muss auch den gutmütigen Schweizern die Augen öffnen.» Die Fronten, die solches Treiben bewundern, gar importieren wollen, bewirken, dass sich bei uns eine «bewusst (das heisst bewusster als bisher) demokratische Politik abzuzeichnen» beginnt.[66] Gnade fand einzig – wie bei andem katholisch-konservativen Blättern im Kanton auch – die Erneuerungsbewegung von Professor Jakob Lorenz in Freiburg, die «Christliche Sozialreform», die «korporative Wiedergeburt der Gesellschaft». Von allen Frontblättern haben wir vom Aufgebot am meisten zu erwarten, fand die Redaktion des «Volksfreundes».[67]

Die dritte Generation Weissenbach trat 1938 in die Redaktion ein. Damals hiess das Hausblatt seit vier Jahren «Bremgarter Bezirks-Anzeiger». Dr. iur. Hans Ferdinand Weissenbach hatte nach Abschluss des Kollegiums Maria Hilf in Schwyz in Zürich und Basel die Rechte studiert und sich damit theoretisch auf seine neue Aufgabe bestens vorbereitet. Mit der technischen Produktion war er aufgewachsen, und die Freuden und Leiden des Lokalblatt-Journalisten sollte er nun, neben seinem Vater arbeitend, zur Genüge kennen lernen. Als der Zweite Weltkrieg den jungen Redaktor zum

[63] BV, 26. April 1933.
[64] BV, 29. April 1933.
[65] BV, 5. Juli 1933.
[66] BV, 19. Juli 1933.
[67] BV, 5. Juni 1933.

Aktivdienst beorderte, da war es Vater Ferdinand, der grösstenteils die Kriegsredaktion besorgte. Entsprechend seiner Haltung zum Gottlosentum des Nationalsozialismus und gemäss seines Demokratieverständnisses zwängten ihn die Auflagen der Zensurbehörden 1939–1945 kaum unerträglich ein. Bis zu seinem Tode 1956 stand er dem Unternehmen vor. Dann erst, das heisst im Alter von 45 Jahren, übernahm Dr. Hans Weissenbach den Betrieb und sollte ihn dennoch rund 35 Jahre leiten.

Es war in seiner Wirkungszeit, als in rasantem Tempo alle Phasen der Drucktechnik sich auch in Bremgarten ablösten: vom Flachdruck zur Rotation, vom Handsatz über die Lochband-Setzmaschine zum Fotosatz. Zudem: Die drängende Aktualität zwang auch das Lokalblatt zu vermehrtem Erscheinen. Ab 1. September 1970 wurde der «Bezirks-Anzeiger» dreimal wöchentlich herausgegeben, nämlich am Dienstag, Donnerstag und Freitag. Die letzten Anpassungen an die modernste Technik in den 80er-Jahren überforderten die Möglichkeiten eines kleinen Presseunternehmens. Ab 28. Januar 1980 erschien der Textteil der Zeitung in der neuen Computertechnik, etwas später auch der gesamte Inseratenteil. Seither erfolgte der Druck der Zeitung auf der 32seitigen Offsetrotation des «Limmattalers» in Dietikon, weil es sich einfach nicht mehr lohnte, für auflagenschwache Blätter Investitionen von solchem Ausmasse zu tätigen.[68]

Trotz des vorgerückten Alters von Dr. Hans Weissenbach war am 13. November 1985 der «Bezirks-Anzeiger» noch fest in der Familie verankert. Damals konnte das Lokalblatt sein 125. Jubiläum feiern, und eine Sondernummer gedachte des Werkes seiner Vorfahren und den Freuden und Sorgen des gegenwärtigen Medienbetriebes. Seit 1. April 1985 stand Weissenbach ein Geschäftsführer zur Seite. Vor allem aber wirkte seine Gattin, Dora Weissenbach-Stutz, seit ihrer Heirat 1978 im Geschäft mit. Nach der Geburt des Sohnes stellte sie sich nebenberuflich als Kolumnistin zur Verfügung. Als frühere Bezirkslehrerin lagen ihr familien- und pädagogische Fragen besonders am Herzen. Sie gehörte auch der Familien-Aktiengesellschaft an (AG seit 21. November 1981).

«Seit ihrem Anfang steht die Zeitung parteipolitisch der Christlich-sozialen Volkspartei nahe.» Eine typische Bremgarter Aussage! Nirgendwo im Aargau lehnen sich die Christlichsozialen so weit aus dem Fenster, um dennoch unter den Fittichen der Christlich-demokratischen Volkspartei zu verbleiben. Diese grössere Offenheit zeigte sich auch in der breiteren Toleranz: Weissenbach wollte auch anderen Parteien Gelegenheit geben, sich im BBA zu äussern. Der erfolgreiche Verleger einer politischen Zeitung durfte nicht nur Bedürfnisse befriedigen, sondern zielgerichtet solche wecken: Das war früher in der reinen kk–Presse wegleitend gewesen. «In den politi-

[68] Alle Angaben aus Jubiläumsnummern zum 100jährigen Bestehen vom 11. November 1960 und zum 125. Jubiläum vom 13. November 1985.

schen Blättern wirkt es bis heute nach», behauptete Nationalrat Dr. Leo Weber in seiner Grussadresse zum 125. Jubiläum 1985. Und er fuhr fort: «Allein, es ist nicht zu übersehen, dass bei den Lokalblättern die grosse Politik nicht mehr im Vordergrund steht. Sie nehmen anderseits eine Schlüsselstellung bei der Vermittlung lokaler Nachrichten und der Diskussion lokaler Fragen ein. Sie vermitteln dem Leser die einheimische Optik in Ereignissen aller Art.» Und etwas später: «Hierzulande wird die Meinungsbildung in lokalen und regionalen Fragen, aber auch auf höherer Stufe noch sehr stark durch die Presse gemacht.» Damit wäre auf träfe Weise Inhalt und Stellenwert des «Bremgarter Bezirks-Anzeigers» im besonderen zusammengefasst, was keine weiteren Ergänzungen verlangt.

Verhandlungen über den Verkauf der Zeitung fanden in aller Stille statt. Auch das «Badener Tagblatt» war involviert. Die drei Millionen Franken hätten die Kapazität des Hauses Wanner überstiegen, wurde später – in einer Darstellung, die die ganze Enttäuschung über das entgangene Geschäft widerspiegelt – weitläufig ausgeführt. Umso grösser war die Überraschung im ganzen Aargau, als auf Jahresende 1989 der BBA an die TA-Medien AG, Zürich («Tages-Anzeiger») verkauft wurde.[69] Damit schien der längst befürchtete Einbruch der übermächtigen Stadtzürcher Tageszeitung in den Ostaargau zur Tatsache zu werden. Zwar blieb Dr. Hans Weis-


AZ 5620 Bremgarten Nr. 12

Bremgarter Bezirks-Anzeiger

1. Bremgarter Reuss-Lauf

Anmeldung Telefon 057 33 66 23

Erscheint Dienstag, Donnerstag, Freitag. Telefon 057 33 13 07 PC 50 - 578. Verlag: Dr. H. Weissenbach AG, 5620 Bremgarten Inseratannahme: Alle Filialen der Schweizer Annoncen AG

Regional-Ausgabe Bremgarten

Abonnement: jährlich Fr. 50.–, halbjährlich Fr. 26.–, Ausland Fr. 105.–, Einzel-Nr. 70 Rp., Inseratgebühren: 1spaltige Millimeterzeile 37 Rp., Reklame Fr. 1.50, Wiederholungsrabatt

Das nicht mehr ganz aktuelle Erscheinungsbild des «Bremgarter Bezirks-Anzeigers».

senbach Präsident des Verwaltungsrates; das Lokalblatt behielt seinen angestammten Redaktor Nic Keel bei und wurde weiterhin in Bremgarten gesetzt und gestaltet. In der ersten Zeit verblieb auch das traditionelle Layout mit vierspaltiger Darstellung. Doch der BBA erschien nur noch zweimal die Woche, am Dienstag dünn und am Donnerstag als Gratisanzeiger in einer Auflage von 11 224 Exemplaren. Schon damals wurde ein neues Gestaltungsbild angesagt, das im Sommer auch Tatsache wurde. Die Akzidenz-Druckerei gab Weissenbach an seine einstigen Mitarbeiter weiter. Sie lebt heute weiter unter dem Firmennamen «Abo-Druck», Bremgarten.

[69] Badener Tagblatt, Dezember 1994.

Die Strategie der TA-Medien AG, Zürich, wurde aus der Erscheinungsweise klar sichtbar: das Anliegen war nicht die Lieferung eines reichhaltigen Lokalblattes, sondern die Übernahme des Freiämter Inseratenmarktes, die Idee, dass das Reusstal langsam aber sicher zum Vorgelände der Grossstadt würde. Die Rechnung war ohne Einbezug des aargauischen Lokalpatriotismus gemacht. Man hatte sich verrechnet. Der Betrieb im Hause Weissenbach, getragen von Mitarbeitern, die nach Vertrag und Uhrzeit arbeiteten, erbrachte nicht diesselben Leistungen und Erträge wie vorher mit familieneigenen Leuten, deren Pressearbeit oft nicht nur das tägliche, sondern auch das nächtliche Brot bedeutete. So wurde das Bremgarter Lokalblatt auf 1. Januar 1995, das heisst nach nur fünf Jahren, an die Kasimir Meyer AG in Wohlen verkauft und damit die wirtschaftliche und die politische Bezirksmetropole erstmals in der Geschichte journalistisch zusammengebunden. Damit mutierte der BBA zum Kopfblatt des «Wohler Anzeigers», und im Hause Weissenbach erinnern nur noch die archivierten Zeitungsbände und die weitläufigen Räumlichkeiten an den einstigen Zeitungsbetrieb. Dass Frau Dora Weissenbach gelegentlich eine Kolumne für die Unterfreiämter Doppelzeitung verfasst, sorgt dafür, dass der Name Weissenbach weiterhin im Kopfblatt «Bremgarter Bezirks-Anzeiger» weiterlebt.

Das «Badener Tagblatt«, das 1992 im Freiamt durch Kauf der «Freiämter Nachrichten» von Villmergen einen Stützpunkt errichtet hatte, um der TA-Medien AG den Weg über den Mutschellen zu versperren, gab dem Zwiegespann Wohlen-Bremgarten wenig Chancen. Zu gross seien die divergierenden Interessen und traditionellen Unterschiede! Die Propheten sollten sich täuschen. Das Unternehmen in Wohlen, geführt von zwei jungen Fachleuten, Nietlisbach und Heimgartner, wird finanziell von der Orell-Füssli AG mitgetragen und verfügt folglich über einen langen Atem. Und Wohlen gehört je länger je mehr zum selben Raum Mutschellen, der durch die Bremgarten–Dietikon–Bahn immer dichter vernetzt und an die Agglomeration Zürich angebunden wird. Was sollen da alte Animositäten!

Der «Bremgarter Bezirks-Anzeiger», im Lokalteil weiterhin unter der Redaktion von Nic Keel, präsentiert sich 1994 als fünfspaltige Zeitung, reich bebildert, gegliedert durch fette rote Balken und rötlich getönte Fenster, als moderne Lokalzeitung. Der Umfang übersteigt meist die 16 Seiten und räumt dem regionalen Sportgeschehen enorm viel Raum ein. Die Frontseite mit kurzen Themenanrissen und je einem Bild, samt Seitenangabe für die Fortsetzung des Textes, erinnert an die Grossen im Land. Die Pflege des Heimatkundlichen, die Erinnerungen und historischen Beiträge, die auch die zufällig im Gebiet Lebenden die Chance böten, im untern Freiamt Wurzeln zu schlagen – einst ein Markenzeichen des BBA und des «Wohler Anzeigers» – tritt heute immer mehr zurück. Ob Klein-Paris sich hier nicht allzu weltmännisch gebärdet?

Eine liberale Alternativzeitung in Bremgarten? Vom «Bremgarter Volksblatt» über die «Bremgarter Nachrichten» zum «Anzeiger für das Freiamt»

Es gehört fast zum Kanon der Ortsgeschichte der Freiämter Zentrumsgemeinden, dass zuerst ein liberales, später erst ein konservatives Lokalblatt begründet wurde. Nur in Bremgarten verlief das Geschehen umgekehrt: Das Weissenbach'sche «Bremgarter Wochenblatt» (1860) verstand sich im weitesten Sinne als Folgeorgan des kämpferischen «Freiämters» von 1840, nach fast 20jährigem Unterbruch. Die spärlichen Freisinnigen im Städtchen wagten erst 1895 mit einem eigenen Blatt an die Öffentlichkeit zu treten und dies, als der Setzer und Drucker Siegfried Stöckli dazu den Impuls und das nötige Können lieferte. Als politischer Haudegen gründete er ohne grosse Hemmungen 1895 die freisinnige Alternativzeitung «Bremgarter Volksblatt», die er gleich zweimal pro Woche, nämlich am Mittwoch und Samstag, auslieferte.

Der Gründer Siegfried Stöckli-Egloff stammte aus Muri und war schon in jungen Jahren ein politisch interessierter und kämpferischer Mensch gewesen. Er machte seine Lehre im Verlagshaus Keller, das den freisinnigen «Boten» herausgab. «Schon bald nach Abschluss der Lehrzeit stählte er seine Kräfte an der Gründung eines freisinnigen Blattes mit eigener Druckerei im aargauischen Reusstal. Doch war der Boden dort noch zu hart, so dass er sich nach wenigen Jahren nach einem neuen ähnlichen Posten im angrenzenden Zürchergebiet umsah.» «Nach diesen beruflichen und politischen Versuchen trat Stöckli als Betriebsleiter und Mitredaktor in die Buchdruckerei J. Jäger ein.»[70] Dass er sieben Jahre beim streitbaren Politiker in Baden im Dienste stand und dann das freisinnige «Zurzacher Volksblatt» gründete, zeigt mehr als die wenigen Texte, die wir aus dem «Bremgarter Volksblatt» kennen, dass Stöckli ein radikaler Heisssporn war, dem im Reussstädtchen kein langes Geschäftsleben beschieden sein konnte.

In der Landesbibliothek befindet sich genau ein Exemplar dieser Bremgarter Zeitung, die Nr. 49 des dritten Jahrganges vom Samstag, 19. Juni 1897. In Bremgarten selber finden sich weder im Archiv noch in der Bibliothek Jahresbände oder Einzelnummern jener Organe, die sich als Alternative zum Weissenbach'schen «Wochenblatt» verstanden. Die Nachkommen Stöcklis kennen den Lebenslauf des Zeitungsgründers, besitzen aber keine Presseexemplare aus dem Nachlass. Rein zufällig landeten einige Seiten des «Volksblattes» (1898–1901) im Aargauischen Staatsarchiv: Im Nachlass von Dr. Eugen Bürgisser befanden sich acht Titelblätter, zum Teil mit dem Folgeblatt wegen den Beiträgen «Erinnerung und Überlieferung aus Bremgar-

[70] 50 Jahre Zurzacher Volksblatt, 30. November 1957. Lebenslauf von Siegfried Stöckli, verfasst von seinem Sohn.

ten», Darstellungen eines bejahrten Einheimischen, und dem Vortrag von Bezirkslehrer Xaver Kuhn. Diese Nummem lieferten uns im Kopfe der entsprechenden Nummem einige wenige Daten zur Geschichte dieser Zeitung. Das früheste Exemplar präsentierte sich als normalformatige Zeitung, wohlgestaltet, dreispaltig, in sauberem Druck, mit linierten Spaltengrenzen. Trotz zweimaligem Erscheinen umfasste diese Nummer sechs Seiten, wovon zwei mit Inseraten angefüllt, fast alle aus Bremgarten und Umgebung stammend. Amtliche Anzeigen gingen nur vom Betreibungsamt aus; von amtlichem Publikationsorgan konnte daher nicht die Rede sein.



Abonnementspreis:
Jährlich (vorausbezahlbar) . . . . . Fr. 5.—
Halbjährlich . . . . . „ 2.60
Bei d. Expedition abgeholt jährl. (vorausbez.) „ 4.50
Bei der Expedition abgeholt halbjährlich „ 2.50
— Briefe und Gelder franko. —
Telephon.

Nr. 67.
4. Jahrgang.
Erscheint Mittwoch und Samstag.

Insertionsgebühr:
Für die einspaltige Petitzeile . . . . . 10 Cts.
Bei Wiederholungen Rabatt.
Größere Aufträge nach Uebereinkunft.
Reklamen per Zeile . . . . . 20 „
Nachfrage für Nichtabonnenten . . . . . 10 „
Telephon.

Bremgarter Volksblatt.

Bremgarten, Marktgasse 54. | Druckerei des „Bremgarter Volksblatt". | Samstag, den 20. August 1898.

Eines der raren Exemplare des «Bremgarter Volksblatts» vom 20. August 1898.

Der Druckort, Marktgasse 54, zeigte, dass Stöckli sich mitten im Städtchen eingenistet hatte. Die Titelseite wies als Leitartikel einen Aufruf zur Mildtätigkeit und Hilfe für die Unwettergeschädigten im Bezirk Kulm auf, unterschrieben von den aargauischen Kulturgesellschaften, vom Staatsbuchhalter und dem Hilfskomitee. Unter dem Strich befand sich ein Fortsetzungsroman. Die zweite Seite war ganz einem protokollartigen Bericht aus der Bundesversammlung gewidmet, vorwiegend der Behandlung der Unfall- und Krankenversicherungsvorlage und dem Eisenbahn-Rückkauf. Unter der Rubrik Aargau, die vorzüglich einen Bericht aus dem Grossen Rat enthielt, finden wir auch Meldungen aus dem Lokalbereich. Kantone und Ausland umfassen je eine Spalte und Neuestes und Telegramme bietet kunterbunt In- und Ausländisches an, ohne Gewichtung. Kleingedruckt finden wir am Schlusse, unter dem Titel Lokales: «Aus den Verhandlungen des Gemeinderates Bremgarten vom 15. Juni 1897.» Damit scheint doch ein direkter Draht zu den örtlichen Behörden zu bestehen, auch wenn an jener Stelle nicht eitel Sympathie für das neue Presse-Gewächs vermutet werden kann. 1898 jedenfalls zeichnete ein Weissenbach als Stadtammann.

Erst auf dem zweiten Blatt meldete sich die Redaktion zum Wort, und zwar mit einer Plauderei als Leitartikel, wobei der Schreiber sich hinter dem Bauersmann «Trümplipeter» versteckte. Da wurden Begebenheiten aus der Umgebung rapportiert, die Farbe und Wertungen in die Zeitung brachten.

So erscheint zum Beispiel ein Lehrer Nauer aus Hägglingen, ein Mann aus der guten Schule Augustin Kellers, sehr beliebt, er durfte ein Jubiläum feiern. Beliebt sei er, trotz seines Greisenalters. Das «Bremgarter Wochenblatt»und das «Echo vom Maiengrün» waren offenbar nicht derselben Meinung. Die Jünger Augustin Kellers waren dort weniger im Ansehen. Gerade dies reizte den Autor zu seiner Lobrede.

Wie reagierte das Weissenbach'sche «Wochenblatt» auf den Rivalen? «Mit Beginn des schönen, grünen, vielversprechenden Mai gibt die freisinnige Partei des Bezirks Bremgarten, genauer der Stadt Bremgarten, ein eigenes Organ heraus. Die, wie man schon früher hörte, auf zehn Jahre in Aussicht gestellte Liberalisierung des Bezirks Bremgarten will nicht vom Fleck rücken, sondern macht eher Rückschritte, wie die letzten Abstimmungen und Wahlen beweisen. Auch das Wochenblatt soll daran mitschuldig sein und wir rechnen uns dies zur Ehre an.» Wenn diese glauben, traditionell katholisch-konservativ wählende Menschen «seien ein fruchtbares Feld für die liberal-radikal-grütlianische Presse, und das ist bekanntermassen die Farbe seiner Gründer und geistigen Häupter und Leiter, so werden sie sich bitterlich täuschen». Die katholisch-konservative Partei habe kürzlich das «Wochenblatt» erneut als «ihr Organ für den Bezirk Bremgarten erklärt und ihm seine allseitige Unterstützung zugesagt.»[71]

Damit erhalten wir mindestens andeutungsweise Kunde, wer bei der Gründung Stöckli unterstützt hat. Klarer wurde es ein halbes Jahr später: «Der Verleger des Bremgarter Volksblattes, Organ des Grossrates Honegger, fand sich veranlasst, meine letzten Mitteilungen zu bekritteln und um seinen Brotherrn den Kranz zu winden.» Honegger hat sich in der Folge tatsächlich als eifriger Kommentator für politisches Geschehen im «Volksblatt» (als H. H.) profiliert.[72] Der Gegner von Redaktor Stöckli war offenbar der «Bauer auf dem Holzbirliberg». Dieser karikierte Stöckli in einer Antwort im «Wochenblatt» wie folgt: «In seiner Täubi und seinem grenzenlosen Ärger wirft er mir elenden, heuchlerischen Schreiberknecht, Borniertheit und Gemeinheit vor. Ich gehe mit Verachtung über diese infamen, bodenlosen Schmähungen hinweg. Sind diese dem auf Anstand und galanten Umgang feingebildet sein wollenden Verleger doch so geläufig, dass er sie jedesmal herumzuschleudern bemüssigt findet, wenn er einer objektiven Widerlegung das Wort reden sollte.»[73]

Und nach dem Verleger erhielt auch seine Zeitung schlechte Noten: «So schnell radikalisiert das Volks-, richtiger Herrenblatt, das Freiamt noch nicht.» «Zum Schlusse bemerke noch dem weisen Verleger des Herrenblattes, dass er mit seiner Meinung über mein Domizil auf dem Holzweg ist; er

---

[71] Bremgarter Wochenblatt, 4. Mai 1895.

[72] Heinrich Honegger, Grossrat 1893–1913. Z. B. zum Thema Kraftwerk Bruggmühle, Bremgarter Volksblatt, 27. Juli 1901.

[73] Bremgarter Wochenblatt, 5. Oktober 1895.

könne schon selber die Feder führen, auch mit schwieliger Hand.»[74] Diese Bemerkungen deuten mindestens darauf hin, dass Stöckli mit wenig diplomatischem Geschick in der freisinnigen Diaspora herumwuchtete, und dies in einer Zeit und an einem Ort, wo seit 1885 das Kulturkämpferische – mindestens vordergründig – nur noch gedämpft ausgetragen wurde.

Betrachten wir die Annoncenseite, so stellen wir immerhin einige Gewerbetreibende im Städtchen fest, die das Blatt mit Anzeigen bedienten und sich damit als nicht katholisch-konservativ-treu erwiesen. Aber die Namen sind zum Teil nicht einheimische, was sofort den Ausdruck Herrenblatt, ein anderes Wort für nichtbäuerliches Organ, verständlich macht. Jedenfalls muss Stöckli schon im Laufe des Jahres 1897 seine Wirkungsstätte in Bremgarten verlassen haben, um später bei Jägers «Freien Presse» in Baden ein gesichertes Einkommen ohne Anfeindungen zu beziehen. 1898 verblieb die Druckerei am gleichen Standort, an der Marktgasse 54, heisst nun anonym «Druckerei des Bremgarter Volksblatt», und steht unter der Geschäftsführung eines Carl Gerwer, der zugleich für die Redaktion verantwortlich zeichnet. 1901 fand sich Mitte Jahr diesselbe Druck-Firma im Kopf des Blattes, jene des Geschäftsführers aber fehlt. Die Adresse hatte auf Marktgasse 74 gewechselt. Das Organ muss in den folgenden Jahren mitsamt der Druckerei an Herrn Frauenfelder gekommen sein.

Dabei blieb offensichtlich die Zeitung bei ihrer liberalen Grundhaltung, denn am 21. Dezember 1908 kritisierte das «Wochenblatt» die Wertungen im Konkurrenzblatt: «Die historische Erinnerung vor 60 Jahren im Volksblatt ist in einigen Punkten etwas schief gewickelt ausgefallen, wie es gehen kann, wenn man des abgefallenen Mönches Bronner sich als Geschichtsquelle bedient.» In dieser Darstellung behandelte das «Volksblatt» die Badener Artikel und die Rolle des Generalvikars Wessenberg aus Konstanz, was sofort einer kulturkämpferischen Interpretation rief.

Eigentlich hiess das Organ damals bereits «Bremgarter Nachrichten», mindestens seit April 1908 hatte man den Namen gewechselt.[75] Offenbar handelte es sich in obigem Hinweis auf eine irrtümliche, gewohnheitsmässige Betitelung. Denn diesselbe Wochenzeitung stellte am 7. Februar 1909 die Namensgschichte des Konkurrenzorganes folgendermassen dar: «ln einem Zirkular zeigten die Bremgarter Nachrichten zur Überraschung ihrer Leserschaft plötzlich an, dass sie ihr Erscheinen eingestellt oder sich vielmehr wieder gehäutet haben und ein neuer Name ihr Schild schmückt. Warum die Nachrichten eingegangen sind, ist nicht gesagt, wahrscheinlich um das bessere Geschäft mit den Aktiven und Passiven des Mellinger Anzeigers zu machen, der nun hier erscheinen und über das ganze Land verbreitet werden soll in einer Auflage von – man höre und staune –

[74] Bremgarter Wochenblatt, 5. Oktober 1895.
[75] Im Wochenblatt vom 25. April 1908 werden Bremgarter Nachrichten zitiert.

10 000 Exemplaren, gratis und franco, wie schon früher einmal ein halbes Jahr die Nachrichten es getan. Ein solch ähnliches Karusselspiel mit einer Zeitung dürfte noch nicht gerade dagewesen sein. Zuerst war sie Volksblatt, dann der Anzeiger, dann die Nachrichten und heute wieder der Anzeiger, der Steigbügel aller guten (nicht letzten) Hoffnung, im Dienste jeder Partei, um das gute Geld und der idealen Politik willen. Die andern Freiämter Blätter werden nun, wieder einmal bald das Feld räumen müssen vor diesem gefrässigen Inseraten- und Zeitungsungeheuer, das zwar keine Politik machen will, aber doch – wie selten der Zufall! – in einem Wahljahr geboren wurde.»[76]

Etwas weniger polemisch und ironisch dürfte dies heissen, dass das Blatt – auch unter neuem Namen und mit der Bezeichnung neutral versehen – die freisinnige Ortsgruppe von Bremgarten zum Paten hatte. Da keine Nummer der umgetauften Zeitung zu finden ist, sind wir weiterhin auf die hinterhältigen Bemerkungen der Konkurrenz angewiesen, um einiges vom Inhalt des gratis verteilten Anzeigers ausfindig zu machen. «Im Anzeiger schreibt ein Einsender wörtlich: Wenn der Bezirksschulrat nur freisinnige Vertreter in die Schulpflege wählt, so ist das nur ein Gegenstück zur Politik des Gemeinderates, der ausschliesslich konservative Vertreter in diese Behörde wählt.»[77] Ein Vergleich, den das «Wochenblatt» selbstverständlich nicht gelten liess, waren schliesslich die letzeren vom Stimmvolk gewählt. Damit wird klar, dass nicht nur in Wahlzeiten auch der Anzeiger hochpolitisch war. «Wir denken, die drei Schnellpressen des Anzeiger seien nun montiert und dann purzeln ja die guten Gedanken nur so unten heraus, so ungefähr wie die Rügeli bei einem Erdäpfelstössel-System 1850.»[78]

Und in einem Flugblatt der katholisch-konservativen Partei musste man – immer laut «Wochenblatt» – den Freisinnigen wieder einmal die Leviten lesen, «nachdem von Geistesmännern des sich wieder einmal recht liberal gezeigten Anzeiger vorher so viel Dreck in die Milch» geschüttet worden sei, dass sich das Tun der Mehrheit zur trübsten Sache verdichtete. Dass 1910 dem Bremgarter Alternativblatt jede Existenzbasis entschwand, wird wohl von der neuen liberalen «Freiämter Zeitung» in Wohlen verursacht worden sein. Aber nicht nur! Eine weitere Geschichte greift wahrscheinlich ins Räderwerk des Anzeiger-Untergangs ein.

Frauenfelder hatte sich mit dem Mellinger Bezirkslehrer und Finanzverwalter Fischli zusammengetan, um den Anzeiger im Raume Mellingen zu streuen und dem «Reussboten» das Wasser abzugraben. Fischli lieferte dem Verleger Artikel aus seiner Gemeinde, meist in Opposition zur offiziellen dortigen Politik. Nachdem Fischli wegen ungetreuer Amtsführung in Haft gekommen war, wurde auch diese Zusammenarbeit sistiert und damit die

[76] Bremgarter Wochenblatt, 7. Februar 1909.
[77] Bremgarter Wochenblatt, 11. Dezember 1909.
[78] Bremagrter Wochenblatt, 13. November 1909.

Träume von einem Anzeiger für das ganze Reusstal erledigt.[79] Auch nach der Liquidation des Anzeigers wirkte die Druckerei Frauenfelder in Bremgarten weiter. Sie soll erst in den 20er-Jahren eingegangen sein. Dr. Hans Weissenbach erinnert sich daran, dass er als Schulbub einen Handkarren voll Setzkästen und Druckmaterialien nach Hause ziehen musste, da sein Vater diese erworben hatte.[80]

«Generalanzeiger»

1923 arbeiteten zwei junge Setzer nebeneinander beim «Aargauer Tagblatt», Carl Moser und Jean Hochstrasser. Damals war die Druckerei in Hägglingen zusammen mit dem traditionsreichen «Echo vom Maiengrün» zum Kaufe ausgeschrieben. Jean Hochstrasser, ein waschechter Hägglinger, war am Kaufe interessiert und erzählte dem Kollegen von seinem Vorhaben. Dieser kannte das Geschäft der Witwe Hunziker, hatte er doch dort seine Lehre absolviert, und warnte Hochstrasser in allen Tönen, dieses Museum zu kaufen; es wäre sein sicherer Untergang. In Wirklichkeit stand Moser damals bereits in Verhandlungen mit der Verkäuferin. So wurde der Einheimische Hochstrasser ausgetrickst und Moser kam in den Besitz der Dorfzeitung. Wütend und enttäuscht beschloss Hochstrasser, im Nachbardorf eine Konkurrenzfirma zu eröffnen. Zusammen mit seinem Schwager Geissmann und etwas Kapital vom Vater gab er ab Februar 1924 in grossem Stile ein Inseratenblatt, den «Generalanzeiger» heraus. Diese Geschichte begründete den einmaligen Sachverhalt, dass in zwei nachbarlichen Zwölfhundert-Seelen-Dörfern je eine eigene Wochenzeitung um Leser und Inserenten warb und noch heute existiert. Die damalige Druckerei war in einem Anbau der Autogarage eines Verwandten untergebracht.

Am 22. Februar 1924 erschien in Dottikon in einer Auflage von 5000 (!) Exemplaren ein vierseitiger Gratis-Anzeiger unter dem Titel «Generalanzeiger des Bezirks Bremgarten». Als Verbreitungskreis galt der ganze Bezirk; sämtliche Gemeinden wurden im Kopf einzeln aufgezählt. Als Verlag zeichnete die Buchdruckerei Hochstrasser und Geissmann, Dottikon. Bis zum 21. März wurde das Blatt noch beim ursprünglichen Arbeitgeber, dem «Aargauer Tagblatt» gedruckt, da der Betrieb in Dottikon noch nicht zweckentsprechend ausgerüstet war. Ab 28. März wurde der Kopf grosszügiger gestaltet und es änderten die Schrifttypen: Von nun an lief alles in eigener Regie, und nicht nur Carl Moser, sondern auch der «Wohler Anzeiger» wetterten gegen den neuen Konkurrenten. Dass nicht nur das Anzeigengeschäft des neuen Verlages Anstoss erregte, sondem heimliche

[79] Siehe dazu den Abschnitt über den Reussboten.
[80] Auskunft von Dr. Hans Weissenbach, Mai 1999.

politische Machenschaften gegen die katholisch-konservative Presse vermutet wurden, gehörte zum Denk- und Argumentationsstil der damaligen Zeit.



Jean Hochstrasser, der Gründer des «Generalanzeigers» in Dottikon (Fam. Hochstrasser).

Die Familie Hochstrasser zählte in Hägglingen als der neuen Bauern- und Bürgerpartei zugehörig, und da galt es für «Meister Kasimir» auf der Hut zu sein. Der «Wohler Anzeiger» fuhr mit grobem Geschütz auf: «Katholisches Volk: Pass auf! Es ist ein Blatt, das gegen unsere Interessen ist. Wie wir genau wissen, steckt unser politischer Gegner dahinter, der auf diese Art und Weise sich Eingang verschaffen will in die katholische Fami-

lie, und deine Presse durch Entzug von Inseraten zu bodigen sucht.»Hochstrasser dagegen meint: «Dass in solchen Fällen immer der Katholizismus als Mittel zum Zweck dienen soll, ist doch gewiss nichts weniger als katholisch. Auf alle Fälle sind wir als vermeintliche politische Gegner so gläubig wie die Herren vom Wohler Anzeiger; nur ist es eben nicht jedermanns Sache, mit der Frömmigkeit zu hausieren!»[81]



Das Druckereigebäude der Hochstrasser in Dottikon, 1929 erbaut (Fam. Hochstrasser).

Am 27. Juni 1924 wurde in einem Fenster auf der Frontseite bekanntgegeben, dass von nun an eine Textseite mitgeliefert werde. Während die nächste Nummer auf der Rückseite tatsächlich nur Text aufwies, mit einer Weltchronik und mit schweizerischen und lokalen Nachrichten aufwartete, zudem unter dem Strich ein Feuilleton anbot, rückte beim Exemplar vom 11. Juli 1924 diese Seite an die Front und schuf damit auch optisch eine ordentliche Zeitung. Dass sich der Text bald auch auf der zweiten Seite fortsetzte, bei entsprechendem Inseratenanfall gar ein zweites Blatt, gemeint: ein zweiter Bund, mit einer weitern Frontseite einleitete, machte das Presseorgan vollends zur Zeitung. Am Ende des Jahres vermochte der Verlag die Auflage auf 5200, ein Jahr später auf 5600 zu erhöhen; die Randgemeinden des Bezirks Baden und Lenzburg zählten nun ebenfalls zum Streugebiet.

[81] Generalanzeiger, 8. März 1924.

Genauso wie die einstige Inseratenplantage zum Bezirksblatt mutierte, musste auch die Gratisabgabe langsam aufgegeben werden. Schon 1925 wurde vom Verlag auf Drängen von verschiedenen Kreisen angeregt, dass freiwillige Beiträge gespendet würden, um den Textteil auszuweiten. Ein Woche später konnten bereits solche Einzahlungen verdankt werden. Am 9. April verliess Schwager Geissmann die Firma. In derselben Zeit führte Jean Hochstrasser einen wilden Streit mit dem «Wohler Anzeiger», der immer wieder behauptete, die Bauern- und Bürgerpartei stünde hinter dem Unternehmen. Anlass dazu boten die Grossratswahlen 1925. Die Unparteilichkeit des Blattes wurde vom Verleger vor dem Wahlkampf in Nr. 6 deutlich kund getan. «Durch diese Stellungnahme glaubten wir die politische Neutralität richtig zu bewahren. Es kamen in der Folge alle Parteien, die sich darum interessierten, zum Wort. Dass die Bauern- und Bürgerpartei von diesem Rechte am meisten Gebrauch machte, ist begreiflich, da die andern Bezirksblätter ihr fast ausnahmslos die Spalten sperrten; doch beweist das noch lange nicht, dass sie in unserem Blatte privilegierte Rechte besitze.»[82] Doch die Polemik setzte sich fort. Zwei Nummern später musste sich Hochstrasser dagegen verwahren, im Dienste Dr. Roman Abts zu stehen: Zum einen habe er keine Zeile von ihm erhalten, zum andern kenne er ihn überhaupt nicht persönlich. Alle Anwürfe und Unterschiebungen entstammten dem blossen Brotneid.

Wenn Jean Hochstrasser im Dezember 1925 mit seiner selbstverfassten Ode an den «Generalanzeiger» in Versform das allzu lebhafte Jahr beschloss, so läutete er damit auch das Ende der expansiven Einführungsphase aus. Ab 1926 musste er für seine Spesen Fr. 1.– pro Jahr (freiwillig) einziehen, ab September 1927 wurde der «Generalanzeiger» gar zum abonnierten Blatt. Ab 1932 verschwanden die horrenden Auflagenzahlen im Kopf der Zeitung, die die andern Verleger so provoziert hatten. Die Annahme ist berechtigt, dass sich diese auf bedeutend niedrigerem Stande eingependelt hatten.

Ab 1927 entledigte er sich auch der Weltpolitik – aber nicht für immer: 1933, im April, kehrte die Rubrik Ausland in die Spalten zurück. Ein Beweis dafür, dass Jean Hochstrasser gar nicht so unpolitisch war, wie er sich immer gebärdete. Die Ereignisse um 1933 im Aus- und Inland wühlten ihn offensichtich auf. Übrigens: 1929 hatte sich Hochstrasser an der Ausfallstrasse Richtung Hägglingen ein stattliches Geschäftshaus erbauen lassen. Ein Grossinserat im Januar 1930 warb nicht nur für Drucksachen, sondern auch für jede Art von Papeterie-Artikel im frisch eröffneten Ladengeschäft des Neubaues. Dass der Neuling in Dottikon innerhalb von sechs Jahren zu solchem Erfolg gelangen konnte, musste natürlich den Neid der Konkurrenten erregen. Und einige mögen in aller Stille darauf gewettet

[82] GAD, 9. April 1925. Zur Neutralität.

haben, dass dem Aufsteiger in der damaligen Krisenzeit der Schnauf ausgehen würde.

Die immer wieder beschworene Neutralität des «Generalanzeigers» half sicher mit, dem Blatt im Bezirk den Weg zu ebnen. Auf der andem Seite besass die Einmann-Zeitung auch weniger Abwehrkräfte gegenüber neuen politischen Moden und Tendenzen. Während klar positionierte Blätter die Ereuerungsbewegungen der 30er-Jahre bald als politische Konkurrenten und Miesmacher empfinden mussten, wurde Jean Hochstrasser vom Frontenfrühling voll mitgerissen. «Eine neue Strömung», titelte er am 5. Mai 1933 und beklatschte den Willen zur Erneuerung der Politik. «Da sind wir ganz dabei: Möge Gott das Unternehmen segnen.» Und doch schlich sich schon bei der ersten Begegnung ein feines Unbehagen ein: der Name Nationale Front schien ihm zu wenig schweizerisch; könnte man ihn nicht in «Vaterländische Front» umbenennen? In den folgenden Nummern räumte der Verleger den Erneuerern unter verschiedenen Titeln nicht nur viel, sondern auch bevorzugten Platz ein, nämlich vorwiegend an der Spitze der Textseite. Dabei vermengte sich die Sympathie zu den Bewegten von damals: einmal kamen die Fronten, dann die «Vaterländische Vereinigung»,[83] darauf die «Neue Schweiz», «überparteiliche Volksbewegung für geistige und wirtschaftliche Erneuerung» zu privilegierter Plazierung.[84] Als sich im engern Einzugsgebiet, nämlich in Tägerig, eine Ortsgruppe der Nationalen Front bildete und – ebenfalls im Verbreitungsraum – Fabrikant Disch von Othmarsingen zum Gauleiter Aargau ernannt wurde, überliess Hochstrasser deren Propagandisten eine Plattform, von der Gesinnungsfreunde andernorts nur träumen konnten. Reportagen von Kundgebungen in Tägerig,[85] eine Selbstdarstellung der Partei,[86] Zitate aus den «Eisernen Besen»[87] rückten in der Hochstimmung des damaligen Jahres an die Spitze des Textteiles. Ein Kleinbauer lobte in einer Einsendung die neuen politischen Sprecher: Wir wollen auf die Neuen hören, zum Beispiel auf «den aargauischen Gauführer», dessen Ernennung «in unsern Gegenden» begrüsst worden sei.[88]

Aber auch Hochstrasser persönlich liess sich vernehmen und seine Sympathie drang – trotz gelegentlichen Vorbehalten – klar durch die Zeilen: «Wir werden wohl bald wieder von der für die Renovierung unseres lieben Schweizerhauses so wichtigen Bewegung hören.»[89] Schlagworte wie «Eidgenossen! Sammlung auf der Mitte!», «Nationale Volksgemeinschaft», «Erneuerung unseres Volkes» oder «Der Zeiger der Zeit steht heute auf Not und Gefahr!» «Parteien und Klassengruppen verwirren das Volk» sind klare

[83] GAD, 23. Juni und 14. Juli 1933.
[84] GAD, 10. November 1933.
[85] GAD, 21. und 28. Juli 1933.
[86] GAD, 30. Juni 1933.
[87] GAD, 18. August 1933.
[88] GAD, 25. August 1933.
[89] GAD, 2. Juni 1933.

Signale dafür, dass die Redaktion die entsprechenden Pressedienste andächtig durchlas.[90] Trotzdem: Hochstrasser blieb immer beim Vaterländischen hängen; das Vehikel, dem die Fröntler die geistig-politische Importware aufzuladen pflegten, war ihm die Hauptsache. Das Zurückgehen auf die Gründerzeit der Eidgenossenschaft, auf die Väter der Schweiz, dies war ihm sosehr ein Anliegen, dass auch bei der kürzesten Notiz über eine Front-Tagung, das Singen der schweizerischen Nationalhymne als Schlusspunkt Erwähnung fand.

Die NF-Versammlungen in Tägerig,[91] in Niederwil[92] und in Bremgarten[93] kamen auch dannzumal ausgiebig zu Ehren, als der Röhmputsch 1934 die meisten frontfreundlichen Redaktoren längst in Kritiker verwandelt hatte. Der «echte Rütligeist», der sich in einer aktiven Mittelstandspolitik gegen Warenhäuser wie die Epa wendete, sorgte noch lange für eine schwankende Position des «Generalanzeigers».[94] Unter dem Titel «Eine neue Initiative» freute sich Hochstrasser über die angestrebte Senkung der Miet- und Hypothekarzinsen im Aargau, obwohl diese Aktion als kantonaler Vorstoss staatsrechtlich völlig «neben den Schuhen» lag. «Wir gehen zwar mit der Front nicht in allem einig. Aber das, was Rüegsegger im Nr. 64 (vom 17. März) unter dem Titel Versprechen – und wie sie gehalten werden schreibt, trifft den Nagel auf den Kopf.»[95] Wie sollte der damals unter seiner Zinsenlast ächzende Verleger nicht Freude an solchen Zielsetzungen empfunden haben! Das grosse Erschrecken erzeugten erst die Verrätereien von Schweizern aus Front-Kreisen, die der Kollaboration mit Hitler-Deutschland überführt werden konnten.[96]

Immer deutlicher schloss er sich der Bauern- und Bürgerpartei an, gehörte längst zu den Vertrauten von Roman Abt und Eugen Bircher und räumte dieser Partei in der Regel den doppelten Platz ein, als den übrigen politischen Bezirksorganisationen. Was der Frontenfrühling dem «Generalanzeiger» gebracht hatte, das war die Hinwendung zur Politik, die überwindung des reinen Geschäftsblatt-Charakters. Seit 1933 sorgte die Umschau wöchentlich für welt- und innenpolitische Kommentare. Dr. Rudolf Vetter aus Zürich besorgte diesen Leitartikel für verschiedene kleine Zeitungen. Er hatte hier Gastrecht erhalten bis zur Übernahme des Geschäftes durch Bruno Hochstrasser 1957. Dessen Kommentare zur Entwicklung in Deutschland machten eine ähnliche Wandlung durch wie der Verleger des Lokalblattes selber. So vermochte Vetter im Dezember 1933 das Erheben der Parteigerichte zu Institutionen des öffentlichen Rechts im

[90] GAD, 8. und 15. Juni 1934.
[91] GAD, 10. und 17. August 1934.
[92] GAD, 25. Januar 1935.
[93] GAD, 15. Februar 1935.
[94] GAD, 15. Januar 1935.
[95] GAD, 20. März 1936.
[96] GAD, 4. November 1938.

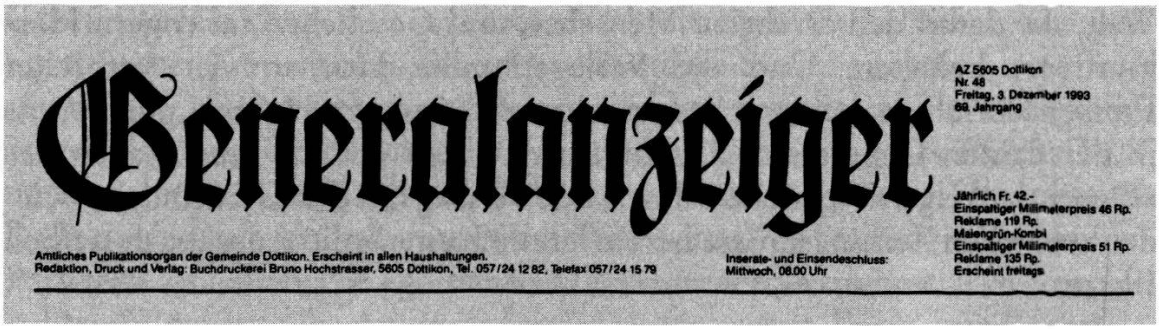
Hitlerstaat – eine staatspolitische Ungeheuerlichkeit – noch nicht zu verurteilen. Man müsste zuwarten, ob sich dies nicht doch als zweckmässig erweise. Er vermochte aber bald, das Menschenunwürdige im NS-Staat zu erkennen und nahm – früher als Hochstrasser – auch den unseligen Einfluss auf die vaterländischen Bewegungen diesseits des Rheines wahr.

Der Ausbruch des Krieges 1939, mit Mobilisierung der Armee und Einrückungsbefehl für den Chef, verscheuchte auch den letzten Schatten: Front hiess nun Abwehr der braunen Gefahr an der Grenze. Am 8. September 1939 klotzte eine Überschrift, einen Drittel der Titelseite abdeckend: «Das Hinterland grüsst seine Soldaten an der Front», versehen mit einem (kurzschenkligen!) Schweizerwappen. Und es schrieb J. H. persönlich aus dem Dienst, in Abständen, die 12 Feldpost-Briefe vom Ter.-Bat. II/153: ein patriotisches Glaubensbekenntnis. Während des Krieges wechselten die Nummern zwischen vier und zwölf Seiten, blieben dreispaltig, boten neben der Umschau die Rubriken Aus den Gemeinden, Eidgenossenschaft, Aargau und Ausland, den Inhalt ergänzend mit Feuilletonistischem. Ständig wurde der Fortsetzungsroman angeboten, dazu von Zeit zu Zeit Bauernpolitisches oder Geschichtliches aus der Region.

Nach dem Kriege entfielen die ausländischen Nachrichten. Ab 1947 wurde das Blatt vierspaltig, ab 1952 das Format leicht vergrössert; die Darstellung mit kursiven Zwischentiteln wirkte gefälliger, andererseits der Inseraten- und Textteil mehr durchmischt. Es war bereits die Zeit, als der jugendliche Sohn Bruno die Arbeit in Zeitung und Betrieb übernehmen musste, obwohl der Vater verantwortlich zeichnete. Durch einen Schlaganfall halbseitig gelähmt, konnte Vater Jean nur noch unter grösster Mühe gewisse Tätigkeiten ausüben. So musste der Sohn direkt nach der Lehre volljährig erkärt werden, wurde um die versprochene höhere Ausbildung geprellt und trug die ganze Last des Geschäftes weitgehend allein. 1957 übernahm er auch nominell den Betrieb und bahnte sofort eine Zusammenarbeit mit der Druckerei Sprüngli in Villmergen an. Mit der Fusion der «Freiämter Nachrichten» und dem «Generalanzeiger» wollten die beiden Verleger dem Publikum ab 8. November 1957 eine zweimal die Woche erscheinende reichhaltige Zeitung anbieten. Ein vollberuflicher Redaktor, Heribert Meyer, wurde eingestellt. Die Herstellung sollte durch Hochstrasser mit seinen Mitarbeitern in Villmergen besorgt werden, wo sich auch der Druck abspielte. Jeder Verleger zahlte 400 Franken an den Lohn des Redaktors. Bruno Hochstrasser musste sich der höhnischen Bemerkungen der Freiämter Konkurrenz erwehren, Dottikon hätte seine eigene Zeitung verloren. Das Doppelgespann mit zwei Titeln ergab ein ansehnliches Blatt von 8 bis 12 Seiten, mit je einer ganzen Seite Dottikon und Villmergen, dazu eigene Leitartikel, das Ausland, das Inländische oder selbst das Lokale betreffend, einer Sportseite und periodisch anfallenden Sonderbeilagen, alles reich bebildert, bei sauberem Druck in Antiqua gehalten.

Das Produkt, das heisst die Bedienung der Leserschaft, war beachtlich; wenn nur die Differenzen zwischen den Verlegern nicht gewesen wären! Durch die Satzherstellung an zwei Tagen wöchentlich stand die Akzidenzdruckerei in Dottikon still, während jene in Villmergen auf Hochdruck produzierte. Hochstrasser fühlte sich benachteiligt, und als Sprüngli eine Rechnung für den Anteil an den Druckkosten präsentierte, da kam es zum Bruch. «In einer Nacht- und Nebelaktion» holte sich Hochstrasser seinen Zeitungstitel wieder in alleinige Regie zurück, klagte Sprüngli, und damit endigte schon am 25. April 1958, das heisst nach sechs Monaten, das Experiment. Der «Generalanzeiger» erschien wieder freitags, nun aber in neuem Outfit, in Antiqua gehalten und noch bis zum Ende des Monats von Heribert Meyer betreut, dann auch redaktionell wieder als Werk des Verlegers.

Die Zeit der Höhenflüge war vorbei. Das Blatt blieb noch eine Weile lang die kleine Allerweltszeitung, mit einem spk-Leitartikel zum Beginn, wichtigste Meldungen in den üblichen Rubriken und einem ausgedehnten Lokalteil. Dazu wurde ab 1959 die letzte Seite als «Generalanzeiger im Bild», als Fotoseite gestaltet. Ab 17. Februar 1961 begann die Zusammenarbeit von «Seetaler» / «Lindenberg», dem «Generalanzeiger», und dem «Freischütz» mit der «Freiämter Zeitung» zur Herausgabe des «aargauer anzeigers», einem 8 bis 12seitigen, gemeinsamen Inseratenblatt mit Textteil. Die Beilage war also etwa doppelt so dick wie der «Generalanzeiger» selber.


Generalanzeiger

AZ 5605 Dottikon
Nr. 48
Freitag, 3. Dezember 1993
69. Jahrgang

Jährlich Fr. 42.–
Einspaltiger Millimeterpreis 46 Rp.
Reklame 119 Rp.
Maiengrün-Kombi
Einspaltiger Millimeterpreis 51 Rp.
Reklame 135 Rp.
Erscheint freitags

Amtliches Publikationsorgan der Gemeinde Dottikon. Erscheint in allen Haushaltungen.
Redaktion, Druck und Verlag: Buchdruckerei Bruno Hochstrasser, 5605 Dottikon, Tel. 057/24 12 82, Telefax 057/24 15 79

Inserate- und Einsendeschluss:
Mittwoch, 08.00 Uhr

Zeitungskopf des «Generalanzeigers» Dottikon vom 3. Dezember 1993.

In der Zeit zwischen 1960 und 1970 musste der Textservice für das eigene Blatt aus Kostengründen drastisch reduziert werden; redaktionelle Arbeit bezog sich fast nur noch auf das Lokale, die allgemeinen Nachrichten von Dottikon und die Rubrik «Dottikon mein Wohnort», die Vereins- und Kulturmitteilungen. Gleichzeitig stieg der Abonnementspreis in dieser Zeit von Fr. 4.50 auf Fr. 13.– (1972). Diese Schere zwischen angebotenem Produkt und nötigem Preis – ein Umstand der im ganzen Pressewesen zu verfolgen war – veranlassten Hochstrasser am 28. September 1973, als die «Freiämter Zeitung» zum «Freiämter Tagblatt» mutierte, das heisst das «Aargauer Tagblatt» diesen Platz besetzte, seine Wochenzeitung mit einzubringen und sich damit der Verpflichtung zu entledigen, bis Ende des Jahres eine voll-

wertige Zeitung zu liefem. Fast zum gleichen Zeitpunkt (5. Oktober 1973) schuf er ein neues Gemeindeblatt in Quartformat, geliefert in alle Haushaltungen, und nannte es wieder «Generalanzeiger». Niemand stiess sich daran, dass Hochstrasser gleichsam den verkauften Titel flugs wieder in Besitz nahm und damit das lokale Inseraten-Geschäft besorgte.

Diese Transaktion aber rettete dem Dorfe seine eigene Gazette. Nachdem 1973–1977 sich der Mini-«Generalanzeiger» ordentlich eingebürgert, das Format 1977 etwas vergrössert und mit lokalen Reportagen und Mitteilungen aus der Nachbarschaft angereichert hatte, war der Moment gekommen, eine direkte Zusammenarbeit mit den Gemeindebehörden zu installieren. Kurz zuvor, am 1. Januar 1979 konnte Bruno Hochstrasser das «Echo vom Maiengrün», die Zeitung seines Heimatdorfes, käuflich übernehmen. Die Druckerei in Hägglingen wurde liquidiert und fortan das «Echo» in Dottikon gedruckt. Damit schloss sich der Kreis, und die Firma Hochstrasser erlebte die Genugtuung, dass nach generationenlangem Warten und Wirken, die Heimatzeitung nun doch in eigenen Besitz kam. Ein Vertrag mit der «aufgeschlossenen Bürgerschaft» von Dottikon und Hägglingen sichert nun das Überleben beider Blätter, indem dank einem fixen Beitrag gemeindeeigene Anzeigen kostenlos Aufnahme finden, damit aber auch die Aufmerksamkeit der Bürgerschaft für bestellte Anzeigen in ihrer Zeitung sichergestellt wird. Diese Symbiose dient dem Verleger genauso wie den beiden Gemeinwesen. Zuletzt aber auch allen Heimweh-Leuten in aller Welt, die damit den Draht zu Menschen und Geschehen im engern Herkunftsort behalten. Und die Verlegerfamilie Hochstrasser verbreitet Pressenachrichten, bewusst beschränkt auf die engere Heimat, nun bereits in der dritten Generation. Zusammen mit dem «Echo» wuchs auch der «Generalanzeiger» – gesichert durch den Vertrag mit den Gemeinden – wieder zur vollen Zeitungsgrösse heran: letztlich eine Split-Ausgabe desselben Blattes.

«Die kleinste Zeitung der Schweiz» («Echo vom Maiengrün»)

Am Anfang stand eine Druckerei. Erst Jahre später erwuchs daraus eine Zeitung. Hermann Hunziker, Sohn des Wirts zum Freihof, eröffnete im Dachzimmer des väterlichen Hauses eine kleine Kundendruckerei mit Buchbinderei. Sein Bruder Walter betrieb in einem Anbau eine Bierbrauerei. Mit der Übernahme des Freihofs mit Ladengeschäft stellte Walter das Brauen ein und trat die Räumlichkeiten seinem Bruder Hermann ab, der am neuen Orte nicht nur den Akzidenzdruck betrieb, sondern von nun an die Dorfzeitung «Echo vom Maiengrün» herausgab. Die Anregung dazu stammte vom hier ansässigen Notar Josef Hochstrasser. Das war im Jahre 1892.

Damit gehörten die ersten Jahre dieses dörflichen Organs eigentlich dem ersten Band der aargauischen Pressegeschichte an. Da dieser Anzeiger in den ersten Jahren seines Daseins kaum politische Geschichte schrieb, betrachten wir diese Phase als Inkubationszeit. Familie Hunziker gehörte nicht zum Hägglinger Teig, sie war zudem reformierten Glaubens: gerade dies mag Hermann Hunziker veranlasst haben, einen blossen Dorf-Anzeiger zu betreiben, ohne mit politischem Zündstoff zu spielen. «Was die Politik betrifft, wird das Echo vom Maiengrün sich von derselben fernhalten; immerhin wird es sich zur Ehre rechnen, die Bestrebungen der Bauernsame in Beziehung auf Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage unterstützen zu helfen.»[97]

Ansonsten offerierte das zweispaltige Quartblättchen Bekanntmachungen der Gemeinde, Inserate aus dem Dorf und der Umgebung, Mitteilungen aus Kirche und Vereinen. Und doch liess sich schon die erste Titelseite von einer Wochenschau, verfasst vom Verleger, einleiten, der immerhin versuchte, das grosse Geschehen auf das eigene Dorf zu beziehen, was letztlich so unpolitisch auch wieder nicht war. Aber zu Kämpfen zwischen den Roten und den Schwarzen, wie man die politischen Lager im Dorfe hiess, liess Hunziker sein Organ nicht missbrauchen.[98] Solange diese Familie die Zeitung betreute, blieb die Neutralität oberstes Prinzip. So bei der Jahrhundertwende: «Unserer Devise, nämlich Fernbleiben von Parteipolitik, werden und müssen wir treu bleiben. Als offizielles Publikationsorgan der Gemeinde Hägglingen, ferner seine Verbreitung in katholischen und protestantischen Ortschaften lassen keine andere Stellungnahme als zulässig erscheinen, sosehr auch diese von verschiedenen, vielleicht nur allzu politischen Blättern verurteilt wird.»[99] Und zum Geburtstag des Blattes 1917, unter dem Titel «Ein Vierteljahrhundert», betonte Witwe Hunziker als Redaktorin noch einmal, dass es «schwierig war, die Stellung zwischen den Parteien» zu halten; die «goldenen Mitte» immer zu finden.[100]

Der «Wöchentliche Anzeiger für das Unterfreiamt, Bünz- und Reusstal», wie sich das «Echo» im Untertitel nannte, vergrösserte 1894 das Format, steigerte seinen Preis von 1895–1919 von Fr. 1.70 auf Fr. 3.– und wechselte den Erscheinungstag 1909 vom Samstag auf den Freitag. Der Inhalt tendierte auf Allerweltszeitung, fanden sich doch neben den lokalen auch schweizerische und ausländische Nachrichten. Während des Ersten Weltkrieges folgten unter dem fetten Spartentitel Krieg laufend eine redigierte Zusammenfassung wichtigster Daten des mörderischen Völkerringens. Im November 1918 fanden das Kriegsende und der Waffenstillstand grösseres Gewicht und Markierung als der Generalstreik, der aus der Perspektive

[97] Echo vom Maiengrün, 31. Dezember 1892, 1. Nummer.
[98] EvM, 13. Dezember 1992, Aufsatz von Otto Wirth, Thun.
[99] EvM, Zum Jahresanfang, 1900.
[100] EvM, 28. Dezember 1917.

von Hägglingen, Menschen und Umstände der Gegend kaum zu betreffen schien.

Vor allem in der Anfangszeit, dann auch wieder nach dem frühen Tode seines Bruders Hermann 1912, soll sich der Freihof-Wirt Walter Hunziker als Unterstützer und weiser Berater verdient gemacht haben. Familienbande wirkten nachhaltiger, wo konfessioneller Sonderstatus die Menschen zusammenschweisst. Frau Adele Hunziker, ehemalige Lehrerin, hatte das «Echo» über ein Jahrzehnt betreut und auch das Geschäftliche der Druckerei im Griff gehalten. Mangels eines branchenkundigen Nachfolgers in der Familie wurde der Betrieb 1923 verkauft. In der Zwischenzeit war das «Echo» zum idealen Bindemittel zwischen der Heimatgemeinde Hägglingen und den auswärts wohnenden Bürgern geworden. Über 1200 Hägglinger wohnen in der weiten Welt, und viele halten und lesen ihr Blatt noch vor den grossen Tageszeitungen. Das «Echo» war gleichsam der periodische Brief aus der Heimat.[101]

Carl Moser, einst Lehrling bei Hermann Hunziker, wurde in mancher Beziehung Nachfolger seines Meisters: als Setzer, Drucker, Verleger, Redaktor, Kaufmann. Unter ihm überlebte das «Echo» den Zweiten Weltkrieg und wurde von der «Schweizer Illustrierten Zeitung» als «kleinste Zeitung der Schweiz» gefeiert.[102] Carl Moser ging aber auch eigene Wege. Vor allem war er ein musischer Mensch: Begründer der Tellspiele von Hägglingen, betätigte er sich selber als Regisseur und Schauspieler. Er war ein Meister in Zierschriften und setzte seine Gedichte zu verschiedenen Anlässen in seine Zeitung. Als Fachlehrer für das Buchdruckereigewerbe musste er sein Blatt makellos gestalten. Dafür wurden die bescheidenen Einnahmen aus der Zeitung durch die Unterrichtstätigkeit ideal ergänzt. Und – hervorragendes Merkmal – unter Carl Moser verwandelte sich das «Echo» in eine katholisch-konservative Zeitung. Das Auftauchen des «Gereralanzeigers» in Dottikon mag diese Entwicklung begünstigt haben. Es lag aber auch in der Person Carl Mosers selber begründet: kirchliche Feste, Priesterjubiläen und katholisch-konservative Parteitage erhielten nicht nur bevorzugten Raum an der Spitze des Textteiles, sie dominierten mit Bild, Vignette und fettem Titel die Vorderseite und damit den Blickfang des Blattes. Moser war Mitglied der Partei und verfehlte 1939 einen Sitz im Gemeinderat nur um sechs Stimmen. Verlautbarungen des «Schweizer katholischen Pressvereins»[103] belehrten die Hägglinger Leserschaft: «Katholisches Volk und katholische Presse gehören zusammen!» Dass 1924 die Gemeinde Dottikon das «Echo» als offizielles Publikationsorgan absetzte und sich dem einheimischen «Generalanzeiger» zuwandte, gab Carl Moser Narrenfreiheit und

[101] EvM, 50 Jahre Echo, 1942.
[102] EvM, 6. Januar 1943.
[103] EvM, 9. Dezember 1927 und 23. Dezember 1932.

ermöglichte ihm eine klare politische Zielrichtung: Der Frontenfrühling zum Beispiel wurde im «Echo» vor lauter Parteiengagement kaum wahrgenommen.[104]

Schon sein Einstand: «In Gottes Namen!» am 5. Oktober 1923 gab allen kund, dass nun andere Prioritäten gesetzt würden. Die Mehrheitspartei im Dorfe verdankte ihm dies durch treue Mitarbeit. Von nun an waren dem bekennenden Blatt die Beiträge der Politikerfamilie Huber sicher. Das «Hägglinger Plauderstübli» wird das «Echo» über zwei Generationen Huber begleiten; es geht lückenlos am 2. Oktober 1942 von Vater Johann auf Sohn Richard über. Von sensationellen Ereignissen mit Gefahrenpotential für die Schweiz wie der Reichstags-Brand,[105] Mussolinis Besuch in Berlin,[106] «Der neue Weltkrieg»[107] oder «Angriff auf Paris» 1940 abgesehen, wurde das Kriegsgeschehen in Europa übergangen. Vom ersten Tagesbefehl Guisans 1939 bis zum letzten 1945 war das Thema Krieg im «Echo» nur ein innenpolitisches Thema, dafür ausgiebig und allgegenwärtig. Die «Kriegswirtschaftlichen Mitteilungen» wurden gar zur eigenen Sparte im dörflichen Wochenblatt. Mitten im Krieg 1942 feierte die kleine Zeitung das 50jährige Bestehen mit einer Sondernummer, eine Fundgrube für die Geschichte des Blattes, vor allem bezüglich der freien Mitarbeitern. Gegen Ende des Krieges nahm das Anzeigenvolumen beträchtlich ab, die Notlage allerorten lässt sich daran messen, wie die halbseitigen Eigeninserate den Anzeigenteil auffüllten und dringend zur Zeitungswerbung aufforderten. Am 14. März 1947 nahm Moser Abschied von Zeitung und Geschäft; seine Tätigkeit an der Buchdruckerfachschule und als privater Kalligraph lieferten ihm in Zukunft das Einkommen.

Caspar Brun, der vorher beim «Werdenberger Anzeiger» als «Schweizerdegen» gearbeitet hatte, erwarb käuflich den Betrieb. Er lebte sich in Hägglingen so sehr ein, dass er als Mitbegründer von Vereinen und als Präsident der Kirchenpflege in verschiedenen Funktionen dem Dorfe diente. Dennoch trat bei ihm das Parteipolitische etwas zurück, denn sein Blatt empfand er vor allem als Dienstleistung ans Gemeinwesen. Fast für jede Frontseite fiel ihm etwas Spezielles ein: eine Vignette, ein Gedicht, ein Bild zum nahen Feste, ein Titel von besonderem Charakter. Bis 1962 hielt das dreispaltige Blatt die Fraktur-Schrift bei, wechselte zum 11. Mai teilweise und am 18. Mai gänzlich zur Antiqua und entschuldigte sich gleichsam für diesen Modernismus. Unter seiner Leitung wandelte sich die Zeitung zum reinen Lokalorgan; Eidgenössisches oder Kantonales erhielt nur noch dann Raum, wenn Hägglingen davon direkt betroffen war. Bis zur Sondernum-

[104] Ab 1919 besass die Gemeinde Dottikon beim Echo dieselbe Stellung wie Hägglingen.
[105] EvM, 3. März 1933.
[106] EvM, 1. Oktober 1933.
[107] EvM, 8. September 1939.

mer 1968, die des 75jährigen Jubiläums gedachte,[108] blieb sich das «Echo» im Normalfall genau gleich: Neben dem «Plauderstübli» gehörten die Rubriken «Aus unserem Dorf» und «Aus der Nachbarschaft» zum Inhalt. Daran schloss sich die Gottesdienstordnung von Hägglingen an. Die andern Fälle waren Festnummem zu Musik-, Gesang- und Turnanlässen, zum Bettag und kirchlichen Feiertagen.

Caspar Bruns Sohn Willy arbeitete im Betrieb mit und übernahm ihn 1968 auf eigene Rechnung, doch schon 1972 starb der junge Familienvater mit 46 Jahren. Witwe Ida Brun-Borner führte das Geschäft weiter, soweit die Erziehung und Betreuung der vier Kinder dies zuliess. 1975–1977 versuchte sie es mit einem Pächter, Bruno Walder, der aber geschäftlich fallierte. Als sie den Betrieb wieder selber übernehmen musste, kam sie selber in finanzielle Schieflage. Sie suchte diskret einen Käufer und fand ihn in Bruno Hochstrasser. Damit wurde der härteste Konkurrent aus dem Nachbardorfe Dottikon, der Herausgeber des «Generalanzeigers», selber Bürger von Hägglingen, zum Eigentümer des «Echos».



Echo vom Maiengrün

Wöchentlicher Anzeiger für das Unterfreiamt, Bünz- und Reusstal

AZ 5607 Hägglingen
Nr. 48
Freitag, 3. Dezember 1993
101. Jahrgang

Jährlich Fr. 42.–
Einspaltiger Millimeterpreis 46 Rp.
Reklame 119 Rp.
Maiengrün-Kombi
Einspaltiger Millimeterpreis 51 Rp.
Reklame 135 Rp.
Erscheint freitags

Amtliches Publikationsorgan der Gemeinde Hägglingen. Erscheint in allen Haushaltungen.
Redaktion, Druck und Verlag: Buchdruckerei Bruno Hochstrasser, 5607 Hägglingen, Tel. 057/24 12 82, Telefax 057/24 15 79

Inserate- und Einsendeschluss:
Mittwoch, 08.00 Uhr

Die «kleinste Zeitung der Schweiz», Ausgabe des «Echo vom Maiengrün» vom 3. Dezember 1993.

Das Dorfblatt war in der Zeit vor 1979 etwas gleichförmig geworden. Frau Brun, selber nicht fachkundig, hatte ihr Möglichstes versucht. Ihre technischen Mitarbeiter besorgten ihre Sache mehr schlecht als recht. Hochstrasser hätte gerne die Druckerei in Hägglingen beibehalten, schon weil er zwei Söhne und eine Tochter hatte, die alle branchenkundig waren. Von 1979–1981 liess er das «Echo» am alten Standort von eigenen Leuten in kleinerem Format herstellen; das Produkt machte mehr den Eindruck eines Gemeinde-Bulletins, versehen mit Sach-Aufsätzen. Die einzige Firmen-Angabe war: «Druck und Verlag der Buch- und Offsetdruckerei Echo vom Maiengrün 5607 Hägglingen». Die Ausrüstung der Druckerei war aber derart veraltet, dass sich eine Erneuerung nicht lohnte. Bruno Hochstrasser beschloss, «Generalanzeiger» und «Echo» zu verbinden und beide Blätter im Stammhaus in Dottikon zu drucken. Die Fusion mit zwei Splitausgaben sollte zur Gesundung und Verbesserung beider Blätter beitragen.

[108] EvM, 29. März 1968.

Daher suchte er aus den zwei eingebürgerten Zeitungen offizielle Gemeindeorgane zu machen, konnte so mit festen Unterstützungsbeiträgen rechnen und koordinierte den redaktionellen Teil nur soweit, als dies der Leserschaft zuträglich war. Ein Inseratenpool machte das Doppelorgan für Geschäftsleute interessant. Und jeder Dottiker oder Hägglinger hatte das Bewusstsein, sein gewohntes Leibblatt in Händen zu haben. Dies garantierte nicht nur der Schriftzug im Titelkopf beider Blätter, sondem auch die Bedachsamkeit Hochstrassers, jedes Fusionsmerkmal zu vermeiden. Seit den Vertägen Hochstrassers mit den beiden Gemeinden 1981 wird die entsprechende Wochenzeitung gratis ins Haus geliefert.

Rückblickend ergibt sich das Bild eines Familienbetriebes, der wirtschaftlich getragen wird durch die laufend eingebrachten Druckaufträge und bei dem die periodisch erscheinenden Blätter mehr als Dienstleistung ans Gemeinwesen, denn als Geschäft verstanden wird. Der Aufsatz «Ein Blick hinter die Kulissen von damals» von Gottfried Stalder, schilderte farbig das Zusammenwirken im familiären Kleinbetrieb.[109] Der Verleger verstand sich vorab als Akquisiteur, Organisator und Ordner von Berichterstattungen und Anzeigen. Alle Besitzer kamen vom Druckgewerbe her und wurden durch die Umstände in die Redaktionsstuben gedrängt: sie waren nicht die leidenschaftlichen Federfuchser. Daher lebte das «Echo» von treuen ständigen Mitarbeitern, die mit dem Dorfe verwachsen waren und mit ihren Beiträgen die trockenen Nachrichten erst attraktiv machten. Obwohl die Aufmachung dieser persönlich gefärbten Berichte jedes Reisserische, ja jedes Markieren fehlte (Fenster, Balken, Schlagzeilen), wurden die Texte gelesen. Die kleine Wochenzeitung besitzt das Privileg, noch von vielen Eingeweihten von vorn bis hinten andächtig gelesen zu werden.

In der Jubiläumsnummer von 1992 wurden die wichtigsten bisherigen Belieferer des Textteiles charakterisiert. In unserm Zusammenhang müssen wir uns mit den Namen der Autoren und ihrer Rubriken begnügen: Jakob Schmid, alt Lehrer, lieferte den «Beitrag zur Heimatkunde» und Johann Huber, Gemeindeammann und Grossrat, das «Hägglinger Plauderstübli»; Gottfried Nauer-Huber lieferte Historisches unter dem Titel «Aus vergilbten Blättern»; Richard Huber, Sohn von Johann, führte das «Plauderstübli» weiter; Guido Schmid-Frey, ein Meister für Nekrologe, deren er über 1000 verfasst hatte, war auch sonst ein eifriger Berichterstatter; Josef Geissmann, Seminarlehrer, zeichnete als «Steinsammler» im «Hägglinger Mosaik»; Marcel Geissmann, Gemeindeammann und Grossrat, steuerte in neuerer Zeit seine «Gedanken und Meinungen» bei und Kurt Frey pflegt in «Freyheiten» gepfefferte Kritik. In Radiosendungen wurde schon 1942 die «kleinste Zeitung der Schweiz» einem breiteren Publikum vorgestellt, 1992 kam dasselbe Organ bei DRS erneut zum Zuge: nun waren es die heutigen

[109] EvM, Jubiläumsnummer, Dezember 1992.

Macher, die vorgestellt wurden, Bruno Hochstrasser, der Redaktor und Drucker und Guido Schmid-Frey, der Hägglinger, der den Verstorbenen im Dorf Denkmäler zu setzen weiss und dies einfühlsam und virtuos zugleich.

Beide Blätter, das «Echo» und der «Generalanzeiger» durften von der Zusammenarbeit profitieren. Das erstere brachte seine gewiegten Kolumnisten ein, der letztere lieferte mehr lokale Nachrichten und Inserate zu beider Nutzen. Mag auch heute die Politik ausgeblendet erscheinen, weil sie als Parteiarbeit nur per Inserat auftaucht; der Schweizer weiss, dass Kritik und Wille zur Veränderung dort entsteht, wo die grosse Politik die Menschen trifft und heimsucht. Ein Ignorant, wer glaubt, dass eine reine Dorfzeitung politisch irrelevant sei.

«Der Bünztaler» / «Freiämter Nachrichten»

Peter Isenegger druckte im Jahre 1906 die erste Zeitung in Villmergen. Isenegger hatte zuerst Zimmermann, dann, als ihm dieser Beruf nicht zusagte, in Wohlen Schriftsetzer gelernt. 1904 gründeten Freunde und Bekannte eine Buchdruckerei-Genossenschaft, um dem mittellosen Isenegger zu ermöglichen, im Dorf ein kleines Geschäft zu eröffnen. Ein Lokal im Neubau von alt Gemeindeverwalter Jean Fischbach (1978: Drynette Center) konnte gemietet werden. Der Betrieb liess sich sehr gut an, sodass sich Isenegger 1905 entschloss, eine eigene Lokalzeitung, «Der Bünztaler», herauszugeben. Das Blatt in Kleinformat brachte neben einem Textteil auch Inserate. Die Brüder von Peter Isenegger, Adolf, Bernhard und Paul, arbeiteten im Betrieb mit. Aufgrund des guten Geschäftsganges konnten die Gebrüder die Anteilscheine zurückzahlen, sodass sich 1911 die Druckereigenossenschaft bereits auflösen konnte.[110] Der Name «Bünztaler», «Wöchentliches Anzeigeblatt», dann «Anzeigeblatt für das Bünz-, Reuss- und Seetal», hielt sich bis zum 21. November 1913. Dann verwandelte sich der Titel in die «Freiämter Nachrichten», «Unabhängige Volkszeitung». Schon 1910 hiess die Verlegerfirma nicht mehr Peter Isenegger, sondern Gebrüder Isenegger. Mit der Druckerei verbunden war immer auch eine Papeterie.

Die Zeitung, zuerst dreispaltig in kleinem Format, vergrösserte sich in kurzfristigen Etappen schon im Jahre 1907 zur normalen Grösse, war vierspaltig, ab 1910 mit einem Roman unter dem Strich auf der Frontseite. «In der Welt herum», eine Umschau zu Anfang und «Im Schweizerhaus», ein innenpolitischer Überblick, waren die redaktionell bearbeiteten Texte. Die Zeitung erschien am Freitag im Umfange von vier Seiten, wovon meist zwei die lokalen Inserate enthielten. Während vor 1914 die ausländischen Nachrichten fast versiegten und die Weltpolitik nur gelegentlich in einer Welt-

[110] Aus 75 Jahre Freiämter Nachrichten, Juli 1978.

rundschau aufblitzte, breitete sich diese nach Ausbruch des Krieges sosehr aus, dass bis zur Hälfte des Textes dem europäischen Krieg gewidmet war. Die Redaktion hatte ihn am 14. August 1914, aufgrund von Aussagen eines Direktors einer Berliner Grossbank, auf «höchstens dreimonatliche Kriegsdauer» veranschlagt. Der lokale Teil kam nun fast etwas zu kurz. Damals hoffte auch die kleinste Wochenzeitung, das Nachrichtenbedürfnis einer ländlichen Durchschnittsfamilie noch voll befriedigen zu können. Die Sparten lauteten: «Aus der Fremde», «Aus der Heimat», «Aus dem Kanton».

Zum Zulieferdienst einer Landzeitung gehörte damals auch der sonntägliche Lesestoff. Zum einen dienten dazu die Texte unter dem Strich, gelegentlich gar ein Fortsetzungsroman, dazwischen auch eine Kurznovelle. Selbst der Leitartikel enthielt vor 1914 oft Unpolitisches, meist Lebensweisheiten als belehrende Aufsätze: zum Beispiel «Etwas vom Zorn». Das wichtigste Freizeitangebot aber bildete die Beilage: Ab 1924 der «Abend-Friede», enthaltend einen Fortsetzungsroman und Vermischtes. 1925 wechselten sich «Abend-Friede» und «Daheim» ab, das heisst jede Beilage erschien vierzehntäglich. So wurde es gehalten bis zum Kriegsausbruch 1939. Auch damals, als 1934 die Zeitung zweimal wöchentlich, nämlich am Dienstag und Freitag ausgeliefert wurde, änderte sich bezüglich Beilagen nichts.

Der Weg des Lokalblattes «Bünztaler» / «Freiämter Nachrichten» in der Ära Isenegger führte hin zur parteipolitischen Zeitung. Zwar hatte man ursprünglich das Villmerger-Blatt von jedem Engagement freihalten wollen: doch das rein katholische Umfeld gebot einem dörflichen Anzeiger, das Kirchenjahr mit seinen Festen und Feiern entsprechend nachzuzeichnen. Der Besuch des Bischofs zur heiligen Firmung verlangte zum Beispiel nicht nur nach einem Bild und einem Gedicht zum Empfang, sondem auch die journalistische Vor- und Nachbearbeitung des Anlasses. Dennoch wollte man sich zuerst nicht in die katholisch-konservative Partei- und Kampfpolitik einspannen lassen. Man hatte die Leser «stets in sachlicher leidenschaftsloser Weise mit dem bekannt gemacht, was im engern und weitern Vaterlande und über die Grenze hinaus in der Welt herum vorgegangen».[111] Oder: «Unser Blatt hat sich seit seinem Bestande nie in den Dienst einer politischen Partei gestellt und wird diesem Grundsatze auch in Zukunft treu bleiben.»[112]

Selbst als der Villmerger Pfarrer B. Keller «Ein warnend Wort an meine Pfarrei» richtete und dabei die freisinnige «Freiämter Zeitung» in Wohlen abkanzelte, können wir dies heute noch als weltanschauliche Fehde bezeichnen, ohne dass Parteipolitik im Spiele war. Wenn zu Allerheiligen

[111] FN, 30. Dezember 1910.
[112] FN, 21. November 1913.

«der ungläubige Hilty» im Konkurrenzblatt behauptete, «es gibt keine Hölle», so bezeichnete er logischerweise «alle Heiligen» als Schwindel. Und das vor einem hohen katholischen Feiertage! Ergo: «Die Freiämter Zeitung ist eine Glaubensgefahr für Dich!»[113]



«Aufgabe der katholischen Presse ist es, an erster Stelle für die höchsten Güter der Menschheit einzustehen – den Blick wieder mehr auf Gott zu lenken – unser Tun und Lassen wieder mehr mit himmlischen Grundsätzen zu beurteilen.», so mahnte zum Jahresende «Hans Jörg», wohl ein geistlicher Herr, den eigenen Verleger wie die Leserschaft in einem Leitartikel. Und als im ersten «Abend-Friede» eine Geschichte von Kolping erschien, meinte

[113] FN, 9. November 1917.

der Initiant des frommen, sonntäglichen Hausorganes in seinem «Gott zum Gruss», dass die Beilage nicht das Göttliche missachten solle. Denn: «Ein Buch ohne Gott im Haus ist schlimmer als der Besuch eines gottlosen Menschen.» Eine Schrift bleibe liegen und beeinflusse weiterhin. Sie wirke wie dauernd ein bisschen Gift im Kochtopf: nämlich tödlich.[114]



Von der Papeterie Isenegger (links) zur Druckerei Sprüngli in Villmergen (Druckerei Sprüngli).

Und 1925 ist es dann soweit: Die «Freiämter Nachrichten» sind parteipolitisch vereinnahmt, weil ein katholisches Presseorgan damals auf die Dauer parteipolitisch nicht neutral sein konnte. Die Grossratswahlen vom März 1925 verlangten ein Bekenntnis. Ein Aufruf an der Spitze der Frontseite trug den Titel: «Grossrats-Wahlen. Katholische Wähler!» Das «Allgemeine Volksblatt» ist unmerklich zum Blatt der katholisch-konservativen Volkspartei geworden. «Nun, Herr Oberst Bruggisser und seine freisinnige Partei haben sich eine klägliche Niederlage geholt. Die verachteten Konservativen sind im neuen grossen Rate stärker als ihr freisinniger Erbfeind», so kommentierte Isenegger nach geschlagener Schlacht, doch eher parteinahe.[115]

Nicht zuletzt waren es die Leitartikel von Dr. Karl Hangartner, Chefredaktor am «Fürstenländer», der in den Dreissigerjahren als ständiger Mitarbeiter auch die «Freiämter Nachrichten» mit seinen Beiträgen versah, der

[114] FN, 12. Dezember 1924.
[115] FN, 27. März 1925.


Villmergen, Freitag № 46. den 15. November 1907.

Der Bünztaler

Wöchentliches Anzeigeblatt für das Bünz-, Reuß- und Seetal.

Erster Jahrgang. Erscheint je Freitag nachmittags 4 Uhr. Elektrischer Betrieb.

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 1. 50; Halbjährlich Fr. —. 90; Vierteljährlich Fr. —. 50.

Expedition, Druck und Verlag von P. Isenegger. Inserate nehmen außer der Expedition alle Annoncenbureaux entgegen.

Insertionspreis: Die einspaltige Garmondzeile 10 Cts.; Wiederholungen 5 Cts.; Reklamen 20 Cts.

Freitag, 21. November 1913.

No. 47 Erstes Blatt.

Freiämter Nachrichten

Unabhängige Volkszeitung

Freiämter Nachrichten

Allgemeine Volkszeitung

für das Freiamt und die angrenzenden Gebiete

mit den Unterhaltungsbeilagen „Abend-Friede" und „Daheim"

No. 18. - Neunzehnter Jahrgang. Villmergen, den 1. Mai 1925.

Vom «Bünztaler» zu den «Freiämter «Nachrichten». Zeitungsköpfe 1907 bis 1925.

«das Apostolat der Presse» nach päpstlichen Wegleitungen im Sinne des «Schweizer Katholischen Pressvereins» verstand.[116] Dies hielt sich so, bis 1958 Walter Sprüngli den Betrieb übernahm und auch parteipolitisch das Steuer herumwarf. Doch davon später! Als am 31. Dezember 1931 die «Freiämter Nachrichten» das 25jährige Bestehen feiern konnten, lesen wir in der blauen Sondernummer mit Erstaunen: «Ein Prinzip haben die Freiämter Nachrichten allezeit treu und fest geleitet: die Neutralität.» Zu

[116] FN, 4. Dezember 1931.

Unrecht hätte man den Standpunkt immer wieder gerügt. Ein Kampf- und Hetzblatt seien die Nachrichten nie gewesen. Das letztere könnte man aus heutiger Sicht unterschreiben, nicht aber die parteipolitische Neutralität.

Was den «Freiämter Nachrichten» immer abging, das waren zum Beispiel die Hetzereien gegen die Roten, wie sie katholischen Blättern damals gleicherweise und gar vermehrt als den liberalen Blättern eigen war. Schon 1917 wurde die Abdankung des Zaren Niklaus im März mit grösseren Schlagzeilen versehen, als die Machtübernahme durch die Bolschewiki im November. Der Generalstreik in der Schweiz, genau ein Jahr später, wurde in Villmergen nur so am Rande vermerkt, als ausserordentliches Truppenaufgebot, um einen «Putsch in Zürich» zu vermeiden. Mit dem Ende des Generalstreiks, als die Streikleitung kapituliert hatte, lautete der eigene Kommentar kurz und bündig: «Nun ist das Revolutiönchen oder der Generalstreik vorbei.» Was haben die «sogenannten Herren vom Streikkomitee» den Arbeitern eingebracht? Vielen einiges an Lohnausfall und Hunderten die Grippe.

Umgekehrt vermochte das Engagement für die katholisch-konservative Sache das Blatt fast unbeschadet durch die Klippen der 20er- und 30er-Jahre zu lotsen. Bezüglich des italienischen Faschismus waren die «Freiämter Nachrichten», genauso wie die Partei, in ein Wechselbad der Gefühle und Stellungnahmen gedrängt. «Die Theorie des Faszismus», abgeleitet aus einer angeblichen Dissertation von Mussolini über Machiavelli, entlarvte den Duce als dessen Bewunderer und daher als reinen Machtmenschen.[117] «Mussolini vor dem Fall»[118] und «Cäsar Mussolini»[119] machten ihn mit seinen «imperatorischen Allüren» lächerlich. Was dann aber K. H. (Hangartner) nicht davon abhielt, 1932 in «Zehn Jahre Faszismus» ein Loblieb auf die Verdienste Mussolinis anzustimmen. Und dies, obwohl 1928 in einem Aufsatz «Der faszistische Wille zur Weltherrschaft» die «infame Gotteslästerung» dieser Ideologie angeprangert wurde. Wer da behaupte, dass die christliche Weltanschauung nicht nur das römische Weltreich unterminiert, sondern auch den römischen Staatsgedanken zerstört habe, dass daher der faszistische Gott nur der «aristokratische Gott der Römer» sein könne, verliere jede Glaubwürdigkeit.[120] Aber die Lateranverträge 1929 haben da einiges wieder gut gemacht.

Als Hitler 1933 an die Macht drängte, endete eine kritische Betrachtung zur NS-Herrschaft wie folgt: «Ein Zeichen des politischen Fiebers. Möge Deutschland daraus erwachen, ehe es zugrunde geht!» Um dann Mussolini lobend einzubringen, «ein Mann, dem nicht nur die Posaune der Rede, son-

---

[117] FN, 14. November 1924.
[118] FN, 28. November 1924.
[119] FN, 29. Januar 1926.
[120] FN, 25. Mai 1928.

dem auch das Flammenschwert der Tat gegeben ist». Nur zu schnell mussten die Gebrüder Isenegger erfahren, dass der deutsche Führer nur allzusehr der Tat ergeben war. «Deutschland Totentanz» wurde getitelt und darin klar Stellung bezogen: «Wie die Hexe durch die Luft fegt, so schreitet Herr Adolf Hitler auf dem Rücken einer ausgewachsenen Massenpsychose seinem Ziele, der Allmacht über Deutschland zu. Die Gemüter werden aufgepeitscht wie ein Zirkusreiter seine halbwilden Pferde dressiert. Er schleudert, wie Jupiter, die Donnerkeule, seine zehn eisernen Phrasen über die Köpfe hin.» Mag dieser Text, wie andere zum Thema der Entwicklung der Diktatur in Deutschland und Österreich, auch von Artikeldiensten eingekauft sein, so zeigte doch die Auswahl, dass der NS-Staat in Villmergen keine Sympathien genoss.[121]

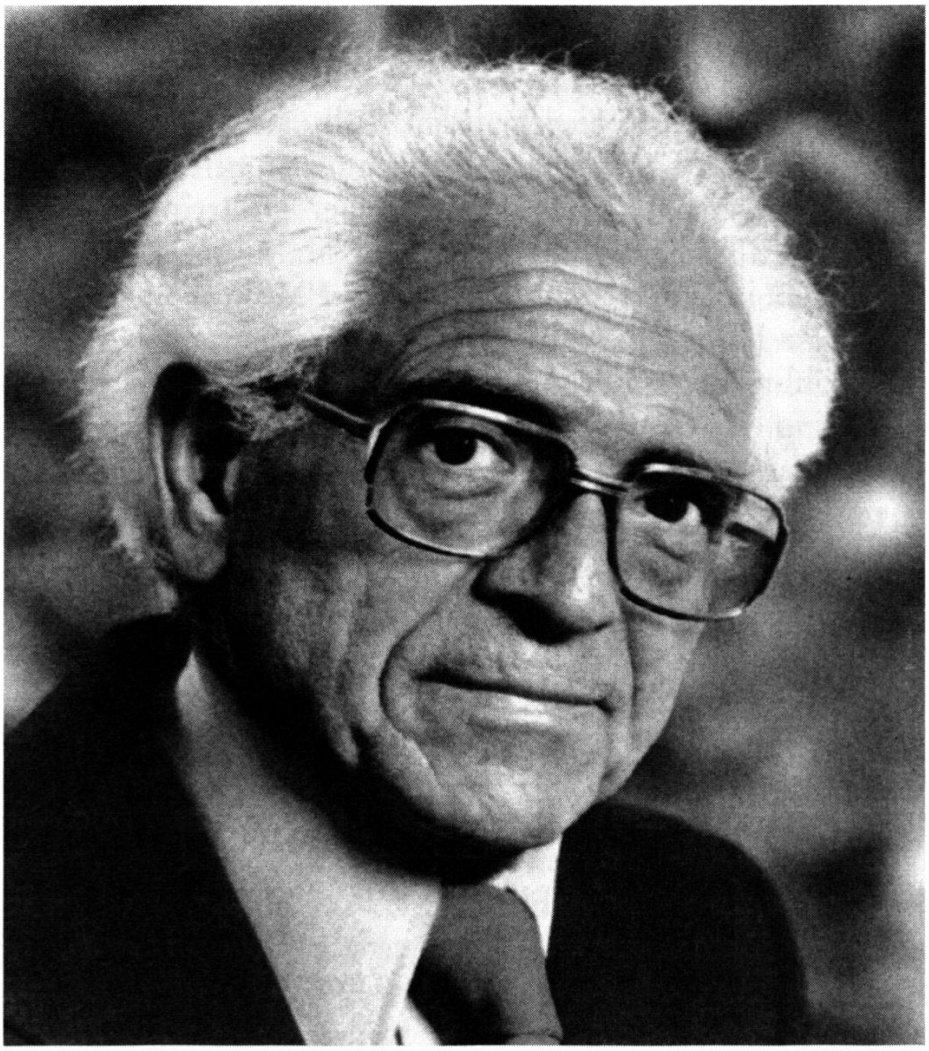


Paul Isenegger an der Druckerpresse. Isenegger war ab 1933 für den «Anzeiger für das Möhlin- und untere Fricktal» tätig (Prospekt FN).

Anders sieht es mit der «Judenfrage» aus. Nicht zuletzt beeinflusst durch entsprechende Bemerkungen Hangartners, der einen gewissen Antisemitismus nicht verleugnen konnte, vernehmen wir auch sonst im dörflichen Anzeiger eindeutige Bemerkungen. Die bäurische Bevölkerung zeigte sich vielerorts nicht judenfreundlich (Viehhändler!) Der Judenboykott sei von

[121] FN, 15. September 1933 und 19. Januar 1934.

Hitler bewusst nur auf einen Tag beschränkt worden. Doch welch ein Protest! «Die Nazis konnten der Welt kein deutlicheres Beispiel für den innerlich berechtigten Abwehrkampf geben, als durch diese Demonstration der jüdischen Weltreaktion.» An den Boykotten gegenüber Deutschlands liesse



Walter Sprüngli, seit 1958 Verleger der «Freiämter Nachrichten» (Druckerei Sprüngli).

sich genau ablesen, welche Sparten der Wirtschaft von den Juden beherrscht wären und wie dicht das internationale Geflecht gewoben sei. Wenn diese verfassungsmässig korrekt abgestützt wären, so liesse sich an den neuen Gesetzen nichts bemängeln. Richter, Advokaten, Ärzte und Universitätsprofessoren proportional zur jüdischen Einwohnerzahl zu dosieren, sei gut: statt 1500 Advokaten in Berlin wären dann noch 30 zugelassen. Als Autor für diese Auslassungen zeichnete ein «-k-».[122]

Doch schon eine Woche später erkannte auch -k- die Auswirkungen der «guten» Gesetze. Zwar werde – wie behauptet – mit dem numerus clausus

[122] FN, 7. April 1933.

«keinem Juden ein Haar gekrümmt», aber es ergäben sich Gefahren für die Nachbarstaaten. Nun müssten andere diese stellenlosen «Fremdrassigen» übernehmen. Die Schweiz hätte bereits die Konsequenz erfahren. Es war wieder dieser -k- in der Rundschau, der die darauf folgende Hitlerrede als «diplomatisches Glanzstück» lobte.[123] Erst das Ende der Zentrums-Partei in Deutschland brachte den «Freiämter Nachrichten» die Ernüchterung.[124] Und noch einmal anerbot sich der Duce als Vorbild für den entgleisten Diktator im Norden: «Mussolini gegen den Kulturkampf». Falsch sei, wenn sich der Staat, um einen gewissen «Nordismus» zu pflegen, sich in die religiöse Domäne einmische. Nach «faszistischer Doktrin» gehe dem Staat jedes Urteil über kirchliche Fragen ab. Diese Haltung sei «vorbildlich».

1931 hatte man im aufstrebenden Bata-Dorf Möhlin einen Zweigbetrieb eröffnet, und Paul Isenegger wirkte dort als Geschäftsführer. Der «Anzeiger für das Möhlin- und untere Fricktal» wurde als Kopfblatt mit Möhliner Lokalteil konzipiert, samt wöchentlicher Beilage «Abend-Friede». Nach dem Zweiten Weltkrieg (3. Januar 1947) zeichnete die Firma mit «Isenegger und Co», und Josef Meyer war sowohl Redaktor als auch Mitgesellschafter. Der Zweite Weltkrieg hatte dem Unternehmen insofern zugesetzt, als die Beilage «Daheim» verschwand und ab 1940 das Blatt leicht verkleinert dreispaltig herauskam. 1948, am 3. August wechselte man von der Fraktur zur Antiquaschrift. Sondernummern hatte man schon vorher mit der neuen Schrift gesetzt. Die Eigenleistungen wie auch Profil und Charakter waren während des Weltkrieges wenig ausgeprägt. Gerade weil das Lokale nur eine Sparte unter anderen blieb, brannten die Eigenleistungen auf Sparflamme. Die allgegenwärtige Zensur besorgte das übrige.

1958, als Walter Sprüngli die Firma überahm, blies ein neuer Wind in die Segel. Über die Familie Sprüngli-Isenegger war mit der Grippe 1920 herbes Leid hereingebrochen: innerhalb von fünf Wochen starben beide Elternteile, und die drei unmündigen Kinder kamen unter die Obhut von Verwandten. Walter Sprüngli wuchs im Druckereibetrieb seiner Onkel auf und lernte fast folgerichtig Typograph. Sein Bruder, ebenfalls Schriftsetzer, starb 1934 in Rorschach, erst 26jährig. Daher stand 1958 Walter als Nachfolger in den Startlöchern. Nicht ohne Widerstand kam er in Besitz von Zeitung und Firma. Walter hatte nie verwinden können, dass er in Villmergen nur der Sprüngli war, das aufgenommene Waisenkind. Im Dorfe wurde das Ansehen vor allem durch die Herkunft und nicht über die eigenen Leistung definiert. Dieser Umstand hat die politische Haltung Sprünglis bestimmt. Obwohl er während seiner Lehrzeit in Ragaz mit Persönlichkeiten des dortigen katholischen Milieus ausgezeichnete Beziehungen unterhielt (Johann Baptist Rusch, der Pfarrer, der Liedermacher Rölli) und Mitglied der katho-

[123] FN, 20. Mai 1933.
[124] FN, 7. Juli 1933.

lischen Standesvereine war, scheute er sich nicht, auch bei Firmen der politischen Konkurrenz zu arbeiten und später den Villmerger Dorfmagnaten auf die Füsse zu treten. Selbstbewusst und auch etwas stolz auf seine vielseitige Ausbildung und das, was er aus sich selber gemacht hatte, liess er sich nicht von politischen Schemata und dörflichen Vorurteilen einengen.Unter seiner Leitung wurde die Neutralität der Zeitung zum gelebten Prinzip, ja, mit der Zeit neigte er immer deutlicher in die liberale Richtung.

Zum ersten plante er, mit dem «Generalanzeiger» von Dottikon zu fusionieren. Mit dem Verleger Bruno Hochstrasser wurde abgemacht, dass jedes Blatt als Kopfblatt für sich existiere, aber gemeinsam in Villmergen gedruckt würde. Damit kam ab November 1957 das Lokalblatt von Dottikon ebenfalls zweimal wöchentlich heraus. Das «Heimatblatt für das Freiamt und die angrenzenden Gebiete», wie die neue Doppelzeitung im Untertitel hiess, war im Angebot reichhaltig und im Layout modern. Die Zwischentitel in dunklen Balken lauteten: «Aus der engern Heimat», «Aargauer Mosaik», «Aus unserm Dorf», «Schlimmes aus aller Welt», «Vom grossen Weltgeschehen». Ein hauptberuflicher Redaktor, Heribert Meyer, sorgte für profilierte Kommentare. Einzelheiten zu dieser Kooperation werden im Zusammenhang mit dem «Generalanzeiger» dargestellt. Persönliche Differenzen führten nach kurzer Zeit zur Auflösung des Vertrages. In der Nummer vom 18. April 1958 verkündete Hochstrasser – zur Überraschung des Partners – in einem Inserat, dass in Dottikon für die zweimalige Ausgabe zu wenig Interesse bestünde und man daher beschlossen habe, die Dienstag-Ausgabe zu sistieren. Dieser brüske Abbruch des Experimentes erhielt am 2. Mai 1958 im «Sprüngli-Blatt» eine eher sanfte Erklärung: «Die beiden Zeitungen Generalanzeiger und Freiämter Nachrichten haben sich Ende April wieder getrennt und erscheinen wieder jede für sich am Verlagsort. Unter vielen Gründen war doch wohl am stärksten der Umstand ausschlaggebend, dass der Lokalpatriotismus in Dottikon noch sehr wach ist (was eigentlich an und für sich kein schlechtes Zeichen ist), der den in Villmergen gedruckten Generalanzeiger nicht mehr als Lokalzeitung ansah, sondern als Importware wertete, die meinen Partner zur Trennung veranlassten. Da die durch die Fusion erzielten Rationalisierungsmassnahmen jetzt zum Teil wieder hinfällig geworden sind, werden die Freiämter Nachrichten ab heute etwas bescheidener als bisher erscheinen. Ich glaube annehmen zu dürfen, dass Sie, meine lieben Leserinnen und Leser, dies verstehen und meine Bestrebeungen im Ausbau unseres Lokalblattes zu einer guten Villmergerzeitung, die sich sehen lassen darf, unterstützen werden.«

Und die hohen Herstellungskosten, das gestörte Aufwand-Leistungs-Verhältnis, zwang Sprüngli ebenfalls zu Reduktionen, immerhin im Rahmen des Abonnementsvertrages: Am 31. Dezember 1959 wurde die Dienstags-Ausgabe auf den Jahresanfang aufgegeben. Schon vorher hatte Sprüngli die Redaktion selber übernommen und den Auslandsteil praktisch

eliminiert. Nur der gelegentliche Beitrag «Aus dem Weltgeschehen» erinnerte noch an die früheren Zeiten. Damit ergab sich ein gleitender Übergang zum reinen Lokalblatt, das Sprüngli anstrebte. 1960 war auch die eidgenössische Politik weitgehend verschwunden und der Aargau erbrachte nur noch geringfügige Nachrichten aus der Aarauer Ratsstube. 1966 erschienen praktisch nur noch die Gefässe «Aus der engern Heimat» und «Aus unserem Dorf», die Gottesdienstordnung und von Zeit zu Zeit eine Einleitung an der Spitze der Frontseite, die den Blick aufs In- und Ausland richtete.



Auch schon Vergangenheit: Zeitungskopf der «Freiämter Nachrichten», damals noch mit der Wochenend-Beilage «aargauer anzeiger».

1976 präsentierte sich die Zeitung in der üblichen Art der modernen ländlichen Anzeiger: fünfspaltig mit meist zwei Textbeiträgen und einer Spalte auf der Vorderseite, die Nachrichten aus dem Dorf- und Vereinsleben, meist Eingesandtes, auf den weitern Seiten, die je nach Inseratenanfall zwei oder drei Textseiten auffüllten. Seit 1975 hatte man das Format leicht reduziert, dafür die vierspaltige Darstellung verlassen. 1978, anfangs Juli, feierte die Druckerei und die Zeitung ihr 75jähriges Bestehen, gleichzeitig 20 Jahre Walter Sprüngli AG und 10 Jahre Neubau an der Dorfmattstrasse samt Einweihung des Erweiterungsbaus von 1978. Darin wurde stolz darauf hingewiesen, dass mit der Fusion der «Freiämter Zeitung» in Wohlen, mit dem Zusammengehen «Aargauer Tagblatt» und «Freiämter Tagblatt», die nicht mehr benötigte Druckerei käuflich erworben wurde. Damit expandierte Sprüngli mit seiner Akzidenzdruckerei in den Kreis der Wohler Geschäftsleute. Diese Übernahme – samt Kunden – verstärkte die Tendenz noch mehr, die Sprüngli'schen «Freiämter Nachrichten» als liberales Alternativ-Lokalblatt zum «Wohler Anzeiger» zu verstehen, obwohl damals schon beide sich als Forumszeitungen verstanden.

Im grossen Ringen zwischen den Tagblättern von Baden und Aarau um die Vorherrschaft im Kanton, wurden 1992 die «Freiämter Nachrichten» vom «Badener Tagblatt» übenommen, gleichsam als Antwort auf die frühere Aarauer Fusion. Die neuen «Freiämter Nachrichten» waren nun auch ein Import-Tagblatt. Vorbei die Zeiten der Villmerger Lokalzeitung!

Der Bezirk Muri

«Der Freischütz»

1863 gab Anton Heller, der ein Jahr zuvor für seine Druckerei in Muri das Verlagsrecht auf den radikalen «Heurüpfel» erworben hatte, die Nachfolgezeitung «Der Freischütz» heraus. Ein konservatives Organ entsprach mehr seiner Geistesrichtung und seiner Herkunft als das aufmüpfige Streitorgan, das im «Boten» von Muri sowieso schon einen gleichartigen Bruder besass. Um die Jahrhundertwende war der «Freischütz» etabliert und ein vielbeachtetes Organ der Katholisch-Konservativen im Kanton.



Anton Bernhard Heller-Stöckli (1872–1955), Verleger des «Freischütz» (Druckerei Heller).

1907 erlitt Buchdrucker Anton Heller einen Schlaganfall, der ihn zwang, das Geschäft an seinen Sohn abzutreten. Es war dies Anton Bernhard, das älteste der acht lebenden Kinder. «Damit war Vater Hellers rühriger Tätigkeit ein Ende gesetzt und es blieb ihm nur noch die beschränkte Anteilnahme eines Schwerkranken an der Umwelt.» Er starb am 29. Juli 1909. Das liberale «Luzerner Tagblatt» betonte im Nachruf, dass Hellers «Freischütz» ein ganz ultramontanes Blatt sei, das «besonders von der Geistlichkeit stark unterstützt wurde». «Dem Wirken des Freischütz haben wir es zuzuschreiben, dass das ganze Freienamt mit seiner tüchtigen Bevölkerung ganz mit Unrecht überall als intolerant und in jeder Beziehung rückständig verschrien wurde.»[125] Im Gegensatz dazu wertete der «Einsiedler Anzeiger» das Wirken Hellers als äusserst positiv, denn der «Freischütz» erwarb auch



Das Wohn- und Geschäftshaus Heller in Muri (Druckerei Heller).

nach der Kulturkampfzeit «grosse Verdienste um die Stärkung des katholisch-konservativen Bewusstseins im Freiamt», und setzte sich «entschieden für die Gleichberechtigung der Katholiken im öffentlichen Leben und die Rechte und Freiheiten der Kirche» ein.[126] Damit wurde – mit zwei grundverschiedenen Wertungen – das Lebenswerk Anton Hellers im Grundzug gleicherweise als nachhaltig charakterisiert.

---

[125] Luzerner Tagblatt, 5. August 1909, in: 100 Jahre Freischütz, 1964.
[126] Einsiedler Anzeiger, 2. August 1909, in: 100 Jahre Freischütz, 1964.

Der älteste Sohn, Anton Bernhard Heller-Stöckli (*1872) lernte nach Studien in Engelberg und Thonon im väterlichen Geschäft Schriftsetzer und Buchdrucker. Kurz nach der Übernahme des Geschäftes 1909 schaffte er sich 1911 eine Setzmaschine an, eine der ersten im Kanton Aargau. Er wirkte bis zu seinem Tode am 4. Mai 1955 mit grossem Eifer und «einer tiefen Frömmigkeit» für seine Zeitung. Antons Brüder August und Gustav waren ebenfalls im Buchdruckergewerbe tätig. August übernahm zuerst in Zürich eine Buchdruckerei und später in Baden das «Aargauer Volksblatt». Gustav, unverheiratet, arbeitete an der Setzmaschine im angestammten Betrieb.

Dr. J. Strebel, alt Bundesrichter (1964) berichtete, dass er vor 50 Jahren als junger, eben ins praktische Leben getretener Fürsprech auf Wunsch des Verlegers Anton Heller und der konservativen Volkspartei die Redaktion des «Freischützen» übernommen habe. Als er die Zeit dazu nicht mehr fand, schaffte man vorübergehend eine Redaktionskommission, der ausser Strebel die Herren Pfarrer Müller in Merenschwand und Gerichtsschreiber Josef Rüttimann in Muri angehörten. Strebel bearbeitete die Sparte aargauische Politik, und er blieb bis zu seinem Wegzug von Muri ein fleissiger Mitarbeiter dieser Zeitung. So sein eigenes Zeugnis.[127] Somit besass Anton Heller jun. schon in der Frühzeit seiner Tätigkeit redaktionelle Hilfe von kompetenten Parteigrössen und Pfarrherren, die dem Blatte Linientreue und Parteinähe sicherten.

«Der Freischütz hat nie einem Pressverein oder einer konservativen Gesellschaft angehört, gleichwohl hat er von seiner Gründung an bis heute stets treu der kath.konservativen Sache gedient.»[128] Seine wechselnden Untertitel mögen illustrieren, wie über Jahrzehnte das freiwillige Bekenntnis Anliegen der Verlegerfamilie war, die Bindung aber lockerer wurde.

1914 «Konservatives Parteiorgan und Anzeigeblatt für das Freiamt»
1944 «Katholisch-konservatives Organ und Anzeigeblatt für das Freiamt»
1964 «Katholisches Organ für das Freiamt»
1973 «Ältestes Organ aus dem Freiamt»
1982 «Ältestes allgemeines Publikationsorgan aus dem Freiamt»
1997 «Älteste Lokalzeitung für das obere Freiamt»

1996, bei der Übergabe der Redaktion an Thomas Kron, an die fünfte Generation derselben Verlegerfamilie, bekannte der Vater Karl Kron, «dass der Freischütz der CVP gutgesinnt sei, aber trotzdem nicht als Parteiblatt dienen könne». Dem Sohn aber war wichtig zu betonen: «Ich bin parteipolitisch unabhängig», eine Aussage, die durch die journalistischen Lehr- und Wanderjahre bestätigt wurde.[129] Schon 1964 urteilte Dr. Leo Weber,

[127] 100 Jahre Freischütz, 1964.
[128] 70 Jahre Freischütz, 1933.
[129] Freischütz, 21. Oktober 1996.

Muri, der 1965–1975 Regierungsrat in Aarau war, wie folgt: «Die Zeitung besitzt heute den Charakter eines orientierenden Regionalblattes mit betont katholischer Grundhaltung. Die Änderung gereichte ihr nicht zum Nachteil. Die heutige Generation ist Parteikämpfen abhold.»[130]

Die Druck- und Geschäftstradition in der Familie ist derart ausgeprägt, dass sich ein Blick auf die Stammtafel geradezu aufdrängt. Emilie Heller, die Nachfolgerin 1955 in dritter Generation, bedankte sich beim verspäteten 100-Jahr-Jubiläum der Zeitung 1964 bei ihren Brüdern Anton und Walter, die ebenfalls in die Fussstapfen von Vater und Grossvater getreten waren. Während der erstere im häuslichen Betrieb für den Machinensatz verantwortlich war, besass der letztere in Arbon am Bodensee eine gutgehende Akzidenzdruckerei. Damit dokumentierte die Familie ihre Zusammengehörigkeit und ihr bleibendes Interesse am angestammten Unternehmen. Tüchtige Frauen hatten von Anfang an im geschäftlichen Bereich eine wichtige Rolle gespielt. Das Zeitungshaus an der Seetalstrasse fasste alles zusammen: das journalistische Zentrum der Oberfreiämter Katholiken, den dazugehörigen technischn Betrieb und den Haushalt der betriebsamen Grossfamilie.[131]

Da Frau Martha Burkart-Heller, Schwester von Emilie, wie auch ihr Gatte Fridolin Burkart, welcher im Betrieb als Maschinensetzer/Schweizerdegen arbeitete, früh verstorben waren, wuchsen deren drei Töchter im grosselterlichen Haus und Zeitungsbetrieb auf. Priska heiratete Karl Kron, der seit 1951 als technischer Leiter und nach 1955 auch als Redaktor des «Freischütz» zeichnete, Isabella den Druckereifachmann Kurt Widmer, der heute den Fotosatz betreut. Adelheid verheiratete sich nach St. Gallen, wo sie 1992 gestorben ist. Priska und Karl Kron konnten 1973 das Geschäft übernehmen. Auch Kurt Widmer hielt dem Betrieb die Treue. Emilie Heller blieb – zusammen mit ihrer Nichte Priska – noch lange Zeit weiter für die Administration zuständig, genauso wie heute (1999) Priska zusammen mit ihrer Schwiegertochter Therese, Gattin von Marius Kron.

Nach der Geschäftsübergabe an die fünfte Generation zu Ende des Jahres 1997, nach 47 Jahren Tätigkeit von Priska und Karl Kron-Burkart, an die Heller-Media AG, bleibt nicht nur die Leitung (Verwaltungsrat) rein familiär, sondern es zählt auch über die Hälfte der 12köpfigen Belegschaft zum Verwandtenkreis.[132] Für die Redaktion zeichnet seit November 1996 Thomas Kron verantwortlich, die technische Leitung liegt schon seit Jahren in den Händen von Marius Kron, beides Söhne von Priska und Karl. Es sollte die «deutliche Entflechtung der Bereiche Geschäft und Privat» durch die neue Geschäftsform (AG) ermöglicht werden, ohne den Charakter des

[130] 100 Jahre Freischütz, 1964.
[131] 100 Jahre Freischütz, 1964.
[132] Zeitschrift Druckindustre, 16. November 1993 und Freischütz, 1. November 1996 und 29. Dezember 1997.

Familienunternehmens aufzugeben.[133] Und da Frau Therese Kron-Marty Mitglied des Verwaltungsrates ist, so setzt sich auch die Tradition der Geschäftsfrauen in der Heller-Kron-Unternehmung fort. Und noch heute ruht das wachsame Auge der 94jährigen alt-alt Chefin Emilie Heller über dem Ganzen, und der eingebürgerte Name Heller durfte auch in der neuesten Benennung der Firma nicht fehlen. Wahrlich, der «Freischütz» erlebt nicht nur bezüglich Weltanschauung, sondern auch in der Betreuung Kontinuität!

Auch wenn sich die Redaktoren im Laufe des Jahrhunderts nicht strikte an die Parteiparolen hielten, so folgte die «Freischütz»-Politik doch weitgehend der Haltung der Mehrheit des Freiämtervolkes. – Oder war es umgekehrt? «Es war für mich klar, dass der Freischütz ein Blatt sein sollte, das die öffentliche Meinung mitgestaltet»,[134] bekannte Karl Kron 1996. Schon 1933, zum 70. Jubeljahr, stellte der Verleger stolz fest: «Bei fast allen kantonalen und eidgenössischen Abstimmungen über Gesetze, Vorlagen und Wahlen hat das katholische Freiämtervolk immer die Parole des Freischütz befolgt. Weniger in den letzten Jahren nach dem grossen Weltkrieg (1914–1918), wo eine allgemeine Verneinungssucht, Verdrossenheit und Gesetzesmüdigkeit in unserem Volke vorherrschend wurde.»[135]

Durchgehen wir die Zeitungsbände, so stellen wir fest, dass der «Freischütz» zu Beginn des Jahrhunderts unerschrocken für die Ausschliesslichkeit der katholischen Organe im entsprechenden Milieu kämpfte. Nicht nur die Neuigkeiten sollten bei der Lektüre «verschlungen« werden, sondern auch die «Tages- und Streitfragen auf der ersten Seite», die die Leser in ihrem Glauben stärkten. Daher «dürft ihr niemals kirchenfeindliche Zeitungen halten und solche Blätter und Schriften lesen».[136] Der «Freischütz» betrachtete es «als seine schönste Aufgabe, für die Erhaltung der angestammten religiösen Überzeugung sich in die Schanze zu legen».[137] Der Kampf mit den «Aargauer Nachrichten», dem kulturkämpferischen Staatsorgan des Papa Keller, gehörte auch im 20. Jahrhundert noch zum Muss des Heller'schen Blattes. Die Verteidigung des im Freiamt beliebten Kapuzinerordens gegenüber unsachlichen Angriffen («Stinkkutten im Lande») des Residenzblattes, bewies Volksnähe und verstetigte das Misstrauen gegenüber Aarau.[138]

Im Aufsatz «Der liberale Katholizismus oder der katholische Liberalismus» wurde eindeutig gewertet: Der «letztere flösst Abscheu ein, der erstere nicht». Abscheu deshalb, weil er «unter dem Deckmantel der Religion

---

[133] Freischütz, 30. Dezember 1997.
[134] Freischütz, 21. Oktober 1996.
[135] 70 Jahre Freischütz 1933.
[136] Freischütz, 21. Dezember 1901.
[137] Freischütz, 3. Januar 1914.
[138] Freischütz, 3., 24., 28. und 31. Januar 1914.

leicht täuscht». Diese Adresse richtete sich damals klar gegen die «Freiämterstimmen» in Wohlen. Es war die Zeit, als Dr. J. Strebel, Fürsprech, 1913/14 nebenamtlich die Redaktion des «Freischütz» führte. Ab 31. Januar 1914 übernahm eine Kommission, der auch Dr. Strebel angehörte – «schon um der Freiämterstimme keine Freude zu machen» – die Verantwortung. Ein Jahr später entfiel dann doch dessen Name im Impressum. Der spätere Bundesrichter bedachte aber sein einstiges Blatt auch in der Folge mit Beiträgen. Bis gegen Ende des Ersten Weltkrieges waltete die Kommission ihres Amtes, dann übernahm Bernhard Heller wieder alleine die Verantwortung für den Inhalt.

Die Haltung im Ersten Weltkrieg zeichnete sich, gemäss der Stimmung im Freiamt, durch Deutschfreundlichkeit aus, ohne in die schweizerische Polemik zwischen Deutsch und Welsch einzustimmen.[139] Selbst der Entente-freundlichen Haltung vom Rusch im «Aargauer Volksblatt» brachte man in Muri – im Gegensatz zur Kantonalpartei – noch etwelches Verständnis entgegen.[140] Ende 1918 rechnete der «Freischütz» mit der siegestrunkenen Entente ab und prophezeite Wilson, dem Idealisten, ein «fürchterliches Erwachen». Im Zusammenhang mit dem Generalstreik wies das Murianer Lokalblatt stolz darauf hin, dass es die christliche Arbeiterschaft «einmütig abgelehnt hat, auf ungesetzlichem Wege um Besserstellung zu kämpfen».[141] In einer «komischen Situation» sah der «Freischütz» den freisinnigen Politiker, Oberst Bruggisser aus Wohlen, der an der Gegentagung in Vindonissa eine «schweizerische Wohlfahrtspartei» gefordert hatte. Er hätte besser «still und leise für Verbesserung in Wohlen gesorgt». Ein Ohrfeige an die Herren der Strohindustrie, die meist der liberalen Richtung angehörten. Die Ablehnung des Völkerbundes schliesslich, das Vergessen der eigenen Ideale «vor lauter Idealen anderer», dürfte für den «Freischütz» typisch sein, nicht aber, dass das «Finis Helvetiae» des liberalen Dichters Konrad Falke als Kronzeugnis für das propagierte Abseitsstehen der Schweiz herhalten musste.[142] Dieser Schriftsteller hatte sich nämlich in den Nummern der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 31. Oktober bis 7. November ausgiebig gegen den Beitritt ausgelassen und sich damit zum Kronzeugen der liberalen Gegnerschaft zum Völkerbund angedient.

Verleger und Redaktor Heller rechnete damit, dass viele Freiämter Bauern sich keine Tageszeitung halten konnten oder wollten und sich mit dem Murianer Lokalblatt begnügten. Daher sorgte er für einen ausgiebigen Auslandteil. Im Gegensatz zu andern kleinen Landblättern tauchte 1933 Hitler nicht gleichsam aus dem Nichts auf, sondern der Aufstieg seiner Partei und

---

[139] Freischütz, 12. August und 30. Dezember 1914 sowie 18. September (zum Bettag) und 29. Dezember 1915.
[140] Freischütz, 20. November 1915.
[141] Frieschütz, 20. November 1918.
[142] Freischütz, 19. November 1919.

der Trabanten liess sich schon 1932 laufend verfolgen. Und die Charakterisierung von Hitlers Gefolgschaft war alles andere als schmeichelhaft: «Die lärmigen, rauflustigen, tobenden und mehr ungezogenen als unerzogenen Massen hinter verwegenen, politisch unreifen und abenteuerlichen Kommandanten der sogenannten Nationalen aller möglichen Schattierungen lassen ahnen, was für eine Zukunft Deutschland unter ihrer Führung beschert würde.»[143]

Nach der Machtübernahme Hitlers im Januar 1933 dokumentierte der «Freischütz» eine klare demokratische Haltung mit Kritik an jedem Schritt der deutschen Politik Richtung Parteidiktatur.[144] Weniger deutlich distanzierte sich Heller von gewissen Elementen der Ideologie. So rückte er Kommentare ein, die eindeutig die Judenfeindschaft der Nazis verharmlosten.[145] Die Idee, dass eine jüdische Weltmacht existiere, gehörte offenbar zur altgefügten Meinung des Freiämter Bauern.[146] Empfänglich war die agrarische Bevölkerung auch für die Blut- und Boden-Mystik. Ein Jungbauer sandte eine schwülstige Schreibe ein, unter dem Titel «Katholisches Jung-Freiamt wach auf!», in der die «heimatliche Scholle» verherrlicht wurde: «Kein fremder Geist darf sie vergiften. Kein fremder Fuss sie betreten». Sympathie genoss auch die Mittelstandspolitik der Erneuerer (Gegen Warenhäuser!).[147]

Entsprechend gnädig ging man im «Freischütz» anfänglich mit den Fronten um; man prüfte, wog ab und untersuchte den Gehalt der vaterländischen Parolen. Ähnlich wie Bärlocher vom «Aargauer Volksblatt», der in Muri dazu referiert hatte, hielt man die Kritik der Erneuerer als berechtigt.[148] Letztlich erwies sich das religiöse Element als stärkste Abwehrkraft gegenüber braunem Einfluss: man zitierte mehrmals Johann Baptist Rusch aus seinem damaligen Blatt «Das Neue Volk», selbst wenn er die Kritik eindeutig an die aargauische katholisch-konservative Partei adressierte: «Die katholische Politik hat nicht die Bourgeoisie, sondern die Prinzipien der christlichen Moral im öffentlichen Leben zu retten.» «Die Bürgerblockpolitik ist keine katholische Politik.»[149] Nicht Parteipolitik sei nötig, sondern die katholische Ausstrahlung in alle Parteien, die nichts gegen die Kirche und die christlichen Grundsätze hätten.[150]

Das Konkordat Hitlerdeutschlands mit der Kirche verunsicherte nur vorübergehend; das Vorgehen gegenüber den katholischen Standesvereinen im Reich zerstreute bald jeden Zweifel an der teuflischen Politik der brau-

---

[143] Freischütz, 19. Februar 1932.
[144] Freischütz, 17. Februar, 10. und 17. März 1933.
[145] Freischütz, 31. März 1933.
[146] Freischütz, 3. Dezember 1919, Artikel über Moderne Geschichtsschreibung.
[147] Freischütz, 14. Juli 1939, damals gegen Duttweiler.
[148] Freischütz, 11. Juli 1933.
[149] Freischütz, 9. Februar 1932.
[150] Freischütz, 18. April 1933.

nen Horden mit ihren «heidnischen Mucken». Der gefeierte «Staatsmensch» brauchte nach der neuen Ideologie offensichtlich kein «Christenmensch» zu sein.[151] Und schon früh setzte man sich von den Fronten ab: «Die Nationale Front entpuppt sich immer mehr als der Ableger der Nationalsozialisten Deutschlands.» Das Schweizervolk wird sich für Importware wohl bald bedanken.[152] Das Vorgehen gegenüber Kirchenmännern im neuen Reich und die Ereignisse in und um Österreich besorgten das übrige. In der Rundschau konnte man 1938 lesen, dass die fahrenden deutschen Blätter wieder einmal ankündigten, die katholische Kirche werde jetzt nächstens «fest zuhande genommen». Dies sei wohl die Antwort auf die Weihnachtsansprache des Papstes, «der sich getraute, die Wahrheit zu sagen».[153]

Es war die «propagierte Gottlosigkeit» Stalins und Hitlers, die den «Freischütz» immunisierte und ihn nach dem Pakt zwischen dem verkörperten Bösen 1939 bereit machte für eine Verteidigungspolitik, die nicht nur den Boden und die Freiheitsrechte betraf, sondern vor allem vor dem «Untergang des Abendlandes und seiner Kultur» durch gefährliche Ideologien bewahren wollte.[154] «Der Krieg» nannte sich die neue Nachrichten-Spalte, die sich 1939–1945 zwischen Ausland und Landwirtschaft schob. Auch die Kommentare zum Kriegsgeschehen, zur Flüchtlingspolitik und zur Gnade der Unversehrtheit der Schweiz vom Kampfgeschehen in den Kriegsjahren gründeten in der katholischen Morallehre. Mag auch vieles von katholischen Artikeldiensten stammen, die Auswahl der Beiträge beweist gleichwohl Linie. Die volkstümlichen Wochenendgedanken in der Samstags-, später in der Freitagsnummer waren dazu die Wegleitung; sie standen damals auf der Frontseite und ersetzten den Text zum folgenden Sonntagsevangelium, der zu Anfang des Jahrhunderts noch die Leser auf den kommenden Gottesdienst vorbereitet hatte.

Die aargauische Innenpolitik erfuhr in Muri viel länger kulturkämpferische Züge als anderswo: der Anti-Aarau-Effekt hatte im Klosterdorf tiefe Wurzeln geschlagen. Noch 1944 rechnete man im «Freischütz» den kantonalen Schulen in Aarau und Wettingen auf, dass nicht ein einziger Lehrer «unserer Weltanschauung» dort unterrichte. Diese «Borniertheit» des offiziellen Aargaus zwinge verantwortungsbewusste Eltern im Freiamt, ihre Kinder auswärts unterrichten zu lassen.[155] «Politisch und konfessionell neutral», der Titel des entsprechenden Artikels, galt als Zauberwort, das Katholische auszukreisen. Entsprechend misstrauisch begegnete man Nachbarzeitungen, die sich mit solchen Attributen zu schmücken pflegten:

---

[151] Freischütz, 19. September 1933.
[152] Freischütz, 6. Juli 1933.
[153] Freischütz, 30. Dezember 1938.
[154] Freischütz, 22. September 1938.
[155] Freischütz, 4. Januar 1944.

das betraf den «Generalanzeiger» von Dottikon, als auch das örtliche «Geschäftsblatt», Nachfolgeorgan des nach «Wohlen verreisten Boten».[156] Dieses Organ, von den freisinnigen Gebrüdern Steinmann, mit denen Heller wegen Pressinjurien schon 1919 vor Gericht gestanden hatte, wurde 1929 als parteipolitisch unabhängig etikettiert und wurde vom «Freischützen» vor allem mit eifriger Missachtung bestraft.[157]

Heikler erwies sich das Entstehen des «Katholischen Volksblattes» in Sins, das dem «Anzeiger des Oberfreiamtes» entgegengestellt wurde. Der Streit über die Notwendigkeit dieser neuen Wochenzeitung wurde 1937 im «Freischütz» ausgetragen. Einerseits war der «neutrale» Anzeiger von Sins exemplarisch indifferent: «Ich kann mich nicht erinnern, dass das betreffende Blatt je eine katholische Zeitschrift empfohlen hätte, hingegen öfters neutrale, die für einen Katholiken alles andere als empfehlenswert sind.» Andererseits bedeutete das Vorgehen der «beherzten Katholiken» von Sins eine Konkurrenzierung des angestammten «Freischütz».[158]

Die Übernahme der technischen Leitung 1951, dann der Redaktion 1954 durch den aus Aarau hergelaufenen Karl Kron, dämpfte das Kulturkämpferische. Der praktizierende Katholik versuchte – eingestandermassen – das Verhältnis des obem Freiamtes zu Aarau zu normalisieren. Ohne ein Jota von seiner eigenen Überzeugung abzurücken, vermochte er die Tätigkeit von Regierung und Grossem Rate zu objektivieren, mit dem Resultat, in Aarau selber vermehrt ernst genommen zu werden. Was ihm persönlich gelang, wurde auch Werk seiner Zeitung: die Freundschaft zu Dr. Leo Weber, die dessen Mitarbeit am «Freischütz» einschloss, half umgekehrt auch dessen Karriere: zuvor Staatsanwalt, dann Regierungsrat, schliesslich Nationalrat. So verbesserte sich ganz allgemein das Verhältnis des Murianer Organs zur offiziellen Politik des Kantons. In der gleichen Zeit reifte umgekehrt auch das Verständnis Karl Krons für die tief verankerte Aversionen des Oberfreiämters gegenüber Aarau. Mehr als alle persönlichen Bekenntnisse[159] bezeugte ein Artikel zum Thema «Staatsarchivar auf Abwegen?» aus jüngster Zeit, wie Karl Kron seine Vermittlertätigkeit verstand und auch praktizierte.[160] Als Akzeptanz derselben dürfen seine Wahlen als Präsident der CVP-Kreispartei Muri, als kantonaler Geschworener und als Verfassungsrat gewertet werden.

Das geschäftliche Ergebnis belegt denn auch die richtige Handhabung von Kritik und Anerkennung im eigenen Blatt. Gerade weil der verantwortliche Redaktor und Verleger seine Leserschaft im Auge behielt und nie am Freiämtervolk vorbei politisierte, hatte er Erfolg. Während die Auflagezah-

[156] Zitiert in Freischütz, 3. März 1933. Generalanzeiger stimmt im Sinne Augustin Kellers.
[157] Freischütz, 19. November 1919. Heller wurde zur Publikation des Urteils gezwungen.
[158] Freischütz, 24. Deze,ber 1936, 8. und 15. Januar 1937.
[159] Freischütz, 21. Oktober 1996. Ich wusste oft mehr, als ich schrieb.
[160] Freischütz, 31. Januar 1997.

len in der Anfangszeit eher stagnierten (1877: 2200 Abonnenten, 1900: 2400), verzichtete man in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auf offizielle Auflagenzahlen im Kopf der Zeitung. Man war gezwungen, mit der lokalen Konkurrenz innerhalb und ausserhalb der eigenen Weltanschauung im Freiamt zu teilen. Oft behalf man sich mit Beschwichtigungen: nicht die «Höhe einer Auflage», sondern das «Element der Kontinuität» sichere den Erfolg für Inserenten.[161] Erst die Auflagenzahlen des Inseraten-Kombis «aargauer anzeiger» in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zeigten, welch Potential in der enorm gewachsenen Bevölkerung liegt – oder läge. Das Aus für verschiedene Lokalblätter bedeutete eine Chance für die Überlebenden. Der «Freischütz» zählte 1987 3375 Exemplare, 1997 4030 Exemplare. Diese Zahlen beweisen eine beachtliche Steigerung, und dies trotz Vormarsch der grossen Tageszeitungen von innerhalb und ausserhalb des Kantons, nicht zu vergessen den Siegeszug der elektronischen Medien. Seit 1961 versuchten die Kleinen in der Zeitungsbranche mittels einer regionalen Anzeigen-Beilage auch quantitativ im Inseratenmarkt mitzureden. Auflagenzahlen waren doch nicht so belanglos! 12 730 Exemplare waren für den «aargauer anzeiger» offiziell beglaubigt.[162] Es war nicht das Produkt, das zu wenig attraktiv gewesen wäre, dass das Experiment 1973 zu Fall kam, Schuld trugen die Aussteiger, die Zuflucht beim «Aargauer Tagblatt» gesucht und gefunden hatten. Unter einer eigenen Redaktion hatte man das Inseraten-Kampfblatt am Schluss immerhin in 15 829 Haushalten gestreut.

Ein neuer Versuch mit neuen Partnern aus dem Presseumfeld, diesmal unter der Geschäftsführung wie der redaktionellen Leitung von Karl Kron, vermochte die Beilage für weitere zehn Jahre zu konsolidieren. Die Auflagezahlen bewegten sich weiterhin bei 21 520 Exemplaren. Erst im Sommer 1993 musste man dieses überregionale Wochenendmagazin samt Kulturbeilage nach insgesamt 33 Jahren fallenlassen. Trotz der Einzahlung der notwendigen Summe an das Amt für geistiges Eigentum in Bern zur Schützung des Titels konnte die von der Gegenseite erfolgte Neulancierung einer zweiten «Freiämter Woche» nicht verhindert werden, «da die erste schon zu lange niedergelegt worden sei». Mit einer Auflage von rund 30 000 Exemplaren (1997) wurde diesselbe nun im untern Freiamt verbreitet. Zu Beginn war der Sitz der Redaktion in Bremgarten. Es war ein erster Versuch der fusionierten «Aargauer Zeitung», die regionalen Anzeigen auf die eigene Mühle zu leiten. Mit den Regionalausgaben hat sich nun die etablierte Tageszeitung dieses Inseratengeschäftes erst recht bemächtigt. Die Lokalpresse sah sich genötigt, ihren ursprünglichen Auftrag, nämlich die lokale Information in Text- und Anzeigenteil als Servicleistung anzubieten, noch deutlicher wahrzunehmen. Rationalisierungen waren nur noch auf dem

[161] 100 Jahre Freischütz 1964.
[162] Freischütz, 22. Februar 1961.

technischen Sektor möglich. So wird der «Freischütz» seit dem Ausstieg der eigenen Duplex-Druckmaschine 1993, eines eigentlichen Veterans, auf neuesten Anlagen in der Kromer'schen Offizin in Lenzburg gedruckt. Eine vorläufige Lösung – von Jahr zu Jahr im Vertrag verlängert – die auch kurzfristige Änderungen zuliesse! So bleibt die Ungebundenheit der Zeitung sichergestellt.



Der Freischütz

Abonnementspreis: halbjährlich Fr. 26.–
jährlich Fr. 50.– Ausland Fr. 89.–
Einzelverkaufspreis: 50 Rp.
Erscheinungsweise: Dienstag und Freitag

Ältestes allgemeines Publikationsorgan
aus dem Freiamt

Insertionspreis: Einspaltiger Millimeter (34 mm breit) 36 Rp. – Reklame: Millimeter (72 mm breit) 110 Rp. – Inseratannahme durch die Expedition, Tel. 057 8 11 56, oder Schweizer Annoncen AG
5610 Wohlen 057 6 79 44
5001 Aarau 064 24 16 91

Aargauer Anzeiger: 18 561 Exemplare

Druck und Verlag: Buchdruckerei E. Heller, 5630 Muri AG

AZ 5630 Muri AG, Freitag, 15. Januar 1982 118. Jahrgang Postscheckkonto 50 - 1196 Telefon 057 8 11 56 Nr. 4

Zeitungskopf des «Freischütz» vom 15. Januar 1982.

Das Blatt, das in der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch wenig Wert auf das äussere Erscheinungsbild gelegt hatte, wurde bald nach dem Eintritt von Kron wie viele andere Blätter auf Antiqua-Schrift umgestellt. «Im neuen Kleid», titelte die Schriftleitung am 18. Oktober 1957. In der Folge wurden nicht nur die Pressebilder häufiger, sondern die Gliederung erfuhr etwelche Verbesserung, vor allem mit dem Abschnitt «Freiämter Tagebuch» auf Seite zwei und drei mit den eindrücklichen Gemeindetiteln. Noch zu Anfang der 80er-Jahre fanden sich auf der Titelseite «Die innenpolitische Woche» und vieles an eidgenössischer und kantonaler Politik bei den folgenden Nachrichten. Dem Lokalen gehörte aber die Priorität, auch in der Aufmachung. Das Ausländische verschwand fast gänzlich in den 90er-Jahren, das Eidgenössische trat – selbst während der Sessionen – zurück und machte dem Regionalen Platz.

Was noch zehn Jahre früher die Spalten durch starke Präsenz geprägt hatte – Kirchliches, Priesterjubiläen, bischöfliche Neuigkeiten, Neupriester, Pfarr-Einsetzungen – verlor, entsprechend der geringeren Popularität, an Gewicht. Damit wandelte sich aber auch das Gesicht der letzten Textseiten: Nekrologe und Bilder von Frau und Herrn X finden sich neben lokaler Prominenz geistlichen und weltlichen Standes. Ein Abbild der Demokratisierung der Gesellschaft! Auch wenn Farben spärlich verwendet werden, so unterscheidet sich das äussere Kleid des «Freischütz» kaum von politischen Organen anderer Provenienz. Vorbei die Zeiten, in denen das Heller'sche Blatt noch möglichst viel Stoff auf vier Seiten plazieren wollte und aus Sparsamkeit die Titel bescheiden hielt und die Faltlinie zwischen Seite zwei und drei noch mit Inseraten auffüllte!

Das Feuilletonistische, das im Laufe der Zeit gelegentlich unter dem Strich als Kurzgeschichte oder Fortsetzungsroman seine Berechtigung hatte, meist aber nur in der Wochenbeilage «Die Waidtasche» zusammengefasst wurde, kam während Jahrzehnten im «aargauer anzeiger» oder in dessen Nachfolgeblatt «Freiämter Anzeiger» magazinhaft zum Zuge. Heute ist das Kulturelle allgegenwärtig, im Nachrichtenteil, beim Vermischten, im Brennpunkt auf der letzten Seite, und es kennt auch kaum mehr eine klare Definition. Und dies nicht nur im «Freischütz»!

«Der Bote» / «Geschäftsblatt»

Die Druckerei Schibli-Keller, die 1915 den Gebrüdern Steinmann verkauft worden war, besass 1929 keine Verlagsrechte für eine Zeitung mehr. Der angestammte Titel, «Der Bote», Nachfolger des freisinnigen «Boten von Berg und Thal», der ältesten Zeitung in Muri, war im selben Jahr nach Wohlen verkauft worden und floss auf den 1. Januar 1930 in die «Freiämter Zeitung» ein. Das Organ wurde damit zum Kopfblatt unter altem Namen, adressiert an die früheren Abonnenten im Bezirk Muri.

Josef und Alois Steinmann hatten vor dem Ersten Weltkrieg nacheinander die Lehre in der traditionsreichen Offizin Schibli-Keller (vormals Keller) in Muri gemacht und kannten daher das Zeitungsgewerbe aus erster Hand. Die beiden konnten sich schon früh, nämlich 1915, selbständig machen, indem sie ihren ehemaligen Lehrbetrieb samt dem «Boten» übernahmen.[163] Sie gründeten im selben Jahr 1929, als der «Bote» nach Wohlen geholt wurde, das «Geschäftsblatt», ein Inseratenorgan, das sich nicht als Nachfolger des «Boten» verstand. Am 11. Oktober erschien die erste Nummer der Wochenzeitung «in einer Auflage von 8200 Exemplaren und wurde im Bezirk Muri und den benachbarten Gemeinden in den Kantonen Zürich, Zug und Luzern zugestellt».[164] Der Anzeiger namens «Geschäftsblatt» betonte seine politische Neutralität. Der «Bote», als Blatt der Freisinnigen, war ja in Muri präsent, wenngleich im fernen Wohlen fabriziert und daher im obem Freiamt weniger ernst genommen. Davon konnten die Neuverleger Steinmann profitieren. Zum Jahresende 1929 bekannten diese treuherzig: «So wird das Geschäftsblatt, trotzdem es ihm – begreiflich – auch im neuen Jahre nicht an Anfeindungen fehlen wird, weiterhin seinen Weg schreiten.»[165] Durchforsten wir die die bisherigen Nummern des neuen Organes, so dürfen wir festhalten, dass irgendwelche Anödereien seitens anderer Zeitungen zu keinen Reaktionen der Gebrüder Steinmann geführt

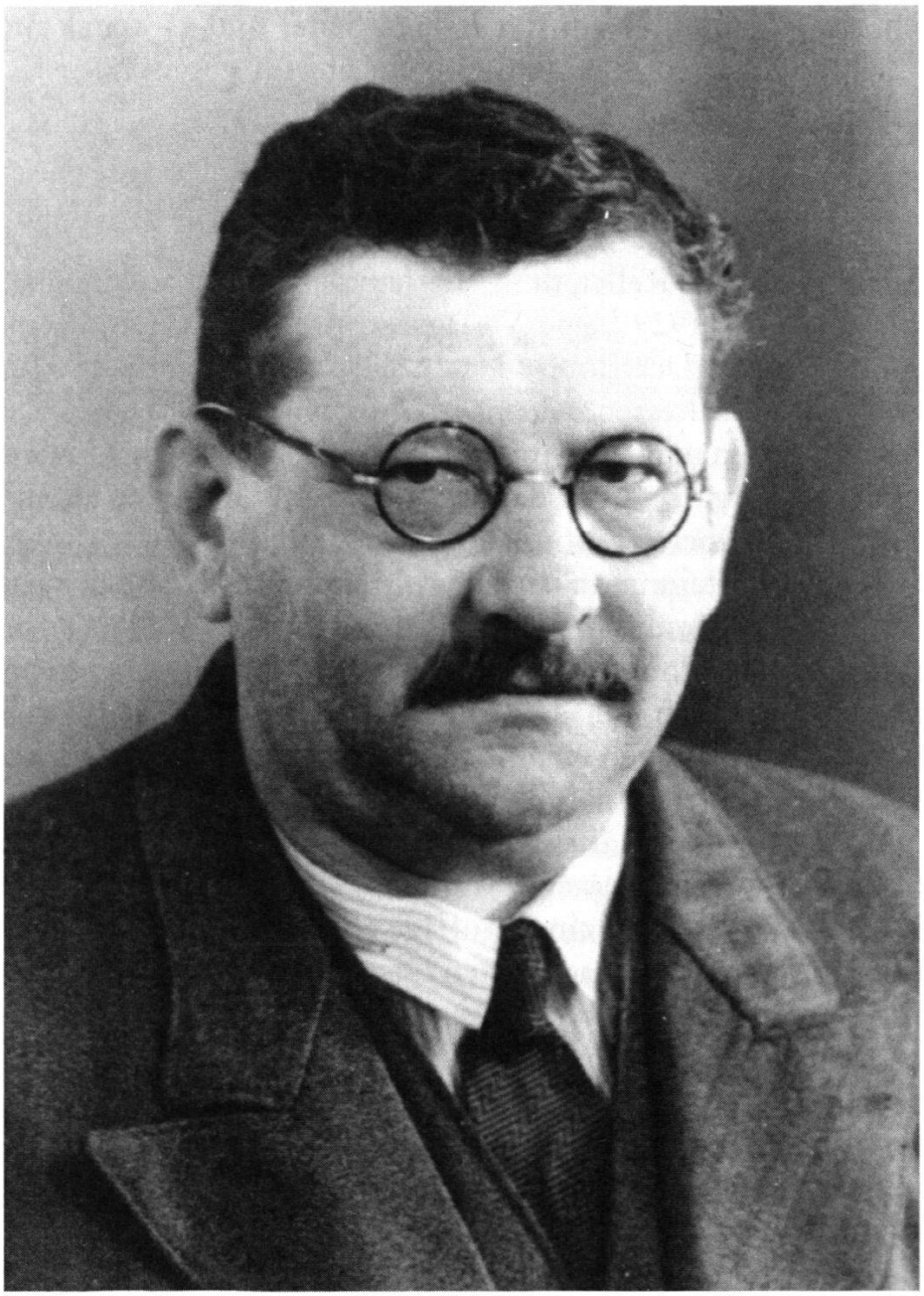
---

[163] Geschäftsblatt, 25. November 1976. Nekrolog Alois Steinmann.

[164] Freiämter Kalender 1999. Von konservtiven und liberalen Lokalzeitungen. Beitrag von Jörg Steinmann zum Thema: Das Geschäftsblatt verlor seine Selbständigkeit.

[165] GB, 27. Dezember 1929.

hatten. Es ist zu vermuten, dass man sich bewusst zurückhaltend gab: der Titel «Geschäftsblatt» war gleichzeitig ein Programm; der Wirtschaftshelfer versuchte im eigenen Interesse, die parteipolitische Etikette nach Möglichkeit zu meiden. Wer aber zum Beispiel dem «Freischütz» opponierte, der gehörte im Freiamt automatisch ins andere Lager.



Josef Steinmann-Baur (1888–1946), Verleger des «Geschäftsblattes» von Muri (Fam. Steinmann).

Zuerst schien es, dass das Blatt fast nur Inseratenorgan werden würde, aber schon in Nummer 3 kam der Text mehr zu Ehren, und mit der Zeit entstand daraus eine normale Zeitung. Der Probelauf 1929 war erfolgreich verlaufen. Zu Ende des Jahres charakterisierte die Redaktion das «Geschäftsblatt» als

gewerbe- und wirtschaftsfreundliches Organ, das «bei strikter Neutralität» dafür einstehe, «was dem Einzelnen wie der Gesamtheit frommt». Diese Angaben deuten darauf hin, dass die Gebrüder Steinmann ausserhalb des Kreises der katholisch-konservativen Partei einen Markt vermuteten, der nur mittels eines wahren Lokalblattes abgedeckt werden konnte. Da der «Freischütz» sich eindeutig als Parteiblatt bekannte, war diese Zeitung nicht in allen Haushaltungen willkommen. Neutralität, damals im Kreise der parteilich gebundenen Katholiken ein Begriff, der eine «ungute Presse» kennzeichnete, drängte das «Geschäftsblatt», trotz Existenz des «Boten» als Kopfblatt, ins liberale Lager. Damit erschien das Steinmann'sche Presseerzeugnis im Volksmund als Nachfolgeorgan des einstigen «Boten«, auch wenn die Gründer bewusst auf Kontinuität verzichtet hatten und 1929 mit einer neuen Zählung bei den Jahrgängen einsetzten.



Die Druckerei Steinmann in Muri (Fam. Steinmann).

Das vierspaltige Wochenblatt, meist vier Seiten umfassend, erschien also am Freitag im Stile einer normalen Zeitung, obwohl es in den ersten Jahren eindeutig ein Gratis-Anzeiger nach bekanntem Muster war. Der Text war wenig gegliedert: die Nachrichten füllten allesamt das Gefäss «Aus Heimat und Fremde», geordnet zwar, aber ohne Zwischentitel. Die Einleitung markierte ein Leitartikel, unter dem Strich figurierte ein Fortsetzungsroman und oft setzte man die lokale Rubrik «Konzerte, Theater, Anlässe» oder die «Sonntags-Gedanken» hinzu, vor allem, wenn der Inseratensegen ein wei-

teres Blatt füllte und die Nummer folglich sechs Seiten umfasste. Erstaunlicherweise wurde dieser Teil des Textes schon 1930 in Antiqua-Schrift gehalten, genauso wie gelegentliche Berichte aus dem örtlichen Geschäftsleben. Da damals weit und breit keine Zeitung lokale Mitteilungen in dieser Form präsentierte, kann es sich nicht um fremde Matern handeln, sondern um Eigengebräu. Am 30. Dezember 1930 wurde eröffnet, dass der Inseratenraum für die ausserbezirklichen Anzeigen der Orell Füssli Annoncen in Aarau verpachtet worden sei.

Obwohl man nicht müde wurde, die Neutralität immer wieder zu betonen, so war das «Geschäftsblatt» doch eine bürgerliche Zeitung. Der Leitartikel «Bürgertum, erwehre dich!» gegen den «schweizerischen Kommunismus»[166] und die Vorfälle von Baden (Bringolf) betreffend, bekannte klar Farbe. Bei Abstimmungsvorlagen, Regierungsproporz der Sozialdemokraten zum Beispiel, versuchte man in der Vorschau möglichst allseitig orientierend zu wirken, denn man wollte ja Inserate aus allen Lagem akquirieren. Eine Kommentierung nach der Abstimmung unterliess man tunlichst. Im März 1933 kandidierte Vizeammann Josef Steinmann als Grossrat auf der freisinnig-demokratischen Liste. Damit galt auch das häusliche Blatt als klar positioniert, obgleich in der Folge die Unabhängigkeit immer wieder herausgestrichen wurde und viel später, 1943, sogar zum Untertitel avancierte: «Unabhängiges Freiämterblatt». Doch die Grossratswahlen 1933 veranlasste die örtliche Konkurrenz, das «Geschäftsblatt» parteilich abzustempeln. «Dem Freischütz ins's Stammbuch», titelte die Steinmann'sche Redaktion, «unser Inseratenteil ist allen offen, der Textteil ist und bleibt neutral.» Wir haben es satt, «aus purem Konkurrenzneid angeödet zu werden». «Wer giftelt mehr?» Wer pflegt mehr «Missgunst und Neid»? «Wer bettelt in letzter Zeit mehr um Inserate, der Freischütz oder das Geschäftsblatt?»[167]

Es war einerseits die Kandidatur Josef Steinmanns, die das «Geschäftsblatt» endlich aus der Reserve lockte, andererseits das allgemeine Kämpfen mit härteren Bandagen, das 1933 Sozialisten und Bürgerliche im Zeichen des Frontenfrühlings auszeichnete. Da mussten auch die Jungverleger Farbe bekennen. Die Verhinderungspraxis der Roten bei Front-Versammlungen wurde nun als Terror bezeichnet.[168] Unter dem Titel «Es taget» kritisierte das «Geschäftsblatt« die bisherige Haltung der historischen Parteien gegenüber den Fronten. Endlich nehme man dort die Kritik auf. Ausser einer stünden alle Neugründungen auf dem Boden der Demokratie. Der schweizerische Staat sei stark genug, sich scharfer Kritik zu stellen. Nicht Schimpfen und Ignorieren sei angezeigt, sondem die ernsthafte Auseinandersetzung mit den Neuparteien.

---

[166] GB, 23. Mai 1930.
[167] GB, 31. März 1933.
[168] GB, 7. April 1933.

In der folgenden Zeit bewies das «Geschäftsblatt» immer wieder liberale Offenheit. Diktatorische Allüren der Fronten wurden genauso angeprangert[169] wie des «Freischützes» Artikelserie «Baum des Irrtums», eine Beleidigung aller gläubigen Protestanten: «Will er seiner selbstgefälligen Eigenbrötelei einen neuen Jahrring ansetzen?»[170] Ein ausfälliger Leserbrief fand im Sommer 1933 den Weg ins «Geschäftsblatt». Dr. Jakob Huber, Präsident des Kantonalgesangfestes in Muri, wurde darin als «Adolf» glossiert, der alle Mitglieder des Komitees «auf die Hakenkreuzfahne zu vereidigen» trachte.[171] Eigenartigerweise fand sich im Nachgang nichts von Klage, Gericht oder Entschuldigung. Einigkeit des Schweizervolkes galt der Redaktion in den 30er-Jahren als höchstes Gut: alles, was in konfessioneller oder politischer Hinsicht diesem Ziel förderlich war, erhielt Lob und Zustimmung. Die Ablehnung der Lex Häberlein (Ordnungsgesetz), von der Wochenzeitung befürwortet, wurde auf blossen Unwille des Volkes wegen abgehobenen und volksfernen Behörden zurückgeführt.[172] Als vorbildlich wurde das Programm der Jungliberalen 1934 taxiert. Damit rückte das Blatt in die Nähe der «Aargauischen Vaterländischen Vereinigung». Am 24. Oktober 1935 fand sich ein Aufruf «Wählt bürgerlich!» der AVV an der Spitze des Blattes. Dennoch beharrte die Redaktion beim Jahresschluss auf ihrer Leitlinie: «Wir machen erneut darauf aufmerksam, dass unser Blatt politisch vollständig unabhängig und keiner Parteischablone verpflichtete ist.»[173]

Vor dem Zweiten Weltkrieg zeigte sich das «Geschäftsblatt» eindeutig als Lokal- respektive als Bezirksblatt: Auch bezüglich Nachrichten sank das Volumen in der Reihenfolge Lokales, Aargau, Schweiz und Ausland rasch ab. Das sollte sich in der Kriegszeit stark ändern. 1940 erschien das Blatt schon am Donnerstag-Nachmittag. Auf der Frontseite füllte «Das Wichtigste der Woche» in halbfett die erste Spalte. Dann folgte die Ausland-Chronik oder «Von Krieg und Politik» als Bericht über das ausländische Geschehen. Erst darauf folgte das traditionelle «Aus Heimat und Fremde». Von vier Seiten war normalerweise nur noch die letzte mit Inseraten angefüllt. Das Blatt war längst vom «Anzeiger» zur abonnierten Zeitung geworden.

Nach dem Kriege blieb der Primat des Ausländischen im Leitartikel bestehen; bezüglich Nachrichten rückte aber das knappe «Aus aller Welt» wieder an den Schluss. Sonst blieb der Textteil weiterhin wenig unterteilt. Man scheute Titel und Untertitel. Seit Dezember 1945 wurde der Roman in die kleinformatige Beilage «Feierabend» ausgegliedert. Gelegentlich er-

169 GB, 2. März 1934.
170 GB, 5. Januar 1934.
171 GB, 6. Juli 1933.
172 GB, 9. März 1934.
173 GB, 31. Dezember 1935.

schien unter dem Strich der ordentlichen Zeitung nun etwas Lokalhistorisches. In der Neujahrsnacht 1945/46 starb Josef Steinmann (sen.) und seine Söhne Josef und Rudolf bildeten nun das Gegenüber von Alois bei gleichem Firmennamen. Am 16. Oktober 1958 erschien eine Sondernummer zu Ehren des Bazars des Freiämter Ferienheims Rigi-Klösterli, 16 Seiten stark. Das war an sich nichts Aussergewöhnliches: immer wieder hatte das «Geschäftsblatt» Sonderteile in anderer Druckfarbe oder auf besonderem Papier für Feste und Jubiläen herausgegeben.[174] Diese Sondernummer 1958 nahm aber das Murianer Blatt zum Anlass auf Antiqua-Schrift umzusteigen – und zwar für immer. Sonst blieb das Gesicht des Blattes weitgehend dasselbe. Viele Leitartikel waren mit dem Kürzel «A. B.» signiert, was bei späterer Gelegenheit als Dr. Adolf Bucher enthüllt wurde.

1962 trat Alois Steinmann in den Ruhestand. Von seinen Kindern war niemand in seine Fussstapfen getreten; alle waren Lehrer geworden.[175] Damit wurde die Nachfolge kompliziert. Differenzen zwischen den Söhnen Josefs führten 1963 zu einem Teilungsvertrag, der die Zeitung samt Betriebsmobiliar Josef alleine übertrug, die Liegenschaft an der Luzernerstrasse aber, nach einer Karenzzeit von drei Jahren, Rudolf beliess. Somit zeichnete ab 5. September 1963 für den Verlag Josef Steinmann allein. Dieser kaufte ein Haus an der Vorderweystrasse, versah es mit einem Anbau für die Druckmaschinen und verlegte im Sommer 1966 den Betrieb dorthin. An der Luzernerstrasse eröffnete Rudolf Steinmann eine Akzidenzdruckerei mit neuen Maschinen. Zur Unterscheidung nannte sich die «Geschäftsblatt»-Firma nun «Josef Steinmann, Muri AG, (vorm. Gebr. Steinmann)». Mit einer Werbekampagne im November/Dezember 1965, einer Gratis-Zustellung in alle Haushaltungen, hatte Josef Steinmann schon vorher versucht, das Zeitungswerk zu sichern und seine Firma im Bezirk zu verankern.

Eine mediengeschichtlich pikante Erklärung hatte Steinmann zum Jahresende 1963 in seinem «Neujahrsbrief an den Zeitungsleser» verfasst. Daher lohnt sich, dabei etwas zu verweilen: Ohne die neue Boulevard-Zeitung «Blick» zu nennen, setzte er sich intensiv mit dem neuen Informationsstil auseinander.[176] Er übertrug die Auswahltechnik auf sein Lokalblatt: «Es würde aus den Verhandlungen der Behörden noch die allzu menschlichen Zwischenfälle bringen.» «Der Redaktor Ihres Lokalblattes würde zwar vielleicht nicht gerade in Ihrem Garten nach Kindsleichen graben, aber durch Ihre Vorhänge und in Ihre Küche schnüffeln. Er würde weitläufig darüber berichten, wer mit dem Lieseli Müller am Mittwoch-

[174] Siehe z. B. GB, 16. Oktober 1931 zum Kreisspital-Bazar oder 12. Juli 1954 zur Schulhaus-Einweihung mit Jugendfest in Muri.
[175] Gb, 25. November 1976, Nekrolog Alois Steinmann.
[176] Der Blick ist erstmals 1959 erschienen.

abend im Buchenwäldchen spazieren ging, und dem Michel Meier, der in der Schwimmbadgarderobe ein Portmonnaie stahl und den Hannes Heller, der einen Saufkumpanen zusammenschlug, würde er zum Interview auf die Redaktion einladen, mit ihnen Whisky trinken und sich fotografieren lassen, um der staunenden Bevölkerung zu zeigen, was für ein Bombenjournalist mit was für tollen Beziehungen er ist.» «Das wäre Ihre Zeitung, wenn sie sich dazu hergäbe, so mit der Zeit zu gehen.» Und die Überzeugung, dass nur Besseres «der Intelligenz und Urteilsfähigkeit unserer Leserschaft würdig ist», zwang die Redakation, «im Rahmen zu bleiben.»[177]

Ab 19. September 1968 entfiel die globale Rubrik «Aus aller Welt» mit diskreten Untertiteln Schweiz, Ausland, Aargau usw. Von nun an setzte man die Rubriken-Überschriften direkt, wobei unter Freiamt jede Gemeinde mit fettem Namen aufgeführt wurde. Ab 21. November 1968 rückte das Lokale an die Spitze der Zeitung, während das «Aus aller Welt» mit Schweiz und Ausland meist an den Anfang des zweiten Bundes verwiesen wurde. Damals zählte das «Geschäftsblatt» oftmals sechs oder acht Seiten. Ab 1970 gehörte auch die Gottesdienstordnung der katholischen Pfarrei Muri zum festen Bestand einer Nummer. Schliesslich taten es auch andere Pfarrämter dem Hauptorte gleich und bedienten die einst verfemte Wochenzeitung mit ihren Einträgen. Auf Jahresanfang 1973 erhielt das «Geschäftsblatt» ein neues Aussehen. Ähnlich wie in anderen Lokalblättern erhielt nun jede Gemeinde ihren fest umzirkten Platz mit Wappen links, mit Namen rechts, in der Rubrik Freiamt auf der Frontseite des Organs, wobei die offiziellen Bekanntmachungen aus der Kanzlei den übrigen Mitteilungen vorangingen. Als Beiblatt figurierte nun das Radio- und Fernsehprogramm. Eine Freiämter-Chronik, zusammengestellt von Jörg Steinmann, dem Sohn des Eigentümers, fasste von nun an die lokalen Begebenheiten zusammen und ordnete sie nach Daten. Den Nekrologen wurde nun grösste Aufmerksamkeit geschenkt und das lokale Geschehen reichlich mit Bildern bestückt.

Am 7. Dezember 1978 konnte Josef Steinmann das 50jährige Bestehen seiner Zeitung feiern und besorgte dies mit einer breitangelegten Sondernummer. Darin erschienen nicht nur die Porträts von zwei Generationen Verleger-Persönlichkeiten, sondern auch Aufnahmen von Titelblättern in verschiedenen Phasen der eigenen Pressegeschichte. Ansonsten war Josef Steinmann eher geizig mit historischen Fakten zum hauseigenen Blatt. Wie er Neuerungen zum Zeitpunkt des Geschehens seiner Leserschaft kaum anzuzeigen pflegte, so bescheiden hielt er auch den Rückblick auf sein und seiner Vorfahren Werk. Aber selbstsicher verkündete Josef Steinmann 1978: «Das Geschäftsblatt hat auch das grosse Zeitungssterben überlebt und wird sich auch weiterhin behaupten.»

---

[177] GB, 26. Dezember 1963.

Auf Jahresanfang 1985 übenahmen Jörg Steinmann und Alois Schumacher die Druckerei und den Zeitungsbetrieb. Steinmann, der Schriftsetzer gelernt hatte, zeichnete für das «Geschäftsblatt» verantwortlich; Alois Schumacher, der gelernte Buchdrucker, war für die Druckerei und das Geschäftliche verantwortlich. Beide waren Meister in ihrem Fach und versuchten, mit einem modernen und wohlgestalteten Produkt dem fortlaufenden Zeitungssterben allerorten zu trotzen. Wie die meisten kleinen Blätter verzichtete man weitgehend auf jenen Inhalt, den die Tagespresse rascher und eingehender vermitteln konnte. Lokalkolorit in Text und Bild, das war die Losung, brachte Lesernähe und senkte die Kosten (Agenturen). Im Gegensatz zu vielen kleinen Landzeitungen, die alles Nichtlokale aus dem Text verbannten, redigierte Jörg Steinmann auf Seite 3 eine Randspalte «Aargauer Chronik» und ein «Schweizer Wochenrückblick». Auch die regionalen Sportereignisse fanden nun ihren Platz im Lokalorgan. Im März 1991 trat Jörg Steinmann aus Redaktion und Verlag zurück und Eddy Schambron, vom «Aargauer Tagblatt» kommend, besorgte nun die Gestaltung des Blattes. Obwohl die Gründerfamilie Steinmann nicht mehr in der Firma mittat, blieb der Firmennamen bestehen.

1995 präsentierte sich das «Geschäftsblatt» noch weitgehend nach dem Muster, das Jörg Steinmann angelegt hatte. Ein Markenzeichen setzte nun der frontseitige Blickfang «Am Leontiusbrunnen» mit unterhaltsamen Glossen aus Nah und Fern, garniert mit der Zeichnung des Brunnens. Diese Kolumne war von Eddy Schambron eingeführt worde. Damals war die Zeitung fünfspaltig, reich bebildert, in der Regel im Umfange von etwa acht Seiten, davon drei Seiten Inserate. Kurz, betrachtete man das Presseprodukt in der Schlussphase, so würde nichts darauf hindeuten, dass das Ende des Blattes noch vor seinem 70. Geburtstage eintreten würde.

Zum Jahresanfang 1997 wurde ein Wechsel in der Redaktion gemeldet: Eddy Schambron, seit 1. Oktober 1991 verantwortlicher Redaktor, arbeitete nun für die «Aargauer Zeitung» und als freischaffender Journalist. Neu würde nun Frau Catarina Mustone das «Geschäftsblatt» gestalten, unterstützt von Peter Koch, der schon lange als lokaler Reporter im Dienste war. Aber schon am 20. Februar wurde per Inserat ein neuer Redaktor gesucht. Diese Hektik liess nichts Gutes ahnen. Martin Söhnlein versah in der Folge die angebotene Stelle im Teilpensum. Am 20. November 1997 erschien eine Verlagsmitteilung: «Der in Verlagsgemeinschaft von der Steinmann+Schumacher AG in Muri und von Alois Huber in Boswil herausgegebene Anzeiger wird unter dem Titel «Amtl. Anzeiger/Geschäftsblatt» in allen Haushaltungen von 19 Gemeinden in den Bezirken Muri und Bremgarten erscheinen, wo er auch amtliches Publikationsorgan ist.» Das Blatt erscheine donnerstags in einer Auflage von 10 000 Exemplaren bei 100 Prozent Streudichte.

Das Quart-Blättchen aus Boswil trug nun wohl einen etwas grossspurigen Titel und der Verlag des einstigen «Geschäftsblattes» fügte, wie bei der

Fusion angezeigt, die Gemeinde Muri dazu. Redaktor Söhnlein beackerte weiterhin das Murianer Feld. Dem Amtlichen und Offiziellen verschrieben, angereichert mit etwas Vereinsnachrichten, vermag das Fusionsprodukt niemals die Alternative zum «Freischütz» auch nur zu markieren. Das Einweg-Nachrichtenblatt verhilft der politischen Verwaltung zu besserer Übermittlung ihrer Anliegen, aber es überlässt die politische Gestaltung des Gemeinwesens, die Diskussion, weitgehend andern Medien. In der letzten Nummer 1997 titelte die Redaktion «Die Segel sind gesetzt!», und verbreitete Optimismus für das Kommende. Doch Wehmut schimmert durch: «Es ist die letzte Ausgabe in dieser Form, wie Sie die kleine Zeitung seit Jahren, einige von Ihnen seit Jahrzehnten kennen.» Dann folgte ein Rückblick, der vorwiegend das Erscheinungsbild betraf, unter dem Motto, nichts sei beständiger als der Wandel. Bezüglich einer lebendigen Lokalzeitung konnte nichts vertuscht werden: Die Segel sind gestrichen!

«Katholisches Volksblatt für das Freiamt»

Überraschend für die Heller'sche Druckerei in Muri, gefährlich für den etablierten «Anzeiger» erschien im Jahre 1936 in Sins eine neue Wochenzeitung, das «Katholische Volksblatt». Zum Jahreswechsel 1936/37 bis zum Neujahr 1960 erlebte, genauso wie in Muri und Wohlen und zeitweise in Bremgarten, auch das oberste Freiamt das Rangeln von zwei Zeitungen um Abonnenten und Inserenten bei der konservativen, respektive liberalen Bürgerschaft. Obwohl die Spuren dieser Zeitung im Dorfe weitgehend verwischt sind – es existieren weder in einer Bibliothek noch in einem Archiv im Dorfe Zeitungsbände oder Einzelexemplare dieses Blattes – vermögen wir das Auftauchen des neuen Organs bei den Nachbarzeitungen zu verfolgen. Die letzten Jahre vor dem Untergang, die Jahrgänge 1953–1959, sind in der Landesbibliothek aufbewahrt Die Schnelllebigkeit der Medienwelt wird selbst in einem dörflichen Gemeinwesen wie Sins einmal mehr bestätigt. 60 Jahre nach der Gründung einer massgeblichen Kulturinstitution, kann deren Anfangszeit nur noch mit Mühe rekonstruiert werden.

Erstmals vernehmen wir von der Existenz dieses Blattes im «Freischütz» vom 24. Dezember 1936 weil sich der Turnverein Sins in einer Erklärung dagegen verwahrt, eine so genannte Klausaktion durchgeführt zu haben, wie im «Katholischen Volksblatt» vom 11. Dezember vermerkt und kritisiert worden war. Damit dürfte das Wochenblatt zu Propagandazwecken ab Dezember 1936 intensiv gestreut worden sein. Es war wohl der angestammte Korrespondent des «Freischütz» aus Sins, der sich dann im Januar 1937 eingehend mit der Neugründung auseinandersetzte. Seine Angaben sind zum Teil diffus und zeigen, dass zu dieser Sache im katholisch-konservativen Lager in Sins offenbar nicht Einhelligkeit – und damit Transparenz –

geherrscht hatte. «In unserer Dorfschaft dringt durch, dass man eine neue Zeitung in unserer Ortschaft einführen möchte. Man rechnet 1200 Abonnenten, vielleicht noch mehr zu gewinnen, das neue Blatt soll sogar zweimal per Woche zur Ausgabe kommen. Damit will man katholische Zeitungen, die schon 60 und mehr Jahre die Gastfreundschaft geniessen, verdrängen. Denke man, wie viele auf Vaterland, Freischütz, Wohler Anzeiger und Aargauer Volksblatt in Sins abonniert sind. Überdies besteht am Orte selbst noch ein Inseratenblatt, das ebenfalls seit 69 Jahren besteht und in vielen Häusern heimisch ist. Was sagen die Leute dazu? Darf man einheimische Geschäfte und gute katholische Zeitungen ohne weiteres einer ausserkantonalen Konkurrenz ausliefern? Nachtrag: Zur Orientierung sei noch erwähnt, dass das vor noch nicht langer Zeit erschienene Katholische Volksblatt nicht in Sins, sondern in Dottikon gedruckt wird.»[178]

Ein weiteres Eingesandt versuchte zu antworten und gleichzeitig das Vorgehen zu rechtfertigen, obwohl nicht bestritten wurde, dass «im Freiamt schon genug katholische Zeitungen» existierten. «Ich glaube, das Erscheinen der neuen Zeitung sei folgenden Gründen zuzuschreiben. Im grösstenteils katholischen und konservativen Oberfreiamt besteht seit 69 Jahren eine kleine Zeitung, die sich von jeher neutral nennt. (Was nennt sich heute alles neutral?) Diese Zeitung bemühte sich lange Zeit, wirklich neutral zu sein. Ihre Einstellung zu Kirche, Geistlichkeit und zur konservativen Partei war aber zeitweise etwas anderes als neutral, siehe Kriseninitiative u. a. m.» Dann wurde daran erinnert, dass in diesem Blatt katholische Literatur kaum genannt werde und man ja wisse, «in welcher Richtung sich die Herren dieses neutralen Blattes betätigen». Damit wurde klar: Theodor Villiger, Verleger und Vorstandsmitglied der freisinnig-demokratischen Ortspartei in Sins, sollte durch «beherzte Katholiken» bestraft werden. «Es wäre aber das richtigere gewesen, eine Zeitung nur für das Oberfreiamt herauszugeben. Für den Bezirk Muri haben wir den Freischütz und den wollen wir noch mehr verbreiten, auch im Oberfreiamt.»[179]

Die letzten Bemerkungen lösen die Vermutung aus, dass das Eingesandt im Hause Heller fabriziert worden sei – und es wäre dem angestammten Verlagshause auch nicht zu verargen, dass es um die Existenz bangt. Auch in Sins herrschte nicht eitel Freude über das zweite Lokalblatt. Dies belegten die Bemerkungen eines «auswärtigen Abonnenten», der im «Anzeiger» bedauerte, dass «jenseits des Baches» der angestammten Lokalzeitung ein «Schwesterchen» mit hochtönendem Namen entstanden sei. Der Autor des Textes lässt anklingen, dass die Intoleranz gewisser Kreise im Dorf die Schuld trage an dieser «modernen, christlichen Nächstenliebe».[180]

---

[178] Freischütz, 8. Januar 1937.
[179] Freischütz, 15. Januar 1937.
[180] Anzeiger Sins, 31. Dezember 1937.

Da verschiedene Zeitzeugen noch leben, lässt sich heute das Entstehen des «Volksblattes» einigermassen rekonstruieren. Die unzufriedenen Katholisch-Konservativen des Oberfreiamtes, denen der «Anzeiger» samt Theodor Villiger suspekt war, aber auch der Murianer «Freischütz» zu wenig Lokalkolorit enthielt, wurden angeführt von Pfarrer Stephan Balmer in Auw, Grossrat 1916–1953, und Lehrer Bitterly in Sins. Diese begründeten den katholischen Pressverein Sins und suchten zwecks Herstellung eines eigenen Organes einen entsprechenden Fachmann. Man war anfangs gründlich auf die Nase gefallen. Das «Katholische Volksblatt» war schon das ganze Jahr 1936 herausgekommen; es wurde in der Buchdruckerei Bohni unweit der Kirche in Sins hergestellt. Wegen finanzieller Schwierigkeiten hatte Bohni das Weite gesucht, und die verwaiste Zeitung wurde für den Rest des Jahres in Dottikon gedruckt. Der involvierten Firma Hochstrasser, Dottikon, wurde in der Folge auch diese Druckerei zum Kaufe angeboten. Nach einem Augenschein in Sins lehnte Jean Hochstrasser aber den Erwerb «dieses Museums» ab.[181]

Bei der Firma Hochstrasser in Dottikon konnte auch die erste Nummer des «Katholischen Wochenblatts» (sic!) «für das obere Freiamt», ausfindig gemacht werden. Am 21. August 1936, bei seinem Start, trug es noch diesen bescheidenen Namen. Im Fenster «Zur Einführung» stellte der Herausgeber den Zweck der Zeitung folgendermassen dar: «Erscheinungen des Tages, die wichtigsten Fragen, Probleme und Strömungen unserer Zeit sollen ihr Spiegelbild darin finden und der katholischen Geist und die katholischen Sache sollen gepflegt und gestärkt werden. Tritt doch die Notwendigkeit dazu noch nie so klar zu Tage und war noch nie so dringend.» Die erste Nummer, mit dem Untertitel «Organ für jede katholische Haushaltung», brachte dann auch auf der Frontseite zwei Leitartikel über den Bürgerkrieg in Spanien aus katholischer Sicht, über die rote Flut der Gottlosen und die Spanier, die «für die Sünden und die Lauheit von schlafenden Katholiken der letzte Jahrhunderte» nun büssen müssten. Dazu eine Liste der Daten zu «100 Jahre Revolutionen in Spanien». Auf weiteren Seiten folgten lokale Meldungen politischer und kirchlicher Art und unter dem Strich auf der zweiten und dritten Seite je ein kurzes Feuilleton, als Ersatz für den Fortsetzungsroman, der ab der nächsten Nummer eingerückt werde, wie auf der Frontseite versprochen wurde. Mit wenigen Inseraten auf der vierten und letzten Seite beliess das Blatt den restlichen Raum der Druckerei J. M. Bohni zur Eigenwerbung. Das dreispaltige Blättchen war genau halb so gross, als das spätere vierspaltige «Volksblatt» des Nachfolgeverlages Röthlin. Die Setzerei in Sins hatte in dieser ersten(!) Nummer zum Teil schon liederliche Arbeit geliefert. Das Ungemach mit dem technischen Macher des Presseorgans zeigte sich also von Anfang an.

---

[181] Mündliche Auskunft von Bruno Hochstrasser, Sohn von Jean.

Den Initianten wurde nun von einem prominenten katholisch-konservativen Politiker aus Zug Mithilfe angeboten. Über diese Person konnte Albert Röthlin, damals in Zug lebend und wirkend, für das Unternehmen gewonnen werden. Röthlin arbeitete als Geschäftsführer der Druckerei Speck, die das «Amtsblatt» von Zug druckte. Ein Teilhaber (Landtwing)



Albert Röthlin-Durrer, Verleger des «Katholischen Volksblatts für das Oberfreiamt» in Sins (Bild: Georg Mayer).

hatte sein Geld aus der Firma zurückgezogen und brachte den Betrieb derart in Schwierigkeiten, dass kaum mehr die Löhne bezahlt werden konnten. Unter solchen Umständen stand für Röthlin einem Umzug nach Sins nichts mehr im Wege. Auch er begutachtete die Druckerei von Bohni und kam

zum gleichen Schluss wie Hochstrasser. So war er gezwungen, in Sins selbständig einen Betrieb aufzubauen. Der katholische Pressverein bot dazu nicht mehr als ideelle Unterstützung an; finanzielle Hilfe oder gar eine Defizitgarantie für das neue Parteiorgan standen nicht zur Diskussion. Albert Röthlin musste mit eigenen und den Geldmitteln eines Auswärtigen den Firmenaufbau finanzieren. Herr Waldisbühl aus Luzem, der sonst nichts mit dem Betrieb zu tun hatte, war der Compagnon der Buchdruckerei Röthlin u. Co. Seine Teilhaberschaft wurde erst nach dem Tode von Albert Röthlin von seinem Sohne gelöst.



Das alte Druckereigebäude Röthlin vor der Übernahme durch die Firma Locher (Bild: Georg Mayer).

Im Neubau des Herrn Kühne ennet dem Bach konnte sich Röthlin mit seiner Druckerei einmieten. Diese Liegenschaft wurde nach 1951 vom Sohne käuflich erworben. Röthlin besorgte die Redaktion selber. Regelmässige Hilfe und gelegentliche Beiträge boten ihm höchstens treue Parteimitglieder aus der örtlichen Lehrerschaft an. Den Leitartikel bezog er von Herrn Schubiger, der gleichzeitig Redaktor an den «Neuen Zürcher Nachrichten» war. Neuigkeiten und Artikel entstammten zumeist der katholischen Presseagentur KIPA, auf die der Verleger abonniert war. Am 13. März 1951 berichtete der «Freischütz»: «Letzten Donnerstag starb nach schwerer Krankheit Herr Albert Röthlin-Durrer, Buchdrucker und Verleger. Er starb im 65. Lebensjahr. Ein tüchtiger Fachmann und guter Familienvater ist mit ihm von uns gegangen. RIP.»

Diese kurze Mitteilung bedeutete für den Betrieb in Sins den Übergang an den Sohn gleichen Namens. Röthlin jun. hatte wenige Jahre vor dem Tode des Vaters schon redaktionell am «Volksblatt» mitgearbeitet. Ursprünglich auf einen geistlichen Beruf sich vorbereitend, hatte er das Kollegium Engelberg besucht und sich dann doch für eine weltliche Laufbahn entschlossen. Er war ein stilsicherer und witziger Schreiber, aber verstand vom technischen Betrieb wenig. Erst sein Sohn sollte sich wieder auf die schwarze Kunst vorbereiten und absolvierte bei der Kasimir Meyer AG in Wohlen seine Lehre. Diese persönliche Beziehung veranlasste auch Albert Röthlin, 1959, die Abonnentenschaft an den «Wohler Anzeiger» zu übertragen und das Feld nicht einfach dem Konkurrenzkampf zwischen dem örtlichen «Anzeiger» und dem Verlag Heller, dem «Freischütz» von Muri zu überlassen.[182]

Gemäss der Tatsache, dass Zeitungen – im Einverständnis mit ihrer Leserschaft – bezüglich Form und Inhalt prinzipiell konservativ oder mindestens stetig sind, darf aus den vorhandenen Jahresbänden ab 1953 einiges geschlossen werden: Was sich wenige Jahre nach dem Kriege präsentierte, war im Charakter in der Vorkriegszeit kaum anders geartet, höchstens prägnanter und umfassender im vorliegenden Presseorgan vorhanden. Das «Katholische Volksblatt» trug 1953 einen Titel in Frakturschrift, was darauf hinweist, dass die Vorkriegszeitung nicht nur im Kopf, sondern auch im Textteil in der üblichen Frakturschrift gehalten war. 1953, als die meisten Blätter auf Antiqua umstellten, da wählte der Verlag Röthlin, Sins, die Unzialschrift für Titel und Texte. Die Zeitung war vierspaltig gehalten, umfasste meist vier Seiten und führte auf der Titel- und meist auch auf der zweiten Seite einen Fortsetzungsroman unter dem Strich; damals, 1953, «Winnetou» von Karl May. Sonst schien die Redaktion sichtlich darum besorgt, katholische Autoren zum Zuge kommen zu lassen, zum Beispiel Romane von Heinrich Federer oder «Lucius Flavus», ein historischer Roman aus Jerusalem in biblischer Zeit von Josef Spillmann.

Obwohl die Wochenzeitung laut Untertitel «für das Freiamt» gedacht war, so führte sie auch 1953 noch Ausländisches im Leitartikel, dazu im Nachrichtenteil die Rubriken Eidgenössisches, Kanton Aargau, Aus dem Freiamt und Aus der Nachbarschaft, gemeint Zug und Luzern. Man versuchte damals noch – wie bei andern Lokalzeitungen auch – für ländliche Leser die grösseren Blätter überflüssig zu machen. Aber gerade damals, das heisst um 1953, begann die Redaktion diese Teilgebiete zugunsten einer lokaleren Ausrichtung abzubauen: Ab 1. Juli 1955 entfielen die schweizerischen Nachrichten; es verblieben nur die eidgenössischen Abstimmungskampagnen. Später versiegten auch die aargauischen Meldungen; nur die

[182] Mündliche Auskünfte von Albert Röthlin, Luzern, Rosemarie Röthlin, Sins und Annamarie Vetter-Röthlin, Sins.

Grossrats-Berichterstattung blieb bis zum Schluss ein wichtiger Bestandteil des Blattes. (Der Initiant der Zeitung, Pfarrer Balmer, war bis 1953 Grossrat!) Selbst die Rubrik Freiamt reduzierte sich zusehends auf die umliegenden Gemeinden des Oberfreiamtes und immer spezieller auf Sins. Was aber am meisten auffiel, ja die Zeitung eigentlich charakterisierte, das waren die aktuellen Meldungen, Berichte und Beiträge zum Geschehen in der katholischen Kirche: da finden wir Ereignisse aus Nah und Fern, aus den Kreisen der Kurie, der Diözese bis hin zu den nachbarlichen Dorfpfarreien und Kaplaneien: kein Geburtstag des Papstes oder Bischofs blieb vergessen, kein Jubiläum der katholischen Amtsträger blieb unerwähnt. Man wollte beim «Katholischen Volksblatt» topaktuell sein, aber was man als wesentlich erachtete, was zur Kenntnis genommen werden sollte, wurde sorgfältig ausgewählt und entsprechend markiert und plaziert. Das erzieherische Anliegen war offensichtlich, am deutlichsten bei der häufigen Besprechung von Büchern katholischer Autoren, aus den Reihen der katholischen Volksbuch-Gemeinschaft oder in ganz ausgiebiger Weise aus dem Rex-Verlag, Luzern. Dasselbe galt für Zeitschriften, für die Auswahl der Anliegen und Redner in der Ratsberichterstattung und den Themen, die an die Spitze der Frontseite rückten.

Es wäre falsch, das «Katholische Volksblatt» als ein in die Tagespolitik verirrtes Pfarrblatt zu bezeichnen, dazu war es zu umfassend und zu aktuell. Im Vergleich mit dem damaligen «Anzeiger» von Sins wird aber das eigenständige Anliegen sichtbar; das «Volksblatt» rechtfertigte sein Dasein als katholisches Organ mit jeder Nummer von neuem. Sicher: bischöfliche Rundschreiben, päpstliche Erlasse, Grussworte und Festbotschaften, Berichte und Aufrufe zum Thema katholische Universität Freiburg oder katholisches Lehrerseminar Zug waren auch in der katholischen Tageszeitung «Aargauer Volksblatt» zu finden; aber auf sechs Tage verteilt. Im Sinser «Volksblatt» war dieser Stoff in einem Wochenblatt vereint. Und das Kirchenjahr war derart bestimmend, dass es den Verlag nicht reute, zu hohen kirchlichen Feiertagen die ganze Frontseite festlich mit einem entsprechenden Bild eines katholischen Künstlers zu dekorieren und mit einem kurzen Segenswunsch zu versehen.

Zu Wahlzeiten gehörte Raum und Kommentar der katholisch-konservativen Volkspartei, im Vorfeld und im Nachgang: dies war bei Gemeinderats- und Kirchenpflegewahlen im Oberfreiamt so, aber auch bei eidgenössischen und kantonalen Wahlen und Abstimmungen. Selbst in der letzten Nummer 1959 wurde eine Flugblatt-Kampagne zu einer Kirchenpflegewahl als schlechter Stil gebrandmarkt: die Auseinandersetzung wäre, im «Volksblatt» alleine ausgetragen, wohl redaktionell gesichtet und gesiebt worden. Die Leitartikel, oft von K. W. verfasst und wohl eingekauft, hatten meist den Kampf gegen das Gottlosentum in jeder Form zum Thema. Dies bedeutete um 1953–1959, im Kalten Krieg, die ideelle und

politische Auseinandersetzung mit dem Kommunismus in jeder Form, die Kirchenverfolgungen in den Satellitenstaaten, die Leiden der dortigen Kardinäle Wyszynski und Mindszenty, Rückblicke auf die Leiden der Kirche zur Nazizeit und die Seligsprechung aufopfernder geistlicher Würdenträger.[183]

Nicht zu vergessen sind die lokalhistorischen Beiträge von Bezirkslehrern aus Sins, wie die Serie «Das Kirchlein St. Wolfgang im Zugerland»[184] von F. Rohner, der Abdruck eines halben Buches, dann die Darstellung zum alten Pfarrhaus von Sins. Zum selben Thema gehören Sondernummern auf Glanzpapier zur Einweihung von Schulbauten (Bezirksschule Sins, neue Turnanlagen). Sie boten Gelegenheit, dass Dr. Näf, Bezirkslehrer, die Redaktion dieser Beilagen übernahm und schulgeschichtliche Exkurse eingliederte. Während in lokalhistorischer Hinsicht die beiden Lokalblätter gleicherweise emsig wirkten, bot sich das «Volksblatt» als Parteiorgan tatsächlich als Alternative zum «Anzeiger» an. Umso mehr erstaunt, dass sich die harten Konkurrenten auch finden konnten, und zum Beispiel 1959 für das Gesamtgebiet Oberfreiamt eine Ferienablösung beider Blätter organisierten. Die zweite Generation der Sinser Verlagshäuser war im gegenseitigen Verkehr milder geworden. Als auf Ende 1959 das «Volksblatt» das Ende anzeigte, so herrschte im Verlagshaus Villiger nicht Jubel, sondern zurückhaltendes Bedauern. Man äusserte grundsätzliche Gedanken zum Pressesterben: «Sicher, die Zeitungen sind in unserem Land – und ganz speziell im Kanton Aargau – recht dicht gesät. Aber – abgesehen davon, dass das «Volksblatt» sehr sympathisch und ausgezeichnet redigiert war – bildet nicht gerade unsere im Regionalen und Lokalen zutiefst verwurzelte Presse ein Stückchen echt schweizerischer Eigenart?»[185] Ein erstaunliches Kompliment an die Adresse des Konkurrenten!

Am 26. Dezember 1959 erschien im «Volksblatt» das endgültige «Zum Abschied»: «Wenn im Blätterwald der Presse Sonne und des Bodens Kraft den gesunden Stämmen entzogen wird, dann ist es an der Zeit, Luft zu machen, auf dass die kräftigen Stämme ins lebensspendende Licht sich recken können. In dieser heilsamen Erkenntnis haben wir uns entschlossen, in unserm Wald, das heisst im Blätterwald der Katholischen Presse im Interesse des Ganzen durch unsern Verzicht Raum zu schaffen.» Und der «Wohler Anzeiger», nicht der näherer «Freischütz», wurde mit seiner Auflage von mehr als 6000 Exemplaren als Ersatz angepriesen. Damit wechselte die Adresskartei der Abonnenten den Standort von Sins nach Wohlen. Für die Leserschaft kam der Wechsel überraschend, denn zuvor war im «Volksblatt» nichts von einem Transfer angedeutet worden. Der örtliche Presse-

[183] Katholisches Volksblatt, 26. Juni oder 17. Juli 1953.
[184] Katholisches Volksblatt, 31. Dezember 1953 (12. Folge!).
[185] Anzeiger Sins, Januar 1960. Brief an unsere Leser und Inserenten.

dualismus in den Freiämter Metropolen nahm damit, nach Bremgarten, auch in Sins ein Ende: Wohlen wird die nächste Station sein, als letzter Ort wird Muri folgen.

Der «Anzeiger für das Oberfreiamt» / das «Seiser Blättli»

Um die «Kirchrüfe» zu ersetzen, hatte Buchbinder und Buchdrucker Theodor Amhof-Bucher am 3. Juli 1869 den «Freiämter Anzeiger» gegründet und das wöchentliche Inseratenblatt bis in die Zeit des Kulturkampfes, das heisst bis zum Juni 1873, auch mit redigiertem Text bedacht. Der politischen Auseinandersetzungen müde, liess er ab Januar 1874 den «Anzeiger für das Ober-Freienamt» (ab 1895 «Anzeiger für das Oberfreiamt») als Gratis-Annoncen-Blatt in die Haushalte verteilen. In diesem Sinne weitgehend unpolitisch blieb das «Seiser Blättli» bis zum Tode des Gründers am 21. Mai 1919. Der Witwe gelang es, ihren Neffen Theodor Villiger, stammend aus Wiggwil und als Bankkaufmann ausgebildet, zum Eintritt ins Geschäft zu bewegen, um ihm am 15. April 1924 das Papeteriegeschäft mit Buchdruckerei zu übertragen. Dazu gehörte die Herstellung des «Anzeigers». Ein drucktechnischer Fachmann konnte er mit dem Geschäft übernehmen, sodass es sich vorwiegend dem Inhalt der kleinen Zeitung widmen konnte.

Sachte, fast durch die Hintertür, hatte sich ab 1910 der Textteil wieder eingeschlichen. Theodor Villiger gehörte verschiedenen Vereinsvorständen an, eingeschlossen die örtliche freisinnig-demokratische Partei. Somit galt die Zeitung seit der Redaktion Villigers als parteiisch, obwohl versucht wurde, allen Meinungen Raum zu geben. Der guten Presse von Muri galt, so oder so, der neutrale «Anzeiger von Sins» als gefährlich, zumal die politische Heimat der Verlagerfamilie kein Geheimnis war. Was dem Quartblättchen auf der vierten Seite jeweilen an Text beigelegt wurde, könnte man am ehesten der Rubrik Vermischtes zuordnen. Das Lokale beschränkte sich auf Theatralisches oder Literarisches. Noch unter Theodor Amhof wurde der Text auf die Frontseite verlegt. «Laut Verordnung des auf 1. Januar 1911 in Kraft tretenden neuen Postgesetzes muss der Anzeiger in Zukunft den sogenannten Text auf der ersten Seite plazieren, also nicht mehr wie früher nach dem Inseratenteil.»[186] So formuliert war die Angabe unzulänglich; es müsste heissen: Sollte der «Anzeiger» von der günstigen Zeitungs-Transportaxe profitieren, dann musste er die Attribute einer Zeitung und nicht jene eines Inseraten-Anzeigers aufweisen. Nun wollte der «Anzeiger» kein Anzeiger mehr sein. Das neue Postgesetz hat letztlich das «Seiser Blättli» wieder auf den politischen Weg gebracht.

[186] Anzeiger, 31. Dezember 1910.



Theodor Villiger (1900–1980), Verleger des «Anzeiger von Sins» 1924–1952 (Fam. Villiger).

Damit verpasste man ungewollt dem kleinformatigen Organ ein zeitungsähnliches Aussehen. Während noch bis zum 7. Oktober 1911 ein bläuliches Papier verwendet worden war, passte sich der «Anzeiger» auch farblich den üblichen Blättern an. In dieser Form und Gestalt, das heisst als Annoncen- und Unterhaltungsblatt mit etwas Lokalkolorit, hatte Theodor Villiger 1924 den «Anzeiger» von der Witwe Amhof übernommen und vorerst ohne grundlegende Änderung fortgeführt. In den Jahren 1932–1934 blieb das zweispaltige Blatt im Textteil instabil: eine Nummer bot lediglich einen Sachaufsatz als Lesestoff an, dann wieder belebten Vereinsnachrichten, Verhandlungen des Gemeinderates oder Nekrologe den Inhalt. Der Blättli-

macher streckte sich nach der Decke. Fiel lokaler Stoff an, so pflegte er ihn vorzüglich zu präsentieren, ansonsten füllte er den anzeigenfreien Raum mit irgendwelchen unpolitischen Texten. Ein Netz von festen Korrespondenten war kaum vorhanden. Der «Anzeiger» war ein «Neutrales Publikationsorgan», wie der Untertitel damals lautete.



Die Druckerei Villiger in Sins (Fam. Villiger).

Am 11. September 1936 erschien in Sins das «Katholische Volksblatt für das Freiamt» im Verlag Röthlin und Co. und sorgte für Unruhe und Wandel. Theodor Villiger reagierte blitzschnell: Am 18. September, zum eidgenössischen Bettag, zeigte sich der «Anzeiger» im neuen Gewand: normales Zeitungsformat, dreispaltig, in Antiqua-Schrift mit reichem Textteil und Roman unter dem Strich. Kurz, als Lokalzeitung, wie sie landauf landab zu finden war. Ein Husarenstreich! «Jedes Geschäft hat heute schwer, sich zu behaupten und jedes alte Blatt hat noch schwerer, sich in seiner alten Form zu erhalten, an eine Erneuerung gar nicht zu denken. Ich habe es aber trotzdem gewagt.»[187] So klagte Villiger indirekt die neue örtliche Gazette an, wohlwissend und eingestehend, dass sich im Oberfreiamt ohne den Stachel der Konkurrenz nichts geändert hätte.

In der Folge ging die Redaktion nur sehr selten auf das «Katholische Volksblatt» ein; dessen Absatz durch Querelen zu fördern, lag sicher nicht

[187] Anzeiger, 18. September 1936.

im Interesse des eingesessenen Verlegers. Seine Zeitung war nun – ähnlich wie in Muri – als liberales mittelständisches Geschäftsblatt abgestempelt, das auch die Landwirte der Bauernpartei miteinbezog, während das «Volksblatt» mehr die konservativ-bäurischen Kreise ansprach. So wandte sich zum Beispiel der «Anzeiger» gegen die Behauptung im «Volksblatt», der Schweizerische Bauernverband verschlinge grosse Mittel, leiste aber wenig Fühlbares. Eine typische feindselige Auslassung aus dem Kreise des katholischen Bauernbundes, dem Brugg immer wieder suspekt war! Der Kampf für den Milchpreis wurde dann im «Anzeiger» als Beispiel angeführt, wie sehr sich Verbanspolitik lohne.[188]

Unter dem Titel «Mittelständische Volksfront her!» zeigte sich der «Anzeiger» als klar bürgerlich positioniert, was 1936 nur bedingt auch bäuerlich-katholisch bedeutete. Nachdem der Frontenfrühling und die Erneuerungsbewegungen, die eben keine waren, nichts gebracht hätten, solle nun eine Volksfront nach dem Muster der Sowjetunion den Segen bringen. Mit echter Standespolitik müssten beide Richtungen bekämpft werden, eingeschlossen die «grosskapitalistischen Unternehmungen» wie die Migros, die unsere Kleinbetriebe bedrohten.[189] Villiger solidarisierte sich mit den Gewerbetreibenden, die zugleich seine potentiellen Inserenten waren, indem er den eigenen Daseinskampf dem ihrigen gleichsetzte: Auch wir müssen im Ringen um die Existenz «entweder Schritt halten oder unterliegen». Ohne seine dräuende Konkurrenz am Orte zu nennen, versuchte er seine Getreuen bei der Stange zu halten.[190] Eine redigierte Wochenschau mit ausländischen und eidgenössischen Themen gehörte neuerdings zum «Anzeiger»-Service, dem eindeutig das Unpolitische, das Neutrale, abging. Der Untertitel «Neutrales Publikationsorgan» wurde auf Ende des Jahres 1936 mit Recht entfernt.

Ein auswärtiger Abonnent hatte das «liebe Seiserblättli» zum Jahresende 1937 mit einem Glückwunsch zum 70. Jahrgang versehen. Das Wochenblatt werde, als «Bericht aus der Heimat, von Vater, Mutter und Kindern gelesen». «Was uns Auswärtige aber am peinlichsten berührte, ist die Tatsache, dass man Dir in Deinem Alter noch ein Schwesterchen zur Seite stellte und diesem einen so feierlichen Namen in die Wiege legte. Mit grösstem Befremden hat jeder senkrechte Sinser Deinen Konkurrenten jenseits des Baches entstehen sehen, doch das gehört zur modernen, christlichen Nächstenliebe. Schau, bittere Pillen gab es immer zu schlucken, tröste Dich mit dem Doktor, der in Zukunft ja auch liebe Konkurrenz bekommen soll.»[191] Tatsächlich fand sich in derselben Nummer eine Anzeige eines

[188] Anzeiger, 12. Oktober 1936, mit Verweis auf das Katholische Volksblatt vom 25. September.
[189] Anzeiger, 30. Oktober 1936.
[190] Anzeiger, 6. November 1936.
[191] Anzeiger, 31. Dezember 1937.

Dr. med. W. Zimmermann, der in Sins eine neue Praxis eröffnete. Theodor Villiger liess sich solche Komplimente gefallen – sofern sie nicht gar bestellt waren. Er selber aber vermied Streitereien, geschweige denn Polemiken, mit dem örtlichen Konkurrenzblatt. Man kannte den politischen Standort des andern, respektierte ihn und lieferte sich einen fairen geschäftlichen Wettkampf. Offenbar vermochten beide Organe zu überleben und sicherten mit ihrem Renommee der Kundendruckerei die Aufträge.

Die Kriegszeit 1939–1945 erbrachte dem «Anzeiger» etwelche Schwierigkeiten: «Bis auf weiteres wird der Anzeiger nur in zwei Seiten erscheinen.» «Meine beiden Gehilfen sind aktiv in der Armee eingeteilt und mussten dem Ruf des Vaterlandes Folge leisten.»[192] Die reichlich fliessenden Kriegsnachrichten, vorab aber die kriegswirtschaftlichen Massnahmen im Inland, die publiziert werden mussten, riefen dennoch häufig nach einer vierseitigen Ausgabe, wobei oft nur noch eine halbe Seite Inserate (abzüglich die Eigenwerbung) dem Blatt das Überleben sichern musste. Es dürfte diese Schicksalsgemeinschaft gewesen sein, die das Nebeneinander entkrampfte und nach dem Kriege gar zu Absprachen zwischen den Sinser Verlegern führte. «Infolge Betriebsferien der beiden Druckereien in Sins vertreten sich das Katholische Volksblatt und der Anzeiger gegenseitig.» Es folgten die Daten der jeweiligen Ausgaben: je zwei Wochen wurde nur das eine, dann das andere Organ ausgeliefert. «Die Zeitung wird in der Gemeinde Sins allen Haushaltungen zugestellt.» Und es folgten die Unterschriften beider Verleger.[193]

Obige Zusammenarbeit fiel bereits in die Ära der zweiten Generation Villiger. Auf den 2. November 1952 konnte Theodor Villiger seinen Söhnen Theo und Marcel Zeitung und Geschäft übergeben, nachdem sich beide als Druckereifachleute in der deutschen und französischen Schweiz aus- und weitergebildet hatten. Der Betrieb wurde modernisiert, das heisst das Untergeschoss des damaligen Wohnhauses (heute Bürohaus) wurde umgebaut. 1959 erfolgte ein Hausumbau und der Neubau des Druckereigebäudes.[194] «Der Betrieb spezialisierte sich auf Werbedrucksachen und gepflegten Farbendruck, vernachlässigte aber auch die Geschäfts- und Privatdrucksachen nicht. Die Zeitung – obwohl ein Defizitgeschäft – gab man der Sache zulieb weiterhin heraus.» Weitere Neu- und Umbauetappen folgten 1971 und 1985, sowie 1992. Am 18. Dezember 1963 wurde die seit 1952 bestehende Kollektivgesellschaft in eine Aktiengesellschaft umgewandelt: Gebrüder Villiger AG. Sie besteht heute noch als Immobilienfirma, während seit 1. Januar 1992 für die Produktion von Drucksachen und den Verlag des «Anzeigers» eine neue Firma, die Villiger Druck AG, gegründet

[192] Anzeiger, 8. September 1939.
[193] Anzeiger, Sommer 1959.
[194] Anzeiger, Jubiläumsausgabe 125 Jahre, 30. Dezember 1994, S. 13.

wurde. Inhaber der neuen Firma sind Marcel und Rita Villiger-Bisanz. Die dritte Villiger-Generation verkörpert deren Sohn Daniel Villiger, der seit 1987 im Betrieb tätig und seit 1994 Geschäftsleiter und Mitaktionär der Firma ist. Soviel zum Geschäftlichen![195]

Die Zeitung «Anzeiger» erlebte in dieser Zeit etwelche Wandlungen. Auf Neujahr 1960 hatte das «Katholische Volksblatt» von Sins sein Erscheinen eingestellt, respektive die Abonnentenkartothek an den «Wohler Anzeiger» verkauft. Mit diesem Transfer war dem verbleibenden «Anzeiger» mehr gedient, als wenn die Adressen dem näher liegenden «Freischütz» übermittelt worden wären. Als Oberfreiämter Lokalblatt sah sich das verbleibende Organ in einer Monopolstellung und sollte – der neuen Situation entsprechend – wieder vermehrt Forum für alle werden. Den Bemühungen entsprachen die Resultate nicht. Zum Jahresanfang 1963 forderte der Verlag einmal mehr die ganze Bevölkerung auf, Mitarbeiter zu sein: «Jedem stehen die Spalten des Anzeigers offen, der gewillt ist, einen Beitrag zu leisten oder eine fruchtbare Diskussion anzuregen. Das ist auch der Grund, weshalb sich der Anzeiger weder jetzt noch später einer bestimmten politischen Richtung anschliesst. Er soll und will frei bleiben, der Gegend entsprechend ein katholisches, christliches, gut schweizerisches, aber typisch oberfreiämterisches Blatt. Unterstützt weiterhin die hiesige Presse.»[196] Und man gab zu, dass diese Offenheit aus dem Verschwinden des «Volksblattes» resultiere.

Ein halbes Jahr später wurde man in eigener Sache noch eindringlicher: Tageszeitungen in sämtlichen Haushaltungen würden den Lokalblättern zwar die Aufgabe erleichtern, die ureigenste Domäne des Naheliegenden zu bearbeiten. Aber sie müssten «immer wieder darauf hinweisen, dass ein Lokalblatt nur veröffentlichen kann, was ihm zum grossen Teil eingesendet wird, und ohne eine aktive Mithilfe der Bevölkerung ist dies nicht möglich». Gleichzeitig wurde das Inseratenmanko beklagt. Die meisten grösseren Zeitungen könnten – um wirtschaftlich bestehen zu können – «mindestens gleichviel Inseratenseiten aufweisen wie Textseiten». Gleiches sei für kleine Blätter notwendig. «Der Verlag gibt sich alle Mühe, das lokale Organ zu erhalten, aber er braucht dazu das Verständnis der Leserschaft.» Im Gegensatz zu vielen Landzeitungen, die ihr Publikum durch eine plötzliche Fusion oder den Abbruch der Übung schockierten, spielte der Verlag Gebrüder Villiger AG mit offenen Karten und bewies damit Volksnähe. Daher konnte man am 1. November 1963 auch mit einer Neugestaltung aufwarten, die trotz formaler Reduktion, das Verständnis der lokalen Leserschaft finden konnte. «Wir könnten also kurz und bündig erklären, ab 1964 erscheint der Anzeiger nicht mehr.» Doch der «kulturelle Wert» eines

[195] Anzeiger, Jubiläumsausgabe, S. 15.
[196] Anzeiger, Januar 1963.

Lokalblattes wiegt zu schwer, um ein traditionsreiches Blatt «mit einem Federstrich aus der Welt zu schaffen». Nicht nur das Lokalhistorische soll hier seinen Platz finden, auch die politischen Führer aus allen Parteien mögen den «Anzeiger» für die Tagespolitik benutzen. Das kleine Format, zufällig das ursprüngliche des «Anzeigers» 1869, könnte Heilung bringen, ebenso die strikte Beschränkung auf die Lokalnachrichten, meinten der Verlag. Doch auch dies bedeute, dass die Hälfte des Raumes den Inseraten zukommen müsste.[197]

Allen diesen Massnahmen zum Trotz konnte das Lokalblatt neuer Prägung auf die Dauer nicht selbsttragend gemacht werden. Man suchte neue Auswege. 1968 liefen Verhandlungen mit «allen sieben obersten Gemeinden des Freiamts», um die Zeitung in ein offizielles amtliches Publikationsorgan zu verwandeln.[198] Auf den 3. Januar 1969 konnte das Ergebnis präsentiert werden. Drei Gemeinden – Auw, Oberrüti und Sins – hatten sich dazu entschlossen, ab sofort ihre amtlichen Bekanntmachungen im «Anzeiger» zu veröffentlichen. Das Blatt wurde im Gegenzug an sämtliche Haushaltungen dieser Region abgegeben. Damit konnte die Auflage vergrössert, gleichzeitig für private Inserenten der Leserkreis erweitert werden. Die Gemeinden Abtwil, Beinwil, Dietwil und Mühlau schlossen sich kurze Zeit danach der gleichen Regelung an. Die Auflage von 600–1500 Stück in der Frühzeit dieses Blattes erweiterte sich 1969 auf 2100 und erreichte 1994 3789 Exemplare.

So konnte das Lokalblatt im gegenseitigen Einverständnis und mit symbiotischer Wirkung der Gegend erhalten bleiben. Dass in der Bevölkerung dagegen keine Opposition erwuchs, beweist, dass sich die frühere und die gegenwärtige Offenlegung des journalistischen Notstandes bezahlt gemacht hat. Ab 1981 wurde pro Monat eine Grossauflage konzipiert, die im Grossformat auch die Gemeinden Benzenschwil, Merenschwand, Maschwanden, Cham, Hünenberg und Risch-Rotkreuz bediente. Trotzdem blieb der «Anzeiger» ein Sorgenkind und beschäftigte die Geschäftssitzungen auch in den 80er-Jahren. Im Oktober 1988 wurde im Protokoll festgehalten, dass der Zeitungsbetrieb, «wenn er für sich wie eine andere Druckarbeit abgerechnet wird», in den letzten vier Jahren «einen zunehmenden Verlust ausweist».[199] Nochmals mussten Massnahmen ergriffen werden, die Situation zu verbessern. Sie betrafen vor allem die Grossauflage, die sogenannte «Drei-Kantone-Zeitung», die zeitweise bis 18 577 Exemplare aufwies, nun in Absprache mit andern Verlegern dann wieder auf 9 198 Stück zurückgestuft wurde.[200]

---

[197] Anzeiger, 1.November 1963.
[198] Anzeiger, Jubiläumsausgabe 125 Jahre, S. 10.
[199] Anzeiger, Jubiläumsausgabe, S. 11.
[200] Anzeiger, Jubiläumsausgabe, S. 26.



Die Frontseite unserer Regionalzeitung im Wandel der Jahrzehnte

Die Änderungen des Erscheinungsbildes im «Anzeiger für das Oberfreiamt».

Die Gegenstrategie auf dem Inseratenmarkt war zu offensiv konzipiert gewesen, den Kleinen im Lande war nur eine kurze Durststrecke gegönnt, wollte man einen Kollaps vermeiden. In den 90er-Jahren erwies sich endlich das Lokalblatt als lebensfähig. Telefon, Radio, Fernsehen und Film verwandeln die Medienwelt: «Diese Zeiterscheinungen haben aber für unsere Lokalzeitung wenig Bedeutung, denn das Geschehen in unsern Oberfreiämter Gemeinden können wir nicht am Bildschirm erleben – es sei denn, es geschehe etwas Sensationelles. So etwas wird dann ganz gross aufgezogen, mit Bildem und Kommentaren; nach Negativem wird gegraben, oft ohne Rücksicht auf den Menschen und dessen Intimsphäre. Und genau das wollen wir nicht.»[201]

Nummern von 16–18 Seiten waren bald keine Seltenheit mehr. «Der eindeutige Wunsch der Korrespondenten und Einsender sowie des Verlages und der Redaktoren nach vermehrter bildlicher Darstellung ist nicht zu übersehen.» «Die früher ausschliesslich in schwarz gedruckten Zeitungen werden seit geraumer Zeit mit Farbdrucken in Text und Bild angereichert. Das gilt auch für den Anzeiger, welcher in Zukunft im Zusammenhang einer typographischen Neugestaltung auch bald Farbbilder bringen kann.»[202] Diese Prognose wurde Realität. Seit 1994 führt Edi Zimmemmann, «ein junger Fachmann im Pressewesen mit germanistischer Ausbildung die Redaktion des Anzeigers». Spät wurde also auch das «Seiser Blättli» von der Professionalisierung erfasst: Der Inhaber und Verleger als Nachrichtenschreiber – eine langsam aussterbende Spezies typisch aargauischer Land-Journalisten – gehört auch in Sins der Vergangenheit an.

[201] Anzeiger, Jubiläumsausgabe, Vorwort von Marcel Villiger.
[202] Anzeiger, Jubiläumsausgabe, S. 28.

Der Bezirk Laufenburg

«Der Fricktaler»

Der «Frickthaler» war 1869 mitsamt seinem Besitzer nach Laufenburg gekommen. 1875 wurde der Betrieb an Josef Koulen, 1882 an Johann Binkert verkauft. Seit 1877 war das Blatt ein gut katholisches Organ geworden, das von einigen Pfarrherren mit Beiträgen reichlich versehen wurde.[203] 1904 erfolgte der Ausbau von der zwei- zur dreimaligen Ausgabe, seit 17. April 1906 konnte als illustrierte Sonntagsbeilage «Die Rheinwacht» beigefügt werden. Früher (um 1900) hiess die Beilage «Illustriertes Sonntagsblatt». Schon am 9. Dezember 1903 wurde mit einer Grossaktion dem «Frickthaler Volk zu Stadt und Land!» der Ausbau des Organs am Kopf der Frontseite werbewirksam angesagt. Die redaktionellen Beiträge waren die Wochenschau zum Wochenende, Aus Nah und Fern oder die Grossraths-Verhandlungen an Wochentagen. «Unser Blatt als katholisch-konservatives Organ wird seinen religiösen und politischen Grundsätzen auch fürderhin treu bleiben und zugleich aufrichtig an einer befriedigenden Lösung der sozialen Probleme mitarbeiten.»[204] Seit 1909 versuchte man es mit einer vier- statt dreispaltigen Darstellung, kehrte aber 1920 wieder zur alten Form zurück. 1914 hiess «Der Frickthaler» im Untertitel «Allgem. Anzeiger für das Rheintal», ab 16. Mai «Der Frickthaler und Oberrheinischer Anzeiger», seit 13. Januar 1917 wieder «Allgem. Anzeiger für das Fricktal». Damals setzte man auch einen Fortsetzungsroman unter den Strich der ersten und zweiten Seite.

Mit dem Kriegsbeginn 1914 bot die Redaktion eine grosszügige Berichterstattung zum Frontgeschehen an, die alleweil die Schauplätze als eigenständige Kapitel behandelte. Kommentare waren kaum zu finden; selbst in den Zusammenfassungen fehlten die Stellungnahmen. Mit der Zeit (1915/16) liess die Redaktion unter dem Strich auf Seite zwei und drei die Kriegsbilder einrücken, eine Darstellung – wohl eingekauft – die ebenfalls fast ohne Wertungen auskam. Diese Zurückhaltung fand sich damals im Aargau selten. Die Kriegsreportage blieb während der ganzen Kriegszeit ein wesentliches Merkmal des Presseorgans dieses Grenzortes. Die katholisch-konservative Volkspartei des Bezirks Laufenburg rührte selber in einem Fenster die Werbetrommel für den «Frickthaler», der für die «Interessen des Bauern- und Gewerbestandes einstehe und diesselben nach Kräften fördern helfen» wolle.[205]

---

[203] Siehe Band I, S. 427f.
[204] Frickthaler, 26. Dezember 1900.
[205] Frickthaler, 2. November 1918.



Der 1919 verstorbene Verleger des «Frickthalers», Johann Binkert (Druckerei Binkert).

Das Ende des Krieges mit dem Fall der Fürstenhäuser in Europa, samt dem Zurückdrängen von Wilsons Friedensplänen dank Härte der Entente-Mächte, zeigte nun deutlich, dass die Sympathien des Blattes doch – wie bei andern Aargauer Blättern – auf der Seite der Mittelmächte standen. Doch wurde dies alles überschattet vom Landesstreik, vom Züri-Putsch der Umstürzler, die den Bolschewismus in der Schweiz etablieren wollten.[206] «Die schweizerische Sozialdemokratie am Scheideweg» und die begeisterten Berichte zur «Patriotischen Tagung in Brugg»,[207] zusammen mit fünf

[206] 2., 9. und 12. November 1918.
[207] 23. und 26. November 1918.

ausführlichen Kommentaren zur Dezember-Bundesversammlung zu diesem Thema, liefern den Beweis, dass sich der «Frickthaler», wie andere katholisch-konservative Blätter, nun in die bürgerliche Front einordnete und daher das Kulturkämpferische vorübergehend zurücktrat.[208]



Das neue Druckereigebäude in Laufenburg von 1959, eine ehemalige Textilfabrik (Druckerei Binkert).

Der Firmengründer Johann Binkert starb 1919. Sein Sohn gleichen Namens übernahm die Leitung des Betriebes und förderte vor allem das Verlagsgeschäft: der «Schweizer Dorfkalender», aus dem später der «Fricktaler Hauskalender» hervorging, wurde vor allem von seiner Ehefrau Frieda Binkert-Brunner betreut.[209] Dann wurden eine ganze Reihe von Pfarrblättern aus der weitem Umgebung im Hause Binkert verlegt und gedruckt. Am 1. Januar 1948 trat Sohn Pius Binkert in die Firma ein verliess diese wieder am 1. April 1953. Sein Bruder Max übernahm am 1. Juli des gleichen Jahres die Geschäftsführung. Beide hatten den technischen Betrieb ausgebaut und sich auf die Herstellung von Fachzeitschriften spezialisiert. Das Wachstum der Druckerei brachte es mit sich, dass die Gebäulichkeiten in der Altstadt allmählich zu eng wurden. 1959 kaufte man die Liegenschaft der damaligen Textilfabrik Buser und Keiser an der Baslerstrasse. Gleichzeitig erfolgte die Umwandlung der Firma in eine Aktiengesellschaft, an der sich auch die Söhne massgeblich beteiligten. «Verwurzelt blieb das Unternehmen allerdings im Fricktal, nicht zuletzt durch die Lokalzeitung Frickthaler und die

[208] 10., 12., 17., 19. und 24. Dezember 1918.
[209] Frickthaler, 1. Oktober 1982, 100 Jahre Binkert.

1941 dazugekommene Neue Rheinfelder Zeitung.»[210] Letzere wurde als Kopfblatt geführt und ersetzte in Rheinfelden die katholisch-konservative «Küpferzeitung», das Nachfolgeorgan des einstigen Demokratenblattes «Schweizerbote aus dem Fricktal». Seit 1930 wurden die beiden Zeitungen durch einen vollamtlichen Redaktor betreut. Sie blieb, auch während der Ausbauphase, immer eine Art pièce de résistance im Hause Binkert. Schliesslich waren Mitglieder der Familie aktiv in der Politik engagiert,und die Betreuung von Pfarrblättern konnte fast nur als Annex eines treuen Parteiblattes geschehen.[211]

Der Redaktor Emil Hering, der in den 30er-Jahren die Schriftleitung innehatte, war in seinen Prognosen nicht allzu glücklich. Aber mit seinem Antritt zeigte der «Frickthaler» öfters als bisher eine eigenständige Meinung. Redaktionell bearbeitete Rubriken waren Aus aller Welt, Kurze Nachrichten und Das Neueste in Kürze, dazu gelegentlich ein Leitartikel aus seiner Feder. So sah Hering am Ende des Jahres 1932 für das folgende Jahr für Deutschland gute Aussichten: Der Bolschewismus im Reich sei nur ein Auswuchs der Notlage und könne sich niemals etablieren; der Rechtsradikalismus habe 1932 mit seiner «alles oder nichts-Methode» ausgespielt. Die Mittelparteien würden 1933 einen Rückstrom erhalten. Damit schwinde der «Irrwahn nationalsozialistischer Alleinseligkeit» mitsamt des Glaubens an Hitler als dem «Retter aus allem Übel und Elend». Einen Monat später sollte ihm ein böses Erwachen beschert sein.

Einige Tage nach dieser Prognose bewies er klar, dass ihm die braunen Horden mehr als unsympathisch waren: «Grüne Schmutzfinken im braunen Hemd, die nicht einmal über die geringste Dosis von Anstand verfügen, mengen wieder einmal im Alemanne, dem Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens im Dreckkübel herum.» Auch die Redaktion des «Frickthalers» werde als «jüdische Lausbuben», «Judenlümmel» und «ausländische Lausejunge» betitelt, zusammen mit andern, die wenig Schmeichelhaftes über die NS-Partei gebracht haben. Dies noch vor der Machtergreifung![212] Es wurde berichtet von der «völligen Verwahrlosung der braunen Garde» und von «verbrecherischen Elementen», dazu von «Millionenschulden der Nazi».[213]

Kleinlauter kommentierte die Redaktion, nachdem die Reichskanzlerschaft Hitlers Tatsache geworden war: «Die Nationalsozialisten haben sich in die Wolle verpacken lassen.« Trotzdem mahnte Hering an, dass auch ein kontrollierter Hitler ein grosses Risiko darstelle. Aufgeschreckt durch eine Rede Görings, worin die Katholiken als Staatsfeinde dargestellt wurden – «Schwarze sind Schmiere gestanden», wenn «rote Gauner» deutsches Gut

[210] Frickthaler, 1. Oktober 1982, 100 Jahre Binkert.
[211] Als Pendant dazu siehe die Kasimir Meyer AG und der Wohler Anzeiger.
[212] Frickthaler, 10. Januar 1933.
[213] Frickthaler, 12. und 14. Januar 1933.

gestohlen haben – liess sich die Redaktion auf keine Kompromisse mit den neuen Machthabern ein: «Der wachsenden Anarchie der Geister entspricht der abnehmende Widerstand der überlieferten Kräfte politischer und sozialer Erhaltung. Müssen in der Eidgenossenschaft die Dinge so weit kommen wie in Deutschland, Italien und anderwärts, damit aus der Tiefe der Not der Wiederaufstieg zur Höhe geboren werde?»[214] Diese rhetorische Frage nahm das Urteil über die damals entstehenden Fronten vorweg: Auch wenn gewisse Programmpunkte sympathisch wirken: «katholische Mitläufer aufgepasst!»[215]

Die Gottlosigkeit verwandle sich in einen «Krieg gegen Gott», so die Erkenntnis des geheimen Konsistoriums unter Pius XI.[216] Das war Hering mehr als nur Leitlinie. Die Versammlung der Nationalen Front in Stein erhielt keine guten Noten: Die Redner hätten versichert, dass man die Hitler-Bewegung nicht nachäffen wolle. Das Gegenteil wurde sichtbar. Überall seien Weisshemden als Aufsicht postiert gewesen. Provokatorisch habe man ein goldenes Zeitalter heraufbeschwören wollen. Wir aber bräuchten keinen «eisernen Besen», um Zustände zu verbessern.[217] In zwei längeren Aufsätzen «Die Fronten und wir» bekannte die Redaktion: «Was gut ist im Programm der Fronten ist Bestätigung dessen, was wir immer schon angestrebt haben, bevor jene aus dem Ei gekrochen waren». Wir haben nicht nötig, irgendeiner Front beizutreten.[218] Die meisten, die an solchen Versammlungen teilnehmen, seien lediglich Gwundrige. Der «Rassenfimmel» sei abschreckend. Diese eigenen Einsichten fanden sich im «Frickthaler», bevor die katholisch-konservative Volkspartei offiziell Distanz zu den Fronten genommen hatte. Für Hering war Erneuerung kein Schlagwort: «Jede wahre Volkserneuerung hat eine sittliche Erneuerung des einzelnen Menschen wie der Gesellschaft zur Voraussetzung und Grundlage. Diese Erneuerung konnte unmöglich aus einer Ideologie stammen.»[219]

Während des Zweiten Weltkrieges starb der Eigentümer der «Neuen Rheinfelder Zeitung», G. Küpfer. Die Pressgemeinschaft Concordia fürchtete, dass das Blatt durch eine interne Übernahme der katholisch-konservativen Politik entfremdet werden könnte. So bot sie die Zeitung dem Verlag Binkert in Laufenburg an, die daraus das Kopfblatt mit Rheinfelder Regionalteil konzipierte. Damit schwächte sich der harte Konkurrenzdruck im Fricktal etwas ab. Das Brot der Zeitungsmacher war in dieser Region schon immer hart gewesen. Schon am Jahresende 1932 bekannte der «Fricktaler»: «Wir möchten aber daran erinnern, dass auch das Durchbringen einer Zei-

[214] Frickthaler, 16. März 1933.
[215] Frickthaler, 7. Januar 1933.
[216] Frickthaler, 16. März 1933.
[217] Frickthaler, 14. Juni 1933.
[218] Frickthaler, 1. und 4. Juni 1933.
[219] Frickthaler, 27. Dezember 1933.

tung, wie es der Frickthaler ist, heute erhebliche Opfer verlangt und gerade in diesen Zeiten des Ideenkampfes und der Umwälzungen ein ernstes Gebot der Stunde ist, mit aller Kraft für die Erhaltung und Ausbreitung der guten Presse, als Stütze unserer Grundsätze und Weltanschauung zu sorgen.»[220] Schon damals wurde die Samstagnummer des Organs als «Frickthaler Allgemeiner Anzeiger» separat vermarktet, um eine breitere Verteilung sicherzustellen. Mit der Akquirierung der Rheinfelder Abonnentenschaft konnten die katholisch-konservativen Kräfte zusammengeführt und gebündelt werden.

Aus wirtschaftlichen Gründen war dann 1962 der «Fricktaler Anzeiger», ein Produkt einer Verlagsgemeinschaft der FF-Druck Arnold Fricker AG, Offsetdruck in Frick und der Binkert AG, Laufenburg, herausgegeben worden, das als amtliches Publikationsorgan diente und daher gratis in alle Haushalte geschickt wurde. Dieses Insertionsorgan war bereits ein Abwehrmittel gegenüber den Tageszeitungen in Baden und Aarau, die ins Fricktal zu expandieren drohten. 1979 verschmolzen die Lokalzeitungen «Fricktaler»/«Neue Rheinfelder Zeitung», Laufenburg und «Fricktal-Bote», Frick, «die sich über Jahrzehnte hinweg einen harten Kampf um Abonnenten geliefert hatten» zum «Fricktaler Boten». «Aus zwei Bäumchen wurde ein Baum, der dem Sturm des unerbitterlichen Wettbewerbes seitens der Tageszeitungen besser widersteht. Die Redaktionen in Frick und Laufenburg bestehen weiter und wurden ausgebaut. Die beiden Druckereien teilen sich die technische Ausführung der Zeitung; gesetzt wird vor allem auf Satzcomputer in Laufenburg, gedruckt auf Rollenoffset in Frick.»[221]

So konnte der alte «Frickthaler» sein hundertjähriges Bestehen nicht mehr feiern, meinte damals, 1982, der Redaktor der Jubiläumsnummer der Firma. Damit war er auf dem Holzweg. Die Zeitung dieses Namens wäre 1951 schon 100jährig geworden, hätte 1969 das 100jährige Bestehen am Standort Laufenburg feiern können, als katholisch-konservatives Organ wäre im Dezember 1977 das Jubeljahr gewesen und nur als «Binkert-Blatt» verpasste man die Geburtstagsfeier. 1982 redigierten Ruedi Hagmann und Erwin Kartnaller in Frick und Laufenburg den neuen «Fricktaler Boten».

«Fricktal-Bote» / «Fricktaler Bote«

Frick, die stolze «Centrale» des eigentlichen Fricktales, besass schon im Dezember 1858 ein erstes Presseorgan, die «Neue Frickthaler Zeitung» des einheimischen Franz August Stocker. Unter verschiedenen Namen erschien

[220] Frickthaler, 20. Dezember 1932.
[221] Frickthaler, 1. Oktober 1982, 100 Jahre Binkert.



Arnold Fricker (1875–1954), Verleger des «Fricktaler Boten» (Druckerei Fricker).

dieses Blatt mit kantonaler Ausstrahlung aber nur bis 1862.[222] Ein zweiter Versuch 1895, veranlasst durch Buchdrucker Heinrich Siegrist, der den «Unter-Aargauer» herausgab, endigte schon um 1897, als dessen Firma in Zahlungsschwierigkeiten geriet. Sein Geschäft wurde 1902 von Buchbinder Arnold Fricker übernommen. Dass dieser rund zwei Jahrzehnte später den «Fricktal-Bote» lancierte, könnte in der Erinnerung begründet sein, dass zum angekauften Unternehmen einst eine Zeitung gehört hatte, aber auch im politischen Engagement dieses Mannes, dem Ämter und das damit ver-

[222] Siehe Band I, S. 420f.



Der Neubau von 1910 an der Hauptstrasse in Frick, ab 1925 Standort der Zeitung (Druckerei Fricker).

bundene Ansehen wohl nicht genügten. Er wollte Politik umsetzen – und dazu benötigte er ein Medium.

Arnold Fricker kam 1875 in Frick zur Welt und machte bei Buchbinder Zebert in Aarau eine Lehre als Buchbinder (Abschluss 1893). 1896 eröffnete er im Hause seines Vaters bereits ein eigenes Geschäft. Nach dem Umzug in die Dorfmitte kaufte er 1902 die fallite Buchdruckerei Siegrist auf dem Inseli und gliederte eine Papeterie an. 1910 kaufte er an der Hauptstrasse ein Haus, liess es abbrechen und erstellte damals das Hauptgebäude des heutigen Betriebes. Aber erst 15 Jahre später, als er bereits Politiker war, sollte er auch zum Zeitungsgründer werden. Von Hause aus brachte er die liberale

Überzeugung mit. 1913 wurde der rührige Geschäftsmann in den Grossen Rat gewählt, dem er 28 Jahre, bis 1941 anghören sollte. 1917 wurde er Gemeindeammann von Frick und behielt dieses Amt bei, bis zu seinem Tode im August 1954, 37 Jahre lang. Als Mitglied der freisinnigen Partei war seine Stellung in Frick eher die des politischen Aussenseiters. Es waren die verwirklichten Projekte für die eigene Region, die ihm das Ansehen für dauernd sicherten: die Bezirksschule und die Kaistenbergstrasse, dazu die stattliche Hauptstrasse durchs Dorf mit den Gehwegen. Nicht zu vergessen sein Engagement im Kultur- und Vereinsleben des Dorfes. Und all dies hatte bereits mit dem nachhaltigsten Werk seines Lebens indirekt zu tun: Der Begründung des «Fricktal-Boten» 1925.

«Im ersten Band des Fricktal-Bote vom 21. Dezember 1925 lesen wir über die Hauptgründe, die dem Fricktal-Bote zum Leben verhalfen: Er steht auf neutralem Boden und wird in gesundem fortschrittlichen Sinne eintreten für alle Aufgaben einer Klassenversöhnung – und für solche, die dazu bestimmt sind, in demokratischer Freiheit, Ordnung und Sitte am Aufbau unseres Volkes und Staates und dessen Gedeihen und Erhalten mitzuhelfen.»[223] Im Gegensatz zur Meinung seines Sohnes, der den Mut seines Vaters bewunderte, «im bereits zeitungsreichen Fricktal eine neue Lokalzeitung zu gründen», war der Initiant 1925 der Ansicht, dass Frick und Umgebung ein weisser Fleck auf der aargauischen Pressekarte sei. Damals wurde eben der Begriff Region viel kleinräumiger gefasst als 1975.

Was den angestammten Konkurrenten im Fricktal mehr in die Nase stach, das war das Etikett neutral. Eine redigierte Zeitung um 1925 hatte parteipolitische Farbe zu bekennen – oder sie war hinterhältig. So jedenfalls reagierten die «Neue Rheinfelder Zeitung» und «Der Fricktaler» in Laufenburg. Noch herrschte die Ansicht vor, dass die Parteizugehörigkeit des Herausgebers auch den Inhalt einfärben müsste, so war man's gewohnt, anders konnte es nicht sein. So betonte Arnold Fricker in Nr. 3 im Januar 1926 an die Adresse der Konkurrenten nochmals, dass die Behauptung, die Parteileitung des kantonalen Freisinns stehe hinter der Gründung, völlig daneben sei; diese hätte durch die Presse erfahren, dass in Frick eine neue Zeitung entstehe. Und weiter: «Der Fricktal-Bote, der aus meiner, seit Jahrzehnten bestehenden Buchdruckerei hervorgeht, steht ganz auf neutralem Boden und tritt für die Interessen aller Erwerbsgruppen ein.»[224] Damit lautete das Programm des neuen Organs ähnlich dem eines Anzeigers. Dies nährte den Futterneid bezüglich des Inseratengeschäftes noch mehr. Da kommt einer daher, der auf allen Weiden grasen möchte!

Nun, die Zeitung war da, besass bald ihren Leserkreis im Tal, und sie wurde im Nebenamt redigiert von Lehrer Emil Jegge in Eiken, der auch

---

[223] Fricktal-Bote, 31. Dezember 1975, 50 Jahre A. und M. Fricker.
[224] FB, Januar 1925.

später, bis zu seinem Tode 1947, Beiträge für das Blatt verfasste. Damals besass der «Bote» bereits einen hauptberuflichen Redaktor in Walter Jäger, dem späteren Dr. h.c., Verlagsdirektor in Bern (1944–1949). Er wurde abgelöst durch Hans Tschäni, dem späteren Redaktor am «Tages-Anzeiger» und bekannten Buchautor. Diese beiden profilierten Köpfe, die in Frick ihre ersten Sporen abverdienten, arbeiteten bereits in der Ära Fricker-Widmann. Im Jahre 1937 gingen nämlich Druckerei und Zeitung an den Sohn gleichen Namens, obwohl der Politiker Fricker weiterhin mit der Zeitung verbunden blieb, wie die beiden Redaktoren bezeugten, die 1975 die allmorgendlichen Besuche des Seniors und dessen kritische Bemerkungen nicht vergessen konnten.[225] Aber auch Arnold Fricker jun. erhielt Komplimente seitens der damaligen Journalisten: «Der junge Arnold Fricker war aber stolz auf seine Zeitung: sie sollte besser als die vielen Chäsblättli im Blätterwald sein.» Und die Kosten für einen hauptberuflichen Redaktor wurden daher von ihm nicht gescheut.[226]

Der «Fricktal-Bote» zeigte in den 30er-Jahren ein ambivalentes Verhältnis zum Nachbarland ennet des Rheins. Arnold Fricker und seinem Redaktor, Lehrer Emil Jegge, waren die Fortführung des kleinen Grenzverkehrs und das gute Einvernehmen zwischen den Menschen hüben und drüben ein Anliegen.[227] Zu Anfang klammerten sie sich fest daran, dass nördlich des Rheins nur einige lärmige Aussenseiter andern Geistes seien. Jegge hat in seinem regelmässigen Weltüberblick von den Maulhelden und den grünen Jungen drüben wenig gehalten, erkannte aber, dass das Schicksal der Deutschen «auch das Schicksal der Welt bedeuten» könnte. Er suchte Erklärungen für die unverständliche Politik im Reich des Jahres 1933: Die Arbeitslosigkeit, der Abfall von den liberalen Ideen, die Verunsicherung durch den Klassenkampf; alles Symptome eines fiebernden Volkes. Nur Besinnung brächte diesem Volk wieder Brot.[228] Im Gegensatz zu andern fricktalischen Blättern forderte Jegge seine Mitbürger auf, am Alemannentag in Säckingen, am 20. August 1933, teilzunehmen: «Freundschaft erhält – Feindschaft verzehrt». Er gab danach kleinlaut zu, dass die Hitlerleute dort das Sagen gehabt hätten und der Besuch aus der Schweiz schwach gewesen sei.

Wie bei allen bürgerlichen Blättern im Aargau entzündete sich die Kritik an der NSDAP und Hitler-Deutschland an antidemokratischen Zielsetzungen, der Verherrlichung der Diktatur, der kriegerischen Agressivität und in der Verletzung der Menschen- und Bürgerrechte. In dieser Prioritätenordnung! In der Verletzung der Bürgerrechte eingeschlossen waren die Aktionen gegen die Juden und politisch Unbequemen. Der Kampf gegen die Juden als Rasse, eine klar deklarierte Zielsetzung des neuen Parteistaates,

---

[225] FB, 31. Dezember 1975, 50 Jahre.
[226] FB, 31. Dezember 1975, 50 Jahre, Hans Tschäni.
[227] FB, 24. Juni 1933.
[228] FB, 24. Januar, 4. und 7. Februar 1933.

wurde kaum ernstgenommen. «Wer Feind des Abrüstungsgedankens – der Völkerverständigung – des Bestehens des demokratischen Gedankens in Deutschland ist, der freut sich heute über den Erfolg Hitlers bei den deutschen Reichswahlen.»[229]

Eine Gering- oder Fehleinschätzung der Schweiz drüben brachte die Redaktoren des «Fricktal-Boten» in Rage. Als die NSDAP-Zeitung «Frankfurter Volksblatt» die schweizerische Armee als «Nachtwächterverein» bezeichnet hatte, setzte Fricker einen NZZ-Artikel zu diesem Thema in sein Blatt und gab noch einen drauf, versah ihn mit einem Klammer-Kommentar: «(Einem solchen grössenwahnsinnigen Zeitungsschmierer gegenüber braucht es allerdings kein Gewehr; ein währschafter Hosenlupf würde schon genügen. Diejenigen Schweizer aber, die immer wieder mit den Nationalsozialisten liebäugeln, mögen an diesem Beispiel erkennen, wes Geistes Kind diese Neuerer ännet dem Rhein oft sind.)»[230] Ebenso entrüstet wurde eine Rede des Stahlhelm-Führers Dr. Wenzl zurückgewiesen, in der behauptet wurde, die Schweizer brächten den NS-Frontsoldaten Hitler, Göring etc. Sympathie entgegen. Jegge berichtete über die Umwälzungen im Reich Richtung Einheitsstaat. Kommentar: «Jeder in der Schweiz, der solches will oder diktatorische Gelüste zweigt, steht nicht mehr auf dem schweizerischen Staatsdenken.»[231]

Fricker war vor allem von den frontenfreundlichen Stellungsnahmen Oberstdivisionär Sondereggers verunsichert worden. Der von ihm bewunderte Offizier konnte doch nicht plötzlich in allem irren. In «Unser Schweizerstandpunkt zu Hilter-Deutschland» forderte er Zurückhaltung, nach der Devise von Niklaus von der Flüe. Zwar verstünden wir von der deutschen Politik nichts mehr, vor allem nicht die Judenfeindschaft. Aber letztlich hätte dort der Parteihader die Diktatur gebracht – und dies sei eine Mahnung an unser Parlament. Auch verschiedene Fronten forderten aus diesem Grund die «Aufhebung des Parlamentarismus». Das sozialistische Mehrheitsparlament in Zürich mache vor, wohin der Monopolismus in den Parlamenten führen könne: nichts, was die Bürgerlichen vorbrächten, würde dort noch ernsthaft behandelt. Solches Verhalten nähre die neuen Bewegungen.[232]

Und so schenkte er den Erneuerern in der näheren Umgebung Beachtung und gab ihnen auch Raum in der Zeitung, ihre Ansichten darzulegen, so der Artikel «Zu den Postulaten der diversen Fronten», «zur freien Diskussion», eingesandt «von verstimmter Seite». Darin durfte sowohl die«Abschaffung des Parlamentarismus» belobigt werden, als auch die Forderung Sonder-

[229] FB, 11. März 1933.
[230] FB, 21. Januar 1933.
[231] FB, 22. April 1933.
[232] FB, 2. und 4. Mai 1933.

eggers nach «Ausweisung der Juden».[233] «Eine Aussprache mit den Schweizer Nationalsozialisten» unter Wolf Wirz, führte zu einem Leitartikel, in dem als Schlussfolgerung die Leserschaft beschwichtigt wurde, dass offensichtlich die Fronten an der Demokratie festhalten wollten. Und auch Jegge kommentierte zu einer Kundgebung der Eidgenössischen Front, in der über die Verjudung der Schweiz offen diskutiert wurde, wohlwollend, dass ein jüdischer Redner gleichermassen durch Protest wie durch Beifall unterbrochen wurde, und Pfarrer Grob von der Eidgenössischen Front den Rassenkampf als unschweizerisch abgelehnt habe, weil das Schweizervolk ein «Rassengemisch» sei.

Dass der «Fricktal-Bote» die «berufsständische Ordnung» – im Gegensatz zur katholisch-konservativen Partei – nicht mit rosiger Brille sah, sondern sie als Zunftordnung ablegte, kam in mehreren Kommentaren zum Ausdruck.[234] Der Geist der Unfreiheit in verschiedener Form dringe über unsere Grenzen, klagte der «Bote» im Zusammenhang mit den Grossratswahlen: einerseits drohe das «sozialistische Gemeingut», anderseits die «Segnungen des alten Zunftstaates». «Auch bei uns gehen die Sendlinge um. Vor ihnen musste gewarnt werden.»[235] Eugen Birchers Betrachtungen zu «Deutsche Einheit – Schweizer Fronten», ein Leitartikel in drei Folgen wurde – wie vielerorts – auch im Fricker Lokalblatt abgedruckt.[236] Der Beitrag endete im Aufruf, den Antimilitarismus, diese «Vergiftung unseres Lebens» zu ächten. Im Gegenzug erhielt der Schweizerische Gewerkschaftsbund einen Monat später von Fricker ungeteiltes «Lob und Unterstützung» für sein «eindeutiges Bekenntnis zur Demokratie». Ob es nötig war, mitten im Frontenfrühling den Lesern unter Verschiedenes das Horst-Wessel-Lied zu erklären, steht auf einem andern Blatt. Die Schlussbemerkung, dass Wessels Grab schon zum Wallfahrtsort geworden sei, kann weder klar als Spott, noch als nüchterne Meldung bewertet werden. Eine gewisse Naivität bezüglich Informationen zeigte sich auch 1934 im Titel: «Konzentrationslager werden aufgelöst». Es wurden zwei Schliessungen genannt, dazu: «aus dem bayerischen Konzentrationslager Dachau wurden am 1. Mai rund 2000 politische Gefangene entlassen.»[237] So ohne Kommentar übermittelt, konnte die Meldung kaum zur Sensibilisierung der fricktalischen Bevölkerung beigetragen haben.

Was 1934 zum Teil noch zwielichtig anmutete, klang 1937 dann kritisch und unmissverständlich. Jegge, der 1937 immer noch den Weltüberblick verfasste, entwickelte während des spanischen Bürgerkrieges keine Sympathie für Franco und seine Helfershelfer. Im weiteren: Die Freimaurer-Initia-

[233] FB, 6. Mai 1933.
[234] FB, 2. September 1933.
[235] FB, 23. März 1933.
[236] FB, 11., 13. und 16. Mai 1933.
[237] FB, 5. Mai 1934.

tive galt als Werk der Faschisten, «zur Zertrümmerung der Schweizerfreiheit». Dies bedeute «keineswegs eine Sympathieerklärung» für diese Gruppe. «Mit der Annahme hingegen würden nicht nur die Fronten in ihrem Glauben als Apostel des neuen Zeitgeistes gestärkt, sondern es würde eine Staatsschnüffelei sondergleichen in unserm Vereinswesen einsetzen.»[238] Geläutert durch die NS-Politik gegenüber Österreich, fuhr der «Fricktal-Bote» nun als Stimme für Eigenwilligkeit und Selbsterhaltung dem Weltkrieg entgegen.

Was nicht nur damaligen Redaktoren eindrücklich in Erinnerung blieb, sondern auch dem Chronisten bis in die jüngste Zeit hinein überraschte, das war die «grosse Anonymität des Geschriebenen»; schon ein «Korr.»-Zeichen war früher selten. Nicht nur bis 1980, vorerst auch nach der Fusion mit den Binkert-Blättern, fanden sich keine Namen von zeichnenden Redaktoren oder Mitarbeitern im Impressum. Und dies, obwohl bekannt war, dass Frick eine eigentliche Journalisten-Schmiede war, die immer wieder profilierte Schreiber der Pressewelt zu liefern verstand. In den frühen 90er-Jahren änderten sich die Verhältnisse: die Unruhe in der Branche brachte auch einen stetigen Wechsel im Redaktionsteam mit sich. Das Kommen und Gehen wurde zum Normalfall. 1980, nach der Fusion, wurde von 170 Korrespondenten gesprochen. Diese Zahl war wohl etwas hoch gegriffen und fasste fleissige Leserbriefschreiber mit ein. Immerhin beweist diese Zahl die Verwurzelung des Lokalblattes in der Bevölkerung. Für lokalhistorische Beiträge zeichnete meist Traugott Fricker, Lehrer in Kaisten, verantwortlich, der auch 1975 unter den Gratulanten in der Jubiläumsnummer figurierte. In den letzten Jahren lieferte dann das Impressum des «Fricktaler Boten» ebenso detaillierte Informationen wie andere Presseorgane auch.

Arnold Fricker II. war 1975 noch überzeugt davon, «dass die Zukunftsaussichten einer gut redigierten Lokalzeitung heute optimistischer beurteilt werden können als je.»[239] Die Symbiose zwischen Papeterie, Akzidenzdruckerei und Zeitung war das Geheimnis des geschäftlichen Erfolges. Die Kundendruckerei «ff» arbeitete zu 90 Prozent für auswärtige Auftraggeber. Die Belegschaft stieg von sieben Personen 1937 auf 55 Mitarbeiter (ohne Heimarbeiterinnen). Das Gemälde auf der Frontseite der Jubiläumsnummer, ein Blumenstrauss in Tache-Technik von Arnold Fricker zeigt, dass dem Farbdruck im Hause nicht nur technisches Können zugrunde lag. Die Ausweitung des Betriebes wie die Entwicklung der Zeitung zwangen den Verleger zu Aus- und Anbauten ans angestammte Geschäftshaus. 1943/44 entstand der erste Erweiterungsbau, 1956/1960 weitere Neu- und Umbauten. 1975 wurde bereits ein neuer Anbau geplant. Das Blatt hatte 1925 bescheiden begonnen; es erschien zweimal pro Woche, am Mittwoch und

[238] FB, 25. November 1937.
[239] Fricktal-Bote, 50 Jahre 1975.

Samstag. Aber schon im folgenden Jahr ging man zur dreimaligen Ausgabe über: Montag, Mittwoch und Freitag. Über Jahrzehnte wahrte das Blatt diese Erscheinungsweise, bis die Post vor etwa vier Jahren wegen Rationalisierungsmassnahmen (keine Nachmittagszustellung mehr) den Verlag zur Umstellung zwang. Heute wird der «Fricktaler Bote» am Dienstag, Donnerstag und Samstag ins Haus geliefert.

Lange vor der Fusion 1980 waren die drei Verlage Binkert, Laufenburg, und Fricker, Frick, sowie Moser aus Rheinfelden bereits zu einer Zusammenarbeit auf dem Anzeigensektor gezwungen worden. Einerseits die Gratis-Wochenblätter in der Region, dazu ebensolche Inseratenplantagen im kantonalen Rahmen, anderseits das Eindringen der grossen Tageszeitungen aus Aarau und Basel, schliesslich auch aus Baden ins Fricktal, schnappten mit ihren hohen Auflagezahlen die Reklame der Grossinserenten weg. So entstand die Wochenend-Beilage «Fricktaler Anzeiger», die sowohl im «Fricktal-Bote», dem «Fricktaler», der «Neuen Rheinfelder Zeitung» sowie dem «Bezirksanzeiger» Rheinfelden beigelegt wurde. Sie umfasste eine Gesamtauflage von 19 112 Exemplaren. Die Attraktion dieser Beilage war das Radio- und Fernseh-Wochenprogramm auf über zwei Seiten und die offiziellen Anzeigen der Kanzleien sämtlicher Gemeinden des Fricktals auf der Frontseite. Die Wochenendbeilage hat alle Stürme der letzten Jahre überdauert und erscheint noch heute unter dem Titel «Fricktaler Woche».



Das Zusammengehen von Freiamt und Fricktal:
Werbung für die gemeinsame Wochenendbeilage «aargauer anzeiger».

Genau in diesem «Fricktaler Anzeiger» fand man Anfangs Dezember 1979 auch das ganzseitige Inserat mit dem Bildnis des blasenden Windes als Blickfang: «Der neue Fricktaler Bote bringt frischen Wind ins Fricktal!» Es war die Meldung von der Fusion von drei Blättern aus zwei Verlagen, die ab 1. Januar 1980 zum «Fricktaler Boten» verschmolzen würden: «Die beiden Verleger, Arnold Fricker für den Fricktal-Bote und Silvan Binkert für den Fricktaler und die Neue Rheinfelder Zeitung wollen in erster Linie das Überleben ihrer Zeitungen sicherstellen.» Das Fricktal, die attraktive Partie, war auch von aargauischen und baslerischen Tagblättern entdeckt wor-

den. Was nicht in der Meldung aufgeführt wurde, aber nicht minder wirksam war: auch die beiden Lokalblätter des untern Fricktals, die «Volksstimme» aus Rheinfelden und der «Anzeiger für das Möhlin- und untere Fricktal» schlossen sich auf genau dasselbe Datum zur «Fricktaler Zeitung» zusammen. Ab 1980 standen sich nur noch zwei Lokalorgane gegenüber, wobei zugleich eine gewisse regionale Konzentration stattfand. Es war nicht mehr die parteipolitische Gewichtung, die zum Abonnement antrieb; viel eher war es der gesellschaftliche Raum oder die Familientradition, die die Wahl des Presseorgans bestimmten.

In Laufenburg hatte die Hauszeitung des Binkert'schen Verlages schon längere Zeit Anlass zu internen Diskussionen geboten. Das defizitäre Zeitungsgeschäft minderte Investitionen in den florierenden Druckereibetrieb. Im Zuge der Abdankung der Parteiblätter öffnete sich auch der «Fricktaler» andern politischen Meinungen. Dennoch blieb dem Lokalblatt – und der Verlegerfamilie – das CVP-Etikett erhalten. Dem Fricker Lokalblatt anderseits haftete ebenso beständig die freisinnige Marke an, obwohl man sich befleissigte, die politische Neutralität zu betonen. Noch mehr als in Laufenburg war die Verlegerfamilie in Frick – als Angehörige einer politischen Minderheit im Dorfe – auf die pressemässige Eigenständigkeit stolz. Es bedurfte eines äusseren Anlasses, um Arnold Fricker II. für die Fusion reif zu machen.

Als das «Aargauer Tagblatt» genau dem Fricker'schen Betrieb gegenüber eine Geschäftsstelle eröffnete und eine blaue Leuchtschrift augenfällig dem einstigen Monopolisten im Dorf den Abfluss von Inserateneinnahmen nach Aarau einprägten, da war er zur Fusion entschlossen. Und so geschah es: Zwei einstige Konkurrenten, die gleichzeitig zwei politische Lager markierten, vereinigten sich zur Herstellung eines starken Presseorgans. Was in beiden Zeitungen ansatzweise schon vorher verwirklicht war, sollte nun zum Programm erhoben werden: die Forumszeitung. «Zum grösseren Raumangebot kommt die Bereitschaft, alle Schichten der Bevölkerung, aller Parteien und Meinungen zu Wort kommen zu lassen. Die Zeitung soll einem föderalistischen bürgerlichen Staatsverständnis und einer christlichen Grundhaltung verpflichtete sein. Kein Raum wird extremen Strömungen von links oder rechts eingeräumt werden.»[240] Nach Bekanntgabe der Fusion hatte aber bereits Frau Schoder in Laufenburg beredt Klage darüber erhoben, dass ihre Seite (SP) damit nie zum Wort komme. Am 4. Januar 1980 zeigte «tk» in einem Leserbrief mit ironischem Unterton sein tiefstes Bedauern über das Fehlen von «extremen» Meinungen.[241]

Die erste Ausgabe der neuen Zeitung machte einen guten Eindruck. «Unser junges Redaktions-Team will alles dran setzen, um möglichst umfassend über das Regionalgeschehen zu berichten, ohne die Berichterstat-

[240] Fricktaler Anzeiger, 7. Dezember 1979.
[241] FB, 4. Januar 1980.


Fricktaler Bote

AZ Regionalzeitung für das Fricktal und angrenzende Gebiete Erscheint Montag, Mittwoch und Freitag 5262 Frick, Freitag, 1. Oktober 1982 3. Jahrgang Nr. 116

Zeitungskopf des «Fricktaler Boten» vom 1. Oktober 1982.



Der «Fricktaler Anzeiger», Wochenendbeilage des «Fricktaler Boten» und des «Bezirksanzeigers Rheinfelden».

tung über das In- und Ausland zu vernachlässigen», wurde versprochen.[242] Die Frontseite war ganz dem internationalen Stoff gewidmet, die zweite Seite der Eidgenossenschaft, dann folgten zwei Seiten Fricktal und Umgebung, eine Seite Vermischte Meldungen, mindestens zwei Seiten regionaler Sport und die letzte Seite war mit Fricktal aktuell übertitelt. Nur vier Seiten zählten die Inserate. Die Konzeption war augenfällig darauf ausgerichtet, den Drang nach der Information durch die Tagespresse zu bremsen. Die fünfspaltige Aufmachung mit vielen lllustrationen trug den modernen Tendenzen Rechnung. Gleichzeitig kommentierte aber auch nach alter Tradition der «Friggi» in seiner Kolumne Vorfälle aus dem nähern Umkreis. Vorsichtig warb man anfänglich mit dem Satz: «Keine andere abonnierte Zeitung (und auch keine Zeitschrift) erreicht im Einzugsgebiet die Auflage des neuen Fricktaler Boten.» Bei der Jahreswende 1980/1981 trat man schon selbstbewusster auf: «Auflagestärkste abonnierte Zeitung im ganzen Fricktal!»[243] Man brüstete sich mit der Dreier-Redaktion, den reichhaltigeren Illustrationen, Reportagen und Berichten aus dem Fricktal als in irgend einer andern Zeitung, dazu selbstverständlich – und zu Recht – mit dem ausführlichen regionalen Sportteil.

Zu den unerfüllten Hoffnungen gehörte die Vorstellung, dass eine dreimal wöchentlich erscheinende Allerweltszeitung mit starkem Lokalteil für

[242] FB, 4. Januar 1980.
[243] FB, Dezember 1980, ganzseitiges Inserat, mehrmals erschienen.

viele eilige Leser in den Tälern des Tafeljuras genügen würde. Die elektronischen Medien verwöhnten aber die Menschen derart mit Akuellem, dass man dasselbe unbedingt täglich auch schwarz auf weiss lesen wollte. In fast allen Haushaltungen hielt die Tageszeitung Einzug. Die beglaubigte Auflage von 6853 Exemplaren 1998 liegt im Rahmen dessen, was schon 18 Jahre vorher bei der Fusion zu vermelden war. Wie überall bei Landzeitungen im Aargau musste das Konzept den gewandelten Bedürfnissen angepasst werden. Das Lokale wurde zum Renner – je detaillierter, desto besser – das übrige hatte zurückzutreten. Die Arbeit, bewältigt von einem leitenden Redaktor und vier zeichnenden Mitarbeitern, war dabei eher grösser geworden. Die aktuellen Ereignisse des In- und Auslandes befanden sich nun auf der letzten Seite: Fast die ganze 12–16seitige Nummer war dem Lokalen zugedacht, textlich und inseratenmässig. Die grosse Reklame sahnten die auflagestarken Tageszeitungen und Gratis-Wochenblätter ab. Die grosse Zukunft, die einstens Arnold Fricker II. der Lokalpresse vorausgesagt hatte, sie hat mindestens einen Dämpfer erhalten.

Arnold Fricker starb im Jahre 1954. Sein Sohn gleichen Namens hatte sich mit der Matura und akademischen Studien in Bern auf die Leitung des Betriebes vorbereitet. Das journalistische Rüstzeug erwarb er sich in Zurzach, wo er die Zweigstelle der «Botschaft», die Redaktion des fusionierten «Zurzacher Volksblatts» betreute. Von dort trat er in die Redaktion des «Fricktal-Bote» ein und wurde nach dem Tode des Vaters leitender Redaktor und Mitglied des Verwaltungsrates des «ff-Verlages», Frick. Witwe Marta Fricker-Widmann als Präsidentin und Treuhänder Roth aus Rheinfelden zeichenten weiterhin für die Aktiengesellschaft. Als 1998 Martin Binkert in die Zeitung in Frick eintrat – er hatte in einer früheren Phase noch in Laufenburg für den «Fricktaler» gewirkt – übernahm er die Leitung der Redaktion des «Fricktaler Boten» und Arnold Fricker widmete sich vermehrt der Geschäftsdruckerei «ff» und nur noch zeitweise dem Journalismus. Entscheidungen für den Zeitungsverlag werden nach wie vor von Arnold Fricker III. und Martin Binkert getroffen. Damit ist bereits die nächste Generation der Fusionspartner am Ruder.

Martin Binkert, Neffe von Silvan Binkert, hatte nach der Matura in St. Gallen studiert und während zweier Etappen in der Laufenburger Redaktion gearbeitet. Sein Eintritt in Frick hat zur Konsolidierung der Redaktion beigetragen. Die Zukunft des Lokalblattes scheint gesichert zu sein. Das obere Fricktal hat – vor allem seit der dichten direkten Busverbindung Laufenburg-Aarau – eine stärkere Bindung an den Aargau erhalten und vermag den Fusionsdiskussionen mit Basel nichts abzugewinnen. Dies trennt die Bezirke Laufenburg und Rheinfelden und damit die beiden Teile des Fricktals. Daher müssen zwei Lokalorgane diesen Kantonsteil bedienen, Tageszeitungen hin oder her.

Der Bezirk Rheinfelden

«Volksstimme aus dem Fricktal» / «Fricktaler Zeitung»

Die einst freisinnig-fortschrittliche «Volksstimme» aus Rheinfelden hatte sich im Gleichschritt mit ihrem Begründer, dem Politiker Emil Baumer, zum gemässigt liberalen Lokalblatt durchgemausert. Seit 1878 befand sich das Blatt in den Händen von Urban Herzog. Diese Familie verkörperte gleichsam die Zeitung lückenlos bis in die Gegenwart. Der Aargau ist der Kanton der traditionsreichen Verlegerfamilien. Da bei den Nachkommen Urban Herzogs die männliche Linie nie unterbrochen wurde, begründete er die älteste Verlegerdynastie gleichen Namens im Aargau. Die Zeitung verfolgte weiterhin die offizielle Parteilinie, während ab 1892 die Jäger'sche radikale Rheinkreispartei am Orte ihr eigenes Organ namens «Schweizerbote aus dem Frickthal» herausgab. Kurz nach der Jahrhundertwende hatte die Konkurrenzpresse ihr politisches Pulver verschossen und überliess nach und nach das freisinnige Feld der «Volksstimme». Die Aussöhnung Jägers mit seiner Partei machte ein zweites Parteiorgan gleichenorts überflüssig. Ab Juni 1910 führte das gegnerische Blatt im Untertitel die neue Etikette: «Konservatives Organ für das Fricktal und Umgebung» und schon seit 1908 führte das Blatt den neuen Titel «Neue Rheinfelder Zeitung». Damit stand 1910 die liberale «Volksstimme» von Urban Herzog in Rheinfelden als klare Siegerin fest. Vorbei die Zeit, als sich der Verleger und Redaktor mit wechselnden Schriftleitern der Konkurrenz, je nach Stimmung in der Kantonalpartei, herumschlagen oder absprechen musste! Gestalt und Farbe der Zeitung wurden nun ganz und gar das eigenständige Werk Herzogs.

Die «Volksstimme aus dem Frickthal», wie die Zeitung seit 1867 ohne Änderung hiess, erschien um 1900 am Mittwoch und Samstag, dreispaltig, und zum Wochenende in doppeltem Umfang, das heisst normalerweise acht Seiten – ergänzt durch die Beilage «Illustriertes Sonntagsblatt» – während die Mittwoch-Ausgabe bescheiden blieb. Immer zog sich das Feuilleton unter dem Strich über die ersten zwei Seiten hin. Der Leitartikel, eingekauft oder aus dem Mitarbeiterstab stammend, eröffnete jeweilen das Samstagsblatt, gefolgt von der Rubrik Eidgenossenschaft, den Bundesstaat betreffend, und Kanton Aargau. Dieses Gefäss enthielt nach den offiziellen Nachrichten aus den «Aarauer Ratsstuben» zuerst und vor allem das Lokale. Auch unter Kantone wurden Ereignisse aus Basel vorgezogen und damit den regionalen Interessen der Leserschaft Rechnung getragen. Dem Ausland wurde damals etwa eine Spalte gewidmet. Die «Volksstimme» pflegte nach alter Manier die Auseinandersetzung mit politisch anders gelagerten Nachbarjournalen, zumeist mit dem «Fricktaler» aus Laufenburg und dem «Landschäftler», während die Fehden mit dem ortsansässigen «Schweizer-

boten» am Abklingen waren. Mit dem Untertitel «Anzeiger von Rheinfelden» präsentierte sich das liberal-demokratische Blatt als einheimisches Gewächs.



Adolf Herzog (1888–1957) Verleger der «Volksstimme aus dem Fricktal» (Druckerei Herzog).

Am 14. Dezember 1909 wurde den werten Abonnenten bekanntgemacht, dass auf dreimaliges Erscheinen umgestellt würde: Dienstag, Donnerstag und Samstag. Zudem wuchs damals das Format des Blattes in Höhe und Breite, wurde vierspaltig und trug nun den Untertitel: «Allgemeiner Anzeiger für das Frickthal und Umgebung». Das neue Erscheinungsbild «war für unsere Leser eine angenehme Überraschung und hat überall freudige

Zustimmung gefunden», berichtete die «Volksstimme» in eigener Sache.[244] Bunte Tageschronik, Aus aller Welt, später In die Runde, fassten unter dem Zeitungskopf das ausländische Geschehen übersichtlich zusammen. «In



Das Gebäude der Herzog Medien AG in Rheinfelden (Druckerei Herzog).

nahezu 7500 Exemplaren gelangt jetzt die «Volksstimme» jede Woche in die Hände ihrer Leser», verkündete der Verleger stolz zum Jahresende.[245] Damals, praktisch ohne Rheingrenze, konnte sich die Zeitung ungehindert

[244] Volksstimme, 16. Dezember 1909.
[245] Volksstimme, 23. Dezember 1909.

ausbreiten. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg war das Presseprodukt aus der Druckerei Herzog auf dem Höhepunkt seiner Existenz.

1914, im Sommer, angesichts der drohenden Kriegsgefahr, urteilte Urban Herzog im Artikel «Der Stein ist im Rollen» vorsichtig: «Ob der Krieg nun lokalisiert bleiben wird, oder ob sich an ihm, wie vor dreihundert Jahren an den böhmischen Unruhen, ein Weltbrand entzündet, das vorauszusagen, geht über menschliches Können.»[246] Die Gedankenverbindung mit dem 30jährigen Krieg beweist, dass nicht an einen kurzfristigen «frisch-fröhlichen Krieg» gedacht wurde, sondern an eine langwierige Leidenszeit, die über Europa hereinbrechen könnte. Eine Nummer später musste getitelt werden: «Der Krieg erklärt». Ab 6. August hiess es erstmals «Der europäische Krieg», ein Titel, der nun jahrelang in jeder Nummer ins Auge springen sollte. Am 16. August wurden in einem Inserat die Leser der «Volksstimme» aufgefordert, in diesen ernsten Zeiten neben der Lokalzeitung die täglich erscheinende «National-Zeitung» zu abonnieren.

Von Anfang an vermittelte Herzog in seinem Blatte eine ausführliche Kriegsberichterstattung. Die Kommentare dazu bildeten auch einen Teil der Umschau, die Nachrichten von ausländischen Agenturen zusammenfasste. Trotz dieser Schwemme zusätzlicher Informationen entwickelte sich der Lokalteil erfreulich und erhielt 1915 eine eigene Rubrik Aus dem Fricktal. Neben den häufig erscheinenden kriegsbedingten Erlassen im Inlandteil war die Neutralitätspolitik der Schweiz ein Dauerthema. Das begann schon im Dezember 1914, als Herzog behauptete, dass die Schweiz – genauso wie Belgien – sich jeder Verletzung der Souveränität mit Waffengewalt erwehrt hätte. Diese Politik, getragen vom Volk, hätte Welsch- und Deutschschweizer vereint, wagte er damals noch zu behaupten.[247] Am 4. und 6. Februar 1915 reagierte ein «-r-» auf einen Vortrag von Paul Seippel, gehalten im Rahmen der NHG (Neue Helvetische Gesellschaft) im Bernoullianum in Basel, der die «gegewärtigen Ereignisse vom objektiven Standpunkt aus betrachtet» haben wollte. Wieder war die Neutralitäts-Verletzung in Belgien das Hauptthema. Die angebliche Entente-Freundlichkeit der NHG, kommentiert in der «National-Zeitung», gab der «Volksstimme», wie so vielen andern bürgerlichen Blättern, zu schaffen. Die Vernichtung Frankreichs wäre für uns eine ebenso grosse Katastrophe wie eine Vernichtung des Deutschen Reiches: Dies war die überraschend ausgewogene Haltung eines Blattes, das noch vor kurzem auch für die Abonnenten ennet des Rheins geschrieben hatte. Und zur Jahreswende 1916 meinte eine Gegenwartsbetrachtung, die Friedenssehnsucht der Völker ansprechend, dass auch das «kleinliche Gezänk zwischen Deutsch und Welsch» bei uns aufhören müsse. «Darum, Kopf hoch!»

---

[246] Volksstimme, 28. Juli 1914.
[247] Volksstimme, 12. Dezember 1914.

Die «Volksstimme» zählte laufend die Kriegswochen, die 118., die 119. usw. und Mitarbeiter R. S. titelte schliesslich: «Lasst uns vom Frieden sprechen!»[248] «Die Entente-Mächte haben den Mittelmächten so viel nachgemacht und sind dabei gut gefahren – sollen sie auch diesen Satz aus Deutschland übernehmen!» Doch dem Frieden war damals – Ende 1916 – keine Partei der Kriegsführenden wirklich hold. So ziehen sich diesselben Nachrichten durch die bald doppelt so hohe Kriegswochen-Zahl, und Not und Verarmung im In- und Ausland hinterliessen überall ihre Spuren. Am 2. Januar 1918 versuchte zum Beispiel Urban Herzog seinen «werten Abonnenten« die Verteuerung seines Presseproduktes zu erklären – die Kosten für Zeitungspapier seien in den Kriegsjahren um das dreifache gestiegen. Um die Taxe nicht zu erhöhen, habe er sich entschlossen, die «Sonntagsbeilage« einzustellen und den Inseratenpreis zu erhöhen. So versuchte er den kleinen Leser, seinen wichtigsten Kunden, zu schonen.

Ob Krieg oder Friede – Wahlzeiten waren im Fricktal immer besonders bewegt, und sie beflügelten auch die gelegentlichen Zeitungsschreiber. Ob Gemeinde- oder Bezirkswahlen, die politische Lokalzeitungen spiegelten den Kampfgeist in lebhaften Beiträgen; und sollte einmal die organisierte Arbeiterschaft keinen Kandidaten aufstellen, dann tönte die Katzenmusik gar dreistimmig aus zwei Instrumenten: der «Gimpelfang um die Arbeiterstimmen» in der schwarzen und blauen Presse wurde ergänzt durch spöttische Kommentare aus dem «Freien Aargauer», dem man wiederum auch keine Antwort schuldig bleiben wollte.[249] Am 11. Mai 1919 war Urban Herzog 69jährig gestorben. Seine zwei Söhne aus erster Ehe, Adolf und Ernst, waren schon bestens in die Firma eingearbeitet, Adolf war Redaktor und Techniker, Ernst der Kaufmann. Am 4. Oktober meldeten die Nachfolger in einem Fenster den «Lesern, Mitarbeitern, Korrenspondenten und Geschäftsfreunden» die Übernahme des Geschäftes samt Verlagsrechten. Von nun an sollte die Firma 35 Jahre lang «Buchdruckerei U. Herzog Söhne» heissen, das heisst bis zum Austritt Ernsts am 1. August 1954, als Adolf das Geschäft alleine fortführte.[250]

Es änderten die Themen, nicht aber die grundsätzliche Haltung. Schon im Mai 1918 wurde in der «Volksstimme» die Bolschewisten-Herrschaft in Russland als Kulturschande gebrandmarkt, und zwar mit einem Zitat des Sozialisten Maxim Gorki: «Ihr habt weder die Kraft, noch die Macht, ein neues Russland zu schaffen!»[251] Diese Darstellung der «Volksstimme» liest sich wie ein Vorspann zur Haltung, die das Blatt im November desselben

---

[248] Volksstimme, 16. Dezember 1916.

[249] Siehe Bezirksamtmann-Wahlen im November 1919.

[250] Grossinserat in Volksstimme vom 30. Juni 1954. Ernst, der das Büro besorgte, war langsam erblindet und konnte schon vorher seine Aufgabe nur mit Mühe mehr wahrnehmen. Damit konzentrierte sich auch die künftige Nachfolge auf die Söhne von Adolf.

[251] Volksstimme, 25. Mai 1918. Das Elend des russischen Sozialstaates.

Jahres und künftig über zwei Jahrzehnte einnehmen wird: «Wer regiert eigentlich in unserm Schweizerhaus?» Die Bundesbehörden oder die russischen Bolschewiki in Zürich? Und der sehnlichst erwartete «Waffenstillstand zwischen der Entente und Deutschland» verblasste fast zwischen den empörten Meldungen zum Generalstreik:[252] «Oltner Umsturz-Häuptlinge nach bolschewistischem Muster», «lausbübischer Gewaltakt», «verbrecherisches Treiben», «Putschversuche», sind Bezeichnungen, die in Kommentaren nach «geschlagener Schlacht» von Olten im Lokalblatt zu lesen sind. Einheimische Freisinnige machen sich für die grosse patriotische Tagung von Brugg stark. Doch die Zeitung liess auch bewusst besänftigerende Stimmen zum Wort kommen. Sie zitierte den «Landschäftler»: «Vorbeugen, nicht niederschlagen.» Der Generalstreik sollte uns eine Mahnung sein, dass neue Formen und Inhalte der Politik Ungerechtigkeiten beseitigen und «ernsthafte soziale Fortschritte» eingeleitet würden.

Die wechselvollen 20er-Jahre standen bei der «Volksstimme» ganz im Zeichen der Politik der «Vaterländischen Vereinigung» und damit im Kampf gegen die rote Gefahr. 1922, im Jahre der Machtübernahme durch Mussolini in Italien, kommentierte das bürgerliche Lokalblatt im Rückblick: «Italien hat das offenbart, was heute in der ganzen Welt liegt: Die Besinnung auf sich selbst. In berechtigter Abkehr von der internationalen Schwärmerei und der deroutierenden Sozialistenpolitik hat es den Weg zur wirtschaftlichen Gesundung und zur Verstärkung seiner nationalen Selbständigkeit und Einheitlichkeit gefunden. Dass es über die gewaltsame, cäsaristische Annektierung der Staatsmacht durch die Faszisten gehen musste, ist wohl zu bedauern, das Ergebnis aber ist bewundernswert. Können wir auch so weit kommen, ohne uns an unsern demokratischen Institutionen zu vergehen, so werden wir stolz sein.»[253] Dieses Zitat enthält die ganze Strategie und Taktik damaliger bürgerlicher Politik im Aargau.

Im selben Jahr 1922 hiess die «Volksstimme» im Untertitel «Anzeiger für Rheinfelden, das Frickthal und Umgebung». Eine Rubrik Aus dem Frickthal diente nun speziell dem Lokalen, und Aus der Nachbarschaft versuchte auch das alte badische Einzugsgebiet wieder abzudecken. Aber der Krieg hatte die Welten diesseits und jenseits des Rheines entzweit. «Entgegen aller Hoffnungen, dass nach dem Kriege in Europa eine natürliche Ordnung der Dinge werde einziehen können und dass die Schranken zwischen einzelnen Staaten abgebaut würden, sind die Grenzen immer tiefere und grössere Hindernisse geworden.»[254] Dies schrieb P. S. (Peter Stadler) 1936, als die nationalsozialistische Herrschaft seit 1933 den Graben noch einmal vertieft und die Entfremdung der Uferbewohner beidseits des Rheins gleichsam

[252] Volksstimme, 12. November 1918.
[253] Volksstimme, 30. Dezember 1922.
[254] Volksstimme, Dezember 1936, 75-Jahr-Sondernummer.

vollendet hatte. Der «Volksstimme» waren in ihrer Entwicklungsmöglichkeit überall regionale Grenzen gesetzt: «Seit dem Weltkrieg ist das Einzugsgebiet der Zeitung halbiert; seit diesem Zeitpunkt gehen nur noch wenige aargauische Zeitungen über den Rhein.»[255]

Die nahen kantonalen Grenzen bedeuteten weitere Hindernisse; die Expansion der Stadt Basel begann die kantonale Grenze zu durchbrechen. Dennoch zeigten die Kurven der Auflagezahlen wieder sanft nach oben. In der bewegtesten Zeit der innenpolitischen Auseinandersetzungen im Aargau 1929–1934 wurde die Redaktion vom Verlag getrennt: Die freisinnig-demokratische Partei wollte die redaktionelle Arbeit und damit die politische Ausrichtung selber in Händen haben, was dem Blatte von sozialistischer Seite den Vorwurf eintrug, im «Solde grosskapitalistischer Firmen in Rheinfelden» zu stehen.[256] Die Zeitung drohte mit Gerichtsklagen, würde solche «schamlosen Verleumdungen» weiter geäussert. Dennoch übernahm Adolf Herzog zum 3. Januar 1934 wieder selber die Redaktion, und der sich verabschiedende Dr. Peter Stalder hatte sich in der Folge nur noch sporadisch – vor allem mit lokalhistorischen Beiträgen – als Mitarbeiter betätigt.[257] Offensichtlich war der freisinnigen Partei die Art Adolf Herzogs zu wenig kämpferisch und ausschliesslich gewesen.

Daher das Zwischenspiel 1929–1934. Am 7. September 1929 hatte der neue Redaktor W. Lutz die Leser mit den Worten begrüsst, der Verleger habe sich entschlossen, «die Redaktion einem durch wissenschaftliches Studium und praktische journalistische Betätigung als dazu befähigt erwiesenen Manne zu übertragen, der von der Erfüllung seiner Aufgabe nicht durch die anderer Geschäfte abgelenkt wird». 1931 wurde Lutz durch Dr. P. Stalder abgelöst. Die «Volksstimme» behauptete von sich, damals die erste Zeitung in der Nordwestschweiz gewesen zu sein, «die die kommende Diktatur in Deutschland voraussah».[258] Dies rechtfertigte nachträglich die Professionalität. Tatsächlich erlitt das Niveau des Blattes 1934, als der Verleger die Redaktion wieder selber übernahm, überhaupt keine Einbusse. Nicht die Qualität der redaktionellen Arbeit hatte die Partei zur neuen Pressepolitik getrieben, sondern das Misstrauen gegenüber einem angeblich allzu volksnahen und ausgleichenden Verantwortlichen.

Durchgehen wir den Jahresband 1933. Auf der einen Seite treffen wir tatsächlich Hinweise auf die drohende Diktatur in Deutschland an, daneben versuchte aber auch Stalder, das kommende Verhängnis zu verharmlosen.[259] Auch die Artikelserie «Ein Blick ins dritte Reich» vom 29. April bis 4. Mai

---

255 Volksstimme, Dezember 1936, P. S.
256 Volksstimme, 29. Juni 1933, Lehrer Kissel aus Stein.
257 Ausnahme: Während des Krieges übernahm P. S. vorübergehend die Stellvertretung von Adolf Herzog.
258 Volksstimme, Dezember 1936, 75-Jahr-Sondernummer.
259 Volksstimme, 11. Februar, 4. und 11. März, 29. April 1933.

von «-U-» glaubte zum Beispiel nicht daran, dass die Judenverfolgungen wieder aufgenommen würden. Die Kundgebung der Nationalen Front in Frick erfuhr durch Stalder eine zwiespältige Beurteilung; einerseits wurde Dr. Ursprungs Kritik an der gegenwärtigen Politik akzeptiert und begrüsst, anderseits die «Demagogie gegen alles» von Rüegsegger angeprangert. Wir könnten die Haltung Stalders in die des aargauischen Gewerbeverbandes einordnen, die – angeführt von Nationalrat Joss – vaterländisch, demokratisch, aber wenig frontenkritisch war. «Wenn es gilt, den Marxismus und seine Macht zu brechen, so unterstützen wir die Fronten. Wir wollen aber weder Nationalsozialisten, noch Faszisten, noch Leute, welche Harus rufen: auch die Judenverfolgung ist nicht ein Postulat, dem sich der Gewerbeverband anschliessen kann. Unsere Erneuerung geht dahin, die politischen bürgerlichen Parteien zu vereinigen.»[260]

Dass der organisierten Arbeiterschaft in Rheinfelden und Umgebung die vaterländischen Kommentare Redaktor Stalders auf die Nerven drückten, lässt sich heute leicht verstehen.[261] Dass dem Verleger die Ausschliesslichkeit der rechtsbürgerlichen Ausrichtung seines Blattes wohl auch Abbestellungen eingebrockt hatte, lässt sich nur erahnen, macht aber die Auflösung des Redaktionsvertrages auf Ende des Jahres 1933 verständlich. Die schlechten Nachrichten in der Rubrik «Badische Nachbarschaft», die Grenzzwischenfälle beim Kraftwerk und auf der Rheininsel 1933, die vergeblichen Versuche, die «Schweiz-badischen Grenznachbarlichkeiten» wieder zu verbessern,[262] haben wohl dazu beigetragen, jede Anbiederung mit den Menschen ennet des Rheins fahren zu lassen und nur noch Kritik an den «Wallfahrern» zu üben.[263] Peter Stalder hatte diesen Schwenker noch selber vollzogen. Adolf Herzog bezeichnete am 25. Januar 1934 das Treiben des «Bundes Nationalsozialistischer Eidgenossen» in Berlin als Verräterei und verlangte kategorisch die Ausbürgerung solcher Elemente. Damit hatte die «Volksstimme» wieder Tritt gefasst. Sie stand als Lokalblatt auch jenen offen, die als Linksparteien «nicht mehr im früheren Masse eine Gefahr bilden für den selbständigen Fortbestand einer wehrhaften Eidegenossenschaft».[264]

Und die Verleger haben sich Anfangs 1935, zum 75. Jahrgang, nicht nur aus geschäftlichen, sondern auch aus ideellen Gründen von allen erneuerungssüchtigen Journalen der Gegenwart distanziert: «Wohl hat sich in unserem Lande in den letzten Jahren eine wahre Rattenplage von Neugründungen an Blättern und Blättchen eingestellt, die oft mit schwülstigen,

---

260 Volksstimme, 24. Mai 1933 (Bericht zur Tagung des aargauischen Gewerbeverbandes in Rheinfelden) und 1. Juli 1933 (Neue Schweiz von Wyler).

261 Volksstimme, 4. Juli 1933. Politik Stalders: 6. Juli 1933. Aufruf der AVV an der Spitze des Blattes vom 8. Juli 1933.

262 Volksstimme, 3. und 22. August, 9. und 12. September 1933.

263 Volksstimme, 10., 19. und 21. Oktober 1933.

264 Volksstimme, Dezember 1936, 75-Jahr-Sondernummer.

hochtönenden Phrasen oder in der Ausbeutung des Inseratengeschäfts ihr Heil suchten.» Eine gute Leserschaft aber bleibt ihrer gewohnten Zeitung treu. Diese Meinung der Verleger verpflichtete umgekehrt auch die Redaktion und verbat Ausgrenzungen. Und die Nachrichten «Aus der badischen Nachbarschaft» beschränkten sich immer mehr auf kurze kulturelle Hinweise. Die Zeitungsverbote im Deutschen Reich besorgten den Rest: Der Rhein wurde schon Jahre vor dem Krieg zur Barrikade. Alle Beziehungen kühlten sich nicht nur ab, sie vereisten.

Die «Volksstimme» galt in den 30er-Jahren als «Rathausblatt», als Hofblatt erinnerte sich Dr. P. Stadler 1961. Aber: in diesen Jahren galt es, die liberalen Grundsätze zu verteidigen. «Die Entwicklungen, welche nach 1930 einsetzten und zur grausigen Katastrophe von 1939–1945 führten, rechtfertigten jedoch vollauf die Haltung der Volksstimme gegenüber den damaligen, auf Diktatur und Revolution eingestellten politischen Bewegungen in unserem Land.» Vor 1936 richtetes sich dieser Widerstand gleicherweise gegen Dikataturgelüste von rechts und von links; mit der direkten Bedrohung duch Hitler-Deutschland konzentrierte sich dieser Kampf nur noch auf erstere. Der einstige Redaktor Stadler bedauerte 1961 aufrichtig, bezüglich Prognosen vor 1939 Recht bekommen zu haben, wenn man an das Elend denke, das dieser Krieg über die Menschen gebracht habe.[265] Und dank der Grenzlage, der permanenten Angst, der Grenzverletzungen an den Rheinübergängen und der Grenzbesetzung blieb die «Volksstimme» auch während des Krieges ein Hoforgan im besten Sinne des Wortes: ein Hort eidgenössischer Politik bei treuer Einhaltung der aufgezwungenen Zensurmassnahmen.

Ernst Herzog war 1950 gestorben. 1954 übernahm daher Adolf das Geschäft alleine und seine beiden Söhne waren bereits im Betrieb tätig. 1957 starb auch Adolf. Somit ging damals die Leitung der Firma an seine beiden Söhne Robert und Paul über. Das Geschäft wurde nun in die Herzog AG umgewandelt. Seit 1942 war das örtliche Konkurrenzblatt «Neue Rheinfelder Zeitung» zum Kopfblatt der Laufenburger Zeitung «Der Fricktaler» geworden. Nun fühlte man sich als «die einzige Zeitung des Bezirks Rheinfelden, die vollständig im Bezirk hergestellt wird».[266] Diese Anpreisung verpflichtete die Verleger aber auch, das Blatt als Forum für alle Schichten und Kreise zu verstehen. «Bei Wahlen und Abstimmungen lässt die Volksstimme jeweilen Befürworter und Gegner von Vorlagen, die dem Volk zur Entscheidung vorgelegt werden, zu Wort kommen.»[267] «Hauptaufgabe des Organs ist es, die Leser über die Geschehnisse der engeren Heimat, also des Fricktals, genauestens zu orientieren.» Daher habe die «Volksstimme» auch «bei allen Bevölkerungsschichten Eingang gefunden».

---

[265] Volksstimme, August 1961, 100 Jahre.
[266] Volksstimme, 24. Dezember 1942.
[267] Volksstimme, August 1961, 100 Jahre, F. Pfister-Herzog.

Nach dem Kriege erbrachte die Hochkonjunktur dem Rheintal eine ungeahnte Industrialisierung, und zwar diesseits und jenseits des Flusses. Zuerst war es vor allem die AIAG (Aluminium-Industrie-Aktien-Gesellschaft) in Badisch-Rheinfelden, die sowohl die Gemüter, als auch die Politik und Presse im Städtchen belebte. Und dies nicht nur im Guten: die Fluorschäden in der Landwirtschaft diesseits des Rheins wurde für Jahre das wichtigste regionale Thema. Es fand seinen Höhepunkt, als am 22. Juni 1958, unter der Führung von Gemeindeammann und Grossrat Franz Metzger aus Möhlin sich 5000 Personen zu einer Demonstration zusammenfanden, um die Aluminium-Hütte im Grenzbereich zu sofortigen Massnahmen und zu Entschädigungen zu zwingen. Dass bei all diesem Tun die örtliche Presse eine wichtige Funktion hatte, drückte Stadler – der alles weniger als wirtschaftsfeindlich eingestuft werden kann – mit der Hoffnung aus, «dass endlich der verrückte Optimismus bei gross und klein wieder aus den Gehirnen verschwände». Eine Zeitungsredaktion könne nur dann «für die heute dringlichst nötige Mässigung der wirtschaftlichen Entwicklung eintreten, wenn sie dabei unterstützt wird von Männern und Frauen, welche den Kampf gegen verderbliche Tendenzen unserer Zeit nicht scheuen».[268]

Später füllten die Auseinandersetzungen um das Kernkraftwerk Kaiseraugst die Spalten der Lokalzeitung. Während um 1977 sonst die Politik eher zurücktrat, das ausländische Geschehen fast ganz verschwand, erhielt das Regionale das grösste Gewicht, dazu alles Folgenhafte und Betreffende aus der eidgenössischen und kantonalen Energiepolitik. Die Ausbreitung der Basler Chemie ins untere Fricktal brachte auch eine stete Zuwanderung aus der Stadt in den Bezirk Rheinfelden mit sich; er wurde gleichsam Agglomerationsgebiet Basels. Die Energiepolitik der Region entfernte sich deutlich von jener «Aaraus». Man war auch politisch in den Sog der nahen Grossstadt geraten. Nicht als Ergänzung zum «Aargauer» oder «Badener Tagblatt» verstand sich die «Volksstimme», sondern als Begleiter der damals noch vielfältigen Basler Tagespresse.

Um 1977 hiess die Zeitung «Rheinfelder Volksstimme», «Amtliches Publikationsorgan für die Gemeinden Rheinfelden und Möhlin». Das Blatt erschien nach wie vor dienstags, donnerstags und freitags. Die Redaktion unterstand Paul Herzog. Die Nummern zählten am Wochenende acht, sonst meist sechs Seiten; der Anspruch Regionalzeitung zu sein, dies aber mit voller Kraft, leuchtet aus dem bescheideneren Titel heraus. Schon 1961 hatte Stalder im übermächtigen Einfluss der Stadt Basel auf das untere Fricktal nicht nur die positiven Seiten gesehen. Man sei in Gefahr, die Eigenständigkeit zu verlieren. Und gerade hier witterte er die wesentlichste Aufgabe einer lokalen Presse, nämlich der eigenen Region und deren Menschen

[268] Volksstimme, August 1961, 100 Jahre, P. Stadler.

Dienste zu erweisen.[269] Am 3. Februar 1977 lautete ein Redaktions-Kommentar: «An der Nahtstelle zwischen Aargau, Baselland und Basel-Stadt hat die Region Rheinfelden ihren Platz zu verteidigen. Sie wird nach beiden Seiten ein offenes Ohr haben.» Das klang versöhnlicher – oder diplomatischer, sicher aber selbstbewusster.



Die «Möhliner Zeitung» und die «Rheinfelder Volksstimme», Vorgänger der «Fricktaler Zeitung».

Obwohl die «Volksstimme« weiterhin als freisinniges Organ galt, konnte sie die Politik der aargauischen FdP in der Energiefrage nicht mehr mittragen. Man musste sich in diesem vergifteten Kampf um die Atomfrage beidseitig offen zeigen, sich als Diskussionsforum anbieten. Das wurde für ein Regionalblatt damals schon zur Überlebensfrage. Am 28. Januar 1977 hatte man die Donnerstags-Zeitung zur Grossausgabe erweitert, mit Verbreitung in allen Haushaltungen des Bezirks. Dieser Hinweis prangte von nun an im Kopf der Zeitung bis zum Jahresende. Diese Massnahme deutet mehr als nur an, dass man bezüglich des Inseratenmarktes nicht gewillt war, das Feld mit der Tagespresse von innerhalb und ausserhalb des Kantons zu teilen.

[269] Volksstimme, August 1961, 100 Jahre.

Doch dies war nur der Anfang! Am 10. Januar 1980 erschien – in einer Grossauflage – erstmals die «Fricktaler Zeitung». Die «Möhliner Zeitung» und die «Rheinfelder Volksstimme» hatten fusioniert und das Resultat trug nun diesen übergreifenden Namen. Es war dies die handfeste Antwort auf das Expansionsstreben der beiden aargauischen Tagblätter von Aarau und Baden, die mit Regionalseiten der angestammten Presse das Leben sauer machten. Doch reagierte die «Fricktaler Zeitung» auch auf die Zusammenarbeit der Lokalpresse von Laufenburg und Frick im neuen «Fricktaler Bote», der vorwiegend das obere Fricktal zu bedienen vorgab, letztlich aber bei denselben Inserenten werben musste. Alle aargauischen Zeitungen – Tagblätter und Lokalorgane – führten in dieser Gegend auch einen erbitterten Kampf mit der neuen städtischen Monopolpresse aus Basel, der einzig die Expansion in die weitere Agglomeration als Strategie verblieb.


Fricktaler Zeitung FZ
AZ 4310 Rheinfelden, Nr. 1
IHRE REGIONALZEITUNG • ERSCHEINT DIENSTAG, DONNERSTAG UND FREITAG

Das Fusionsprodukt «Fricktaler Zeitung» aus dem Hause Herzog in einer Ausgabe vom 4. Januar 2000.

Der neue Name war das Ergebnis langer Diskussionen, denn weder Rheinfelden noch Möhlin durften im Titel erscheinen. Die Familie Herzog, mit dem traditionsreicheren Organ, konnte auf die «Volksstimme» verzichten, da diese Bezeichnung – nach eigenem Zeugnis – im Laufe der Zeit etwas Staub angesetzt habe. Schon eineinhalb Jahre zuvor hatten die beiden Zeitungen ein Inseratenkombinat vereinbart, das es den Inserenten ermöglichte, «nach Wunsch gleichzeitig in beiden Zeitungen zu inserieren». Damit erfolgte die Fusion der beiden benachbarten Blätter nicht ganz überraschend. Beide Zeitungen hatten vor dem 10. Januar auf das gemeinsame Produkt hingewiesen und damit geworben. Paul Herzog und Paul Isenegger, die beiden Verleger standen zusammen der Zeitung vor; beide Druckereien sorgten für die technische Herstellung ihres Teiles in den selbständigen Druckereien. «Die meistgelesene Zeitung im untern Fricktal ist die Fricktaler Zeitung. Die Auflage von zur Zeit über 5500 Exemplaren zeigt, dass sie eine der grössten Regionalzeitungen geworden ist.»[270] Man hoffte, dass die alten Abonnenten das neue Angebot – vor allem die zusätzlichen Seiten für die Möhliner Leserschaft – zu schätzen wüssten. 1986 zeichneten, neben Paul Herzog und Paul Isenegger, drei Redaktoren für den Inhalt ver-

[270] Fricktaler Zeitung, 10. Januar 1980.

antwortlich: Henri Leuzinger, Paul Roppel und Reto Wetzel. In der ersten Nummer 1986 verwies man stolz auf die 125 Jahre Zeitungstradition in Rheinfelden und versprach eine Jubiläumsnummer im kommenden Frühjahr. Diese Sonderausgabe ist leider nie erschienen. Paul Herzog, ausgebildeter Kaufmann, leitet heute den Betrieb in Rheinfelden, das heisst sowohl die Zeitung als auch das sonstige Druckereigeschäft; Robert Herzog, Buchdrucker, überwacht die technische Herstellung des Presseorgans und die Akzidenzdruckerei.

«Anzeiger für das Möhlin- und untere Fricktal» / «Möhliner Zeitung» / «Fricktaler Zeitung»

Nach den Verzeichnissen erhielt Möhlin 1931 eine eigene Zeitung, die zweimal wöchentlich erschien, politisch neutral war und redaktionell und drucktechnisch von Paul Isenegger betreut wurde.[271] In Wirklichkeit kauften die Gebrüder Isenegger aus Villmergen zum Jahreswechsel 1933/34 Druckerei, Papeterie und Zeitung «Anzeiger für das Möhlin- und untere Rheintal» von A. Waldmeyer-Hügin ab und gaben ab dato das Blatt unter diesem Firmennamen heraus. 1931 hatte folglich A. Waldmeyer diese Zeitung begründet und sie als «Amtliches Publikationsorgan der Gemeinde Möhlin» bezeichnet. Redaktionell war Waldmeyer wohl kein grosser Könner, denn die Nr. X 1933, die erste, die uns heute noch zur Verfügung steht, brachte auf Seite zwei und drei ein Kunterbunt von vermischten Nachrichten und aktuellen Begebenheiten, sodass die Beiträge kaum zusammenfassend übertitelt werden konnten. Einzig die Frontseite vermittelte zwei bis drei politische Beiträge in regelmässiger Folge, und dies im Anschluss an offizielle Verlautbarungen aus der örtlichen Kanzlei. Von vier Seiten waren weniger als eine Seite durch Inserate belegt. Viel Raum wurde mit kleingedrucktem, feuilletonistischem Füllsel bedeckt.

Waldmeyer hatte sich keinen guten Moment zur Lancierung einer Zeitung ausgesucht. Die frühen 30er-Jahre – voller sozialer Spannungen und politischer Befehdungen – machten schon etablierten Blättern zu schaffen. Waldmeyer versuchte sich in der Volksabstimmung zum Lohnabbau der Beamten neutral zu zeigen und allen Stimmen Zugang zu seinem Organ anzubieten. Andere Äusserungen der Redaktion bewiesen aber, dass er als mittelständischer Unternehmer und Detaillist im heimischen Gewerbe fest verankert war und Aktionen gegen Waren- und Versandhäuser, Migros und «jüdische» Billiganbieter und Lohndrücker immer wieder bevorzugt behandelte. Dies mag ihn bei der Arbeiterschaft im Bata-Dorf suspekt gemacht haben.

---

[271] Blaser, Bibliographie und Der Kanton Aargau im Lichte der Zahlen, S. 370.

Am 27. Mai 1933 erklärte er den «verehrlichen» Lesern: «Vom 1. Juni ab wird der Anzeiger die Eigenschaft als amtliches Publikationsorgan der Gemeinde aufgeben.» «In letzter Zeit wurde in geheimen Zirkeln und Parteihocken über die masslose Verschwendung von Gemeindegeldern durch Bekanntgaben im Anzeiger vom Leder gezogen und die Diktatur von gewisser Seite über Sein oder Nichtsein des Anzeiger bekrittelt... Diese Herren fürchteten, dass der Anzeiger als Gemeindeblatt und durch die Inserate der Gemeinde zu üppig ins Kraut schiesse und der Verleger, ein Ortsbürger, sich am Gemeindeeigentum bereichere, ja sogar an einem schönen Tage zu einem Grosskapitalisten emporschwingen würde. Diese Befürchtungen sind grundlos, denn die Gemeinde wurde durch den amtlichen Teil im Anzeiger in keiner Weise belastet... Die Retter und Schützer des Gemeindewohles mögen durch unsere Erklärung wieder zu ihrer Seelenruhe gelangen!»[272]


Möhlin, Dienstag den 2. Januar 1934. Vierter Jahrgang. – Nummer 1

Abonnementspreise: Schweiz: Durch die Post oder Verträger Jährlich . . Fr. 7.— Halbjährlich „ 3.50 Postamtliche Bestellungen 20 Rp. mehr. Ausland: Jährlich . Fr. 12.20 Halbjährlich „ 6.10 Zu jeder Zeit kann auf das Blatt abonniert werden. Postcheck-Konto VI 1152. Telephon No. 99.

Anzeiger für das Möhlin- und untere Rheintal mit der wöchentlichen Unterhaltungsbeilage „Abend-Friede"

Einrückungsgebühr: Die einspaltige Millimeter-Zeile oder deren Raum Inserate: Lokal . . . . 4 Rp. Aargau . . . 5 „ Schweiz . . . 6 „ Ausland . . . 7 „ Reklamen: Lokal . . . . 10 Rp. Aargau . . . 10 „ Schweiz . . . 13 „ Rabatt nach Tarif bei Wiederholungen. Postcheck-Konto VI 1152. Telephon No. 99.

Publikationsorgan der Gemeinden Möhlin, Rheinfelden, Magden, Zeiningen und Wallbach

Redaktion, Druck und Verlag: Gebr. Isenegger & Co., Möhlin | Erscheint Dienstag und Freitag | Inseraten-Annahme durch die Administration selbst sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Zeitungskopf des «Anzeigers für das Möhlin- und untere Rheintal» vom 2. Januar 1934.

Da die offiziellen Anzeigen jetzt spärlicher flossen, musste von Waldmeyer umso dringender Eigenwerbung betrieben werden. Einmal wurden die Arbeiter, Landwirte und Gewerbetreibenden speziell angesprochen, dann wieder die spezielle mittelständische Gewerbepolitik verteidigt.[273] «Trotz dem Bestreben, objektiv zu sein, in jeder Beziehung neutral, allen politischen Parteien die Spalten zur Äusserung ihrer Ansichten bereitwillig zur Verfügung zu stellen, wird der Anzeiger angefeindet, die Arbeiter werden förmlich bei ihrem Gewissen als Organisierte aufgefordert, dieses Blatt aus ihren Wohnungen zu bannen. Bis jetzt hat diese nichtswürdige Treiberei die verständigeren Arbeiter Möhlin-Ryburgs vom Lesen unseres Blattes und vom Abonnement nicht abgehalten.»[274]

---

[272] Anzeiger, 27. Mai 1933.
[273] Anzeiger, 19. September 1933.
[274] Anzeiger, 29. September 1933.

Es ist heute unverkennbar, dass die fricktalische Gewerbepolitik 1933 stark vom Frontenfrühling (Wyler) beeinflusst war und im ausländischen Einfluss immer auch jüdische Machenschaften vermutet wurden. In einem Riesenfenster am 14. Juli 1933 «An das Volk der Heimat» wurde die Landbevölkerung vor Billigware, «lockenden Katalogen», den «Helgen und billigen Angeboten von zu 90 Prozent aus dem Ausland hereingeholten blinkenden Prunksachen» gewarnt. Das «Unwesen einiger internationalen Trusts» fasste ein «offenherziger Vertreter dieser ausländischen Konzerne» folgendermassen zusammen: «Wir machen Euch mit unserer Ware alle kaputt; Ihr könnt nicht mehr aufkommen!»[275]

Mag auch in solch offiziellen Verlautbarungen der «Gewerbetreibenden des untern Fricktales» nichts Antisemitisches sichtbar werden, in Kombination mit Meldungen und Nebenbemerkungen zu aktuellen Ereignissen wird die Gleichstellung von internationalem Handel und jüdischer Wirtschaftstätigkeit sichtbar. Immer wieder blitzen Gedanken auf, die Stimmungen wiedergeben, die sowohl nördlich wie südlich des Rheinufers zuhause waren. Im Fragenkatalog eines «Hirtenknaben» an die «Neue Schweiz» unter dem Titel «Die Schweizer sind gut, aber saudumm» finden wir folgende Auslassung: «Ist es wahr, dass vor einiger Zeit einem deutschen Israeliten die Einreise bewilligt wurde, angeblich deshalb, weil er in einem Warenhaus in der Schweiz die Schweizer anzulernen hatte? Ist es wahr, dass dieser deutsche Jude inzwischen Personalchef dieses Warenhauses geworden ist, sich um die Ausreise nicht kümmert und dass mehrere hiesige Verkäuferinnen deutschen Jüdinnen Platz machen mussten?» Solche rhetorische Fragen reihen erst die Anklagen der Gewerbetreibenden in eine Weltordnung, respektive Weltverschwörung ein.[276]

Ein Kommentar in der gleichen Nummer unter dem Titel «Hakenkreuz» kritisierte eine ins Haus gelieferte Broschüre. Zu Recht würden darin die «Zionistischen Protokolle» als Fälschung angeprangert; in derselben Schrift bleibe aber die wirtschaftliche Gefährdung total ausgeklammert. Der «heutige Antisemitismus hat politisch keine Berechtigung, obwohl in jeder politischen Strömung wenigstens die Hälfte der Regierer der gegenwärtigen Staatsform Juden als Führer an der Spitze stehen. Es ist vielmehr der wirtschaftliche König im Judentum, den wir fürchten und bekämpfen. Diesen König sehen wir in den Warenhäusem und andern ähnlichen Organisationen bereits thronen. Wer diesem König huldigt oder ihn verteidigt, ist unser Feind, den wir heute vom Mittelstand aus bekämpfen müssen.» Und in diesem Stile läuft der Text fort, der offenbar vom Redaktor selber stammt.[277] Es stellt daher der Leserschaft Möhlins ein gutes Zeugnis aus, dass sie – der

[275] Anzeiger, 14. Juli 1933.
[276] Anzeiger, 12. September 1933.
[277] Anzeiger, 12. September 1933.

hämischen Bemerkungen des Verlegers zu antisemitischen Aktionen im nahen Ausland überdrüssig – dem Lokalblatt die Gefolgschaft versagten, sodass Waldmeyer auf Jahresende seinen Betrieb verkaufen musste.[278]

Am 29. Dezember 1933 nahm Waldmeyer Abschied von seinen Abonnenten und erklärte, dass er als «technischer Leiter und Gesellschafter treu als Mithilfe, gebe es Gott, noch eine Anzahl Jahre» verbleiben werde. Als Grund gab er «Überbelastung im Geschäftsbetriebe ohne Aussicht auf Erleichterung» an. Am 2. Januar 1934 stellten sich die Gebrüder Isenegger als neue Geschäftsinhaber vor. «Das heimatliche Fricktalblatt wird aber in seiner Grundrichtung nicht wesentlich geändert.» Die neuen Eigentümer waren gleichzeitig die Besitzer der «Freiämter Nachrichten» in Villmergen und es war vielen Möhlinern klar, dass dies auch eine gewisse redaktionelle Zusammenarbeit bedeuten würde. «Die Wochendnummer wird künftig mit einem Unterhaltungsblatt bereichert sein», dessen Name «Abend-Friede» lautet. Das war die Beilage, die auch dem Freiämter Organ zugefügt wurde. Wie bisher kam der «Anzeiger» am Dienstag und Freitag heraus. Während Peter und Adolf Isenegger in Villmergen verblieben, zog der Bruder Paul nach Möhlin, um dort als Geschäftsleiter zu wirken. So wurde der «Anzeiger» in seinem Hauptteil zum Kopfblatt der «Freiämter Nachrichten», versehen mit einem Lokalteil aus Möhlin. Dies bedeutete, dass der«Anzeiger» in Möhlin mit wenig Aufwand inhaltlich aufgewertet werden konnte, wobei die damalige katholisch-konservative Tendenz des Villmerger Organs kaum verborgen bleiben konnte. So wurde der «Aufruf an das katholische Schweizervolk» (Zum Weltpressetag am 29. Juni) des Schweizerischen Katholischen Pressvereins ohne Abstrich an die Spitze des Blattes gesetzt, wie wenn es sich um ein katholisch-konservatives Presseorgan handeln würde.[279] Dafür versiegten die tendenziösen Kommentare zur Wirtschaftspolitik. In der konfessionell gemischten Gemeinde waren gewisse Villmerger Zeitungstraditionen auf die Dauer kaum haltbar.

Zu jedem katholischen Feiertage wie Allerheiligen, Allerseelen usw. wurde eine Betrachtung in ein Fenster eingefügt, und bischöfliche Erlasse, Tod oder Neuwahlen von kirchlichen Würdenträgern erhielten ausgiebige Behandlung. «Der Parteitag in Brugg» als Schlagzeile entpuppte sich als katholisch-konservativer Parteitag und am 4. Dezember 1936 eröffnete ein Aufruf der katholisch-konservativen Volkspartei zur Aargauer Volksabstimmung die Frontseite des Blattes. Kommentare zu den Grossratswahlen zeigten Genugtuung über das erfolgreiche Abschneiden der Volkspartei.[280]

In der Aussenpolitik war sowieso keine Eigenständigkeit zu erwarten. Wie für die Freiämter Leser zog man im Jahre 1938 Lehren aus dem Fall

---

[278] Anzeiger, 31. Oktober 1938. Bemerkungen zu Schweizer Faszisten in Rom oder zu Zeitungsverboten in Deutschland.
[279] Anzeiger, 28. Juni 1935.
[280] Anzieger, 19. März 1937.

Österreich und forderte den «unbeugsamen, eigenen Lebenswillen für den Kleinstaat». Die Sozialisten hätten für Österreich erst die Eigenständigkeit reklamiert, als das Reich zum Nazistaat geworden sei.[281] Die Verfolgung der Katholiken durch das Schwarze Korps in Hitler-Deutschland löse nun die Judenhetze ab. «Schwarzkutten», der«klerikale Aal», die «geistige Schlange ohne Wirbelsäule» seien Beschimpfungen, die nur das Ausrotten «anderer Giftpilze» im Staatswesen einzuleiten pflegte. Die innen- und aussenpolitische Gestaltung des Lokalblattes in den folgenden Kriegsjahren kann in den «Freiämter Nachrichten» nachgelesen werden. Die Zensurmassnahmen betrafen beide Landblätter im grossen und ganzen nicht stärker als andere Aargauer Zeitungen. Nur einmal wurden die Isenegger-Blätter in gravierender Weise heimgesucht. 1942 übernahm die Redaktion einen tendenziösen Artikel aus der «Nation», Japan betreffend.[282] Doch die Gebrüder Isenegger kamen gelinde davon. «Die Nation, welche den Artikel verfasst und schon früher öfters zu Beanstandungen Anlass gegeben hatte, wurde am 24. Oktober für drei Monate unter Vorzensur gestellt. Die beiden anderen Zeitungen, der Anzeiger für das Möhlin- und untere Rheintal und die Freiämter Nachrichten, welche später den Artikel übernommen hatten, wurden am 21. Novenber lediglich öffentlich verwarnt.» Georg Kreis, der diese Ungleichheit kommentierte, meint dazu: Die härtere Bestrafung der «Nation» rühre davon her, dass diese schon mehrfach vorbestraft war. «Es waren die einzigen Blätter dieser Grössenordnung, die in den Genuss einer schweren Massnahme kamen.»[283]

1944 wurde Walter Sprüngli, der Neffe Paul Iseneggers, als Nothelfer nach Möhlin geholt, um den monatelang im Militärdienst weilenden Geschäftsführer zu ersetzen. «Dies war mir ein willkommenes Angebot, umsomehr als ich diesen Dienst für meinen Onkel gerne tat», bekannte Sprüngli über 30 Jahre danach in einer Rückblende.[284] 1947 war das vierseitige Blatt immer noch eine Allerweltszeitung mit Lokalteil in die Rubrik Aargau eingegliedert – meist nur Möhlin und Ryburg betreffend – und mit einem Roman unter dem Strich auf Seite zwei und drei versehen. Ab 1948 wurde die Aktualität verbessert durch eine Spalte auf der Frontseite Ereignisse seit Dienstag oder Ereignisse seit Freitag, dazu ein Gefäss Letzte Nachrichten am Schluss des redaktionellen Teiles. Die vierte Seite gehörte normalerweise den Anzeigen. 1957, mit der Übernahme des Villmerger Betriebes durch Walter Sprüngli, verselbständigte sich auch langsam die Zeitung in Möhlin, das heisst sie wurde nun von Paul Isenegger alleine zusammengestellt. Immerhin: die gemeinsame Beilage «Abend-Friede» wurde noch Jahre beibehalten.

---

[281] Anzeiger, 25. Februar 1938.
[282] Kreis, Zensur und Selbstzensur, S. 454 (Anmerkungen).
[283] Kreis, Zensur und Selbstzensur, S. 358 (Anmerkungen).
[284] Freiämter Nachrichten, Jubiläumsnummer 75 Jahre, Juli 1978.

Es war damals die Zeit der grossen regionalen Probleme, der Fluorschäden, der ins Fricktal ausgreifenden chemischen Industrie und der Diskussion um das Kernkraftwerk Kaiseraugst, das die Menschen des Bezirks beschäftigte, und da war es zweckmässig, wenn Paul Isenegger den örtlichen Gegebenheiten voll Rechnung tragen konnte. Gemeindeammann Franz Metzger aus Möhlin, Grossrat und zugleich Präsident der Interessengemeinschaft der Betroffenen, kam auf der Titelseite des Lokalblattes ausgiebig zum Wort, vor allem, als das Thema im Herbst 1957 gar vor die Bundesversammlung kam. Sonst blieb die Zeitung ein Allerweltsblatt, das noch für Jahre den ausländischen und eidgenössischen Nachrichten grossen Raum gab und der lokalen Berichterstattung nur am Schlusse der Rubrik Aargau etwas mehr Ehre antat. Auch wenn normalerweise der Umfang die vier Seiten am Dienstag und Freitag nicht überstieg, wollte man es in Möhlin den Grossen gleichtun. Das Mittel, um trotz Einmannredaktion des Betriebsinhabers, diese Serviceleistung erbringen zu können, war die fleissige Verwendung der Agentur spk (Schweizerische politische Korrenspondenz), die nicht nur regelmässig die Einleitungsspalte Ereignisse lieferte, sondern auf der Titelseite oft mit zwei bis drei weiteren Beiträgen Platz fand.

Der grosse Wandel geschah anfangs der 70er-Jahre. 1971 konnte die Druckfirma in die «hellen modernen Räume einziehen», die hinter dem Papeteriegeschäft der Firma Isenegger neu erstellt worden waren. Am 20. Juli 1971, in der Zügelzeit, fiel gar einmal eine Nummer offiziell aus. Von nun an wurde der Inhalt immer deutlicher auf das Lokale konzentriert. Der obligate Leitartikel Spiegel der Wirtschaft der spk war zwar schweizerisch ausgerichtet, die Bunte Auslandspost brachte Kunterbuntes aus aller Welt, sonst aber dominierten die Bereiche aus dem Einzugsgebiet, das Lokale, der Sport und die Vereinsecke. 1971 gab es immerhin noch die Rubrik Schweiz und Aargau. Der Parlamentarische Wochenspiegel (spk) liess auch das Bundeshaus zum Wort kommen. 1973 wurde auf Jahresanfang der Zeitungskopf ausgewechselt: «Möhliner Anzeiger» stand nun in moderner Antiqua über der Titelseite, weil diese Bezeichnung auch im Dorfe gang und gäbe sei. Das anrüchige Wort «Anzeiger», das immer an ein Gratisblatt gemahne, werde vorläufig im Namen etwas zurücktreten und müsste später ganz verschwinden. In diesem Jahr hat Paul Isenegger (jun.) den Betrieb und die Redaktion vom Vater übernommen. Einige Jahre später sollte die Zeitung tatsächlich «Möhliner Zeitung» heissen. 1978 hatte sich dieses Lokalblatt gänzlich dem Lokalen zugewandt. Das «Offizielle Publikationsorgan», wie der Untertitel lautete, brachte damals noch gelegentlich einen Eidgenössischen Wochenspiegel, gewisse spk-Aufsätze zur Innenpolitik. Nachrichtenmässig konzentrierte man sich auf die nächste Umgebung, rückte auch Diskussionen und Leserbriefe ein und bot mit der bebilderten Beilage Kontakte, gestaltet als ordetliche Zeitungsseite, mit lokalhistorischen Themen,

Personen-Porträts und aktuellem Dorfgeschehen der aufstrebenden Industriegemeinde die Chance, den vielen Zugewanderten sich im Dorf heimisch zu fühlen. Diese Sonderseite hatte damals schon sieben Jahre Tradition.

Es war für Paul Isenegger jun. sicher kein leichter Schritt, sich 1980 von der Herstellung des eigenen Lokalblattes zu trennen, aber die Doppelbelastung Alleinherausgeber einer Zeitung zu sein und ein Druckereiunternehmen zu leiten, war zu gross. Zudem war die Inseratenbasis einfach zu eng, um ein Lokalblatt zu einem anständigen Abonnementspreis herzustellen. So bot sich zum Jahresanfang 1980 die Chance, eine Fusion mit der «Rheinfelder Volksstimme» der Verlegerfamilie Herzog einzugehen. Der neue Zeitungstitel, «Fricktaler Zeitung» verlangte von beiden Partnern nur ein kleines Opfer. Die Mitwirkung der Firma Isenegger beschränkte sich auf das redaktionelle Sammeln der Ortsbeiträge und die Inseraten-Aquisition.

Damit drängt sich zum Schlusse noch ein kleiner Rückblick auf die Firmengeschichte auf. Die Gebrüder Isenegger, Villmergen, kauften 1931 den Betrieb, und Paul (1897–1973), als Betriebsleiter, führte das Kopfblatt in Korrespondenz mit dem Villmerger Verlag. Dann verselbständigte sich die Zeitung. 1966 übernahm sein Sohn gleichen Namens (1938–1988) das Geschäft; aber der Vater blieb bis zu seinem Tode am 7. Mai 1973 der Arbeit als «Anzeiger»-Macher treu und durfte seit 1971 den Neubau als «Krönung seines beruflichen Lebenserfolges» geniessen. In den Fussstapfen seines Vaters, sowohl als Druckfachmann als auch als Zeitungsverleger und Redaktor verwandelte er das kleine Allerweltsblatt in den 70er-Jahren in ein eigentliches Lokalblatt. Nach der Fusion 1980 änderte er die Einzelfirma in eine AG um. Nach dem überraschenden Tod des erst 50jährigen Paul (jun.), führte seine Gattin Margrith Isenegger-Kaiser als Verwaltungspräsidentin die Firma in Zusammenarbeit mit ihrem Sohne Thomas weiter. 1988, beim Tode seines Vaters, war dieser eben mit seinem anspruchsvollen Studium in Maschinenbau mit Fachrichtung Betriebswirtschaft (ETH) und dem Diplom als Druckingenieur HTL, Lausanne, zu Ende gekommen. Seit dem Jahresanfang 2000 hat sich Frau Margrith Isenegger als Verwaltungsrats-Präsidentin und Geschäftsführerin zurückgezogen. Damit übernahm Thomas Isenegger die Gesamtverantwortung des Betriebes. Aber auch im Impressum der «Fricktaler Zeitung» erscheint er weiterhin im Impressum der Redaktoren und ständigen Mitarbeiter.

Vom «Schweizerboten aus dem Frickthal» zur «Neuen Rheinfelder Zeitung»

Im Streite zwischen Bezirksamtmann Baumer («Volksstimme») und Nationalrat Jäger, Baden («Freie Presse»), als Folge der Wohlgemuth-Affäre im Dezember 1889, war der «Schweizerbote aus dem Frickthal» in Rheinfel-

den begründet worden. Der Stützpunkt im untern Fricktal war für den ehrgeizigen Politiker Jäger wesentlich; seine demokratischen Parteifreunde konnte er nicht über seine «Freie Presse» von Baden aus betreuen und fernsteuern. So entstand für kurze Zeit diese Satellitenzeitung im Rheintal.[285] 1895 – das heisst nach der Fusion der freisinnigen Partei – wurden Titel und Druckerei an Franz Sieber verkauft. Schon drei Monate später hiess der Verleger G. Zimmermann. Und immer noch versuchte das politisch verwaiste Blatt seinen Platz als Alternativzeitung zur etablierten «Volksstimme» zu finden.

Zu Beginn des neuen Jahrhunderts wetterte Zimmermann gegen die «blinde Parteileidenschaft» samt «Zwietracht und Misstrauen», die im Kanton vorherrschte und mahnte zu grösserer Toleranz.[286] Doch gerade diese Haltung verkörperte um 1901 das altehrwürdige Blatt «Die Volksstimme». Zimmermann machte offenbar aus der Not eine Tugend. Der «Schweizerbote» pries sich indessen der «fortschrittlichen Bevölkerung» des nachbarlichen Bezirks Laufenburg wie folgt an: «Wie Euch nicht unbekannt sein sollte, ist der Schweizerbote von der Fortschrittspartei des Bezirks Laufenburg als Parteiorgan erklärt worden», und der «Centralvorstand der freisinnig-demokratischen Bezirkspartei» unterzeichnete den Aufruf. Damit vermochte sich diese, in Rheinfelden überflüssige Zeitung, wenigstens ausserhalb des ursprünglichen Rayons ins politische Getümmel zu werfen, eine Tätigkeit, die – trotz gegenteiligen Beteuerungen – damals ein Presseorgan erst rechtfertigte.[287]

In den folgenden Jahren hatte Zimmermann versucht, trotz Fusion eine Jäger'sche Bauernpolitik zu betreiben, die sich von der «Volksstimme», die eher die kleinstädtische Gewerbekreise ansprach, abheben sollte. Alle Polemiken zwischen Bauernsekretär Laur und Nationalrat Jäger fanden ihren Platz im «Schweizerboten».[288] «Das wiedererstandene Brugger Pressbureau» habe – so Jäger – dem arbeitenden Volke und den Bauern grössere Verluste gebracht, «als Krieg und Pestilenz es vermocht hätten». Solche friedfertigen Töne dürften dem Blatte bei der Oberfricktaler Bauernschaft nicht nur Freunde geschaffen haben. 1905, bei den Nationalratswahlen, liess man im «Schweizerboten» der Diskussion über Jäger freien Lauf: die «unabhängigen Freisinnigen» liessen ja damals den bisherigen Jäger fallen, erhielten im Zimmermann'schen Organ ungehindert Raum, und Jäger wurde auch prompt nicht mehr gewählt.

1907, bei den Nationalrats-Ersatzwahlen hingegen, da setzte sich dieselbe Zeitung einzig und alleine für Jäger ein. An der Spitze des Blattes vom 30. Januar 1907 lautete ein Aufruf: «Unser Kandidat ist und bleibt Herr alt

---

[285] Siehe Band I, S. 440f.
[286] Schweizerbote, 31. Dezember 1901.
[287] Schweizerbote, 28. Dezember 1901.
[288] Schweizerbote, 25. Oktober 1902.

Nationalrat Jäger in Baden.» Entsprechend reichlich flossen damals die Eingesandt für diesen Kandidaten. Bezüglich Inserate hielt man das Organ für beide Seiten offen. Damit wäre eigentlich das Vorspiel geliefert gewesen, um nach der Nichtwahl des angefochtenen Kandidaten den Schwenker zur abgetrennten Rheinkreispartei zu vollziehen. Aber dieser Schritt passte Zimmermann auch wieder nicht. 1908 hiess die Zeitung im Untertitel «Freisinniges Organ für den untern Aargau». Damit schien die Doppelspurigkeit der Presse von Rheinfelden zementiert. Doch am 1. Dezember 1908 verkaufte Zimmermann Druckerei, Papeterie und Verlagsrechte auf den «Schweizerboten» an Gottlieb Küpfer. Mit seiner Wetterwendigkeit hatte er seinem Blatt keinen festen Platz im Fricktal zu sichern vermocht.

Das Blatt hatte in den zwölf Jahren Zimmermann'schen Betreuung äusserlich kaum eine Änderung erfahren. Es umfasste normalerweise vier Seiten, war dreispaltig und erschien am Mittwoch und Samstag, zum Wochenende begleitet vom «Illustrierten Sonntagsblatt». Bezahlte Anzeigen flossen spärlich; Eigenwerbung füllte den überflüssigen Raum. Die kurzen Rubriken brachten von allem etwas, nur im lokalen Bereich unter Aargau sprudelten die Informationen reichlicher. So hatte auch unter dem Strich über zwei Seiten hinweg ein Fortsetzungsroman seinen festen Platz. Der Käufer hatte sich mit diesem Organ wohl kaum eine Goldgrube erworben. Das Geschäft befand sich damals neben dem Restaurant Zur Post an der Kupfergasse.

Am 1. Dezember 1908 erschien, vierspaltig, die «Neue Rheinfelder Zeitung». «Halt was! eine neue Zeitung ist schon wieder entstanden. Doch nein, es ist ein altbekannter, lieber Freund, nur in anderem, etwas grösserem Gewande. Und ein alter Bekannter ist doch der Schweizerbote in seinem 19. Jahrgange.»[289] «Diese Nummer soll das erste Zeichen des neuen Inhabers sein. Die Neue Rheinfelder Zeitung erscheint fortan an Stelle des Schweizerboten, in gleichem Sinne geschrieben.» Neuerdings erschien das Blatt am Dienstag und Freitag. Und G. Küpfer besorgte, wie damals üblich, eigenhändig die Redaktion. Zuerst und vor allem versuchte Küpfer das Zeitungsgeschäft zu konsolidieren. Dies war wohl dringend notwendig. Wichtig war ihm, den kleinen Abonnentenkreis unbedingt zu erhalten. Weil er vorher als Geschäftsführer bei der katholisch-konservativen Zeitung «Oltner Nachrichten» gewirkt hatte, entstand ein «Mordiospektakel», die Zeitung sei nun «schwarz» geworden. Damals war Herkunft oder Brotkorb noch weitgehend identisch mit der Weltanschauung. Das mit dem schwarzen Inhalt sei aber keineswegs der Fall gewesen, behauptete der Verleger 1910.[290] Was durchaus glaubhaft erscheint: die brüske Umpolung hätte damals den Tod der Zeitung bedeutet.

---

[289] Neue Rheinfelder Zeitung, 1. Dezember 1908. Zur Einführung.
[290] NRZ, 10. Juni 1910.



Gottlieb Küpfer (1882–1942), Verleger der «Neuen Rheinfelder Zeitung» (Fam. Küpfer).

Die Strategie Küpfers verfolgte zuerst wirtschaftliche, dann erst ideelle Ziele. Zum Jahresanfang 1910 wurde verkündet, dass die «Neue Rheinfelder Zeitung» mit dem wöchentlichen «Bezirks-Anzeiger» vereinigt worden sei und damit dreimal wöchentlich erscheinen könne. Der«Bezirks-Anzeiger», 1909 vom selben Verleger gegründet, war ein reines Inseratenblatt gewesen, ohne Textteil, und wurde daher zu wenig gelesen. Nun sollte dieses Gratisblatt mit belehrendem, das heisst nicht aktuellem Text versehen und weiterhin in einer Auflage von 5000 Exemplaren in die Haushalte gestreut werden, nun aber unter dem Titel «Neue Rheinfelder Zeitung». Dem Scheine nach war es die Donnerstags-Nummer obiger Zeitung, in

Wirklichkeit führte der «Anzeiger», «um unparteiisch zu bleiben», weiterhin ein Eigenleben.[291] Das ganze war nichts als eine saftige Ohrfeige an die «Volksstimme», die seit Dezember 1909 dreimal wöchentlich erschien und mit diesem Ausbau des Blattes auf Jahresanfang Abonnementswerbung betrieben hatte.

Die Reaktion erfolgte prompt: «Infolge der dreimaligen Ausgabe einer vollständigen Zeitung ist dem tit. Publikum in der Volksstimme in ausreichender und bequemer Weise Gelegenheit zum Inserieren geboten», warb die Konkurrenz mit spöttischem Seitenblick auf das Verwirrspiel Küpfers.[292] Schon in der vorigen Nummer hatte man Küpfer an der Nase gezwickt: «Die Tatsache, dass die Abonnentenzahl der Volksstimme gerade in letzter Zeit bedeutend zugenommen hat, enthebt uns jeder Erwiderung auf die schwülstigen Phrasen und neidischen Gifteleien von anderer Seite.»[293] Diese sind zwar kaum in der NRZ zu finden, aber die Empfindlichkeit damaliger Verleger mag Nuancen anders gewertet haben, als dies heutige Leser zu tun pflegen. Das dicke Ende sollte erst fünf Monate später erfolgen: Am 3. Juni 1910 übernahm der katholisch-konservative Presseverein «Concordia» Verlag und Redaktion der Zeitung, nur der Druckauftrag blieb bei Küpfer. Mit dem neuen Markenzeichen «Konservatives Organ für das Fricktal und Umgebung», «Für Gott und Vaterland!», «Für Wahrheit und Recht!», prangten als neue Erscheinungstage Dienstag und Freitag im Kopf der Zeitung.

Im Begrüssungsartikel «Leitsterne» wurde bekanntgegeben, «dass das Blatt käuflich in den Besitz der Concordia, eines ins Handelsregister eingetragenen Pressvereins übergegangen» sei. Der politische Kurs des Blattes würde nun «bestimmter, deutlicher, steter sein», durch eine «entschieden konservative Haltung». «Je christlicher unser Standpunkt ist, um so weiter ist er entfernt von Engherzigkeit und Parteileidenschaft.»[294] Tags darauf titelte die «Volksstimme»: «Metamorphose. Gestern überraschte die Neue Rheinfelder Zeitung die Bevölkerung mit der Mitteilung, dass sie nun unter der Flagge eines konservativen Organs segeln werde; konservativ ist natürlich nur ein verblümter Ausdruck für ultramontan. Als das Blatt vor 1 1/2 Jahren den Titel NRZ annahm, war darin zu lesen, dass es in gleicher Weise und mit den gleichen Tendenzen erscheinen werde wie der Schweizerbote. Und jetzt?! Der gute Schweizerbote hat doch manche Wandlungen erfahren müssen, bis er selig war. Die Freisinnigen werden jetzt wissen, woran sie sind und was sie zu tun haben.»[295] «Zur Aufklärung» wollte Küpfer zum letzten Mal reagieren. Als er sein zitiertes Programm verwirklichen wollte,

---

[291] NRZ, Januar 1910. Gott zum Gruss.
[292] NRZ, 8. Januar 1910.
[293] Volksstimme, 4. Januar 1910.
[294] NRZ, 3. Juni 1910.
[295] Volksstimme, 4. Juni 1910.

damals sei sein Blatt ungerechtfertigt als schwarz abgestempelt worden. Als er selber keine Politik mehr treiben wollte, habe er das Verlagsrecht verkauft, nur der Druckauftrag bleibe bei ihm und die Inseratenseiten habe er zurückgepachtet. Dafür, nicht aber für den Inhalt, zeichne er nun verantwortlich.[296]

Die «Volksstimme» versuchte aber, diese Umstände noch breiter auszukosten. Sie erkundigte sich nach dem Vorstand des Pressvereins «Concordia» und erkannte nach der Aufreihung der Namen: alle «waschecht schwarz». Der «Fricktaler», Laufenburg, mache zu dieser Gründung ein «sauer-süsses Gesicht». Die dortigen Verantwortlichen «wehrten sich dagegen», aber ohne Erfolg.[297] Verleger Herzog musste unbedingt die Stunde nutzen, das Inseratengeschäft Küpfers zu schmälern. Unter der Ägide Küpfers wurde aber der «Bezirks-Anzeiger für das Fricktal» unter dem altneuen Namen wöchentlich als unpolitischer Gratisanzeiger weitergeführt. Er soll ohne Unterbruch bis 1917 bestanden haben. Und so setzte der Kulturkampf in Rheinfelden mit etwelcher Verspätung wieder ein, denn schon vorher hatte die «Volksstimme» sich gerne mit dem Themenkreis Papst und Enzykliken beschäftigt; diese Fragen gehörten ganz einfach zur Selbstdarstellung des Bezirks Rheinfelden. Neu war, dass nun auf jede Bemerkung eine Reaktion aus einheimischer Küche erfolgte und damit ein Wort- oder Begriffsgefecht zwischen den örtlichen Presseorganen entfacht wurde. Bald schon hiess die «Neue Rheinfelder Zeitung» ein «Hetzblatt der Unduldsamkeit». Man verbat sich bei der «Volksstimme» die Anrempelungen und verteidigte zum Beispiel den deutschen Protestantismus, der von der schwarzen Presse «verleumdet und besudelt worden» sei.[298]

Auf den Jahrswechsel behauptete die NRZ, dass die Abonnentenzahl angewachsen sei und man sich daher an den weitern Ausbau des Blattes machen könne. Angeboten wurde eine achtseitige Gratisbeilage, anstelle einer solchen von vier Seiten. Seit der Übernahme durch die «Concordia» liess sich zudem ein Anwachsen der Nachrichten aus der Innerschweiz feststellen, was auf Zusammenarbeit mit andern katholisch-konservativen Presseorganen oder auf einen gemeinsamen Pressedienst hinweist. «Herr Dr. Meier, Fürsprech in Stein, hat auf Neujahr seinen Rücktritt erklärt als Redakteur des Frickthaler. Hoffen, dass er weiter für uns schreibt.» Diese Nachricht zum Jahreswechsel würde obige Vermutung bestätigen.[299]

Ab 31. August 1912 zeigte die katholische Zeitung von Rheinfelden ein neues Antlitz, sowohl bezüglich Schrift, als auch durch die dreispaltige Darstellung. Küpfer hatte eine neue Setzmaschine Typograph angeschafft. Über Jahre versuchte der einstige Besitzer, sich im Hintergrund zu halten,

---

[296] NRZ, 10. Juni 1910.
[297] Volksstimme, 11. Juni 1910.
[298] Volksstimme, 21. Juni 1910.
[299] NRZ, 30. Dezember 1910.

obwohl er trotz «Concordia» eifrig auch redaktionell am Werk war. Im Nachruf auf Küpfer wurde über der Phase 1910–1932 der Schleier gelüftet: «G. Küpfer ist Redaktor, Pionier und Wegbereiter der Neuen Rheinfelder Zeitung in unserer Landesgegend gewesen.» So sehr gehörten Küpfer und sein Blatt zusammen, dass man landläufig von der «Küpferzeitung» sprach. So der Nekrolog. Er sei in der Sprache, «direkt, volkstümlich und vaterländisch» gewesen, «auch in Zeiten, als mit einer solchen Einstellung mehr Feindschaft als Ehre zu ernten war».[300] Das hört sich sibyllinisch an. Tatsächlich zeichnete ab 18. Februar 1932 Küpfer wieder als Redaktor und die «Concordia» wirkte bloss noch als Verlegerin. So blieb es bis zu seinem Tod am 17. März 1942.[301] Damit fiel wirklich die spannenste Zeit in jene Küpfer-Ära. Und wir erkennen, dass dessen Haltung zum braunen Unrechtsstaat so erhaben und kritisch auch wieder nicht war. Die «Volksstimme» war im Beurteilen der Umwälzungen wenigstens getragen von einer demokratischen Grundhaltung; die NRZ hingegen verkannte vor lauter Freude über die Eliminierung der gottlosen Roten die Missetaten der neuen Machthaber. Oder galt in Rheinfelden gar als tapfer, wer Hitler-freundlich war?

Am 12. Januar 1933 versuchte ein Korrespondent noch einen andern Ton anzuschlagen. Er geisselte den Geist der Nationalsozialisten während der damaligen Wahlzeiten. Das «Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens», der «berüchtigte Alemanne», zeuge von jenem Ungeist. «Kein Schweizer Blatt, und wäre es kommunistischer als kommunistisch, schreibt so dreckig und schmutzig.» «Eine Brühe, die nicht zu beschreiben ist, ... dass man sich beim Lesen die Nase verhalten muss.» Nach geschlagener Schlacht, nach der Machtübernahme, klang es etwas anders. Der neue Reichskanzler genoss offensichtlich die Sympathie Küpfers, weil er als kleiner Mann zu höchsten Ehren aufgestiegen war. Er wollte in ihm den einfachen Soldaten und Arbeiter sehen, der er selber war. Wann immer der Führer 1933 in der NRZ erschien, wurde er so nebenbei mit vorzüglichen Attributen versehen. «Hitler, der zu arbeiten gewohnt ist, will keine halbe Arbeit leisten.» So weiss er, wie mit Staatsfeinden umzugehen ist. «Kommunismus u. Cie. findet jetzt in Deutschland einen Gegner.»[302] Und Hitler lernt bei Mussolini: zum Beispiel dass «zum Regieren Gottes Segen nötig sei», dass der «altehrwürdige Bauernstand als Grundlage des Staates» dient und dass man gegen «den innern Feind und die Gottlosigkeit (gibt es auch ausserhalb des Bolschewismus!)» vorgehen müsse. Mussolini und Hitler gehörten offenbar 1933 noch zu den gottesfürchtigen Staatsmännern.

Überall werde die «Gefahr der Diktatur» heraufbeschworen, klagte die «Neue Rheinfelder Zeitung» in ihrer Rundschau. «Aber es muss gesagt

---

[300] NRZ, 31. Dezember 1942. Abschied von Mann und Werk und ein Wort herzlichen Dankes (zum Ende der selbständigen NRZ).
[301] NRZ, 18. März 1942. Todesanzeige und Nekrolog.
[302] NRZ, 11. März 1933. Aus Deutschlands neuem Reich.

werden, ein anderer als ein eiserner Besen taugt in dem zerrissenen und fast unheilbaren Deutschland überhaupt nicht mehr. Auch ein Draufgänger kann drüben nicht mehr viel ruinieren.»[303] Und so setzte die Redaktion über die Meldungen von Säuberungen in Staat und Wirtschaft an allen Ecken und Enden den Titel: «Deutschland im grossen Entscheidungskampf».[304] Und nach den entscheidenden Reichstagswahlen Anfangs März 1933 kommentierte die NRZ fast hämisch, dass die Neugierigen diesseits der Grenze schon auf die ersten «Überläufer» warteten.[305] «Zu hunderten werden kommunistische Spektakler und sozialistische Pfründengeniesser eingelocht.» «Fürwahr, eine erkleckliche Arbeit. Es werden dazu richtigerweise eiserne Besen verwendet.» Dieser immer wieder verwendete Ausdruck lässt aufhorchen: die genüssliche Lektüre des gleichnamigen helvetischen Blattes scheint die Ausdrucksweise auch sonst beflügelt zu haben. So vermag die Redaktion die diktatorischen Massnahmen Hitlers nicht – wie dies andere bürgerliche Blätter taten – als unwürdig zu kritisieren, im Gegenteil: «die Ansätze, die er dazu macht, dürfen sich sehen lassen».[306]

Und Hitler erhielt auch weiterhin gute Noten aus Rheinfelden, sei es, weil er höhere Gehälter der führenden Staatsbeamten wegbringt und damit das «moralische Vorbild» höher einschätzt als «materielle Vorteile», sei es, weil er «nächstens nach Rom» reist und damit Hoffnung auf Aussöhnung der katholischen Kirche mit den Nationalsozialisten gegeben sei.[307] Und als die Unruhen in Österreich in der ganzen Schweiz Mitleid und ängstliche Erregung verursachten, kommentierte die NRZ: «Es fehlt in Österreich nur an einem Hitler, alle übrigen zu einem Umsturz nötigen Voraussetzungen sind gegeben und vorhanden.»[308] Deutschlands Innenpolitik im Zuge zur Parteiherrschaft schien Küpfer nicht zu beunruhigen. Die grössere Ruhe im Reich sei erzwungen! «Je nun, wenn die Ruhe nicht freiwillig sich einstellen will, dann muss sie eben erzwungen werden, wie beim Militär und beim Schulunterricht.»[309] So einfach ist das!

Das schlimmste Machwerk, das die Redaktion in ihre Spalten setzen liess, war ein schwärmerischer Leitartikel eines Korrespondenten zur Person von Adolf Hitler. «Das interessanteste Land der Erde ist gegenwärtig immer noch Deutschland.» Geschickt seien der 1. Mai und der Geburtstag des Führers zu nationalen Feiern verwandelt worden. Nach 14 Jahren «unendlich mühseligem Aufstieg» sei es unangebracht, ihm «den Triumph» zu neiden. «Alle übrigens, die Hitler persönlich kennen, rühmen seine persönliche Bescheidenheit, sein gutes Herz, seine Mässigkeit.» Andere Staats-

[303] NRZ, 18. Ferbuar 1933.
[304] NRZ, 4. März 1933.
[305] NRZ, 7. März 1933.
[306] NRZ, 18. März 1933.
[307] NRZ, 25. März und 1. April 1933.
[308] NRZ, 16. März 1933. Leitartikel.
[309] NRZ, 12. August 1933.

männer sollten sich an ihm ein Vorbild nehmen.[310] Fast scheint, Küpfer hätte dieses Portrait zu seinem eigenen Bilde gemacht. Denn das Plebiszit, das Hitler auf den 12. November 1933 angesetzt hatte, diese Farce einer Volksbefragung, entlockte ihm nicht nur Lob auf Hitler, sondern vor allem Lob auf das neue Deutschland: «Aber die Volksbewegung hat doch ihr Gutes und jene Einigkeit und Geschlossenheit, wie sie in Deutschland seit dem 5. März in Erscheinung tritt, findet man ausser in Italien, sonst in der ganzen Welt nicht mehr. Nicht einmal in der sonst so ehrenwerten Eidgenossenschaft.»[311]

Bei solcher Einstellung kann nicht verwundern, dass auch die neuen Fronten in der Schweiz kaum Kritik einstecken mussten. «Es ist durchaus kein Staatsgrundsatz, dass zum Beispiel das Schweizervolk in etwa sechs Parteien gespalten sein müsse», in Gruppierungen, die «das Allgemeinwohl vergessen». Unsere «Überdemokratie» dürfe ruhig überdacht werden.[312] Und da im März des Jahres 1933 im Textteil der NRZ immer wieder das Spruchband «Bürgerliche Wähler aller Parteien vereinigt Euch!» eingesetzt wurde, lässt sich die Tendenz zum Einparteienstaat kaum verstecken.[313] Man kann auch – aus wirtschaftlichen Gründen – das Bedauern Küpfers über das Versiegen des kleinen Grenzverkehrs gut verstehen: Die NRZ bedauert aber die «Abriegelung von drüben» generell.[314] Und hier hört das Verständnis auf.

Zusammenfassend zur «Neuen Rheinfelder Zeitung» im Frontenfrühling ist zu sagen, dass dessen Kritiklosigkeit selbst unter konservativen Blättern ohne Beispiel bleibt. Das Loblied auf die vaterländischen Tugenden in den Gedenkworten 1942 sind nach unserer Einschätzung deplaziert, fast lügenhaft. Die «Volksstimme» stand damals Seite an Seite mit der «Aargauischen Vaterländischen Vereinigung», einer bürgerlichen Gruppierung, die auch katholisch-konservative Politiker einschloss, die sich mindestens frontenkritisch zeigten. Das Konkurrenzblatt in Rheinfelden muss eindeutig rechts von der AVV eingeordnet werden. Es erstaunt daher nicht, dass die Mitglieder der sozialdemokratischen Partei am Orte die Kommentare mit gemischten Gefühlen verfolgten und von Zeit zu Zeit sich im «Freien Aargauer» Luft verschaffen mussten. Küpfer wurde als «Sozialistenfresser» bezeichnet. Doch diesem machte die Titulierung wenig Eindruck und er frozzelte: «Wir danken für solche Spezialitäten.» «Sind wir Menschenfresser geworden, weil wir Freude daran zeigten, dass Hitler mit den Kommunisten scharf ins Zeug fährt?»[315] Doch diese Floskel war eine billige Ver-

---

[310] NRZ, 9. Mai 1933.
[311] NRZ, 11. März 1933.
[312] NRZ, 12. August 1933.
[313] Z. B. NRZ, 7. März 1933.
[314] NRZ, 23. März 1933.
[315] NRZ, 23. März 1933.

teidigung angesichts der Tatsache, dass in Zusammenhang mit Eliminierung von «Staatsfeinden» im Reich auf Regierungsrat Siegrist in Aarau verwiesen wurde, der ebenfalls den Staat, dem er dienen müsse, schlecht mache.[316] Es fehlte damals nur noch das auffordernde: «Also!»

Auch die «Küpferzeitung» machte schliesslich jene Wandlung durch, die alle katholisch-konservativen Blätter nach 1933 auszeichneten: Hitler wurde zum infamen Wortbrecher, der Nazi-Staat zum Kirchenverfolger und die Parteiideologie zum antichristlichen Credo. All dies war zwar schon vorher programmiert und existent, doch der katholisch-konservativen Presse fehlte genauso wie deren Parteiprominenz in der Schweiz, der Glaube an das organisierte Böse. Während man sich zum Jahresende 1933 noch damit auf die eigene Schulter klopfte, dass die «Neue Rheinfelder Zeitung» «sich auch im verflossenen Jahre wieder treu zu Kirche und Vaterland gestellt» habe,[317] und aus taktischen Gründen die Verharmlosung von Nachrichten aus dem parteigeführten Anrainerstaat mittrug, setzte man genau ein Jahr später die Akzente ganz anders: Das «Heil Hitler» verwandle sich in Deutschland langsam zum «Heiligen Hitler», und das Bild des Führeres werde wohl bald in den Kirchen prangen. Im Reich ersetzte man den Intellekt durch Rasse und Hitlers Trabanten entpuppten sich als germanische Heiden. Die neue Jugend brülle sich heiser mit Heilrufen, doch das Dritte Reich gehe seinem Ende entgegen. Man lobte nun den heroischen Kampf deutscher Katholiken.[318] Mit dieser stummen Einsicht, dass mit dem Ungeist kein Vertrag zu schliessen sei, glitt auch die NRZ lange vor 1939 in besseres Fahrwasser. Schliesslich nahm der Weltkrieg allen unverblendeten Schreibern den letzten Zweifel, wohin diese Politik führte.

Gottlieb Küpfer hatte den Beginn des Krieges mit all seinen Zensurmassnahmen noch miterlebt und starb am 17. März 1942, erst 60jährig. Damit musste man mit einer Änderung bei der kleinen Zeitung in Rheinfelden rechnen. Im Nachruf, verfasst von H. O. (Hans Obrist) vernehmen wir, dass Küpfer schon längere Zeit leidend gewesen und dem Parteiblatt 30 Jahre als Redaktor vorgestanden sei. Er habe nicht nur den Weg vom «freisinnigen Schweizerboten» zur katholisch-konservativen «Neuen Rheinfelder Zeitung» gewiesen,[319] er habe auch die Offizin durch Kauf eines Hauses von der Kupfergasse an die mittlere Marktgasse überführt.[320] Die soziale Haltung gegenüber seinen Arbeitnehmern wurde hervorgehoben. Hans Obrist, langjähriger Maschinensetzer und schreibgewandt, brachte die Zeitung vorläufig über die Runden.

---

316 NRZ, 11. März 1933.
317 NRZ, 30. Dezember 1933.
318 NRZ, 22. Dezember 1934. Rundschau.
319 NRZ, 18. März 1942.
320 Volksstimme, 19. März 1942.

Erste Unruhen im Umfeld des Blattes vermuten wir schon im Sommer 1942. Am 10. August 1942 erschien die NRZ erst abends und bat am Schlusse des redigierten Teils dafür um Entschuldigung. Das Erscheinungsbild, vierspaltig, glich auffallend dem «Aargauer Volksblatt». Erst am 24. August bot das Rheinfelder Lokalblatt wieder das gewohnte Bild: Lettern und Layout der Küpfer'schen Druckerei. Am Ende des Jahres 1942 verabschiedete sich die selbständige NRZ auf unschöne Weise von der Leserschaft. Hans Obrist beschwerte sich in harten Worten über die «Herren vom Presseverein Konkordia», die sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen gezeigt hätten und nun die Zeitungsdruckerei kurzerhand schlössen, das heisst ihn und seine Mitkollegen entliessen. Er habe nach dem Tode von Küpfer die Redaktion einfach übernehmen müssen, da sich niemand von der Redaktionskommission um die Hinterlassenschaft gekümmert hätte. Als Nichtkatholik und Gewerkschafter habe er nie daran gedacht, die Redaktion eines katholisch-konservativen Blattes zu übernehmen. Im übrigen hätte er seine Aufgabe ohne Hilfsmittel erfüllt, nicht einmal ein Pressedienst habe ihm zur Verfügung gestanden. Vor drei Wochen sei der Präsident Dr. Mondet plötzlich aufgetaucht, um ihn zur Rede zu stellen. Das Ergebnis sei nun die Kündigung. Diese «Erklärung» erschien sowohl im Inseratenteil der NRZ, als auch in der «Volksstimme», beidesmal unterzeichnet von Hans Obrist.[321]

Offenbar waren die Verhandlungen über das Schicksal der Zeitung nicht in aller Heimlichkeit geschehen, denn schon eine Woche zuvor konnte die «Volksstimme» mit ihrer Einzigartigkeit Propaganda machen: Die «Volksstimme» sei «die einzige Zeitung des Bezirks Rheinfelden, die vollständig im Bezirk hergestellt wird, das heisst die ganze Zeitung wird hier gesetzt und gedruckt, das heisst weiter, es werden nicht in eine in einer andern Landesgegend mit einem andern Kopf gedruckten Zeitung noch rasch einige Lokalnachrichten und eine Seite Inserate hineingedruckt.»[322] Damit war das ganze Konzept der «Neuen Rheinfelder Zeitung» bereits von der Konkurrenz breitgeschlagen worden, ehe das Ergebnis der Verhandlungen vorlag.

Und am 5. Januar 1943 doppelte Hans Obrist mit einer «Erklärung» in der «Volksstimme» nach: «In einer persönlichen Erklärung in der ersten Laufenburger Nummer der Neuen Rheinfelder Zeitung versucht Herr Dr. Mondet die Lage so darzustellen, als ob ich mich je um die Redaktorenstelle am katholisch-konservativen Organ beworben hätte.» Dies aber wäre nie erfolgt. Im übrigen sei ihm nicht einsichtig, weshalb man «der Pressesache des Fricktales Schaden zufügt», wenn man für das «Aargauer Volksblatt» ein Inserat einrücke. Nach dem Prinzip Küpfer seien Inserate aufzuneh-

321 NRZ, 31. Dezember 1942.
322 Volksstimme, 24. Dezember 1942.

men, die bezüglich Inhalt, Religion und Sittlichkeit nicht verletzten. Daran habe er sich gehalten. Damit dürfte nicht nur zwischen Obrist und Mondet ein Streit ausgebrochen sein, sondern auch ein Ringen zwischen Binkert («Frickthaler») und Bärlocher («Aargauer Volksblatt») stattgefunden haben. So bleibt nur die sachliche Mitteilung nachzutragen, dass die «Neue Rheinfelder Zeitung» ab 1. Januar 1943 als Kopfblatt des «Frickthalers» erschien, nun dreimal wöchentlich herauskam und in Laufenburg fabriziert wurde.

Genauso wie die Bände der «Neuen Rheinfelder Zeitung» in Rheinfelden nicht mehr archiviert wurden, da die Eigenleistungen unbedeutend waren und man die politische Würzung im fernen Laufenburg besorgte, entfällt auch eine eigenständige Würdigung des Kopfblattes in unserer Darstellung. Wir verweisen auf den Abschnitt «Der Frickthaler». Im Jahre 1980 war dann auch die Uhr des selbständigen Titels «Neue Rheinfelder Zeitung» abgelaufen, als mit der Fusion des Laufenburger mit dem Fricker Organs der «Fricktaler Bote» aus der Taufe gehoben wurde.

Der Kampf der zwei Grossen nach 1950 oder: Die ökonomischen Zwänge im Pressewesen der Nachkriegszeit

Übersicht

Am 2. November 1996, in der Sondernummer Abschied des «Aargauer Tagblatts», berichtete der langjährige Leiter des Ressorts Aargau und stellvertretende Chefredaktor der Zeitung, Hans-Peter Widmer, über die Entwicklung und Ausdünnung der aargauischen Presselandschaft. An der Schwelle zum 20. Jahrhundert existierten aber nicht vier aargauische Tageszeitungen (Aargauer, Badener, Brugger und Zofinger Tagblatt), wie er darlegte, sondern deren sechs. Widmer hatte in seiner Aufzählung die linksfreisinnigen Blätter von Aarau und Baden vergessen: Das Wirz-Blatt (später Keller-Blatt) «Aargauer Nachrichten» (–1918) und das Jäger-Blatt «Schweizer Freie Presse» (erst ab 1925 BGB-Parteiblatt). Es war dies ein typisch aargauisches Versehen: Man erinnert sich an die regionalen Tagblätter, nicht aber an die markanten Meinungsblätter mit kantonsweiter Ausstrahlung, aber dünnerer Abdeckung des Gesamtgebietes.

Auch wenn dann 1918 das «Aargauer Tagblatt» sich die «Aargauer Nachrichten» einverleiben konnte, war schon 1912 wieder ein Konkurrenz-Tagesorgan in Form der «Neuen Aargauer Zeitung» erstanden. Auch sie markierte bis 1946 kantonsweit den links-liberalen Standpunkt im Lager des Freisinns. Wenn dann vor dem Ersten Weltkrieg, 1911 und 1912, auch die katholisch-konservative Parteizeitung und die Arbeiterpresse täglich erscheinen und ab 1925 auch die «Freie Presse» zur täglichen Bauernzeitung mutiert, so zählte der Aargau nicht weniger als sieben Tageszeitungen, die bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges im Kanton profiliert Politik behandelten und betrieben.

«Der markante wirtschaftliche Aufschwung ab Mitte der fünfziger Jahre, die zunehmende Mobilität, die Fortschritte in der Nachrichtentechnik und der gesellschaftliche Wandel setzten an die Presse neue Anforderungen. Die Leserschaft wollte über das Geschehen umfassender informiert werden, bemerkenswerterweise vor allem auf regionalem Gebiet. Der Trend wurde durch eine politische Dezentralisierungsströmung verstärkt. Man verteilte die Aargauer Kantonsschulen, Landwirtschaftsschulen, Spitäler auf fast alle Kantonsgebiete. Zwischen den Regionen setzte ein Wettbewerb ein, Regionalzeitungen schritten als Bannerträger voraus.»[323] Der Journalist und Politiker Widmer fasste so treffend zusammen, was an typisch aargauischer Tendenz dem Ausbau der zwei grössten Regionalzeitungen zugrunde lag. Daneben waren auch allgemeine Erscheinungen und schweizerische Trends mitbeteiligt: der industrielle Aufschwung begünstigte damals Weltfirmen, die im grossen Stil für den Export produzierten, und diese befanden sich in Baden (BBC) und Aarau (Sprecher und Schuh). Der Pendlerverkehr zu diesen Zentren wuchs zusehends und neue Wohngebiete entstanden in deren

[323] Aargauer Tagblatt, 2. November 1996. Abschied, von Hans-Peter Widmer.

Vororten. Wie einst in der Frühzeit des Aargaus spaltete sich der Kanton – grob gesehen – in zwei Teile, mit Agglomerationsmittelpunkten Aarau und Baden. Diese Dipolarität nutzten das «Aargauer» und das «Badener Tagblatt» am konsequentesten durch den Ausbau ihrer Redaktionsstäbe, samt der weiteren personellen und technischen Infrastruktur.

Das «Aargauer Tagblatt» hatte als Erfolgsrezept das Kopfblattsystem: eine notleidende Zeitung im angrenzenden Raum wurde mit dem Mantel des AT und erweiterten Lokalteilen ausgestattet. Geschäftlich ging dies mit dem Ankauf dieser Blätter einher, sodass einige Titel auch verschwinden konnten, wenn die Kooperation zu aufwendig wurde («Seetaler»!). Diese Strategie ergibt für die Darstellung der Geschichte des «Aargauer Tagblattes» ein formales Problem. Die Vorgeschichte, die Übernahme und die äusserlichen Anpassungen sind am Schlusse jedes einzelnen Organs (Kopfblattes) zu finden und können, um Wiederholungen zu vermeiden, in dieser Übersicht nur angetippt werden.

Neben der Übernahme oder Verwandlung bestandener Lokalblätter entwickelte das AT auch eigene Projekte, meist provoziert durch das Vordringen anderer Tagblätter in benachbarte Gefilde. Dazu gehörte das Basler Fusionsprodukt «Basler Zeitung» («Basler Nachrichten» und «National-Zeitung»). Deren Verlag verkündete, das Einzugsgebiet des neuen Blattes erstrecke sich bis auf den Jurakamm. Im Hause AT realisierte man, dass damit das ganze Fricktal zeitungspolitisch in den Einflussbereich Basels kommen könnte. Um das zu vermeiden, schuf man innert Monatsfrist die Splitzeitung «Aargauer Tagblatt, Ausgabe Fricktal», mit eigenem Lokalteil. Ihr Schwerpunkt lag im obern Fricktal. Nachträglich gesehen, hätte das AT energisch auch bis Rheinfelden vorstossen sollen; man sah leider damals im Sinne der Optimierung der Mittel davon ab. So die Meinung von Hans-Peter Widmer vom 3. März 2000. Im gleichen Sinne als eigenständige Projekte lassen sich die Ausgaben «Wynental» und «Niederamt» bezeichnen, wobei viele Wynentaler, versehen mit zwei eigenen Lokalzeitungen, patriotisch um ihre Blätter bangten, während sich im Solothurnischen die Absprache und Abgrenzung mit der «Mittelland-Zeitung» Richtung Olten und Zofingen eher beruhigend auswirkte.

Das «Badener Tagblatt» hingegen versuchte das selbe Ziel längere Zeit mit dem alleinigen Ausbau der Redaktion zu erreichen, verbunden mit Zweigstellen an neuen Standorten. Dies zwang die Lokalblätter im Umkreis des Wanner-Blattes zu besserer Lokalberichterstattung und zur langsamen Liquidierung des inländischen und aargauischen Teils. Eine Art Arbeitsteilung bahnte sich an. Immer häufiger hielten sich Haushalte in diesem Kantonsteil zwei Zeitungen: das Lokal- und das Regionalblatt. Das Nachsehen hatte das Parteiblatt. Es fiel zwischen Stuhl und Bank. Erst in den letzten Jahren vor der Fusion wurde auch das Verlagshaus Wanner dazu gezwungen, Zeitungstitel zu akquirieren oder sich an Unternehmen im

Bereich der Region zu beteiligen. Beiden Regionalzeitungen gelang mit ihrer Methode eine ungeahnte Erweiterung der Auflage: von rund 10 000 um 1950 auf etwa 60 000 vor der Fusion 1996. Dass dabei einige Gazetten ihre Selbständigkeit verloren und dabei etliche Titel verschwanden, kann niemanden erstaunen.

Das «Aargauer Tagblatt» nach dem Kriege: Expansion durch Kauf und Eingliederung

Nach 1945 gehörten Dr. Eduard Lauchenauer und Dr. Helmut Suter der Redaktion des AT an, und ein Berner Korrespondent berichtete aus dem Bundeshaus. Erst 1956 wurde die Redaktion auf drei Personen erweitert: Dr. Kurt Lareida wurde für Lokales und Sport angestellt. Zwei Jahre später gesellte sich Heinz Fröhlich als Reporter dazu. In dieser Zusammensetzung versuchte das «Aargauer Tagblatt» erstmals in fremdes Territorium vorzustossen: nach Lenzburg. «Als im Jahr 1959 das Aargauer Tagblatt den Ausbau seines Lokalteils auf die Region Lenzburg ankündigte, war Müllers klar: Jetzt kommen wir ins Sandwich. Der Entschluss fiel rasch und kurzfristig, der Titel wurde dem Tagblatt verkauft.» So zitierte Redaktor Heiner Halder den einstigen Verleger und Drucker der «Lenzburger Zeitung», Richard Müller, der damals das dreimal wöchentlich erscheinende Lokalblatt in einer Auflage von rund 2200 Exemplaren abtrat.[324] Der nebenamtliche Redaktor, Bezirkslehrer Hübscher, wurde als Korrenpondent gleich mitgeliefert. Aber erst 1967 fand man es in Aarau nötig, eine eigenständige Lenzburger Redaktion (Heiner Halder) zu installieren; drei Jahre später wurde gar auf zwei Personen ausgeweitet. Es war die Konkurrenz aus Lenzburg (Kromer) und Baden (Wanner), die diesen Ausbau provozierten.

Auf leisen Sohlen gelangte der «Seetaler» in Seengen in die Familie der AT-Kopfblätter. 1964 hatte er sich nicht nur mit dem «Lindenberg» zusammengeschlossen, sondern schon früher – nach dem Verschwinden der «Lenzburger Zeitung» – 1959 ein Kopfblatt «Lenzburger Nachrichten» lanciert. Wegen «prekären Verhältnissen» gelangten Druckerei und Zeitung mehrheitlich in die Hände der Aargauer Tagblatt AG, blieb aber vorerst als selbständige Lokalzeitung unter dem alten Firmennamen erhalten.[325] Am 1. Oktober 1973 wurde anstelle des alten «Seetalers» (zweimal wöchentlich) das «Seetaler Tagblatt» ausgeliefert, das heisst das «Aargauer Tagblatt» mit einer zusätzlichen Seite Seetal. 1977 musste auch der angestammte Titel fallen gelassen werden. Die örtliche Redaktion in Seengen wurde dann 1978

[324] Aargauer Zeitung, 27. Februar 1999.
[325] Aargauer Tagbaltt, 12. Juni 1972. 125 Jahre AT, Walter Widmer.



Das Kopfblatt-System des «Aargauer Tagblatts» auf einer Werbebroschüre der 80er-Jahre.

geschlossen, respektive nach Aarau verlegt. Damit erweiterte sich die dortige Regionalredaktion um einen weitern Posten. Die ausgewiesene Regionalausgabe hiess nun «Aargauer Tagblatt, Ausgabe Lenzburg-Seetal».

Im Jahre 1969 war das «Brugger Tagblatt» an der Reihe. Nicht so schmerzlos wie in Lenzburg sollte sich die Zusammenarbeit der kleinsten Tageszeitung mit dem «Aargauer Tagblatt» abspielen, denn diese Zeitung war eher vom «Badener Tagblatt» als vom AT bedrängt worden und suchte nun Schutz bei dessen Konkurrenten im Hauptort. Die Übernahme erfolgte, indem zuerst der Titel von der Buchdruckerei Effingerhof in Brugg für 25 Jahre gepachtete wurde; vor Ablauf dieser Frist drängte sich aber der Kauf des Blattes auf. Die bösen Worte hüben und drüben durften nicht fehlen, ja, es kam zu einer eigentlichen Giftspritzerei. Wenn am 2. November 1996, beim Abschied, Hans-Peter Widmer dem «Brugger Tagblatt» einen Abgesang darbrachte, war er dazu genau der richtige Mann. Er verkörperte, nachdem das «Bruggerli» zum Kopfblatt des AT geworden war, die Brugger Redaktion, nachdem er zuvor fünf Jahre lang noch im selbständigen Brugger Organ gewirkt hatte. Ihm oblag es damals, die spöttischen Kommentare des bösen Bruders in Baden zu parieren, die neuen journalistischen Gegebenheiten zu rechtfertigen und die Kooperation als Gewinn für die Region Brugg anzupreisen. Dabei verwies er 1969 mit Recht auf die historischen Wurzeln, die kulturelle und religiöse Bindung Bruggs

hin zur Hauptstadt. Was er überspielen musste, das waren die damals wirkenden Umlagerungen: Brugg geriet immmer mehr in den Sog der wirtschaftlichen Entwicklung von Baden und Zürich, und das Mitgehen der dortigen Presse war weniger Anlass als Folge dieser Umlagerung. Zerrieben zwischen den zwei grossen Tagblättern folgte Brugg – und damit auch Redaktor Widmer – den historischen Wurzeln, und er musste 1996 infolge wirtschaftlichen Zwängen erleben, dass er sich nach der Fusion in der AZ-Redaktionsleitung in Baden wiederfand. Nicht genug des Wechselspieles! Am 27. Februar 1999 tauchte ein ähnlicher Titel «Brugger Zeitung» als fünfter Bund der AZ wieder auf, nachdem er 1996 mit folgenden Worten endgültig verabschiedet worden war: «Der Zeitungstitel Brugger Tagblatt wird hingegen ins Archiv abgelegt.» 1969, nach der redaktionellen und technischen Verbandelung von AT und «Brugger Tagblatt» wurde die Regionalredaktion in Brugg auf drei Redaktoren erweitert, nachdem auch das «Badener Tagblatt» in Brugg-Windisch-Birrfeld neu einen Schwerpunkt setzte und sich dort ein Korrespondentennetz knüpfte. So war es nicht zuletzt die harte Auseinandersetzung an der dortigen Zeitungsfront, die den beidseitigen Ausbau der Redaktionen um 1970 herum als nötig und sinnvoll erscheinen liess.

1973 überraschte die freisinnige «Freiämter Zeitung» in Wohlen ihre Leserschaft mit dem neuen Konzept eines «Freiämter Tagblatts». Auch hinter dieser Ankündigung verbarg sich die Übernahme durch das «Aargauer Tagblatt» bei Installierung einer Freiämter Lokalredaktion in Wohlen. Damit zog sich ein Band von Satellitenzeitungen des AT durch den ganzen Mittelteil des Kantons. Die Abgrenzung zum Badener Konkurrenzblatt schien gesichert, die Pufferzone auch inseratenmässig an Aarau angebunden. Die Übernahme oder Zusammenarbeit vollzog sich ohne Ausnahme an traditionell freisinnigen Organen. Politisch ergaben sich keine Probleme. Der erweiterte Redaktionsstab amalgamierte sich. Nicht die geringste Kurskorrektur drängte sich auf.

Als Nachfolger von Gisiger war 1969 Kurt Lareida Chefredaktor geworden. Seit 1961 betrieb er im Grossen Rat freisinnige Politik. Der einstige langjährige Chefredaktor Dr. Eduard Lauchenauer, der von der Zeitung zur «Aargauischen Industrie- und Handelskammer» gewechselt hatte, zeichnete damals als Vizepräsident des Verwaltungsrates der AT-Verlags AG und unterhielt auch in der Ära der nachfolgenden Chefredaktoren die besten Beziehungen zum «Aargauer Tagblatt». Die Wahl von Kurt Lareida in den Regierungsrat 1976 eröffnete dem damaligen FdP-Verfassungsrat Dr. Samuel Siegrist, seit 1968 Inlandredaktor, den Weg zum Chefsessel. 1973 war auch Hans-Peter Widmer FdP-Grossrat geworden und übernahm 1976 im AT das Ressort Aargau. Um 1980 präsentierte sich das «Aargauer Tagblatt» klar etikettiert vor aller Welt, obwohl statutengemäss im Hause keine Partei das Sagen hatte. Man wusste um diesen Umstand und es dran-

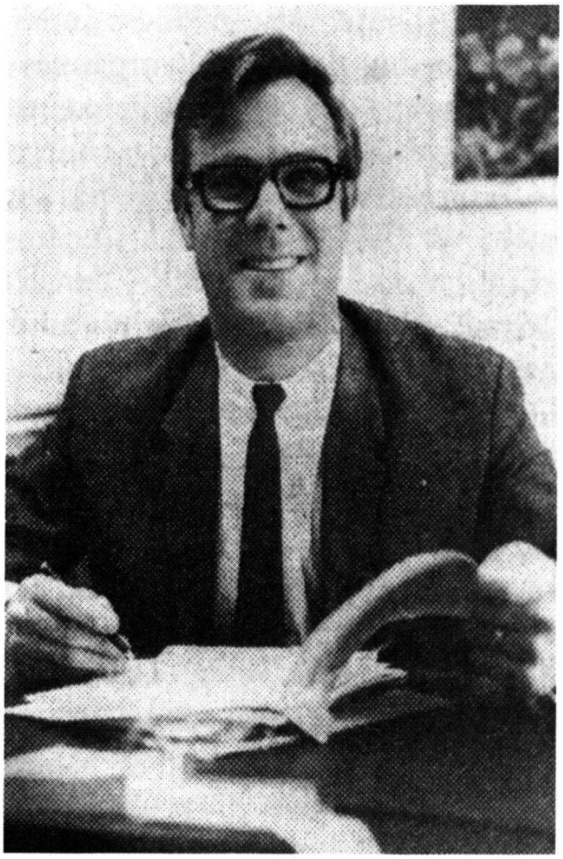
gen auch keine Dissonanzen im Redaktionsteam an die Öffentlichkeit. Die Konstanz in der Leitung Lareida-Siegrist-Straub, während der die dauernde Entgrenzung des Leserkreises sich abspielte, ist ein Kennzeichen des AT-Systems. Im Gegensatz zum «Badener Tagblatt» ist die Abfolge der Redaktoren in den verschiedenen Ressorts ein stetig dahingleitender Fluss und kein Wildbach. Damit ergaben sich auch keine Kursänderungen wie bei der Badener Konkurrenz, die der Darstellung bedürften. Einige Namen seien immerhin genannt: Zu den Konstanten in der Redaktion zählten neben dem Nachfolger von Dr. Helmut Suter, Gaudenz Baumann, die Inlandredaktoren Dr. Theo Kunz und Hermann Rauber, dann Dagmar Heuberger, die ihren Weg durch fast alle Sparten gemacht hatte.

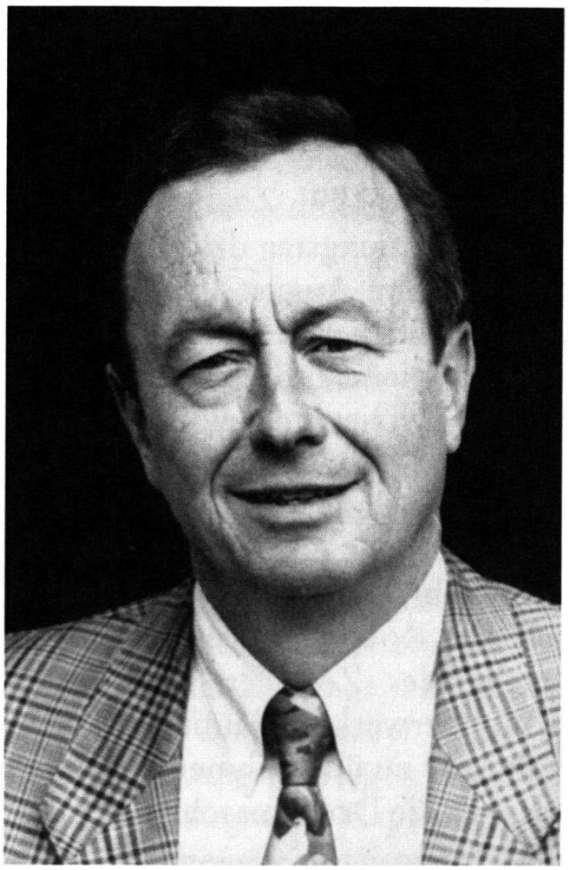
Seit dem 11. Januar 1973 war die einstige selbständige «Bauern- und Bürgerzeitung» als wöchentliche Sonderseite ins AT integriert. Die selbständige Redaktion dieser parteipolitischen Seite bot vorerst keine Schwierigkeiten. Erst als auch diese Publikation, die gleichsam eine Zeitung in der Zeitung war, aufgehoben wurde, galt auch das AT als offenes liberalkonservatives Blatt des Westaargaus, das Seite an Seite mit dem «Zofinger Tagblatt» den damaligen linksliberalen Tendenzen des «Badener Tagblatts» entgegentrat.

Im gleichen Jahr 1973 wurde vom Verlag «AZ-Freier Aargauer» der Druckereibetrieb aus wirtschaftlichen Zwängen aufgegeben. Nach dramatischen Verhandlungen wurde der Druckauftrag des Blattes dem AT übertragen. 1983 wurden gar die Redaktionsbüros und die Setzerei aus dem früheren Gebäude in der Telli ins Nachbarhaus des AT transferiert. Inhaltlich ergaben sich trotz technischer Zusammenarbeit bis zum Ende des «Freien Aargauers» 1987 alles weniger denn gegenseitige Rücksichtsnahme. Man schenkte sich nichts. Nach 1987, bereits in der Ära von Chefredaktor Straub, musste man der potentiellen Arbeiter-Leserschaft vermehrt entgegenkommen, umsomehr, als damals der Erzkonkurrent, das «Wanner-Blatt», ebenfalls auf eine eher freisinnige Linie eingeschwenkt war, gleichzeitig aber die alte Offenheit der Forumszeitung aus der links-liberalen Phase weiter pflegte. So passten sich beide Blätter den neuen Verhältnissen an und näherten sich in Stil und Inhalt ständig, was bei Liberalen neuer Prägung Bedenken und Argwohn auslöste. Bürgerliche Forumszeitungen waren auch im schweizerischen Rahmen im Schwange. Es war damals, als das serbelnde «Aargauer Volksblatt», das zwar in eigener Druckerei fabriziert wurde, aber mit dem «Badener Tagblatt» einen Inseratenpool betrieb, sich immer mehr zur neuen Alternativpresse wandelte und die CVP-Themen an den Rand drängte.

Das Aarauer Verlagshaus war durch die ständige Ankoppelung neuer Presseorgane und die Aufblähung der einzelnen Nummern mit Sonderseiten und Beilagen auf fünfzig und mehr Seiten, zur Ausnutzung der letzten Raumreserven am alten Standort Bahnhofstrasse gezwungen worden. An-







Die Chefredaktoren Kurt Lareida, Samuel Siegrist und Franz Straub prägten das «Aargauer Tagblatt» während fast 30 Jahren bis zur Fusion mit dem «Badener Tagblatt» (AT, Archiv Wanner).

und Ausbauten waren längst an einem Punkte angelangt, an dem sich die Auslagerung des Druckvorganges aufdrängte. Im Jahre 1982 wurde die erste Etappe des neuen Druckzentrums in der Telli eingeweiht. Zu diesem Anlass veröffentlichten das «Aargauer Tagblatt» und seine Trabanten am 16. September eine reich bebilderte Sonderbeilage. In dieser fanden sich nicht nur alle technischen Daten und die neuen Apparaturen, sondern auch «Ein kurzer Blick zurück», der den sukzessiven Ausbau der Gebäulichkeiten an der Bahnhofstrasse und die Entwicklung der Drucktechnik aufzeigte. Ein wichtiges Datum dabei war 1957, der Ankauf von Verlag und Druckerei «Neue Aargauer Zeitung», die längst keine Zeitung mehr produzierte, aber als Kundendruckerei Bedeutung hatte. Mit diesem Kauf wurde der Personalbestand von 30 Personen mit einem Schlag mehr als verdoppelt. 1961–1963 wurde der gesamte Betriebsbau erneuert. 1971 konnte die Nachbarliegenschaft Indermauer erworden werden, sodass 1971/72 an deren Stelle ein Neubau zu stehen kam. In diesem Zusammenhang wurde eine Wifag Zeitungsmaschine mit drei Druckwerken angeschafft, die bis 1991 ihren Dienst versah, dann demontiert und ins Ausland verkauft wurde.

Durch die stetige Vergrösserung der Zeitung und des sonstigen Betriebes wurden auch diese Neubauten zu eng. Die einstigen Lagerräume im Untergeschoss mussten für die Produktion verwendet werden. Die Auslagerung der Depoträume machte den Betriebsablauf aufwendiger. 1977 wurde in der Telli das Grundstück gekauft, 1979 mit dem Bau des Gebäudes begonnen und 1982 erfolgte die Einweihung. 1972 arbeiteten 261 Personen im Betrieb, 1981 414 Personen (davon ca 100 Teilbeschäftigte).

Damals installierte man die neuesten technischen Anlagen für die Fertigung der Zeitung. Doch das Kernstück, die neue Druckanlage Wifag OF 790 kam erst später dazu, nämlich am 26. September 1991. Zu diesem Anlass redigierte das AT eine Sonderausgabe zum Eröffnungstag des erweiterten Druckzentrums Telli. Das Gebäude war schon im August 1990 bezogen worden. Dann erst begann der Einbau der eindrücklichen Druckanlage mit vier Drucktürmen, die erlaubten, gleichzeitig vier Bände mit zusammen 64 Seiten, wovon 32 farbig, zu drucken. Man fabrizierte die eigene Zeitung in der Nacht. Am späten Nachmittag ging dann jeweilen der fünfte Bund (Kultur und Beilagen) über die Maschine. Neben der Stammauflage wurde das «Brugger Tagblatt», das «Freiämter Tagblatt», die Ausgabe «Lenzburg/Seetal» und die «Ausgabe Fricktal» (je mit schräg aufgedrucktem Untertitel) von dieser Maschine gefertigt. Nach dem Kooperationsvertrag «Mittellandzeitung» wurde hier auch der Mantelteil des «Zofinger» und «Oltner Tagblattes» gedruckt. Die Kapazität des Wunderwerkes erlaubte auch, den Druck weiterer Zeitungen im Auftagsverhältnis zu übernehmen. Am alten Standort an der Bahnhofstrasse konnte damals die Druckmaschine demontiert werden.

Aus der Direktion des «Aargauer Tagblatts» erreichte 1967 Otto Wanner der Warnruf, ein ausserkantonaler Verleger plane einen gesamtaargauischen Gratisanzeiger. Es seien sofort Gegenmassnahmen vorzunehmen, wenn nötig gemeinsam. Wanner weilte damals in den Ferien und wollte nichts überstürzen. Während er sich noch die kostengünstigste Variante ausdachte, reagierte der AT-Verleger Erwin Hinden blitzschnell mit der Herausgabe des «Aargauer Kuriers», den ganzen Kanton abdeckend. So erschien noch 1967 das farbenprächtige Gratis-Wochenblatt mit Boulevard-Charakter, das mit seinen Beiträgen und dem Veranstaltungskalender eine gesamtaargauische Klammerfunktion ausüben wollte und dem Aarauer Verlagshaus den lange angestrebten, aber nie erreichten hauptstädtischen Touch vermitteln sollte. In einer Auflage von 194 321 Stück war das Blatt eine teure Angelegenheit. Schon nach wenigen Nummern bat der Verlag die Leserschaft, einen freiwilligen Abonnements-Beitrag einzuzahlen. Dem Aufruf war wohl kein grosses Echo beschieden. Jedenfalls wurde er später nicht wiederholt. Diese Abwehrreaktion, ein Schnellschuss des AT-Verlages, blieb eine kostspielige Sache. Bis zur Fusion 1996 arbeitete der «Kurier» nicht selbsttragend. Die Ferienidee Wanners, eine spezielle Mittwoch-Beilage mit Streuung der ganzen BT-Nummer im östlichen Kantonsteil, wurde nun gleichwohl verwirklicht, erschien aber nach aussen als billige Antwort auf den «Aargauer Kurier». Sie hat tatsächlich den Wanner-Verlag finanziell nicht überfordert, im Gegenteil, dauernd als Werbemittel für das «Badener Tagblatt» gewirkt. Geschäftlich fast ein genialer Schachzug! Das wöchentliche Radio- und Fernsehprogramm des «Mittwoch-BT» war ein Leser-Service, der wieder das «Aargauer Tagblatt» zu einem Gegenzug provozierte: ab 1978 wurde dem AT das wöchentliche Heft «Kolorit» beigelegt, das im Offsetverfahren im Hause hergestellt und mit der entsprechenden Zeitungsnummer in alle 170 000 Haushalte des Kantons geliefert wurde.

Spannungen mit dem «Zofinger Tagblatt» veranlassten den AT-Verlag 1989, zusätzlich für die Grossregion Aarau die «Regional-Zeitung» als lokalen Gratis-Anzeiger zu lancieren. Der Kauf des «Landanzeigers» in Oberentfelden und bald darauf der Keller-Druck AG, Aarau, mitsamt dem «Generalanzeiger», jetzt «GA Region Aarau», durch die Zofinger Tagblatt AG wurde bei der Direktion des AT-Verlages als Einbruch in die ureigenste Domäne empfunden. Erst nach längerer Kraftprobe (bis 1. Juli 1992), wurde der Weg frei zu einer Bereinigung und schliesslich gar zu einer Zusammenarbeit beider Zeitungsunternehmen. Am Schlusse lief nicht nur die «Regional-Zeitung», sondern auch der Mantelteil des «Zofinger Tagblatts» über die Rollen der Wifag OF 790. Diese aufwendigen Massnahmen des AT-Zeitungs-Verlages, aber auch die aufwendige Druckapparatur in der Telli mit allzugrosser Kapazität wurde für die Aargauer Tagblatt AG in der Zeit der allgemeinen wirtschaftlichen Flaute zur überschweren Belastung.

Als die Akzidenz und der Fachzeitschriftenverlag in die roten Zahlen rutschten und bei den Zeitungsorganen das Inseratenvolumen zurückging, da überstieg die Verzinsung der teueren Investition die Kapazität des gesamten Unternehmens. Vor dem Hintergrund solcher wirtschaftlichen Schwierigkeiten trat man in Verhandlungen mit dem Wanner'schen Verlagshaus ein. Das Ergebnis sollte schliesslich die Fusion von 1996 werden.

Das «Badener Tagblatt» nach 1945: Expansion einer Zeitungsredaktion

Wenn die Entwicklung des «Badener Tagblatts» von 6000 auf 60 000 Exemplaren innerhalb von 40 Jahren fast ohne Beispiel ist, dann deshalb, weil dies fast ohne Fusion, sondern durch redaktionelle Leistung erfolgte. Dies ist und bleibt das Verdienst von Verleger Otto Wanner II., der Zeit seines Lebens die Gewinne aus dem Unternehmen vorab in die Redaktion steckte und bezüglich technischer Ausstattung sich immer nur «nach der Decke streckte», das heisst die kostspieligen Druckanlagen nur unter dem Zwang von erweitertem Umfang der Zeitung und gestiegener Auflage auswechselte. Dass der Zeitungsmann aus Leidenschaft, der nicht – wie einst sein Vater – von der Drucktechnik her ins Geschäft kam, den Investitionen in den Maschinenpark nur sekundären Wert beimass, beweisen die Ankäufe von Occasions-Maschinen. Jede Grosshanserei war ihm ferne: Ihm fehlte der Ehrgeiz, die modernste und beste aller Anlagen zu besitzen. Lassen wir daher die technische Entwicklung im BT-Verlagshaus nun Revue passieren; sie dokumentiert die Geschichte der äusserlichen Erscheinung des Blattes: die Vergrösserung des Lesestoffes und der Auflagezahl.

Als am 29. Januar 1986 die neueste BT-Rotationsmaschine – eine Wifag 80 – die vorher in der Berner Verbandsdruckerei gelaufen war, eingeweiht wurde, offerierte das Tagblatt eine bebilderte Beilage zu diesem Anlass. Der Sportredaktor Walter Zehnder, der innerhalb des Hauses von der schwarzen zur schreibenden Zunft gewechselt hatte, konnte die verschiedenen Phasen der technischen Fertigung fachmännisch behandeln. In seinem Aufsatz «Lasst hören aus alter Zeit...» beschieb er Kapazität und Qualität der Apparaturen und damit die Entwicklung des BT «vom Chäsblatt zu einer gesamtschweizerisch angesehenen Tageszeitung», wie er sich ausdrückte.

Zu Anfang des Jahrhunderts betrug die Auflage «kaum tausend Exemplare». 1909 wurde ein «grosser Fabriksaal» am alten Gebäude angebaut und die Doppelschnellpresse mit Einzelantrieb (ohne Transmissionen) eingerichtet. Es liessen sich darauf vier Seiten beidseitig bedrucken und erst noch falten. Nach dem ersten Weltkrieg wagte Otto Wanner I. die Anschaffung einer Flachdruck-Rotationsmaschine. Auf dieser Bühler-Maschine Duplex konnte man acht Seiten auf einmal und zudem 4000 Exemplare in

einer Stunde drucken. Doch das einstige Wunderwerk wurde mit der Zeit zum pannenanfälligen «Göppel». «Ende 1955, als die Hexenmaschine wegen der auf über 10 000 Exemplare gestiegenen Auflage und des immer dickeren Umfanges aus allen Nähten platzte und auch die Nerven aller Beteiligten zu reissen begannen ..., war das Mass endgültig voll.» So wurde noch im Altbau 1956 eine 32seitige Rotationsmaschine, die vorher der NZZ gedient hatte, montiert. Gegenüber dem Vorgängermodell konnte die Stundenleistung um mehr als das Doppelte gesteigert werden: 10 000 Exemplare. Zwölf Jahre wurde auf der Tante NZZ gedruckt. Inzwischen wurde bereits am Hochhaus gebaut, und zur lückenlosen Herausgabe einer Zeitung musste man gleichzeitig eine neue Druckmaschine im Neubau installieren. Beim «Bund» in Bern wurde man fündig. Die Wifag-Anlage vermochte ab 1968 in Baden eine 48seitige Zeitung herzustellen und wurde mit einer Förderband-Anlage vom zweiten Untergeschoss in die ebenerdig gelegene Spedition versehen. Die Stundenleistung wurde nochmals um 50 Prozent gesteigert, denn die Auflage war auf über 20 000 gestiegen. Doch schon nach 17 Jahren benötigte man eine grössere Kapazität. So hielt die dritte Generation von Rotationsmaschinen im Hause Einzug: 25 000 pro Stunde, 64 statt 48 Seiten, dazu mehr Buntfarben. Schon sechs Jahre vorher war man vom Blei- zum Fotosatz übergegangen. 1985 wurde die Maschine in Betrieb genommen und – vorsichtig – erst drei Monate später, nach Überwindung aller Kinderkrankheiten, feierte man die neue Etappe mit der vorerwähnten Sonderbeilage.

Diese letzte grosse Investition in den Druckpark wurde noch unter der Leitung von Vater Otto Wanner getätigt, der sich damals über den Glücksfall freute, dass der einstens vorgesehene Reservesaal genau zu den Ausmassen der neuen Maschine passte. Diese Druckerei lief auch 1996, das heisst rund 10 Jahre nach der Installation, zur Zufriedenheit aller und hätte erst in einigen Jahren ausgewechselt werden müssen. Bereits bestanden Pläne und finanzielle Rücklagen, um bei Zeit und Gelegenheit das fast Neueste auf dem Markt ohne Risiko anzuschaffen. Die Evaluation war schon eingeleitet, der Grundsatzbeschluss, eine neue Maschine anzuschaffen, vom Verwaltungsrat bereits getroffen. Da tauchte eine erweiterte Offerte aus Aarau ein: die mögliche Fusion. Das neue Produkt «Aargauer Zeitung» wurde dann in der Telli-Anlage gedruckt, die auf den 27. Februar 1999 im Dienste einer weiteren Regionalisierung der Zeitung, noch erweitert und leistungsfähiger gemacht wurde: 120 000 war nun die Auflage, sechs verschiedene Ausgaben konten ausgeliefert werden.

Dies also sind die Zahlen und Daten des «Badener Tagblatts» als Druckerzeugnis. Was aber lag als Nährboden dieser Entwicklung zugrunde? Otto Wanner II., der nach 1954 das Unternehmen nicht mehr mit seinem Bruder Eugen, sondern alleine fortführte, strebte zwei Ziele an: eine lebendige Zeitung sollte von Baden ausgehen, die den offenen Geist der Region und des

Weltunternehmens BBC verkörperte; zweitens sollte dieses Organ auf den Fährten aller Angestellten dieser Firma ausströmen in die gesamte Region, über die Limmat nach Wettingen zuerst, dann an den Rhein, reussaufwärts bis zum Mutschellen, über den Bözberg in die Wohnstätten dortiger Baden-Pendler und vor allem – nachdem der Betrieb der Weltfirma nach und nach ins Birrfeld ausgelagert wurde – im ganzen Bezirk Brugg. Der Aufbruch der BBC zu neuen Ufern, der Optimismus bezüglich technischer Machbarkeit, die Innovationsfreude der Ingenieure und Techniker sollten als neuer Badener Geist durch die Spalten wehen und das von der traditionellen Bäderstadt geprägte Kulturleben spiegeln und erneuern. All dies musste den Inhalt der Zeitung bestimmen und umgekehrt, die Entwicklung der Region, das Regionalbewusstsein, durch entsprechende Texte befruchten oder anfachen. Dies alles bedingte Köpfe in der Redaktion, die sich zwar in den Dienst dieses Planes stellten, aber ohne väterliche Ermahnungen oder Rügen, als selbständig Tätige agierten, vom Partriarchen an der lockeren Leine geführt.

Unermüdlich versuchten die Konkurrenten in Zürich, Brugg und Aarau das System Wanner anzuzweifeln. Ohne Redaktionsstatut oder entsprechende Weisungen in den Statuten der Trägerschaft galten Redaktoren als unfrei, dem Eigner, der Verleger und Chefredaktor zugleich ist, ausgeliefert. So schrieb Chefredaktor Kurt Lareida 1972 im AT: «Die relative Abhängigkeit vom Verleger wächst parallel zum Grade der finanziellen Macht dieses gleichen Verlegers. Sie ist demnach fast vollständig dort, wo der Verleger gleichzeitig auch Besitzer der Zeitung ist und demgemäss auch weitgehend selbständig den Kurs bestimmen kann, dem sich der Redaktor zu unterziehen hat. Die Freiheit ist am allergrössten dort, wo der Verleger ein Angestellter ist wie der Chefredaktor und die Redaktoren und wo – wie am Aargauer Tagblatt – die Redaktion nicht dem Verleger, sondern direkt dem Verwaltungsrat unterstellt ist.»[326] Es ist unverkennbar, dass unterschwellig diese Definition – die theoretisch richtig erscheint – der Redaktion an der Bruggerstrasse in Baden zugedacht war. Die Adressaten wussten es besser und nützten ihren Spielraum aus, bis zum Äussersten, gelegentlich auch ungestraft über die Grenzen hinaus.

Noch zur Zeit, als Eugen und Otto Wanner gemeinsam als Besitzer, Verleger und Redaktoren zeichneten, trat Dr. Hans Güntert, aufgewachsen im journalistischen Milieu von Lenzburg, als Jurist im Bundesdienst geläutert und daher staatskritisch, in die Redaktion ein. Er wertete das BT, das damals noch Lokalblatt war, insofern auf, als von nun an die aargauische Politik aus dem Regierungs- und Grossratsgebäude ausgiebig dargestellt und kommentiert wurde. Als 1954 Eugen Wanner ausgeschieden war, erfolgte 1956 der Eintritt von Dr. Werner Geissberger, ebenfalls aus Lenzburg herkom-

[326] Aargauer Tagblatt, 12. Juni 1972. 125 Jahre AT.

mend, in die Redaktion, der sich nun dem Lokalen und Regionalen widmete und dabei voll von der Euphorie der damaligen Hochkonjunktur und dem gewaltigen Bau- und Entwicklungsboom mitgerissen wurde. Die Regionalstadt, Siedlungs- und Rationalisierungsfragen wurden zu seinem Spezialgebiet. So kann es heute nicht erstaunen, dass Werner Geissberger zu den Gründern des Team 67 gehörte, einer politischen Organisation, die nicht nur «amerikanisch» auftrat, sondern damals fast einer Technokratie das Wort sprach. «It's team time» und «heller, schneller, rationeller» waren die Schlagworte dieser Aargauer Neugründung, die anfänglich genau in die Zielrichtung des BT passte.

Obwohl Otto Wanner immer Mitglied der freisinnigen Partei blieb, lehnte er alles ab, was seine Zeitung als Parteiblatt markiert hätte. In einem offiziellen Brief an die Kantonalpartei liess er Ende der 50er-Jahre die Kantonalpartei wissen, dass sein Blatt kein Parteiorgan sei, noch werden könne. Damals und in den 60er-Jahren schien ihm politisch in Kanton und Bund alles zu festgefahren. Die Zusammenarbeit mit den sozialdemokratischen Blättern von Winterthur und Schaffhausen, die den BT-Mantel nach dem Scheitern des grossen AZ-Ringes unter Hubacher – modifiziert – übernahmen, liess eine parteiliche Etikettierung sowieso nicht als opportun erscheinen. Damals entstand auch der Plan, man könnte im Westaargau eine linksstehende Variante des BT dem «Aargauer Tagblatt» gegenüberstellen und die SP würde dann auf den «Freien Aargauer» verzichten. Diese Pläne wurde durch SP-Parteibeschlüsse verworfen, gottlob, wie Otto Wanner später in einem Interview gestand. Eine Gegenaktion des AT wäre sicher nicht ausgeblieben, und die ganze aargauische Presselandschaft wäre politisch und wirtschaftlich durcheinandergewirbelt worden. Gute Gespräche und Beziehungen von namhaften SP-Politikern mit Otto Wanner lagen diesen Exkursen und Plänen zugrunde. Kurz, vor der 68er-Zeit, wurde der bald 60jährige Wanner noch einmal gepackt von der der politischen Unruhe, die dann in der Team 67-Zeit ihren Niederschlag fand.

Aber nicht allein die liberale Offenheit der Zeitung sorgte für die Ausstrahlung des BT in den westlichen Kantonsteil. Ein wichtiges Element war auch die Begründung der «aargauer blätter», einer von 1951 bis 1968 erschienenen monatlichen Beilage zum BT, die mit über 1000 Separatabonnenten im übrigen Kantonsteil die Beachtung des BT verstärkte. Der Initiant dazu war wiederum Geissberger. In der Redaktion dieser Beilage arbeiteten auch die aussenstehenden Anton Krättli und Woldemar Muischneek mit. Der Nachfolger dieser Zeitschrift wurde das «BT am Samstag», Forum für Politik, Kultur und Wirtschaft, das ebenfalls samt der ganzen Samstags-Nummer des BT speziell abonniert werden konnte. Auf dem Wege diese «aargauer blätter» stiess Woldemar Muischneek, der vorher an der Kantonsschule Wetzikon unterrichtete hatte, zur politischen BT-Redaktion. Kurt Schneider, einst kantonaler LdU-Sekretär, zuerst der

Brugger-Region zugetan, war erst richtig in seinem Element, als ihm das Ressort Aargau zugeteilt wurde. Als «Rüebliländer» kommentierte er mit spitzer Feder das politische Hintergrundgeschehen im Kanton und versuchte nicht selten, den Wandel in seinem Sinne zu steuern. Damals wurde behauptet, dass Regierungsrat Louis Lang (soz.) jeweilen schon vor Erscheinen der Zeitung aus der entsprechenden Rubrik zitieren konnte.

Dass das BT selbst in der zürcherischen Nachbarschaft häufig gelesen wurde, verdankte das Organ seinem Sportteil, der von vielen Begeisterten als knapp, aber kompetent bewertet wurde. Walter Zehnder, der erste Sportredaktor einer Regionalzeitung, zeichnete dafür verantwortlich. Gotthilf Hunziker, vor allem dem Kulturellen zugetan, und der Macher der Brugger BT-Präsenz, Edgar Zimmermann, kamen beide aus dem Lehrerberuf. Dieser Kern von treuen Journalisten, zu dem nach wie vor Hans Güntert gehörte, steht gleichsam für die Aufstiegs- und Aufbauphase des BT. Daneben gab es im Zuge der Expansion und Richtungskorrekturen der 70er-Jahre ein Kommen und Gehen. Da das BT mit dem Einrücken des Impressums damals eher sparsam umging – oft fehlte über sechs Monate die Auflistung der zeichnenden Redaktoren – konnte selbst die so genannte Wende 1971/72 von der Leserschaft kaum wahrgenommen werden.

Als Symbol des Aufstiegs ragte seit 1968 das Wanner-Hochhaus an der Bruggerstrasse über die ganze Gegend von Neu-Baden hinweg und überstieg das anderseits der Strasse stehende stolze Gebäude des «Aargauer Volksblatts» um mehrere Stockwerke. Die Bauten waren Nebeneffekte der Verkehrssanierung. Die alten Häuser mussten der Strasse weichen und dies drängte deren Eigentümer zu enormen Investitionen. Die Wagnisse, die damit eingegangen wurden, hatten einerseits zum unbarmherzigen Wettbewerb beigetragen, anderseits in grossem Masse Fortuna herausgefordert. Otto Wanner behauptete immer wieder, dass er an wichtigen Wegscheiden Glück gehabt habe.

Nach dem Bericht des Club of Rome und intensiver Beschäftigung mit sozial- und energiepolitischer Grundsatzfragen, wurden die Stellungnahmen Geissbergers immer zivilisationskritischer. Der Umweltschutz sollte nun wichtigster Teil der staatlichen Planung und Tätigkeit werden. Die ganze Bewegung Team 67 wurde von ihrem Leader mitgerissen und zeigte immer deutlicher Linkstendenzen im Sinne der später auftauchenden grünen Bewegungen. Otto Wanner liess Geissberger gewähren. Der neue «Sprutz» machte das BT zu einer linksliberalen Zeitung, umsomehr als weitere, nachrückende Redaktoren vom offenen Geist des BT angezogen wurden wie die Mücken vom Licht. Und diese wussten ebenfalls den gewährten Spielraum auszunutzen. Schon im Wahlkampf 1971 äusserte sich Otto Wanner nach dem Besuch einer Veranstaltung sehr kritisch zu Geissberger und seiner Team-Politik: der sozial-liberale Landesring, der Politik im Sinne der BBC-Angestelltenschaft betreibe und dessen Umweltschutz

einen wissenschaftsfreundlichen Optimismus verbreite, hätte ihm viel besser zugesagt als die abgehobenen Team-Theorien. Das Bündnis der Kleinen, der nonkonformistischen Gruppen, sicherte damals dem LdU zwei Nationalratssitze und eine ansehnliche Grossratsfraktion, vorwiegend aus dem Raume des BT stammend. Mit dem aufkommenden St. Galler-Geist, der in die gleiche politische Richtung wies wie die Team-Vorschläge, fielen auch die Unabhängigen in Ungnade. Nach Wanners Überzeugung war der weitere Ausbau der Wasserkraft nur noch mit untragbaren Schäden für die Natur und die Lebensqualität möglich. Als einzige Alternative boten sich die Kernkraftwerke an, deren Bau wissenschaftlich verantwortbar und – national gedacht – auch produktionsnotwendig schienen. So liess er die ganze Redaktion in einem Seminar von Energiefachleuten informieren. Und die Wirkung blieb nicht aus. Die Zeitung wurde nun auf einem wirtschaftsfreundlichen Kurs gehalten Das Team 67 ging einen andern Weg: bei den Nationalratswahlen 1975 war dessen Liste mit der SP verbunden und verhalf dieser Partei zu einem zusätzlichen Sitz.

Eindrücklich und richtungsweisend wirkte sich – wie ganz allgemein in der damaligen Politik – der Erdöl-Schock von 1973 aus. Die Verteuerung der Energieträger und der Verlust von Arbeitsplätzen mahnte damals viele Blätter an, zum Wirtschaftsstandort Schweiz Sorge zu tragen. Die Abhängigkeit vom politisch unstabilen Nahen Osten bezüglich des wichtigsten Energieträgers für die Wärmeversorgung, liess im Aargau – bei der Leserschaft, wie in den Zeitungsspalten – die Ansicht aufkommen, eine politisch sichere Heizversorgung müsste an die Kernkraftwerke angekoppelt werden. Hier alleine lägen die Chancen für eine schadstoffarme Zukunft. Dieses publizistische Zwiegespräch in der Region des aargauischen Wasserschlosses war in der Schweiz einzigartig: die Anti-Atom-Bewegung hatte bei der einheimischen Bevölkerung praktisch kein Brot – auch kein journalistisches.

Dies ist der materielle und geistige Hintergrund der sogenannten linksliberalen Phase des BT und der darauf folgenden Revolution im Hause Wanner. Es wäre allzu primitiv, den Richtungswechsel alleine der BBC-Nähe anzulasten. Das Geben und Nehmen zwischen einer kompetenten Leserschaft und der Redaktion, der publizistische Prozess als Zwiegespräch, formt letztlich den Inhalt jeder Zeitung. Und das BT gewann sowohl in der links-liberalen wie der bürgerlichen Ära Abonnenten und Leser. Eine Kurskorrektur erfolgt in einem Organ eines Familienunternehmens fast unmerklich für die Leser. Nachdem aber in der damals vergifteten Energiediskussion das Pro und Kontra Atomenergie alleine über links und rechts entschied, galt nun das Wanner-Blatt als rechtsbürgerlich, obwohl es in allen andern Bereichen den liberalen Kurs ohne Bruchstelle fortsetzte.

Aber die in der Schweizer Journalisten-Union (SJU) organisierten Redaktoren wünschten fixierte Mitspracherechte und garantierte Freihei-

ten für einen ideologisch engagierten Journalismus, wie er Wanner überhaupt nicht passte. Damals sind 13 Redaktoren innert eines Vierteljahres ausgewechselt worden, weil sie eine Revolution von unten durchführen wollten; so kennzeichnete Otto Wanner in einem Interview die so genannte Wende im BT selber. Dass Geissberger, die einstige Triebkraft seiner neuerlichen Sturm- und Drangzeit, mit von der Partie war, bedauerte der Chef selber. Andere «wilde Pferde» in seinem Stall, wie Güntert oder Radecke, habe er soweit zähmen können, dass sie nicht allzusehr über die Stränge geschlagen hätten, meinte er. Gleiches war ihm offenbar bei Geissberger auf die Dauer nicht gelungen. Die Tätigkeit als freier Publizist entsprach seinem cholerischen Temperament und seiner missionarischen Art, für ein neues Umweltbewusstsein zu werben, besser.

Eine weitere Krise – nun mehr geschäftlicher Art – entstand, als Wanner wegen Meinungsverschiedenheiten den Vertrag mit der Publicitas kündigte und die Inserate selber akquirieren wollte. Es war dies im Jahre 1985. Als Antwort erschien am 5. September 1985 als redigierte Zeitung die «Aargauer Woche», die gratis in alle Haushaltungen des BT-Einzugsgebietes gestreut wurde. Als Verlag zeichnete Huber u. Co. AG, Frauenfeld, hinter dem die Publicitas stand, mit einer Niederlassung an der Landstrasse in Wettingen. Die Zeitung fuhr mit einer Auflage von 85 604 Exemplaren auf. Der Versprechungen waren viele: Die «Aargauer Woche» «möchte auch unterhaltend sein, Hintergründe erklären, brennende Gegenwartsfragen zur Diskussion stellen sowie die Bewohner des Verbreitungsgebietes miteinander ins Gespräch bringen. Im bürgerlich-liberalen Sinn versteht sie sich als Forum, als Marktplatz-Ersatz – eine dringende Notwendigkeit im Zeitalter der beinahe totalen Information, aber mangelnden Kommunikation.» Urs Lüdi zeichnete zu Anfang als Chefredaktor. Zwei Bünde à 16 Seiten mit je einer farbigen Frontseite zeichneten das Presseprodukt aus. Mit einem Veranstaltungskalender «Dies und das» und einer Seite «fernsehen + radio», versuchten sie eine Art Pendant zum «Aargauer Kurier» des AT-Verlages im Ostaargau zu werden. Politiker hielten sich wohlweislich von diesem Organ fern; das hätte ihnen nachher den Zorn beider grossen Tageszeitungen aufgeladen. Wanner war gezwungen, dem Inseratenblatt «Aargauer Woche» etwas Gleichwertiges entgegenzustellen. Der Inseratenkampf wurde – für die Leserschaft kaum merkbar – zwischen Wanner und der Publicitas ausgetragen. Zwei Jahre dauerte das Ringen zwischen der «Aargauer Woche» und der verlagseigenen LIZ, die im ähnlichen Stile aufgezogen wurde. Nach etwa zwei Jahren wurde endlich ein modus vivendi gefunden: Das Inseratengeschäft ging – mindestens für den Anzeiger – an die Publicitas zurück und als Wochenzeitung BAR lebte das Gratis-Blatt des Wanner-Hauses weiter, um andern oder künftigen Inseratenblättern das Wasser im Ostaargau zum voraus abzugraben. Die Angst vor Zürcher Verlagshäusern war bei allen Aktionen der Badener Firma massgebend. Nach-

dem die Zeitungsverlage Schraner in Altstetten und Hummel in Dietikon ihre Lokalzeitungen zusammengelegt hatten, markierte die neue Unternehmung mit dem verstärkten Organ «Der Limmattaler» die Grenz- und Grauzone zwischen dem Grossraum Zürich und der Agglomeration Baden. Ein mögliches Zusammenwirken des Dietiker – mit einem Zürcher Verlag galt damals als grösste Bedrohung des «Badener Tagblatts». Die Vorwärtsstrategie des Hauses Wanner, nämlich die Beteiligung an der Dietiker Firma und die Herausgabe des «Limmattaler Tagblattes» als Kopfblatt des BT mit eigenem Lokalteil, bannte die Gefahr von Osten.

Basis für die Weiterentwicklung von 40 000 (1986) auf 50 000 (1993) Exemplare war der Ausbau des redaktionellen Angebots: Zurzach und unteres Aaretal, Bremgarten und Wohlen, das obere Fricktal wurden durch neu gebildete Ressortredaktionen betreut, woraus in der Folge entsprechende Kopfblätter entstanden. Nur einmal, 1987, im Zusammenhang mit dem Inseratenstreit mit der Publicitas, liess sich die Firma Wanner auf einen Firmenkauf ein und wandelte damit auf AT-Spuren: zur Abwehr des «Tages-Anzeigers» im Limmattal wurde das Dietiker Lokalblatt «Limmattaler» übernommen und in «Limmattaler Tagblatt» umgewandelt, ein BT-Kopfblatt mit örtlich redigiertem Lokalteil. Wenige Jahre vor der Fusion wurde 1992 von Walter Sprüngli, Villmergen, der Titel «Freiämter Nachrichten» angekauft, ohne dass darob die Auflagenzahlen des BT plötzlich angestiegen wären. Es war ein reines Image-Bestreben, im Freiamt mit einem traditionsreichen Titel aufzutreten.

Mehr Furore machte im gleichen Jahre 1992 der Abtausch mit der Badener «Buchdruckerei AG»: Das «Überbein» des Wanner'schen Verlagshauses, das Akzidenzgeschäft, wurde abgetreten, dafür das «Aargauer Volksblatt» übernommen. Damit entfiel nicht nur das Parteiblatt der CVP, das damals kaum mehr als solches angesehen wurde, sondern die 6000 Abonnenten wurden vom BT übernommen. Die so genannte Monopolstellung im Ostaargau wurde vom Senior und Verwaltungsratspräsidenten der Wanner AG nicht nur bedauert; er witterte in dieser unechten Fusion den Abbau des Meinungs-Organs, weil zu viele Zugeständnisse und Rücksichtsnahmen auf die zusätzliche Leserschaft zur Verflachung beitragen könnten. Aus diesem Grunde hatte Otto Wanner schon 1970 einen Inseratenpool mit den «Aargauer Volksblatt» geschaffen, in dem er grosszügig einen Verteilschlüssel zugunsten des CVP-Parteiorgans anbot, der im Vergleich fast als Subvention bezeichnet werden kann. Er war daran interessiert, dass am Standort Baden eine Gegenstimme zum BT erhalten blieb, um selber freier wirken zu können.

Da sich die Redaktion des AV in der letzten Phase als Alternativ-Team gebärdet hatte, das den zwei grossen bürgerlichen Zeitungen den andern Aargau entgegenstellen wollte, bildete sich sofort nach Verlauten des Vertrages ein Initiativ-Komitee, das dafür Ersatz schaffen wollte. Diese

Gruppe suchte selbst mit dem «Tages-Anzeiger» anzubandeln, was bei aargauischen Patrioten sofort Abwehrkräfte auslöste. Das Komitee hatte sich damit jene Sympathie verscherzt, die für eine eigenständige Alternative unabdingbar gewesen wäre. Alles verlief im Sand. Die Pressekommentare innerhalb und ausserhalb des Kantons strichen das Verschwinden der letzten echten Parteizeitung im Aargau heraus, obwohl die führenden Mitglieder der CVP schon längere Zeit das «Volksblatt» kaum mehr als ihre Zeitung ansahen. Sicher, das Verschwinden des «Freien Aargauers» 1987 war ganz anders abgelaufen. Es gab keine direkten Profiteure. Der AT-Verlag verlor gar einen ansehnlichen Druckauftrag. Aber beim Verschwinden der SVP-Presse «Bauern- und Bürgerzeitung» / «Neue Bürger Zeitung» 1973 war das «Aargauer Tagblatt» der alleinige Nutzniesser gewesen. Durch den sachten Übergang – zuerst noch eine wöchentliche Zeitung in der Zeitung, dann gar nichts mehr – konnte kein Protest aufkommen, obwohl auch das AT damit mehr zur Forums-Zeitung werden musste. Und letztlich müsste sich eine Verflachung der Meinung mehr kundtun bei einer Verschummerung der Ideologien, und diese war 1987 bei Verschwinden des «Freien Aargauers» mehr gegeben – und zwar bei AT und BT – als bei der stillen Fusion von politisch verwandten Organen. Die Aargauer Presselandschaft war also publizistisch-ideell im West- und Ostaargau längst vor der Fusion im November 1996 auf Einheit getrimmt, und zwar im Sinne eines bürgerlichen Liberalismus, der bis zu einem gewissen Grade auch die Stimmen der Linken zum Zuge kommen liess. Innerhalb dieses Rasters waren die beiden grossen Tagblätter von Baden und Aarau 1996 Forumszeitungen.

Während der Umbruchszeit der 80er- und 90er-Jahre vollzog sich auch der sanfte Übergang in der Führung des Unternehmens von Dr. Otto Wanner auf seinen Sohn Peter Wanner. Dieser hatte nach Matura und Studium der Politologie in Berlin und Paris den Titel des dipl. sc.pol. erworben. Seine Ausbildung erfolgte zielgerichtet auf die Leitung des Familienunternehmens. Eine wirtschaftswissenschaftliche Ergänzung an der London School of Economics schloss sich an. Volontariate an verschiedenen Zeitungen liefen neben der Arbeit an einer Dissertation (Universität Basel) einher. Mit dem Eintritt ins väterliche Unternehmen Ende der 70er-Jahre wurden die wissenschaftlichen Pläne aufs Eis gelegt. Sicher waren die Studienjahre in der damaligen Gärungszeit an den Hochschulen prägend für ihn gewesen. Die Sturm- und Drangphase hat dem Vater auch gelegentlich Mühe bereitet.

Am 1. Mai 1979 wurde Peter Wanner als zeichnender Redaktor im «Badener Tagblatt» vorgestellt. Er wirkte bis zum November 1979 im Ressort Ausland, dann im Inland. Zugleich gehörte er dem leitenden Ausschuss der Redaktion an. 1980–1989 war er Vorsitzender dieses Ausschusses und gleichzeitig auch verlegerisch tätig. Vater Otto zog sich sachte aus dem Tagesgeschäft zurück und präsidierte den Verwaltungsrat, dem ab März



Peter Wanner, seit 1993 Verleger des «Badener Tagblatt» und heute der «Aargauer Zeitung» (Archiv Wanner).

1990 auch Peter Wanner als Vorsitzender angehörte. Damals wurde eine vierköpfige Redaktionsleitung aus Hans Fahrländer, Woldemar Muischneek, Edgar Zimmermann und Hans-Ueli Sonderegger geschaffen, der Fahrländer als Redaktionschef vorstand. «Die Neuwahl einer Redaktionsleitung war nötig geworden, nachdem Peter Wanner als Delegierter des Verwaltungsrates den Wunsch geäussert hatte, von der Redaktionsführung entbunden zu werden, um sich mit voller Kraft der Gesamtführung des Unternehmens widmen zu können», so lautete die Begründung für diese Neustrukturierung auf der Frontseite des BT.

Schon am 3. Juli 1993 erschien unter dem Titel «In eigener Sache» die Meldung, dass der Seniorverleger Otto Wanner «die verlegerische Verantwortung seinem Sohn Peter Wanner (49)» übertragen habe. «Dieser fungiert neu als alleiniger BT-Herausgeber und übernimmt als Verwaltungsrats-Delegierter die operative und publizistische Verantwortung, während Dr. Otto Wanner weiterhin Verwaltungsrats-Präsident bleibt.» «Auch im Bereich der Redaktionsführung ergibt sich eine Änderung: Der BT-Verwaltungsrat hat Hans Fahrländer (43) per 1. Juli 1993 zum Chefredaktor ernannt. Der bisherige Redaktionschef erhält dadurch mehr Kompetenzen. Ihm zur Seite steht nach wie vor eine mehrköpfige Redaktionsleitung, doch wird vom Prinzip der kollektiven Führung Abstand genommen.» Damit erhielt das BT in Hans Fahrländer seinen ersten und auch letzten Chefredaktor. Bis zum 1. Januar 1994 wurde das alte Leitungsgremium noch im Impressum genannt. Dann verschwand diese Institution. Zimmermann und Sonderegger hiessen nun Stellvertreter des Chefredaktors; Muischneek konzentrierte sich auf die Bundeshaus-Arbeit, die Betreuung des Sonntags-Beilage und blieb Mitglied des Verwaltungsrates. Bis zum November 1996, das heisst bis zur Fusion, erschien das BT nach dieser operativen und personellen Konzeption. Erst mit dem neuen Verwaltungsrat der «Aargauer Zeitung» verabschiedete sich Vater Otto Wanner ganz von der Leitung des Unternehmens. Mit diesem Schritt war offiziell die Übergabe vollendet. Otto Wanner verstarb 1998.

«Zofinger Tagblatt»: Opfer oder lachender Dritter bei der Fusion?

Schwieriger gestaltete sich das Verhältnis zum dritten Organ im Bündel der aargauischen Tageszeitungen, dem «Zofinger Tagblatt». Im Jahre 1979 vermochte die Kampagne dieses Blattes mit seiner intensiven Bindung zum wilden Westen des Kantons, neben dem bisherigen Nationalrat Schwarz, auch den Zofinger Willi Loretan bei der FdP zur Wahl zu verhelfen, was beim «Badener Tagblatt» – ebenfalls im Dienste der eigenen Region stehend – zu Stürmen der Entrüstung führte. Das traditionelle Spannungsfeld zwischen dem Freisinn der Region Zofingen und jenem von Baden war gleichsam verkörpert in den beiden Zeitungen. Einstens ideell begründet, war es bald nur noch durch die Personalpolitik bestimmt, die beiderorts fast chauvinistisch betrieben wurde. Und in dieser Sparte war Wanner, der seine Köpfe kannte, ein grimmiger Streiter. Die Politik der Handelskammer war naturgemäss gesamtaargauisch und fiel – zufällig oder gezielt – mit jener des «Aargauer Tagblatts» zusammen. Daher hatte die Aarauer FdP kaum Schwierigkeiten mit dem Zofinger Eigenwillen.

Umso gefährlicher schien eine Weile lang der geschäftliche Wettbewerb zwischen den beiden bürgerlichen Tagblättern des Westaargaus. Die Grauzone zwischen den Verbreitungsgebieten lag im Raume oberes Suhrental und Kölliken. Paul Ehinger zählte als Lokalredator des ZT selbstverständlich auch das Suhrental zu seinem Gebiet. 1951 ging das ZT mit 9049 Exemplaren aus der Auflagenbeglaubigung hervor, es war also damals ebenso stark wie die andere Regionalzeitung, das «Badener Tagblatt» im Osten. 1988 hatte sich die Auflage auf 16 000 erhöht. «Es ist eigentlich erstaunlich, dass das ZT, eingezwängt im aargauischen Wetterwinkel zwischen den Kantonen Bern, Luzern und Solothurn, immer wieder zusetzen konnte», urteilte der Chronist und Chefredaktor dieser Zeitung, Paul Ehinger 1997.[327] Immerhin muss auch gesehen werden, dass die Auflage in den folgenden zehn Jahren, wenn andere sich verdoppelten, noch um rund 1000 Stück erhöht werden konnte. Die Region war damals abgedeckt, das ZT fast in jeder Haushaltung zu finden. Eine weitere Expansion im Aargau konnte nur im Konkurrenzkampf mit dem «Aargauer Tagblatt» erreicht werden, indem die Grauzone erobert würde. Am 1. Juli 1987 konnte von der Zofinger Tagblatt AG die Druckerei Suter AG in Oberentfelden von der Besitzerfamilie käuflich erworben werden. Miteingeschlossen war der am 4. September 1909 erstmals und seither wöchentlich erscheinende Landanzeiger mit einer Auflage von 26 000 Exemplaren. Dazu Direktor Nicolai von der ZT-AG: «Hätte das AT den Landanzeiger kaufen können, hätte es ein Instrument in der Hand gehabt, je nach Situation in die ureigensten Gebiete des Zofinger Tagblatts einzudringen.»[328] Das «Aargauer Tagblatt» hätte – aus seiner Sicht – den Vorgang umgekehrt dargestellt. Da der «Landanzeiger» auch im untern Wynental zuhause war, musste die Akquisition des Gratisanzeigers als Einbruch des «Zofinger Tagblattes» in die Aarauer Geschäftszone empfunden werden. Die Schaffung des «Wiggertalers» als Inseratenblatt für den Bezirk Zofingen, verbunden mit dem «Landanzeiger», war ein Aderlass für den AT-eigenen «Aargauer Kurier». Als gar noch die Druckerei Keller in Aarau mit dem traditionellen «Generalanzeiger» der Region Aarau 1989 von der Zofinger-Tagblatt AG erworben wurde, da war das Mass voll. Schon 1987 hatte das «Aargauer Tagblatt» in Zofingen ein Redaktionsbüro eröffnet und damit einen rücksichtslosen Kampf der gleichgerichteten Meinungsblätter entfacht. Das aufstrebende Organ der Kantonshauptstadt versuchte, «auch im Kanton Zofingen Fuss zu fassen». Das «Zofinger Tagblatt» baute konsequent den Regionalteil aus. In diesen Jahren wurde die Redaktion aufgestockt. «Der Angriff konnte pariert werden.»[329]

---

[327] Zofinger Tagblatt, 125 Jahre (Paul Ehinger), S. 118–120.
[328] Zofinger Tagblatt, 125 Jahre, S. 121 (zitiert aus dem Direktionsbericht).
[329] Zofinger Tagblatt, 125 Jahre, S. 137.

Dieser Kampf auf Biegen und Brechen, vor allem auf dem Inseratenmarkt – die Gratis-Anzeiger des Zofinger Verlages deckten fast den ganzen westlichen Aargau ab und schadeten damit dem «Aargauer Kurier» – hätte auf die Dauer nur Verlierer produziert. So führten Verhandlungen zwischen «Aargauer Tagblatt», «Oltner Tagblatt» und «Zofinger Tagblatt» zu einer Zusammenarbeit. Nach neuem Konzept wurde ab 1. Januar 1994 der überregionale Teil gemeinsam hergestellt, das heisst, in Wahrheit wurde der Mantel vom «Aargauer Tagblatt» übernommen, «die regionalen Teile wurde aber von jedem Partner selber produziert und soweit sinnvoll untereinander ausgetauscht».[330] Die Gesamtauflage der so genannten «Mittelland-Zeitung» (MLZ) betrug 95 000 Exemplare. Dies war für das Inseratengeschäft wichtig, teilte aber auch die Regionen redaktionell auf. Die neue Auflage genügte knapp, um bei den Inserenten zusätzliche Segmente der nationalen Markenwerbung zu erschliessen. Davon profitierten finanziell vor allem die beiden kleineren Partner, das «Oltner» und das «Zofinger Tagblatt». Zwischen AT und ZT wurde auch der Aargau-Teil weitgehend gleichgeschaltet. Als Ersatz lieferte das ZT dem AT nun den vollständigen Lokalteil von Zofingen, genau genommen, trat das AT dem ZT die Region Zofingen ab. Desgleichen übernahm das OT den Niederamt-Teil des AT. Als besonders heikel erwies sich die Überwindung der Kantonsgrenze Aargau-Solothurn. Für die beteiligten Redaktionen relativierte sich im täglichen Koordinationsritual das Projekt Arolfingen jedenfalls gehörig.[331] Die Regionalredaktion des «Aargauer Tagblatts» in Zofingen wurde aufgehoben. Jede Woche wurde die gemeinsame Wochendbeilage «Tagblatt 7» allen 95 000 Zeitungen beigelegt. So erschien am 31. Dezember 1993 das letzte vollkommen autonom produzierte «Zofinger Tagblatt».

Aber auch bei den Gratisanzeigern wurde einträchtiglich eine Lösung gefunden: Das Aarauer Gratis-Wochenblatt wurde vom Zofinger Verlag, der in Aarau immer noch als «Keller-Verlag» firmierte, dem AT-Verlag abgetreten, zwischen dem Rayon des «Landanzeigers» und der «Regional-Zeitung» (Generalanzeiger) eine Gebietsabsprache getätigt und ein Inseraten-Kombi unter dem Titel «Regional-Kombi RZ-LA» geschaffen. Damit schien alles in Minne gelöst. Doch die redaktionelle Zusammenarbeit der drei Mittelland-Zeitungen war das eine, der Inseratenpool das andere. Das «Aargauer Tagblatt» hatte seit 1992 mit dem «Badener Tagblatt» den «AG-Kombi» für den Anzeigenmarkt geschaffen. Auch hier waren wirtschaftliche Gründe, vor allem die hohe Auflage für die Grossinserenten massgebend. Die neue Inseratenkooperation der Zeitungen im Westen war vom AT nie mit dem «Badener Tagblatt» abgesprochen worden, sodass der Inseratenmarkt von 155 000 Exemplaren zwar eine Tatsache für Akquisiteure

[330] Zofinger Tagblatt, 125 Jahre, S. 139.
[331] Zofinger Tagblatt, 125 Jahre, S. 140–143.

und Inserenten war, doch eine vertragliche Abmachung mit dem BT war nicht vorhanden. Zudem wurde in der Werbebranche diese Ausweitung nicht geschätzt. Juristisch gesehen hatte das «Aargauer Tagblatt» mit dem zweiten Vertrag den ersten verletzt. Das sollte sich bitter rächen.[332]



Die «Mittellandzeitung»:
eine vorübergehende Erscheinung, die wieder aufersteht.

332 Zofinger Tagblatt, 125 Jahre, S. 144.

Die Fusion: Aargau contra Zürcher Grenzenlosigkeit

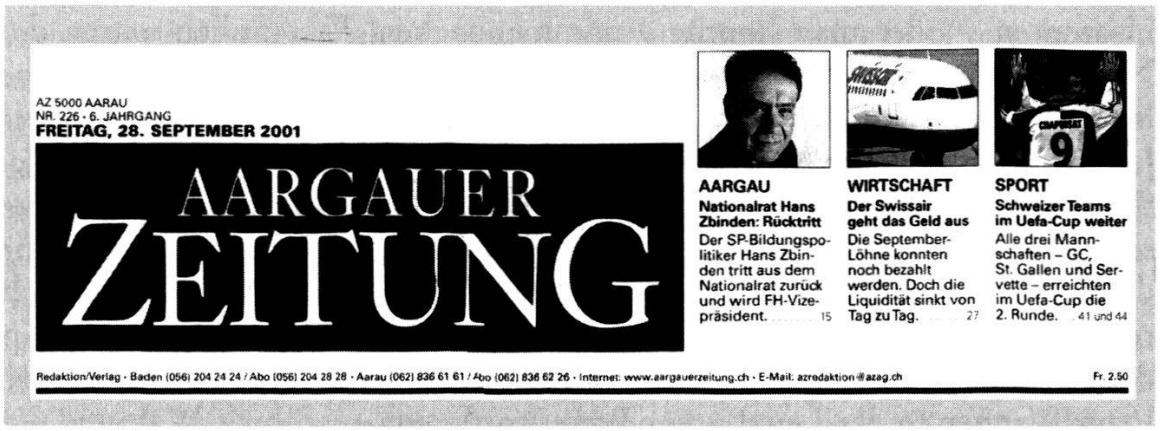
Am 26. März 1996, das heisst sehr kurzfristig, wurden Betroffene und Interessierte von den Verlagshäusern in Aarau und Baden zu einer Pressekonferenz auf den 27. März ins Stapferhaus in Lenzburg eingeladen. Die Meldung, dass die beiden Zeitungen «Aargauer Tagblatt» und «Badener Tagblatt» zur «Aargauer Zeitung» verschmolzen würden, schreckte nicht nur den ganzen Aargau auf, sondern selbst die Hunderten von Aktionären des AT-Unternehmens. Es wurde bald klar, dass im Bündnis der beiden Organe die Badener-Tagblatt AG der stärkere Partner war, dass die Aargauer Tagblatt AG an einer Zweckheirat mehr interessiert war als die Badener Firma. Die beiden Verwaltungsräte waren sich bald vertraglich einig geworden. Die Verhandlungen waren in aller Stille vor sich gegangen. Für einmal hatten Medien-Menschen im Dienste der Sache dicht gehalten. Der einstimmige Beschluss der Verwaltungsräte musste noch von der Aktionärsversammlung des AT abgesegnet werden. Von Verleger Peter Wanner, nun grosser Medienmann des Aargaus, wurde bei der Pressekonferenz ausdrücklich erwähnt, dass sein Vater ihn ermächtigt habe, sein Einverständnis bekanntzugeben. Das Verschwinden seiner geliebten Zeitung tue zwar weh, unter den gegebenen Umständen sei aber die vorgezogene Fusion zwingend. In Saale und bei den nachherigen Gesprächen wollte keine Freude aufkommen, die Stimmung war eher gedrückt, auch wenn man der neu ernannten, gemischt zusammengesetzten Redaktionsleitung gratulieren konnte. Das Haus Wanner wurde von vielen als zu stark empfunden. Seine Stellung im kantonalen Mediengeschäft empfand mancher als unaargauisch. Man war nicht gewohnt, den Regionalismus abzulegen, auch wenn einsichtig war, dass die Schwäche des Aarauer Unternehmens die Begehrlichkeiten von Zürcher und Basler Verlagsherren hätte aufreizen können. Was auf dem Reklamesektor vor sich ging, war jedem Anwesenden klar. Da brauchte es keine Rechtfertigungen.

Am meisten Unwille kam nachher bei den Aktionären und Sympathisanten des «Aargauer Tagblatts» auf. Ein Komitee wollte gar das Eingehen des «Aargauer Tagblatts» verhindern. Man argumentierte mit der Meinungsvielfalt; in Wirklichkeit war der Stolz der Aarauer und ihrer Region verletzt. Nur noch Druckort, nicht aber Standort der Zeitung zu sein, das wäre ähnlich der Auflösung des eigenen Fussballclubs: unerträglich. Dass Chefredaktor Straub vom AT auch der neue Chef der AZ werden sollte, konnte diese Stimmung nicht verbessern. Im Vorfeld der Aktionärsversammlung mussten die Karten offen auf den Tisch gelegt werden. Es wurde den Einsichtigen bald klar, dass die finanzielle Situation des AT prekär war. Mit dem Druckzentrum Telli hatte man sich wirtschaftlich übernommen; es waren brachliegende Kapazitäten vorhanden, während in absehbarer Zeit

das Badener Blatt sowieso eine grössere Druckmaschine anschaffen musste. Kenner der Szene sahen bald ein, dass man sich aus ökonomischen Gründen der Fusion nicht entgegenstellen konnte. Die Werbebranche diktierte die Grösse der Zeitungen; man war bei den Grossen und befriedigte die Grossinserenten – oder man konnte zusammenpacken. Erstaunlich waren die Namen prominenter Aktionäre im Komitee der Erhalter: Diese «Fachleute» hatten offenbar von Tuten und Blasen keine Ahnung, obgleich sie seit Jahren den Geschäftsbericht studieren konnten. Die Werbebranche diktierte die Grösse der Zeitungen. Grossinserenten, vor allem jene, die ganzseitig oder mehrseitig Reklame einbringen wollten, verlangten eine Mindestauflage von 100 000 Exemplaren. Auf diese Einnahmen, die meist noch regelmässig wiederkehrten, konnte nicht verzichtet werden. Man spielt in der Nationalliga A, oder man spielt bald keine Rolle mehr, wie Verleger Peter Wanner an der Lenzburger Pressekonferenz ausführte. Während die kleinen Zeitungen mit den Gelegenheitsinseraten der örtlichen Gewerbetreibenden und Privaten ihre Spalten füllen und dabei überleben konnten, waren es gerade die mittelgrossen Regionalblätter, die aus obgenannten Gründen finanziell aus dem Ruder zu laufen drohten: sie mussten viel an redaktionellem Text anbieten, und dieser war nur mit Grossreklame im selben Ausmasse wettzumachen. An der AT–Generalversammlung am 3. Mai 1996 wurde die Fusion beschlossen und damit besiegelt. Auf den 4. November 1996 sollte die neue «Aargauer Zeitung» erscheinen. Bis dahin musste das Konzept stehen, die Standorte der Redaktionen in Aarau und Baden bereinigt sein und der technische Zusammenschluss funktionieren.

Was bei den Verhandlungen und der Ankündigung immer erwähnt, vorläufig ausgeklammert und auf später verschoben wurde, das war der Zusammenarbeitsvertrag der «Mittelland-Zeitung». Man sprach und beschwichtigte immer mit der Bemerkung vom späteren Andocken des «Zofinger Tagblatts». Für die noch einzig verbliebene aargauische Tageszeitung ausser dem Fusionsprodukt war diese Sache eine Frage von Sein oder Nichtsein. Verleger Peter Wanner mutmasste, dass der einstige Vertrag der «Mittelland-Zeitung» vom 18. Mai 1993 sowieso fragwürdig sei, da das «Badener Tagblatt» trotz «AG-Kombi»-Vertrag damals nie konsultiert und einbezogen wurde. In einer Generalversammlung der Zofinger Tagblatt AG am 17. April 1996 betonte man, dass der Zusammenarbeitsvertrag bis zum 31. Dezember 2000 abgeschlossen sei. Die Badener-Tagblatt AG hatte tatsächlich mit dem Erwerb der Aargauer-Tagblatt AG mit Nutzen und Schaden deren Rechtsnachfolge angetreten. Doch anstelle eines Angebots von Verhandlungen erhielt der Zofinger Betrieb die «Auflösung der Zusammenarbeitsvereinbarung AT/OT/ZT (Mittelland-Zeitung) vom 18. Mai 1993 per 3. November 1996». In diesem Schreiben wurde der Zusammenschluss AT und BT als «unechte Fusion» deklariert und daher das «Aargauer Tagblatt» ab 1996 als nicht mehr existent: eine Sachlage, die im Vertrag

von 1993 nicht vorgesehen war. Nicht nur das «Zofinger Tagblatt», sondern auch das «Oltner Tagblatt» bezeichnete die Aufkündigung der Zusammenarbeit als «grobe Vertragsverletzung». Darauf zog der neue Verwaltungsrat


AZ 5000 AARAU
NR. 226 · 6. JAHRGANG
FREITAG, 28. SEPTEMBER 2001

AARGAUER ZEITUNG

AARGAU
Nationalrat Hans Zbinden: Rücktritt
Der SP-Bildungspolitiker Hans Zbinden tritt aus dem Nationalrat zurück und wird FH-Vizepräsident. 15

WIRTSCHAFT
Der Swissair geht das Geld aus
Die September-Löhne konnten noch bezahlt werden. Doch die Liquidität sinkt von Tag zu Tag. 27

SPORT
Schweizer Teams im Uefa-Cup weiter
Alle drei Mannschaften – GC, St. Gallen und Servette – erreichten im Uefa-Cup die 2. Runde. 41 und 44

Redaktion/Verlag · Baden (056) 204 24 24 / Abo (056) 204 28 28 · Aarau (062) 836 61 61 / Abo (062) 836 62 26 · Internet: www.aargauerzeitung.ch · E-Mail: azredaktion@azag.ch Fr. 2.50

Der aktuelle Zeitungskopf der «Aargauer Zeitung».

der Aargauer Zeitung AG die Kündigung zurück, entschuldigte sich in aller Form für das Vorgehen und bot eine Zusammenarbeit an. Dazu war es aber schon zu spät. «Zum ehemaligen Partner in Aarau beziehungsweise neu in Baden hatte man das Vertrauen verloren.» Die zwei verbliebenen Verlagshäuser der «Mittelland-Zeitung» standen bereits in Verhandlungen mit der Vogt-Schild AG, Solothurn. Sie wollten eine partnerschaftliche Vereinbarung auf November 1996 abschliessen, wonach die drei Redaktionen der «Neuen Mittelland-Zeitung» weiterhin eigenständig bleiben, ihre Blätter selber drucken und vertreiben und nur den dritten Teil, Aus- und Inland, gemeinsam führen wollten. Man kam in Zofingen also zurück zum alten Konzept, dass das Lokale, Regionale und Kantonale zuerst kommt, gleichsam den Mantelteil ausmacht, dem man die überregionalen Ressorts beifügt, um eine vollständige Tageszeitung anbieten zu können. Der David der aargauischen Tageszeitungen in der Wetterecke des Kantons war damit leicht nach Westen gerückt und knüpfte noch stärkere Bande zwischen dem «Kanton Zofingen» und Solothurn.

Die Gesamtauflage der NMZ ergab 85 000 Exemplare, was für die Werbewirtschaft schon wieder interessant war. Das Aussehen des «Zofinger Tagblatts» NMZ kam nun mit neuem Titelkopf in Antiqua daher, aber auch mit einer eigenständig gestalteten Frontseite. Verglichen mit dem früheren Blatt zeigte man mehr Selbstbewusstsein als vorher. Das Rangeln um den alten Vertrag mit der neuen «Aargauer Zeitung», der angebliche oder wirkliche Rechtsbruch des neuen Verlegers, blieb weiterhin bestehen. Es führte vorübergehend gar zu einer von Zofingen ausgehenden Konkurrenz-Tageszeitung in Aarau im Kopfblattsystem. Zudem besass seit einigen Jahren die Zofinger Tagblatt AG in Aarau noch das Geschäftshaus der Keller AG und erinnerte sich des abgetretenen «Generalanzeigers». Nun fuhr man wieder

mit einem Gegenblatt auf, das seine Geschäftsstelle im Hause der Keller-Druck AG hatte. Das Gratis-Wochenblatt nannte sich «Aargauer Nachrichten», besass eine Auflage von 27 970 Exemplaren, wurde in St. Gallen hergestellt und in Wil SG gedruckt. Aber die Inserate stammten aus der Gegend und schwächten das wöchentliche Inseratenblatt des Hauses Wanner im Raume Aarau. Auf die Dauer war das Gerangel in und um Aarau für beide Unternehmen eine unerträgliche Belastung. Im Sommer 1999 konnte endlich eine gütliche Einigung bezüglich der entstandenen Differenzen zwischen den drei Zeitungsunternehmen erzielt werden. Man hatte die Fragen dem vertraglich vorgesehenen Schiedsgericht zur Beurteilung unterbreitet. «Zwischenzeitlich konnte die Streitsache nun in konstruktiven Gesprächen zur Zufriedenheit aller Beteiligten aussergerichtlich bereinigt werden, womit das hängige Verfahren gegenstandslos geworden ist», meldete die AZ.

In der Zwischenzeit hatte sich auf dem Gratis-Zeitungsmarkt des Hauses Wanner eine Klärung aufgedrängt. Der «Aargauer Kurier» wurde aus dem Sortiment gestrichen und dafür eine klare Aufteilung des Kantons zugunsten der Zeitung der «Woche» vorgenommen. Das Produkt, von einer achtköpfigen Redaktion gestaltet, bringt in bunter Form Hintergrundinformationen zu aktuellen Themen, spezielle Zeitgenossen sollen porträtiert und Randsportarten, Sportlerinnen und Sportlern eine Plattform angeboten werden.[333] Dazu gesellen sich Leserservice mit Ratgeberinformation, Horoskop und Rätsel. Der politischen Zeitungsgeschichte kann das Wochenblatt nur in bescheidenem Rahmen zugezählt werden. Die «Woche» erscheint 1999 seit drei Jahren in vier Regionalausgaben mit verschiedenen Titeln als «Aargauer Woche», als «Freiämter Woche», als «Aarauer Woche» und als «Badener Woche» in einer Gesamtauflage von 174 000 Stück. Diese Wochenzeitung im Kopfblattsystem hat das bunte, in Kämpfen und Streitereien entstandene, und durch die Fusion im Hause Wanner zusammengelaufene System von Gratis-Anzeigern geklärt und vereinheitlicht. Diesem Konglomerat steht heute im Bereich Aargau-Mitte das Gebilde der Kromer-Blätter gegenüber. Als Inseratenträger sind sie der «Woche» ähnlich, als redaktionell eigenständig wirkende Lokalblätter gehen diese inhaltlich andere Wege.

Die Darstellung der aargauischen Presselandschaft wurde auf den Januar 2000 abgeschlossen. Die Verzögerung von Edition und Druck dieses Bandes ermöglicht nun die folgende Ergänzung:

Nachdem – wie bereits erwähnt – in der Streitfrage «Zofinger Tagblatt» contra «Aargauer Zeitung» im Sommer 1999 ein Vergleich erzielt werden konnte, schien das trotzige Nebeneinander der beiden aargauischen Tageszeitungen besiegelt zu sein. Dass in der Folge daraus ein Miteinander wer-

[333] Aargauer Woche, 21. Oktober 1999, Marcel Suter.

den könnte, war kaum vorauszusehen. Am 13. März 2001 überraschten die Verleger der «Solothurner Zeitung», des «Oltner Tagblatts» und des «Zofinger Tagblatts» einerseits und der «Aargauer Zeitung» andererseits mit einem Kooperationsmodell unter dem gemeinsamen Namen «Mittelland Zeitung». Der Start wurde auf den 3. Januar 2002 festgesetzt.

In der AZ vom 15. März wurden die publizistischen und kommerziellen Hintergründe ausführlich dargestellt. Ob die wirtschaftliche Notwendigkeit den schwächeren Partnern die Anlehnung an die AZ aufgedrängt hatte, wurde in den Ausführungen weitgehend überspielt, die Win-Win-Situation umsomehr hervorgehoben. Die teilweise kritischen Reaktionen der Politiker im Aargau und in Solothurn deuteten auf kommerzielle Schwierigkeiten hin, ohne darüber Klartext zu reden. Als Tatsache darf festgehalten werden, dass über diese Lösung eine Gesamtauflage von über 200 000 Exemplaren zustande kommt und die «Mittelland Zeitung» zum drittgrössten Presseorgan der Schweiz aufrückt.

Damit zum Modell: Die vier Verlage bleiben unabhängig, ihre traditionsreichen Zeitungen verschwinden nicht, die Titel bleiben. Neu ist jedoch: Alle beteiligten Zeitungen tragen künftig die Zusatzbezeichnung «Mittelland Zeitung» auf der Frontseite. Die drei kleineren Partner übernehmen das Erscheinungsbild der AZ. Die überregionalen Nachrichten – Ausland, Inland, Kultur, Wirtschaft, Sport – sind künftig identisch. Geliefert werden diese Seiten von der AZ. Die Regionalseiten produzieren alle vier Zeitungen mit ihren eigenen Leuten – wie bisher. Das «Zofinger Tagblatt» hat den Ehrgeiz, seine Identität als «zweite Stimme im Kanton Aargau» zu bewahren.

«Vielleicht ist die Mittelland Zeitung in der Tat nicht der letzte Wurf», gestand Verleger Peter Wanner im Interview ein und mutmasste damit, dass auch die Geschichte der aargauischen Tagespresse nicht abgeschlossen sei. Immerhin lappt schon das jetzige Modell im Osten mit dem «Limmattaler Tagblatt» und im Westen mit den beiden Solothurner Titeln über den Raum Aargau hinaus. Das deutet mindestens an, dass im Aargau kaum mehr viel passieren kann. Zwar wird die «Mittelland Zeitung» eine «sehr attraktive Werbeplattform für die Wirtschaft» sein, wie Ueli Eckstein, Leiter Print-Medien Aargauer Zeitung, am 8. November 2001 in einem Vortrag mit Recht betonte. In diesem Bereich gibt es im Aargau tatsächlich keine Alternative.

Die andere Stimme in der Politik des Aargaus bleiben die vielfältigen Lokalblätter, die ganz nach Belieben der Eigner andere aargauische Standpunkte einnehmen können. Ihnen ist auch freigestellt, zeitweise wieder grosse Politik zu machen. Die intensive Leserbindung eröffnet ihnen – trotz Zersplitterung – eine politische Machtstellung, die in andern Kantonen teilweise fehlt. Von einer Monopolisierung im Aargau kann solange keine Rede sein, als starke Lokalzeitungen den Kanton über seine ganze Fläche abdecken und zusammen mehr Leute erreichen, als dies die grosse Presse vermag.

Epilog

Globalisierung

Ringier, einst ein aargauischer Zeitungsverlag, war zuerst zum helvetischen Zeitschriftenriesen, dann zum Begründer einer Boulevardpresse im In- und Ausland geworden. In gleicher Manier erscheinen von dieser Firma Strassenblätter in der Schweiz, in Ungarn, in Holland und Hongkong. Mögen die präsentierten Köpfe und die Handlungen der Personen auch gebietsspezifisch sein; die Auswahl des Stoffes, der Themen und Figuren geschieht nach demselben Prinzip: das zu Recht oder Unrecht Bekannte noch bekannter zu machen, um selber an der erzeugten Popularität profitieren zu können. Banales erhält Gewicht, Gewichtiges wird zur Fussnote. Was die Gesellschaft im Innersten zusammenhält, deren Leben gestaltet und verwaltet, sinnstiftend und ordnend das Zusammensein ermöglicht – kurz, die Politik als Umfassendes verstanden – bleibt im Normalfall eine Randerscheinung.

So wirken Schweizer Verlage im Ausland, so wirken ausländische Verlage in der Schweiz. Die jüngste Welle: Die so genannten Pendler-Zeitungen, aufgelegt und verteilt bei den Tramstationen und Bahnhöfen der Grossagglomerationen, werden zu Farcen der einstigen Journale; ferngesteuert von Skandinavien aus überschwemmen sie die alt-neuen Märkte in den schweizerischen Zentren. Mac-Donalds-Redaktionen füttern Fun-hungrige Menschen mit normiertem Stoff, der die banale Unterhaltung, genannt Kommunikation, im zwischenmenschlichen Kontakt in Zukunft ausmachen soll. Die Zeitung, einst Bildungsmittel und Selbsterkennungsspiegel eigenartiger Menschen in einer einmaligen Landschaft, verfliesst mehr und mehr zum Einheitsbrei, der als Nahrung normierte Menschen laufend davor bewahrt, in die angeborene Eigenwilligkeit auszubrechen.

Argovisierung?

Was als Tendenz im Ausland schon längere Zeit selbstverständlich ist, dass nämlich lokaler Stoff nur noch aus Klatsch besteht und dazu dient, den landesweiten Ringen von Kopfblättern den regionalen Absatz zu sichern, dürfte in der Schweiz allgemein, im Aargau aber ganz besonders, noch lange abgebremst werden. Das Lokalgeschehen, vorab die Gemeindepolitik, spiegelt sich in der Lokalpresse glücklicherweise immer noch als Mikrokosmos, der die Bereiche Gesellschaftsprobleme, Behörden, Kultur, Schule, Sport

und Unterhaltung selbst für das hinterste Dörfchen einschliesst und sicherstellt. Das Lokalblatt wird daher seine alte Funktion behalten, solange die Autonomie der Gemeinden bestehen bleibt und im Gehalt nicht von den Zentren her ausgehöhlt wird. Im Aargau vermag keine Zentrumsgemeinde den Radius von zehn Kilometern zu überspringen. Mögen die Vororte auch an Eigenständigkeit zugunsten der City verlieren und schliesslich demselben Presseorgan zugespielt werden; die meisten Regionen, üblicherweise zwei bis drei pro Bezirk, sind im Aargau auf ein eigenes Organ angewiesen. Die gleichstutzende Heckenschere einer Einheitsredaktion, die gleichzeitig das Oberfreiamt wie den Zipfel westlich von Rheinfelden mit demselben Stoff bedient, würde wenig Erfolg einheimsen können.

Die aargauischen Tageszeitungen sind gegenüber allgemeinen Gewohnheiten und Trends weniger immun. Dabei verfügt das «Zofinger Tagblatt» über einen Logenplatz: es verfolgt keine aargauischen Ambitionen, möchte im modernen Sinne grenzüberschreitendes Regionalblatt sein und bleiben. Es kennt keine Scheu, durch Teile von drei Kantonen zu kreisen, obgleich sein politischer Pol im Aargau liegt. Das Grenzüberschreitende als Basis und Programm bildet aber die Stärke und die Schwäche dieses Presseorgans zugleich. Was geschieht, wenn die Partner ausfallen? Zurückgeworfen auf sich selbst müsste es mehr als nur kantonale Grenzen respektieren, nämlich ein aargauisches Lokalblatt gleich den andern werden.

Die «Aargauer Zeitung», die sich landesweit mit städtischen Blättern messen will, läuft gleichzeitig Gefahr, den eigenen Sinn zu verlieren. Diese Behauptung bedarf der Erkärung und rechtfertigt eine kleine Lektion an die Adresse der Begründer. Den Aargau will der Leser nicht nur in der kantonalen Politik antreffen, er erwartet auch einen Überblick über wichtigstes regionales und gemeindeeigenes Geschehen im Kanton; gleichsam eine Quintessenz aller bestehenden Lokalblätter. Dem wurde Rechnung getragen durch die Regionalisierung. Noch wichtiger: Wissend darum, dass in seinem Kanton Kapazitäten von höchstem Rang auf allen Sachgebieten Wohnsitz haben oder von hier stammen, glaubt der Aargauer Anspruch darauf zu haben, die ihm vertrauten Stimmen anzuhören. Wissenschaftliche Gewährsleute, die zitiert und befragt werden, Künstler und Literaten, Politiker auf allen Ebenen sollen in der AZ eine Bevorzugung geniessen, egal, ob andere Exponenten über ausserkantonale Massenmedien populärer geworden sind. Es ist bereits ein Stück Versagen der hiesigen Medien, wenn sie für den eigenen Könner bisher zu wenig Forum waren, dass sie sich den gebührenden Namen machen konnten. Das hat nichts mit Chauvinismus zu tun, noch weniger mit Regionalismus und Enge. Nur mit gesunder Selbstachtung!

Niemand nimmt daran Anstoss, dass in der «Berner Zeitung» oder der «Basler Zeitung» Persönlichkeiten aus dem Einzugsraum des Presseorgans zum Wort kommen, dass dortige Kulturereignisse grosszügiger besprochen

und bebildert werden, als jene aus der Stadt Zürich. Mit dem kurzen Blick auf gleichwertige Veranstaltungen andernorts ist der Offenheit Genüge getan; niemand wagte es, die obgenanten Organe des Provinzialismus zu zeihen. Die halbe Million Aargauer formieren nicht nur die potentielle Leserschaft der «Aargauer Zeitung», sondern bezüglich Autorenschaft, Güte und Bedeutung auch weitgehend den Stil der Aussagen. Wenn ich zu meiner Orientierung im eigenen Umfeld genausogut den «Tages-Anzeiger» wie die «Aargauer Zeitung» lesen kann, dann entschwindet der Drang, für die eigene Zeitung einzustehen. Dann mag der geschäftliche Wettbewerb allein dafür sorgen, dass der stärkere überlebt. Wer würde dann einer entschwindenden «Aargauer Zeitung» eine Träne nachweinen? «Wir wollen in der Nationalliga A spielen», lautet eine stehende Wendung von Verleger Peter Wanner. Dieser Satz hat seine Bedeutung für die Auflagezahl, nicht aber für eine nationale Auswahl der Inhalte. Was die «Aargauer Zeitung» an Kioskverkäufen in Lugano zulegte, wenn sie ein Feld-, Wald- und Wiesenblatt wäre, zählt kaum. Was die gleiche Wanner-Zeitung im Aargau als Abonnementszeitung zulegen könnte, weil sie aargauisch ausgerichtet und für den Aargauer unverzichtbar bleibt, ist enorm. 200 000 bezahlte Exemplare lägen im Bereich des Möglichen: ein Spitzenplatz in der Nationalliga A! Fazit: Eine Grosszeitung kann im Aargau nur existieren und expandieren, wenn sie aargauisch ist. Sie ist aargauisch – oder überflüssig.

Objektiv? Aargau-zentrisch!

Diese Beurteilung scheint subjektiv; die Seherei eines Historikers wirkt alleweil suspekt. Wenn die Gemeinden bleiben, was sie sind ... Wenn die Aargauer denken wie bisher ... Die zwingende Frage wäre: Ob es diesen Kanton im Spannungsfeld der helvetischen Grossstädte in Zukunft noch gibt. Ob er schliesslich notwendig und sinnvoll bleibt. Zugegeben: Mein Standort ist der Aargau; ich schreibe nicht irgend eine Pressegeschichte. In Bundesbern habe ich 15 Jahre lang Müller-Aargau geheissen, und ich habe diesen Namen mit Stolz getragen, egal, ob dieser Kanton phasenweise einmal als durchschnittlich, dann wieder als links-, schliesslich als rechtslastig bezeichnet wurde. In diesem Sinne – aargauzentrisch – versuchte ich, pressepolitische Sachverhalte objektiv zu werten und zu beurteilen. Die Schlussbemerkungen mögen fundierte Extrapolationen sein. Die Rahmenbedingungen für meine Arbeit wurden im voraus gesetzt. Sie sind im Vorwort zu finden. Übrigens: die zusammenfassenden Erkenntnisse auch. Mit diesem Verweis wird der Leser an den Anfang zurückgeführt.

Abkürzungsverzeichnis

AN	Aargauer Nachrichten
AT	Aargauer Tagblatt
AV	Aargauer Volksblatt
BBZ	Bauern- und Bürgerzeitung
BLA	Biographisches Lexikon des Kantons Aargau
BrT	Brugger Tagblatt
BT	Badener Tagblatt
BV	Bremgarter Volksfreund
EB	Eiserner Besen
EvH	Echo vom Homberg
EvM	Echo vom Maiengrün
FA	Freier Aargauer
FB	Fricktal-Bote
FN	Freiämter Nachrichten
FZ	Freiämter Zeitung
GA	General-Anzeiger Aarau
GAD	Generalanzeiger Dottikon
GB	Geschäftsblatt Muri
KA	Kanton Aargau
LBA	Lenzburger Bezirks-Anzeiger
LZ	Lenzburger Zeitung
MZ	Mittellandzeitung
NAZ	Neue Aargauer Zeitung
NFA	Neuer Freier Aargauer
NMZ	Neue Mittelland Zeitung
NRZ	Neue Rheinfelder Zeitung
RB	Reussbote
SFP	Schweizer Freie Presse
ST	Seetaler
WA	Wohler Anzeiger
WB	Wynentaler Blatt
ZT	Zofinger Tagblatt
ZV	Zurzacher Volksblatt

Literatur

150 Jahre Kanton Aargau im Lichte der Zahlen 1803–1953, Aarau 1954

Bärlocher August, Geschichte der katholischen Presse im Aargau, in: Erbe und Auftrag, Baden 1953

Biographisches Lexikon des Kantons Aargau 1803–1957, Aarau 1958

Bircher Silvio, «Freier Aargauer», 70 Jahre Aargauer und Schweizer Politik, Aarau 1976

Blaser Fritz, Bibliographie der Schweizer Presse, Basel 1956–1958

Blättler Ursula, Cavedon Monika und Stirnemann Brigitte, Aspekte der Geschichte des aargauischen Pressesystems, ungedruckte Seminararbeit Uni Zürich 1981

Bolliger Gottlieb 1884–1944, Gedenkschrift von seinen Freunden, Unterkulm 1944

Bolliger Ernst, Pressegschichte II. 1840–1930, Fribourg 1996

Conrad Peter, Eugen Wanner, Dr. chem. Nekrolog in Badener Neujahrsblätter, Baden 1979, S. 108–110

Ehinger Paul, 125 Jahre Zofinger Tagblatt – Die Geschichte einer Regionalzeitung, Zofingen 1997

Gautschi Willi, Der Landesstreik 1918, Zürich 1968

Gautschi Willi, Geschichte des Kantons Aargau, Bd. 3, Baden 1978

Glaus Beat, Die Nationale Front, Zürich 1969

Haberbosch Paul, Badener Zeitungen, in: Badener Neujahrsblätter, Baden 1950, S. 70–81

Holliger Christian, Schöftland – Geschichte und Geschichten, Schöftland 1992

Hophan Franz-Peter, Der politische Katholizismus im Aargau 1885–1951, Baden 1974

Huber Ursula, «Ein eigener, klarer Ton». Arthur Schmid – Chefredaktor des «Freien Aargauers» von 1920 bis 1958, ungedruckte Diplomarbeit Uni Fribourg 1998

Keller Max, 100 Jahre Effingerhof AG, Brugg 1964

Kreis Georg, Zensur und Selbstzensur, Frauenfeld 1973

Lang Gustav Adolf, Kampfplatz der Meinungen, Diss. Uni Zürich 1968

Müller Andreas, Geschichte der politischen Presse im Aargau, Bd. I, Das 19. Jahrhundert, Aarau 1998

Neuenschwander Heidi, 100 Jahre Druckerei Müller, in: Lenzburger Neujahrsblätter, Lenzburg 1964

Neuenschwander Heidi, Druckerei Müller 1874–1992, in: Lenzburger Neujahrsblätter, Lenzburg 1994

Schmid Arthur, 50 Jahre «Freier Aargauer», Aarau 1956

Steigmeier Andreas, Ein Kreuz an der Wand oder das Ewigkatholische in der Geschichte des «Aargauer Volksblatts», in: Badener Neujahrsblätter, Baden 1994, S. 22–41

Steinmann Jörg, Von konservativen und liberalen Lokalzeitungen, in: Freiämter Kalender 1999, Muri 1998

Thommen Andreas, Die Schweizer Presse in der modernen Gesellschaft, Zürich 1967

Tremp Urs, Transskript des Interviews mit Otto Wanner, teilweise gedruckt in: Badener Neujahrsblätter, Baden 1996; S. 191–199

Wäger Gerhart, Die Sündenböcke der Schweiz, Olten 1971

Witz Friedrich, Die Presse im Aargau, Luzern 1925

Personenregister

Ab Egg 410, 414
Abeles (Lokowitz) 256
Abt Roman 40, 58, 68, 95, 106, 153, 159, 160, 209, 211, 250, 272–287, 289, 292, 293, 422, 453, 455, 458, 489, 491
Acklin Jürg 233
Aellen Hermann 59, 140
Akeret Erwin 370
Albrecht (Verlag) 396
Allemann Hermann 30, 31, 39, 46, 54, 69, 98, 153–168, 188, 271, 274, 276
Alter Urs 236
Amhof-Bucher Theodor 539
Ammann Hektor 167, 213, 215
Amsler Fritz 238
Arnold Emil 204
Attenhofer Carl 30, 31, 45, 54, 153, 188

Bachmann Hans 220
Bader Lukas 148, 149, 313, 314
Baer Hans 71–73
Balardi Bertel 221–223
Baldinger Emil 43
Balmer Stephan 533, 537
Bänninger J. 357
Bänziger Werner 239
Bärlocher August 90, 94, 129, 193, 201, 204, 210, 212, 216, 218, 219, 247–269, 277, 432, 467, 518, 594
Barth Karl 193, 218, 367
Bättig Jakob 374
Bauhofer Arthur 120
Baumann August 271, 283, 351–367, 370, 371, 376, 396
Baumann August Dr. 457, 459
Baumann Fritz 208, 219
Baumann Gaudenz 602
Baumann Hans 369–371
Baumann Hugo 399
Baumann J. 393–395
Baumann Jakob 272, 283–286, 290–293, 365
Baumann Johannes 266
Baumann Manfred 367–371, 387
Baumann Walter 210
Baumer Emil 565, 583
Bebel August 180
Beck Josef 238, 242, 243
Beer O. 149
Bertschinger 230
Beyli W. 59, 453, 455, 456
Bichsel Peter 236
Bienz Cajetan 120
Billo A. F. 38, 101, 202, 274, 275, 281–284, 301
Binkert AG (Firma) 553, 561, 562, 594
Binkert Johann 548–550
Binkert Martin 564
Binkert Max 550
Binkert Pius 550
Binkert Silvan 561
Binkert-Brunner Frieda 550
Bircher Eugen 79, 116, 137, 143, 166, 193, 199, 206, 212, 272, 291, 293, 416, 445, 491, 559
Bircher Silvio 225, 231–236, 301
Birrer Peter 405
Birrer Robert 171, 177
Bisang AG (Firma) 405, 406
Bisang F. 404, 407
Bisang und Woodtli (Firma) 404
Bismarck v. Otto 60
Bitterly 533
Bleuler Salomon 29
Bohni J.M. 533, 534
Bollag Dr. 101, 110
Bolliger Armin 171, 221–223, 227, 228, 234
Bolliger Gottlieb jun. 390, 391
Bolliger Gottlieb sen. 388–390
Bolliger Marie-France 391, 392
Boner (Firma) 286, 294
Bosch Reinhold 336
Böschenstein J. 284, 288
Brändle Anton 304
Briand Aristide 377
Bringolf Walther 200, 224, 526
Brogle O. 357
Bronner Franz Xaver 434
Bruggisser Traugott 69, 281, 503, 517
Brun Caspar 497
Brun Willy 498
Brun-Borner Ida 498
Brüning Heinrich 204, 261
Brutschy Adolf 398, 399
Bucher Adolf 528

Büchi Siegmund 64, 186, 193, 250
Büchler Peter 340
Bugmann Franz 438, 439
Burckhardt Walter 137
Burger Werner 149
Bürgisser Eugen 481
Buri Monique 234
Burkart Friedolin 515
Burkart-Heller Martha 515
Bürli Armin 426, 436
Bürli Bernhard 437
Bürli Ferdinand 426, 429, 430
Bürli Karl 427, 429, 430, 432
Bürli Thomas 437
Buser und Keiser (Firma) 550
Busslinger Ernst 410, 418
Byland Margrit 345

Chamberlain Neville 384
Chaudet Paul 220
Chruschtschow 219, 223
Churchill Winston 338
Cincera Ernst 237
Clavout-Brutschi Maria 234–236
Clemenceau Georges 253
Cordella Prof. 96
Cromwell Oliver 164
Czermin Otto 253, 254

Daeniker Hans Conrad 238
Dätwiler F. 310, 313
Dätwyler Alfred 318
Dätwyler Tommy 242, 243
Deppeler Adolf 454
Deutsch 135
Dietenberger 231
Dietschi Urs 136
Diggelmann 106
Diggelmann Walter Matthias 233
Disch Alfred 490
Dollfuss Engelbert 382
Doser Arnold 441
Droz 196
Dunant Henri 166
Duncannon Lord 435
Duttweiler Gottlieb 80, 114, 211, 218, 286, 300, 355, 366

Ebner Christian 319–324
Ebneter Ueli 239
Eckstein Ueli 624
Eggenberger Hanspeter 235, 236
Ehinger Paul 122, 123, 134, 137, 138, 617
Eichenberger Jakob 391, 392
Eigenmann Fritz 222, 223, 228, 231
Einstein Paul 258
Eisenhower Dwigth D. 220
Elsasser Jakob 388
Enkelmann Martin 237–239
Erismann Paul 159, 163
Erni Franz Xaver 302
Erni Karl 438
Escher Fritz 234, 235
Estermann (Firma) 392

Fahrländer Hans 616
Falke Gustav 89
Falke Konrad 206–517
Farner F. 45
Federzoni 362
Fehlmann Johann 120, 123, 127, 402
Fehlmann Otto 326, 328, 329, 331, 332
Fehlmann Rudolf 120
Feigenwinter Felix 457
Feisst Dr. 199, 271, 275, 280, 282, 283, 286, 287
Feldmann Rudolf 220, 290, 292, 436
Fellenberg v. Albert 32
Fischbach Jean 500
Fischer Ernst 373
Fischer Hansruedi 438
Fischer Herbert R. 234
Fischer Jules 397
Fischer Jürg 243
Fischer Max 146, 147
Fischer Theo 293, 294
Fischer Theodor 106, 166
Fischli August 412, 413, 485
Foch Ferdinand 464
Fonjallaz Arthur 169, 206
Franco Francisco 266, 267
Frankfurter David 108
Frauenfelder (Verlag) 412, 414, 470, 472, 484–486
Frei Willi 392
Freuler Karl 113
Frey (Schadenmühle) 42
Frey Arthur 32, 65
Frey Emil 236
Frey J. (Brugg) 140–142
Frey J. 457
Frey Kurt 499
Frick Wilhelm 110

Fricker Arnold I. 553–559
Fricker Arnold II. 557, 560–562, 564
Fricker Arnold III. 564
Fricker Hans 278
Fricker Traugott 560
Fricker-Widmann Marta 564
Frisch Max 236
Frischknecht Jürg 237, 243
Fritschi Oskar 392
Fröhlich Hanna 45
Fröhlich Heinz 599
Fuchs Benedikt 197, 199, 215
Funk Fritz 96, 101
Fürrer Leo 432, 433, 445, 446
Furter A. 458
Furtwängler Wilhelm 213

Gafner Hans 451
Gaus Steffie 239
Gautschi Willi 102, 171, 275
Geissberger Werner 119, 231, 319, 325, 609–612
Geissmann 486, 489
Geissmann Josef 499
Gerwer Carl 484
Gesell Silvio 104
Giovanoli 355, 361
Gisiger W. 7, 85, 87, 602
Gisler Moritz 171, 176, 177
Gisler Otto 473
Goebbels Josef 203, 381
Goering Hermann 551, 558
Goethe v. J.W. 163
Goetsch Ueli 232
Goldberger Lilian 239
Gorgus 113
Gorki Maxim 178, 179, 569
Graber Pierre 126
Grenacher Christoph 236
Greulich Herrmann 96, 160, 180, 181, 183
Greuter A. 357
Grimm Bruno 75
Grimm Robert 126, 181–183, 207, 208, 215, 218
Grob Pfr. 559
Gross Andreas 236–238
Gross E. B. 168, 169
Grossholz Hans 431
Grote Theodor 370, 386
Gubler Eduard 45, 51
Guisan Henri 337, 497
Güntert Alfred 319–321
Güntert Hans 119, 609, 610, 612
Gustloff Wilhelm 108, 383

Haas Samuel 103
Haberbosch Paul 113
Habich Theo 108
Habsburg Karl v. 253
Hächler Brigitte 400
Häfeli und Stocker (Firma) 335
Häfliger Adolf 281, 422–424
Haggenmacher E. 283
Hagmann Ruedi 553
Halder Heiner 599
Haller 411
Haller K. 425
Hammarskjöld Dag 220
Hämmerle Edwin 307
Hangartner Karl 503, 505, 506
Harder Hildegard 424
Harder Karl 424
Härdi Rosmarie 400
Härri Gottlieb 374
Hauptmann Gerhard 89
Hausherr Paul 473
Hausmann Elisabeth 239
Heeb Friedrich 198
Hegner Diethelm 316, 394, 395
Hegner-Ernst Frau 316
Heim Wolfgang 63
Heimgartner 480
Heller Anton Bernhard 512–514, 517, 520
Heller Anton I. 512, 513
Heller Anton III. 515
Heller August 514
Heller Emilie 515, 516
Heller Gustav 514
Heller Walter 515
Hengherr 154
Hennefarth Kurt 332, 333, 339
Hennefarth Marga 339
Hering Emil 551, 552
Herriot Edouard 145
Herzog Adolf 569, 571, 572, 588
Herzog Ernst 569, 573
Herzog Ing. 415
Herzog Paul 573, 574, 576, 577
Herzog Robert 573, 577
Herzog Urban 565, 566
Hess Herbert 236
Hess Rudolf 81

Hess Walter 370
Heuberger Dagmar 602
Heyer von 395
Hilty Hans-Rudolf 228, 230, 234
Hilty (Wohlen) 502
Hinden 333, 334, 340, 605
Hindenburg Paul v. 74, 76, 162, 165, 256, 262
Hirzel J.C. 395
Hitler Adolf 74, 76, 80, 105, 112, 131, 133, 145, 146, 163, 164, 199, 203, 205, 207, 208, 219, 224, 252, 253, 256, 257, 258, 261, 262, 267, 287, 290–293, 311, 328, 331, 362–364, 367, 381, 384, 385, 418, 431, 433, 434, 452, 458, 466, 468, 475, 491, 505–508, 517, 519, 551, 552, 557, 558, 573, 581, 589, 590, 592
Hochstrasser Bruno 491–494, 498, 499, 509
Hochstrasser Jean 486–492, 533
Hochstrasser Josef 494
Hochuli Max 95
Hofer-Meier (Firma) 404
Hohl Jakob 421
Hollenstein Walter 400
Holliger Christian 395, 398
Honegger Heinrich 483
Hörni Paul 333, 334
Hubacher Helmut 227, 228, 232, 609
Huber Alois 530
Huber Hans 433
Huber Hans-Jörg 448
Huber Jakob 527
Huber Johann 497, 499
Huber Max 258
Huber Richard 497, 499
Huber u. Co.(Firma) 390, 612
Hübscher Willi 325, 599
Humbert Anni 387, 388, 390
Humbert-Droz Jules 200
Hummel Oskar 613
Hunziker 29
Hunziker Adele 486, 495, 496
Hunziker Ernst 390, 391
Hunziker G. 386
Hunziker Gotthilf 610
Hunziker Hermann 494, 496
Hunziker Otto 31, 51, 68, 121, 122, 153, 164, 274, 275
Hunziker Walter 494, 496
Hürlimann Otto 228, 234
Husy Otto 51, 62
Imhof F. 332
Irmiger H. 319
Iseli Werner 306
Isenegger Adolf 500, 580
Isenegger Bernhard 500
Isenegger Paul I. 500, 506, 508, 576, 577, 580–583
Isenegger Paul II. 582, 583
Isenegger Peter 493, 500, 506, 577, 580
Isenegger Thomas 583
Isenegger-Kaiser Margrith 583
Isler Jakob 53

Jaeger Ludwig 101, 102
Jäger Josef 31–45, 51, 54–56, 58, 89, 160, 273, 274, 289, 409, 410, 412, 414, 427, 440–442, 456, 484, 565, 583, 584, 590
Jäger Manfred 38, 40, 68, 95, 97, 273, 276, 282, 284, 414, 422
Jäger Walter 557
Jegge Emil 556–559
Jenni Rudolf 392
Jöhl 337
Joss Fritz 136, 431, 572
Jucker-Graf 432, 444
Junker 78

Kälin Emil 57, 171, 177
Kälin Josef 241
Kämpfen Werner 399
Kartnaller Erwin 553
Keel Nic 479, 480
Keller Alfred 153
Keller Augustin 30, 43, 152, 248, 465, 483
Keller B. Pfr. 501
Keller Emil 153, 186, 188
Keller Eugen 29, 32, 33, 69, 159, 160, 299, 301, 302, 352
Keller Gottfried jun. 30, 31, 38, 45, 54, 188
Keller Gottfried sen. 26, 27–33, 56, 59, 153, 155, 187–189, 247, 276, 298
Keller Johann 453
Keller Josef 453, 481
Keller Jules 148
Keller Mathilde 300, 302
Keller Max 299, 300, 303
Keller Robert 302, 303
Keller-Becke Gisela 303
Kerensky Alexander 184
Kerrl Hans 311

Keusch Martin 387, 433, 446, 447
Killer Karl 39, 67, 70, 110, 165, 255, 279
Kim L. 316
Kleinert E. 163
Knecht Otto 473, 474
Knoepfli Adrian 237, 238
Knuchel Karl 220
Kobelt Karl 220
Koch Peter 530
Kocher 213
Kohn Ludwig 258
König Dr. 272, 280
Konrad F.W. 143, 144
Konrad Josef jun. 351
Konrad Josef sen. 350, 351
Köpfli Adolf 420, 422
Kraft Dr. 57
Krättli Anton 120, 325, 610
Kreis Georg 581
Kromer Alice 345
Kromer (Firma) 16, 314, 320, 328, 334, 341, 346, 347, 371, 522, 599, 624
Kromer Franz Xaver 316, 342–344
Kromer Roland 341
Kromer Theodor 345
Kron Karl 514–516, 520
Kron Marius 515
Kron Therese 515, 516
Kron Thomas 514, 515
Kron-Burkart Priska 515
Küchler Dr. 468
Kuhn Xaver 482
Kühne (Sins) 535
Küng Hans 171
Kunz Theo 602
Künzli Arnold 236
Künzli Paul 163
Kuolen Josef 548
Küpfer Gottlieb 396, 552, 585–593
Kurz Erwin 28

Lachat (Bischof) 249
Landolt Dr. 110
Landolt Eugen 95, 319
Landtwing 534
Lang Louis 225, 240, 610
Lareida Kurt 72, 599, 602, 603, 608
Lauchenauer Eduard 71–79, 85, 599, 602
Laur Ernst 36, 54, 161, 174, 204, 272, 276, 278, 280, 283, 288, 452, 584
Lehmann Emil 238, 239
Lehner Alfons J. 339
Lehner Verena 339
Lenin 63, 90, 91, 143, 144, 157, 158, 160, 164, 184, 185, 193, 255, 378
Leutwiler Jakob 372, 374
Leuzinger Henri 577
Liebi Erich 236
Liebknecht Karl 181
Liechtenstein Alois 254
Lienhard Adolf 178, 180
Limacher F. 450
Lloyd George David 63, 253, 276, 430
Locher Alex 405
Locher (Sins) 535
Longchamp Claude 241
Lorenz Jakob 81, 263, 417, 432, 452, 467, 477
Loretan Willi 617
Lory Arthur 144, 159, 271
Ludendorff Erich 142, 144, 162, 199, 256, 287, 378, 380, 430, 466
Ludendorff Mathilde 321
Lüdi Urs 613
Lüscher 356
Lüscher Kurt 332
Lüthy Heini 238
Lüthy Hugo 95
Lutz W. 571

Mac Donald Ramsay 145
Mächler Robert 102
Maissen Toya 241
Malaun Karl 433, 446
Mann Thomas 205
Marti Kurt 233
Martin Franz Gabriel 28
Marx Karl 203
Matteotti Giacomo 73, 162, 198, 261
Maurer Albert 123–132, 138, 204, 218
Maurer G. 348, 351
Maurer (Brugg) 206
Maurer (Rektor) 389
Meienberg Niklaus 236
Meier Dr. (Stein) 588
Meier Herbert 19
Meier Jürg 237, 242, 243
Meier Samuel 370
Meili Armin 265
Mellinger 326
Merz-Wildi (Firma) 353
Metzger Franz 574, 582
Meuwly Peter 459, 460

Meyer Heribert 492, 493, 509
Meyer Josef 508
Meyer Kasimir jun. 463, 469, 480
Meyer Kasimir sen. 454, 461–463, 487
Meyer O. 68, 191
Meyer-Mülli Walter 469, 470
Meyer-Nauer Walter 463, 469
Minder Albin 370
Minger Rudolf 203, 205, 451
Mittler Max 325
Molotow 267
Mondet Dr. 593, 594
Moser Carl 486, 496
Moser Karl 99
Moser (Verlag) 561
Mosse Rudolf 329
Motta Giuseppe 199, 201, 204, 210, 382
Muggli Hansrudolf 405
Mühlebach August 467
Muischneek Woldemar 120, 610, 616
Müller Andreas 370
Müller Beat 236
Müller Gottfried 342
Müller Hans Ulrich 401
Müller Hans (Grosshöchstetten) 211, 283, 285, 286, 365, 366
Müller Hansjörg 405
Müller Jakob 388
Müller Paul 457, 459
Müller Pfr. 514
Müller R. und L. 319, 324, 325
Müller Richard (Bern) 222, 232, 234, 236, 238
Müller Richard (Lenzburg) 599
Müller Rudolf 333
Müller Urs 235–237
Müller (St. Gallen) 180
Müller-Wolfer Th. 209
Müri Hans 28, 120, 441
Muschg Adolf 233, 234
Mussolini Benito 67, 72, 73, 93, 96, 145, 147, 161, 162, 165, 198, 199, 202, 204, 224, 252, 256, 257–262
Mustone Catarina 530

Nacht Eduard 293, 406, 407
Naef Emil 120
Näf Dr. 538
Naine Charles 126, 182
Nasser Gamal ad-Din 220
Nathan 253
Nauer, Lehrer 483
Nauer-Huber Gottfried 499
Nessensohn Lilian 424, 425
Nessensohn Rolf 424, 425
Nicolai 617
Nicole Léon 75
Niemöller Martin 265
von Niederhäusern Ernst 316
Nietlisbach Emil 281, 465, 468
Nietlisbach (Wohlen) 480
Niggli Josef 32, 65, 70, 196
Niklaus II. Zar 505
Nobs Ernst 85, 178, 180, 196, 198, 208, 211
Nordan Max 391
Nöthiger Fritz 325
Nüssli Adolf 417–419
Nüssli Albert 409, 411, 413–419
Nüssli Benedikt 419
Nüssli Dieter 419
Nüssli-Stutz Ida 414

Obrist Hans 60–594
Oechslin J.H. 316, 342
Oehler Hans 66, 67, 167
Oeri Albert 208
Oeschger Felix 341
Oltramare Georges 140, 206, 476
Ott Hans 238
Ott und Schori (Firma) 351

Papen Franz v. 165, 475
Papst Friedrich 403
Patton (General) 330
Pechota 190, 191
Pérréard 140
Pestalozzi Heinrich 166
Pétain, Marschall 84
Peter Hans 323
Piazza (Kardinal) 435
Pilez-Golaz Marcel 85, 86
Pius XI. 434, 552
Plaar Klaus 137
Platten Fritz 126, 193, 196
Poincaré Raimond 145
Pudor Heinrich 256

Radek Karl 75
Radeke 612
Ragaz Leonhard 190, 193, 208, 210, 464
Rasser Alfred 230
Rauber Hermann 602
Rauschning Hermann 169

Rausser E. 352, 396
Rennhard Josef 447
Renold W. 37, 43, 96, 293
Renschler Regula 228
Ribbentrop Joachim v. 267
Riesenmey Rudolf 32
Ringier 18, 19, 129
Riniker Jakob 143
Rochholz Ludwig 29
Rodel 77, 199, 200
Röhm Ernst 264
Rohner F. 538
Rohr Hermann 410
Rolland Romain 89, 91
Rölli 508
Rolt-Müri (Firma) 310
Roppel Paul 577
Rosenbaum Albert 393
Rosenberg (Bünzen) 467
Roth (Treuhänder) 564
Rothenbach Ernst 151, 315
Röthlin Albert jun. 536
Röthlin Albert sen. 534–536
Rothmund Heinrich 81
Rüdt Max 183
Rüegsegger Eduard 14, 136, 167, 206, 450–452, 461, 572
Ruesch Hans 405
Rüesch Walter 403
Rusch Joh. Bapt. 20, 30, 46, 59, 65, 90, 92, 128, 129, 179, 189–192, 210, 245–247, 253, 429
Rüttimann Josef 514
Rymann Albert 410–414

Sandmeier Hedy 424, 425
Sandmeier Johann 328
Sandmeier Walter 424, 425
Sauerländer (Verlag) 26, 69
Schaffner Ing. 110
Schambron Eddy 530
Schaufelbühl Edwin 438, 439
Schenk Esther 405
Schenk Markus 307, 405
Schenkel C. 35
Schenker Kurt 163
Scherchen Hermann 217
Schibli-Keller A. 453, 457, 523
Schibli-Seiler Ernst 411, 413
Schiesser Fritz 339, 457
Schiller Friedrich 163
Schirmer Paul 457
Schleicher Kurt von 475
Schleuniger Joh. Nepomuk 249, 276, 426, 429, 430, 436, 438, 439
Schmassmann Otto 64, 70, 193–196
Schmid (Mellingen) 410
Schmid Arthur jun. 221, 223, 225
Schmid Arthur sen. 15, 70, 82, 86, 96, 128, 132, 146, 160, 161, 171, 178, 186, 193, 195, 196, 198, 199–221, 223, 229, 280, 289, 290
Schmid E. 283
Schmid Guido 499
Schmid Jakob 499
Schmid Jaques 178, 184, 185
Schmid Josef 437, 447, 448
Schmid Karl 212, 213, 215, 234
Schmid Otto 228
Schmid Viktor 42
Schmid-Ammann Paul 219
Schmidbauer Franz 231
Schneider Kurt 240, 610
Schneider-Weber Hieronymus 350, 351
Schoder Frau 562
Schori J. F. 351, 353, 371
Schöttli Heinrich 180, 183
Schrag Herbert 370
Schraner 613
Schubiger 535
Schulthess Edmund 28, 53, 468
Schulthess Ludwig 49, 140
Schumacher Alois 530
Schwarz Urs 617
Schwarzenbach James 233
Seiler August 414
Seipel Ignaz 204
Seippel Paul 568
Seligmann Laib 256
Senn Dr. 101
Senn Oskar 388
Siebenmann-Steinegger 120
Sieber Franz 585
Siegrist Albert 359
Siegrist Fritz 332, 334–341
Siegrist H. Red. 142, 143
Siegrist Hans Dr. med. 68, 274, 281
Siegrist Heinrich 554
Siegrist Peter 386
Siegrist Richard 359
Siegrist Rudolf 592
Siegrist Samuel 229, 602, 603
Söhnlein Martin 530, 531
Sommerhalder G. 146

Sonderegger Hans Konrad 205, 209
Sonderegger Hans-Ulrich 616
Sonderegger René 80, 105, 136, 166, 206, 210, 258, 259, 476, 558
Sonderegger V. Red. 145, 149
Sonnino Sidney 253
Speck (Zug) 534
Speich Sebastian 236
Spitteler Karl 89
Sprüngli Walter 492, 493, 504, 507–510
Spühler J. J. 28, 29
Stalder Gottfried 499
Stalder Peter 570–573
Stalin Josef 164, 165, 200, 203, 219, 384, 468, 519
Staubesand Alfred 234, 392
Steffen Frieda 400
Steffen Paul 400
Steiger Hans 235, 237
Steigmeier Andreas 244
Steinegger Joh. Rudolf 120
Steiner Arthur 220
Steiner Jakob 285
Steiner Jörg 236
Steiner Karl 285, 365, 370, 388, 391
Steinmann Alois 457, 520, 523, 525, 528
Steinmann Josef 457, 520, 523–526
Steinmann Josef jun. 528, 529
Steinmann Jürg 529, 530
Steinmann Rudolf 528
Stich Otto 240
Stöcker Eduard 345
Stocker Franz August 553
Stöckli-Egloff Siegfried 440–442, 447, 470, 472, 481–484
Stöckling Peter 236–242
Stoeckli Siegfried 442, 447
Stolz Alban 251
Strabolgi Lord 213
Strähl Fürsp. 50
Strahm Hans 219, 226, 286, 287, 290, 291, 293, 366
Strasser Gregor 105
Straub Franz 602–604, 621
Strebel J. 514, 517
Stresemann Gustav 145, 256
Stücheli 392
Studler Albert 94, 272, 275, 279
Sulzer-Ziegler Carl 191
Süsstrunk Prof. 421
Suter Helmut 72, 85–87, 219, 225, 599, 602
Suter Martin 370
Suter Otto 176, 178–180, 186, 250
Suter-Badertscher Albert 305
Suter-Lindegger Albert 306, 617
Suter-Schaffner Hans 306, 617
Suter-Suter Albert 305
Szell-Fröhlich F. 191

Tenger Ernst jun. 359, 369, 383, 385–387
Tenger Ernst sen. 372, 374–381, 383
Tenger Hans Rudolf 383, 386, 387
Tenger Samuel 371, 373, 374
Tepper Klaus 391, 392
Thalmann Hans 401
Theiler Hans 225
Thürig Eva 231
Thürig Werner 221, 222, 224–231
Thut Bruno 333
Tirpitz (Admiral) 380
Tobler Robert 79, 136, 206
Toscanini Arturo 213
Trentin Valentin 243
Trotzky 181
Trüeb (Firma) 26, 69
Tschäni Hans 557

Uchtenhagen Lilian 240
Umbricht Fritz 420
Umbricht Josef Leonz 420
Urech Jakob 316
Ursprung Werner 198, 432
Ursprung, Laufenburg 280

van den Bergh G. 370
Velati-Oppliger Madeleine 392
Vetter Rudolf 491
Villiger Daniel 544
Villiger Marcel 543, 544
Villiger Theo 543
Villiger Theodor 532, 533, 538–543
Villiger-Bisang Rita 544
Vogt Walter 236
Vogt-Schild AG 623
Völlmin H. J. 332
von Arx 71
von der Mühll Urs 231
von Euw René 234
von Niederhäusern Ernst 316
Vonäsch Friedrich 278, 279
Vonwyl Hans 450

Wagner Reichsstatth. 329
Walder Bruno 498
Waldisbühl 535
Waldmeyer A. 577–580
Wallimann Ernst 332, 333, 355, 391, 392
Walser Paul L. 228, 234
Walter Ernst 210
Walter Otto F. 236
Wanner Eugen 101, 102, 104, 114, 118, 608, 609
Wanner Otto jun. 102, 104, 110, 114–118, 233, 243, 424, 448, 479, 598, 599, 605, 606, 608–614, 616, 617, 620
Wanner Otto sen. 34, 41–45, 90, 92–105, 111, 114, 136, 248, 277, 284, 409, 410, 414, 441, 607
Wanner Peter 615, 616, 620–624, 627
Wartenweiler Fritz 81, 105
Washington Georg 378
Weber J. 394
Weber Leo 479, 514, 520
Weber Max 223, 224
Weber Otto 120
Weber Robert 359
Weber-Vogt S. 350, 351
Weder A. 26, 51, 54, 57, 62, 65
Wehrli Rudolf 27
Weiss, Rabbiner 135
Weissenbach Ferdinand jun. 471, 473–475, 478, 479
Weissenbach Ferdinand sen. 470, 481
Weissenbach Hans Ferd. 477, 478, 486
Weissenbach-Stutz Dora 478, 480
Welde Ernst 418
Welti Emil 29
Welti Franz 196, 200
Wenzl Dr. 558
Werder und Zobrist (Firma) 311, 313
Wessel Horst 559
Wessenberg von 484
Wetzel Reto 577
Widmann Dr. 26–30, 43, 51, 56
Widmer A. 316
Widmer Hans-Peter 151, 597, 598, 601, 602
Widmer Kurt 515
Widmer-Burkart Isabella 515
Wiederkehr Gustav 456
Wild Susanne 425
Wildi E. 153
Wildi Robert 351
Wilhelm II. 61, 88, 378
Wille Ulrich 61, 65, 464
Wilson Woodrow 89, 91, 127, 143, 183, 253, 276, 378, 379, 430, 517, 549
Wind Alois 473
Windfelder Günter 332–334, 459
Wirth Clara 180
Wirth Josef 202
Wirz Emil 26–30, 56, 59, 396
Wirz Wolf 328, 559
Wiss Wilhelm 335
Wittmer Konrad 237
Witz Friedrich 71, 72
Wolbold Karl 432, 442–444, 450–452
Wolbold-Zimmerli E. 444
Woodtli 403
Wüest Dr. 38
Wyler Eugen 136, 579
Wyler Isaak 395
Wyrsch Alfred 44, 58, 246, 249, 411
Wyss Hans A. 136, 167, 168
Wyss Jürg 425

Zai Peter 342
Zander Alfred 136, 450, 451
Zaugg Fritz 144, 278, 279
Zaugg Christian 231, 234
Zehnder Josef 34, 41, 42
Zellweger Eduard 110
Zeugin Gottfried 167
Ziegler Jean 236
Zifferblatt Dr. 256
Zimmerlin Karl 32, 51, 61, 62, 65, 71, 96
Zimmermann Edgar 610, 616
Zimmermann Edi 547
Zimmermann G. 584, 585
Zimmermann W. 543
Zobrist (Werder u. Zobrist) 311, 313
Zoller Dr. 45
Zschokke Konradin 28
Zschokke Richard 260, 285, 366, 376
Zuber Urs 371, 387
Züblin Karl Eugen 120
Zwygart Dir. 110